This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

50562.15

Harvard College Library

THE GIFT OF

FREDERICK ATHEARN LANE,

OF NEW YORK, N. Y.

(Class of 1849).

1 Jan. 1891.

Lenau's Leben.

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

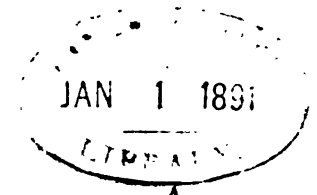
Von seinem Schwestermanne

Xaver
Anton X. Schurz.

Erster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

505 $2.15
6



Lane Fund.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorrede.

Meine Vorrede wird kurz seyn dürfen. Voran stelle ich meinen innigsten Dank für die Beiträge, welche mir von allen Seiten freundlich zuflogen. Mögen die edlen Spender ihren besten Lohn in dem durch sie sprechender gewordenen Bilde Lenau's erblicken! — Auch den bisher über Lenau erschienenen Schriften von Auerbach, Mayer, Frankl und Emma Niendorf habe ich manches mit Dank entnommen, gleichwie die öffentlichen Mittheilungen Anderer nach Bedarf benützt.

Vor Allem aber fühle ich mich Anastasius Grün und jener Frau, die Lenau selbst seine Muse nannte, auf das Höchste verpflichtet. Ersterer, der berühmte Mitringer unseres Dichters, schenkte mir ebenso gütigen als gründlichen Beirath, und der Hochherzigkeit der Letzteren schulde ich, außer einigen eigenen werthvollen Beiträgen, auch noch alle jene zahlreichen herrlichen Briefe, worin Lenau seine ganze Seele vor ihr ausgoß.

Lenau schrieb zu Winnenthal im November 1844: „Wer ist mein Sekretär? Wer mein Commentator? Schurz ist, was er wird seyn wollen. —" Hierin erblick' ich meine Berechtigung, meinen Beruf. Ich *wollte*, ich *mußte* es ja seyn, nachdem ein Anderer hiezu gar nicht so wie ich, durch meine persönliche Stellung zu dem unvergeßlichen Todten, aber Unsterblichen, in der Lage sich befunden

haben würde; ein Mann aber, wie Lenau, durfte durchaus nicht einer umfassenden Lebensgeschichte entrathen. Möge dieß meine Leistung in Schutz nehmen, wo sie dessen bedarf!

Uebrigens schien mir, ein so tief innerer Mensch und vorzugsweise großer Lyriker, wie Lenau, würde sich am besten selbst schildern, nämlich durch seine eigenen Briefe. Ich stellte daher diese, insoweit sie mir zugänglich waren, nach der Zeitfolge zusammen, und verband sie nur ergänzend mit biographischen Notizen. Dieß Buch ist also im Ganzen bei weitem mehr Lenau's eigenes als mein Werk.

Wien, im Mai 1854.

Ant. X. Schurz.

Inhalt.

Seite

Vorrede V

Erstes Buch.

Hinan!

Erster Abschnitt. Kindheit-, Jugend- und Lehrjahre 1

Zweiter Abschnitt. Die zwei „prägnantesten“ Jahre 114

Zweites Buch.

Oben!

Dritter Abschnitt. Wanderjahre. Erstes Fünf 239

Erstes Buch.

Hinan.

Erster Abschnitt.

Kindheit, Jugend und Lehrjahre.

Nikolaus Lenau wurde im Jahre 1802 am 13. August geboren. Sein Geburtsort ist Csatád, ein geringes Dorf, wiewohl Hauptort der gleichnamigen königlich ungarischen Kammerherrschaft, an der Poststraße, vier Meilen von Temeschwar, der nunmehrigen Hauptstadt des Temescher Banats und der serbischen Woiwodschaft. Lenau erhielt in der Taufe die beiden Namen: Nikolaus Franz; den ersteren von seinem Pathen, Nikolaus Hell, königlichem Rentmeister in Csatád. Man könnte es leicht als eine schlimme Vorbedeutung für den Täufling ansehen, daß dessen Pathe sein Leben durch den Sturz in einen tiefen Brunnen endete. Es ist fast, als ob Lenau seine Schwermuth schon als Pathengeschenk eingebunden erhalten hätte. Seinen zweiten Taufnamen Franz empfing er aber von seinem Vater, Franz v. Niembsch, königlichem Amtsschreiber in Csatád.

Die Nimbtz, seltener und früher Niembtz, spielen in der Geschichte der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien keine unbedeutende Rolle, denn sie waren sogenannte Großbürger, oder, wie sie in großen Städten genannt werden, Patrizier, und erscheinen schon im 16. Jahrhundert, als wo sichere Kunde von jener Stadt aufzufinden ist.

Ein Adam Franz Niembtz ist am Anfange des 18. Jahrhunderts dortselbst Rathsverwandter (Beisitzer des Magistrats) und Gerichtsnotar, und wird dann auch kaiserlicher Grenzzoll-Einnehmer; 1712 ist er auch Assessor des Briegischen und Strehlener Weichbildes-Landgerichts, und am 25. März 1745 starb er als Prokonsul, königlich preußischer Zolleinnehmer und Waisenpräses der Stadt Strehlen. Er war verheirathet mit Marianna

Rosalia, Tochter des Theodor Anton Schapplo von Rosen-Lilienfeld, welche ihm mehrere Kinder geboren hat, worunter als jüngsten Sohn Augustin Johann Thaddäus, getauft zu Strehlen am 19. August 1717. Dieser trat um das Jahr 1737 in kaiserliche Kriegsdienste, und wurde 1745 Unterlieutenant beim 10. Fußregimente Harrach, als welcher er sogleich geheirathet haben muß, denn schon am 15. August 1746 ward ihm sein einziger Sohn Joseph, angeblich zu Arkenbusch in den kaiserlichen Niederlanden, und nach Anderen zu Oudenbosch (Altenbusch) in Nordbrabant, jetzt zu Holland gehörig, geboren.

Augustin schrieb sich, nach einer mir vorliegenden Unterschrift aus dem Jahre 1766, von Niembz; im Mannschaftsstande des kaiserlichen Heeres erscheint er aber auch als v. Nimbsch und v. Niembsch. Er dürfte also die letztere Schreibart des Namens zuerst angenommen haben. Nach vierzig ehrenhaften Dienstjahren wurde er am 17. November 1777 mit dem Titel eines Oberstlieutenants in den Ruhestand versetzt, und starb am 16. Juli 1789 zu Wien im Alter von 72 Jahren, ohne Hinterlassung eines Vermögens, und auch Briefe über seinen Adel, dessen er sich immer bedient hatte, wurden nicht vorgefunden.

Joseph kam schon als Knabe in die Wiener-Neustädter k. k. Kadetten-Akademie. Laut des Standbuches derselben trat am 17. April 1768 Joseph „Baron von Nimtsch“ als Unterlieutenant zum Küraſſier-Regimente Stampa d'Ayasassa, dem nunmehrigen sechsten, bei welchem er im Juli 1773 zum Oberlieutenant vorrückte, worauf er am 11. Jänner 1774 die Freiin Katharina v. Kellersberg heirathete. Diese war etwa 20 Jahre alt, und bereits Waise. Ihr Vater hatte die Stelle eines General-Auditor-Lieutenants bekleidet.

Die Ehe Josephs und Katharinas wurde zwar mit fünf Kindern gesegnet, wovon aber nur ein einziges, der am 20. Juni 1777 zu Tartos in Oberungarn geborne Sohn Franz aufkam. Zur ebenerwähnten Zeit war Joseph Oberlieutenant beim Küraſſier-Regiment Serbelloni, dem jetzigen vierten. — Fränzchen wanderte nun mit seinen Eltern, und diese mit dem Regiment häufig umher, meistens in Oberungarn. Die Reiterei wird gewöhnlich in Dörfer verlegt. Wenn nun in Dörfern überall nur geringe Gelegenheit zur Erziehung und Ausbildung von Söhnen besserer Herkunft gefunden

zu werden vermag; wie dann erſt in Ungarn damals! Einen eigenen Hofmeiſter dem Knaben zu halten, dazu waren die Eltern nicht vermöglich genug, und ſo wuchs denn dieſer wohl mehr nur auf, als daß er auferzogen und ausgebildet wurde. Das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kind ſcheint ein etwas kühles und untrauliches geweſen zu ſeyn. Damals war es üblich in beſſeren Ständen, daß ſich die Eltern von ihren Kindern „Euer Gnaden“ tituliren ließen. Das mußte ſich wie ein Eispanzer ums Herz legen. Der Vater Niembſch war zwar überaus ehrenhaft und brav, und zumal ein tüchtiger Soldat, aber kein guter Hofmeiſter, was überhaupt ein Vater ſehr ſelten iſt. Die Mutter, eine ſehr weltkluge, gewandte, aber auch ſtrenge und heftige Dame, die ſich leichter Achtung als Liebe zu erwerben vermochte, war wohl kaum eine ſtets aufſichtige, ſorgfältige und langmüthige Kindererzieherin. Saß ſie einmal Abends an ihrem Tarok-tapptiſche, ſo mochte Fränzchen, wenn es nicht etwa ſelbſt mitſpielte, was es gerne that, thun und laſſen, was ihm eben einfiel. Und ſo machte denn der aufgeweckte, gutbegabte, aber höchſt leichtſinnige Junge mit heiteren Officieren und Kadetten frühzeitig Alles mit. Vorzüglich aber gewann er Gefallen am Hazardſpiel, das ein Keim alles Unheils iſt. Die Folgen davon waren leider nicht die beſten.

Als im Jahre 1788 der Krieg mit den Türken ausbrach, machte Joſeph v. Niembſch denſelben bereits als erſter Rittmeiſter mit. Nachdem Friede geſchloſſen war, mußte Niembſch ſchnell von Oſten nach Weſten in die unruhigen kaiſerlichen Niederlande. Er war nun auf Jahre von den Seinigen getrennt. Seine Frau zog nach Böhmen zu Freunden; Sohn Franz aber ward nach Eperies in Oberungarn gegeben, um dort die lateiniſchen Schulen zu beſuchen. Jetzt blieb wohl dieſer gänzlich ohne Zucht und Aufſicht.

Rittmeiſter Joſeph v. Niembſch that ſich in der bei Dourlera und Fleuris gegen die Franzoſen vorgefallenen Schlacht beſonders hervor. Am 16. Oktober 1793 griff er bei Battignies an der Spitze der Majors-diviſion ſeines Regimentes den Feind mit vorzüglicher Tapferkeit an, brachte ihn wiederum zum Weichen, und verſchaffte dadurch den bereits umrungenen Infanterie-Bataillons von Klebeck und von Stein Gelegenheit, ſich in Ordnung zurückzuziehen.

Niembſch, da er ſich durch ſiebenjährige Feldmühſale hart mitgenommen fühlte, trat am 1. Auguſt 1795 zur Militär-Monturs-Commiſſion zu Altofen in Ungarn über.

Hier befand ſich nun im Oktober 1798 auch Franz wieder bei ſeinen Eltern. Er war inzwiſchen ein ſehr hübſcher, großer, ſchlanker junger Mann geworden, ſo daß man ihn gewöhnlich nur den ſchönen Niembſch zu nennen pflegte. Kein Wunder alſo, daß er manchem Mädchen gefiel, und er war ſehr dankbar dafür, denn ſie gefielen ihm auch wieder, vor Allen aber die niedliche, feurige Thereſe.

Thereſe war eine Tochter des damals ſchon längſt verſtorbenen Oberfiskals der königlichen Freiſtadt Peſth, Franz Maigraber, und deſſen Gattin, Magdalena Schad. Magdalena hatte ſich nach dem Tod ihres erſten Mannes Maigraber mit dem Magiſtratsrath von Peſth, Sebaſtian Mihits, und in dritter Ehe mit dem Rittmeiſter Albin Grettler verbunden. Aus ihrer erſten Ehe waren drei Kinder vorhanden: Franz Maigraber, zu jener Zeit (1798) ſchon Controlor der königlichen Cameralherrſchaft Kraſchowa im Banat; Anna, an den Profeſſor der Rechte an der Peſther Univerſität, Mathias v. Marcovics vermählt, und unſere Thereſe; dann aus der zweiten: Sebaſtian Mihits, damals Huſarenlieutenant bei der kaiſerlichen Armee in Italien; die dritte Ehe endlich blieb kinderlos. Magdalena war auch ſehr vermöglich; ſie beſaß das in Peſth am Rathhausplatze nächſt den Piariſten gelegene Haus Z. 57 „zur Sonne," und noch ein anderes in Altofen mit großer Wirthſchaft und vielen der beſten Weingärten.

Der junge Niembſch und Thereſe Maigraber ſcheinen ſogleich heftig für einander Feuer gefangen zu haben. Niembſch war bereits am 1. November als Kadett zum damaligen zehnten leichten Dragoner-Regimente Fürſt Lobkowiz, jetzt drittes Regiment leichter Reiter, angenommen worden. Anfangs December mußte er nach Nagy-Körös bei Ketſchkemet einrücken. Nun brach der Liebesjammer los.

Anfangs waren es nur die Qualen der Trennung, welche Stoff zu gegenſeitigen Klagen boten. Die bereits eingetretene große Innigkeit des Verhältniſſes zeigte ſich ſogleich daraus, daß die Liebenden ſich ſchon in ihren erſten Briefen: „Geliebtes Weib!" und „Geliebter Mann!"

aufsprachen. Dann aber reihte ſich Unfall an Unfall, bis in den Sommer 1799 hinaus. Thereſens Mutter, welche Schlimmes von Niembſchens Wandel und leichtſinniger Verſchwendung gehört, wollte in deren Verbindung mit ihm lange nicht willigen; und ſeine Eltern drohten ſogar mit Verſtoßung und Enterbung. Gleichwohl reichte er, um nur heirathen zu können, gegen Ende Juni 1799 ſein Entlaſſungsgeſuch ein, und daſſelbe wurde zum Regiment bei der Armee in Italien geſandt. Thereſe hatte ein väterliches Erbe von 2200 fl. anliegen, das ſie, weil ſie noch minderjährig war, erſt dann, wenn ſie ſich verheirathet haben würde, zur freien Schaltung erhalten ſollte. Hievon wollten ſie in der erſten Zeit leben; auch hofften ſie, er würde im Banat auf einer königlichen Cameral-Herrſchaft eine Beamtenſtelle erlangen. Aber die Entlaſſung zögerte peinlich, und doch war Thereſe dem Augenblicke ſchon nahe, Mutter zu werden, und ſie hatte geſchworen, wenn ſie dieß würde, bevor ſie Gattin geworden, dieſe Schmach nicht zu überleben. Glücklicherweiſe kam der Abſchied doch noch früher an, und Niembſch eilte Anfangs Auguſt 1799 frei nach Peſth. Am 6. Auguſt erfolgte die Trauung. Bald darauf ward die Reiſe ins Banat angetreten, auf die Gefahr hin, daß Thereſe unterwegs entbinden könnte, und ſo ward ihr Kind, eine Tochter, die den Namen Magdalena erhielt, am 28. Auguſt denn doch ſchon zu Uj-Pecs geboren, wo Niembſch als königl. cameralherrſchaftlicher Amtsſchreiber angeſtellt worden war.

Von Uj-Pecs ward Niembſch bald nach Lippa an der Maroſch überſetzt. Hier erwies mir, dem achthalbjährigen Knaben im fernen Oeſterreich, der Himmel die hohe Gnade, daß er am 5. Hornung 1801 in der kleinen Thereſia Anna meine künftige Frau geboren werden ließ.

Die Kammergüter-Verwaltung im Banat war Ende 1799 erſt ganz neu eingerichtet worden; es mochten alſo wohl damals ſehr häufig Verſetzungen von Beamten nöthig fallen. Niembſch blieb auch in Lippa nicht lange und kam, ohne ſeine Dienſteigenſchaft zu verändern, zur Kammerherrſchaft Csatád. Hier alſo ward — wir ſtehen wieder am Eingange — Nikolaus Lenau geboren. Seiner Geburt gingen vielleicht eben ſo große Stürme voran, wie jener ſeiner älteſten Schweſter Magdalena. Sein Vater war durch ungezügelte Lebensweiſe, insbeſondere aber durch grenzenloſe Spielwuth bei ſehr ſchmalem Einkommen, denn das kleine väterliche

Vermögen seiner Frau war bald zerschmolzen, tief in einen Schuldensumpf gerathen. Die Nähe der ganz hübschen Stadt Temeschwar, wo sich aufsichtslos manche Glücksfreibeuter herumtrieben, war ihm besonders verderblich. Er fand leicht Gelegenheit und wohl auch amtlichen Anlaß, auf einige Tage dahin zu gelangen, wo er sich dann eben so ungescheut als unbesonnen dem Strudel seiner rasenden Lüste überließ. So geschah es einmal, daß seine Frau, als sie, weil er ihr zu lange ausblieb, aus Besorgniß ihm nachreiste, alldort traurige Gelegenheit fand, sich zu überzeugen, wie wenig ihm eheliche Treue am Herzen lag. Mochte auch darauf der gewissenlose Mann, in kurzer reuevoller Zerknirschung, sich vor ihr weinend auf den Knieen winden — der furchtbare Wurm saß einmal fest und nagte rastlos fort und fort in ihrem zerrissenen Herzen, worunter bereits das werdende Leben Lenaus schlug.

Ich weiß nicht, war es auch noch vor der Geburt Lenaus, oder doch nicht lange darnach, etwa Ende Jänner oder im Anfang Hornung 1803, als Niembsch bereits wieder weiter, nach Bogschan, übersiedelt war — daß ein fast noch Entsetzlicheres sich begab. Lenchen, die nun schon dreijährige Frucht des herben Hochzeitjahres, war zum großen Kummer beider Eltern schwer erkrankt. Sie litt an der furchtbaren Gehirnhöhlenwassersucht. Wie das arme Kind immer schlechter wurde, verloren die Eltern das ganze Vertrauen in den Ortswundarzt, und Niembsch eilte in höchster Eile nach Temeschwar, um von dort einen weitberühmten Arzt um jeden Preis schleunigst herbeizubringen. Niembsch bleibt lange über die gesetzte Zeit aus. Die einsame Mutter daheim ist inzwischen die erbarmungswürdige Beute von Angst und Ungeduld. Auch das gemarterte Kind scheint, indem es beständig mit dem einen Händchen nach dem leidenden Haupte schlägt, den säumenden Vater herbeiwinken zu wollen, und stumm um Hülfe zu ringen. Alles vergeblich! Er kommt nicht. Das Kind beginnt schon zu röcheln; o Entsetzen der Mutter! — es stirbt, es ist todt. Da öffnet sich die Thüre, und hereintritt ... nicht der Arzt, nicht der Vater, nein, zwei räuberische Spielgesellen des letzteren treten herein mit einer Schuldverschreibung von diesem über 17,000 Gulden, die er an sie verloren, um in die Mutter an der Leiche ihres kaum verschiedenen Kindes wegen Mitunterfertigung zu bringen, widrigens ihr in Temeschwar zurück-

gehaltener Mann unnachsichtlich dem Schuldthurme und der Schande überliefert werden sollte. Vernichtet, bewußtlos verpfändet sie sich wirklich durch ihren Namen zu Opfern, die sie erst mehrere Jahre darauf, nach dem Tode ihrer Mutter, abzutragen vermag. Nach solchen Vorfällen, die auch einen Leichtsinnigen schwer drücken mußten, wenn er auch in Betreff des letztern Ereignisses sich selbst einigermaßen damit beschwichtigen mochte, daß auch hundert Aerzte die einmal entschieden eingetretene, durchaus unheilbare Gehirnhöhlenwassersucht nicht mehr hätten heben können — und die doch auch nicht ganz verschwiegen bleiben mochten — konnte wohl Niembsch, dessen häusliches Glück auf das heftigste, und dessen Gesundheit auch schon bereits stark erschüttert war, selbst nicht mehr lange im Banat zu weilen wünschen. Er entsagte seinem Dienste, und schon im Frühjahre 1803 befindet sich sein armes Weib mit ihren nur mehr übrigen zwei Kindern, Resi und Niki, wieder bei ihrer betrübten Mutter in Altofen.

Der leichtfertige Vater verweilte nicht lange in Altofen; er flog nach Wien, angeblich, um eine bessere Zukunft für sich und die Seinigen zu suchen. Er lebte aber dort, denn er hatte sich Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuße, hatte Monatzimmer, einen Bedienten, einen Reisewagen, trug einen Brillantring, galt für einen Grafen und Wittwer, und machte einer schönen, jungen und vornehmen Dame sehr lebhaft den Hof. Seiner armen einsamen Frau berichtete er dagegen: er könnte zwar als Handlungscommis mit 600 fl. Gehalt unterkommen, allein eine so geringe Stelle behagte ihm nicht; sie aber erwiederte, daß es keine Schande wäre, zu dienen, wenn er nur die Seinigen ehrlich davon zu erhalten vermochte. Seine Ablehnung wäre nur ein Zeichen, daß es ihn gar nicht kränke, sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrod essen zu lassen. An ihr sollte es gewiß nicht fehlen, mit 600 fl. auszulangen, und er selbst würde seinem Niki zu Liebe wohl auch gern ein wenig eingeschränkt leben wollen. Dieser wäre überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur, und es blutete ihr das Herz darüber, daß er, sein Vater, diesen gar nicht sähe. Am 22. Juli 1803 habe Nickerl die Mutterbrust verloren, worüber er sehr betrübt sey, sie selbst aber doch beinahe noch mehr. Auch begänne er schon zu laufen. Aber auch dieß vermochte den Gatten und Vater noch nicht heimzuziehen. Er kehrte erst

Anfangs Oktober zu den Seinigen zurück, wohl nur, weil ihm die Mittel ausgegangen, seine glänzende Rolle in Wien fortzuspielen. Seitdem ward nichts mehr von so traurigen Absprüngen bekannt. Mochte er auch noch dann und wann mehr oder minder heftigen Rückfallsanwandlungen ausgesetzt gewesen seyn — das abmahnende inständige Flehen seiner in den größten Drangsalen bewährten, unerschütterlich treuen Gattin war nun nicht mehr fruchtlos. Wie treu sie ihm war, erhellt daraus, daß einmal, als sie von einem der ruchtbarsten Raufbolde und zugleich Wüstlinge jener Zeit, dem Grafen W., der drei große Fanghunde hatte, die er hohnweise Jesus, Maria und Joseph rief, im Bette überrascht worden, und er sie mit den größten Verheißungen und zuletzt mit Gewalt zu seinen Lüsten bringen und zwingen wollte, sie ein Messer ergriff, und ihn zu erstechen schwor, wenn er sie nicht augenblicklich verließe, was er, so kühner Entschlossenheit gegenüber, denn auch flugs that. Ein Blick Niembschens auf seine ihm nun immer nahen unschuldigen Kindlein, deren, zum Ersatze für die verlorene ältere Leni, durch eine neue Leni am 27. Juni 1804 wieder drei geworden waren, war ebenfalls ein Abhaltungsmittel; aber weit nachdrücklicher noch hielt ihn die rächerische Hand der unnachsichtigen Allwesenmutter, die sich nur zu gewichtig auf seinen durch jahrelange unmäßige Leidenschaften zerrütteten und erschöpften Leib gesenkt hatte, vor frischen Verirrungen zurück. Er verfiel in langsam aufreibende Abzehrung.

Niembsch lebte mit seiner Familie bei seiner Schwiegermutter in Altofen. Seine eigenen Eltern — sein Vater war am 1. August 1804 zum Major-Commandanten der Militär-Montur-Commission zu Podgorsche in Westgalizien, Krakau gegenüber, ernannt worden — wollten nichts von ihm wissen, wiewohl sie für ihn jährlich ein paar hundert Gulden Schulden zu tilgen übernommen hatten. Erst im Mai 1806, als seine Krankheit bereits vorgerückt war, scheint er wieder um ihre Gnade gebeten zu haben, die sie ihm denn auch nicht versagten, denn es folgten nun öfter Unterstützungen. Die volle Aussöhnung des Vaters geschah aber erst am 3. December 1806, dem Namenstage des unglücklichen Sohnes, wo der Vater ihm schrieb, er wolle ihn an alles Vergangene nicht erinnern, und seinen Versicherungen Glauben beimessen, daß seine Reue vollkommen sey. Sein Sohn könne von ihm überzeugt seyn, daß er ihm

in Rückſicht ſolcher gänzlich verzeihe, und von Herzen eine vollkommene Geneſung wünſche. Derſelbe möge nur Alles anwenden, was ſeine Herſtellung befördern könne. Sobald es nur ſeine körperlichen Kräfte zuließen, eine Reiſe zu machen, würden die Eltern auf Mittel bedacht ſeyn, ihn nach Brünn kommen zu laſſen, und alles Mögliche zur Erlangung ſeiner Geſundheit aufzubieten.

Einige Tage darauf ſchon trat der alte Niembſch ſeine Ueberſiedlungsreiſe von Podgorſche nach Brünn an, wohin er zum Oberſtlieutenant-Commandanten der Militär-Monturs-Commiſſion ernannt worden war. Sein armer Sohn ſchritt indeſſen unaufhaltſam mit jedem Tage einen weitern Schritt ſeinem Grabe näher. Auch ſogar der Gebrauch des Bades zu Eiſenbach (Bichna) unweit Schemnitz, wozu ihm ſeine Eltern bereits im Juli 1806 200 fl. geſendet, hatte keinen Einhalt mehr zu thun vermocht. Alle die Seinigen waren dahin mitgenommen worden. Dem durch ſeine Krankheit ſehr grämlichen Vater fiel ſein noch junges, lebhaftes, feuriges Söhnlein durch gewaltigen Lärm nicht ſelten zur Laſt und dieß zog ſich dadurch beinahe deſſen bleibende Abneigung zu. Einmal ſogar — es war dieß die einzige deutliche Erinnerung, die Lenau von ſeinem frühverlorenen Vater behielt — als der Kleine es gar zu toll trieb, ſprang der wiederholt umſonſt Ruhe heiſchende Vater plötzlich aus dem Bett und auf den Schreihals zu, und gab ihm eine derbe Maulſchelle. Noch als Mann ſah Lenau die hohe, hagere, weiße Geſtalt dieſes furchtbaren Augenblicks mit erhobener Hand vor ſich ſtehen, faſt ſo oft, als er ſeines Vaters gedachte, was jedoch nur ſelten und in Gedichten niemals geſchah, während er ſeine ſtets liebevolle Mutter mehrmalen und ſo ſchön und zärtlich beſang.

Einige Schritte nur noch und wir ſtehen mit dem Verirrten an ſeinem früh erreichten Grabe! Derſelbe ſchrieb aus Altofen den 14. Februar 1807: Meine liebe Mutter! O Gott, Euer Gnaden können nicht glauben, wenn ich ſo allein, allein ſchmachte, und mir ſo die Dinge alle durch den Sinn fahren, was ich empfinde! — Ich weiß, daß meine Kräfte von Tag zu Tag abnehmen und ich endlich der Schwäche unterliegen muß. Daß dieß die natürlichen Folgen von Allem ſeyn müſſen, iſt ſich leicht einzubilden.

Hier folgen nun die allerletzten Zeilen, die Franz v. Niembſch mit zitternder, matter Hand ſchrieb: Altofen den 7. März 1807. Den gnädigen Erlaß vom 26. Februar erhielt ich heute mit vieler Herzensfreude, denn ich glaubte wirklich Eines krank.

Gnädigſte Mutter, itzt wäre, glaub' ich, eine Gelegenheit nach Peſth leicht zu finden, denn Alle gehen itzt her von Brünn, und ſo wäre ein Leichtes, etwas zu ſchicken.

Jetzt muß ich die Waſſer beſtellen. Er ordinirt mir Lublauer Waſſer mit Geißmilch und China. Ich möchte erſticken vor China-Kaffee!

Liebe Mutter, ich bin zu ſchwach und konfus, um weiter ſchreiben zu können.

Ich küſſe ſammt meiner Familie die Hände und geharre als Euer Gnaden gehorſamſter Sohn Franciscus Niembſch.

Am 23. April 1807 ſtarb er! Wir verlaſſen mit mitleidigem Bedauern Lenau's Vater. Sein trauriges Ende, ſeine Ergebung, ſeine Reue ſenken einen milden Schleier über ſeine Verirrungen. Ruhe ſeiner Aſche; er gab uns Lenau!

Dieſer war damals nicht einmal noch volle fünf Jahre alt. Seine Mutter konnte ſich nicht entſchließen, ihn ſeinen Großeltern nach deren Wunſche zu überlaſſen. Die Großeltern mochten damals auch die Sache nicht ſehr betreiben, da der Enkel doch noch ganz klein war, und der politiſche Himmel ſich allmählig wieder zu umwölken begann. Zuletzt brach der große Krieg von 1809 aus, und die Franzoſen drangen auch nach Brünn vor, von wo ſich der alte Niembſch mit ſeinen Monturvorräthen über die kleinen Karpathen ins Herz von Ungarn flüchten mußte. Dieß verſchaffte ihm und ſeiner Gattin wenigſtens das Vergnügen, die noch nie geſehenen Enkel umarmen zu können. Lenau, damals ſiebenjährig erſt, flößte doch ſchon einige Achtung ein durch frühzeitige, natürliche Weisheit und ein männlich gemeſſenes Gehaben, denn er war durch die ihm ſtets bewieſene unbegrenzte Verehrung ſeiner gefühlheißen Mutter bereits ein wenig zu ſelbſtſtändig ſpröde geworden, um ſich den ihm noch fremden kühleren Großeltern mit Einem Sprunge in die Arme zu werfen. Auch

hatte er, was die geliebte Mutter von seinem Herzen ihm noch übrig ließ, bereits an seine Großmutter Grettler verschenkt, die keine Gelegenheit versäumte, ihn gehörig mit Backwerk und Torten zu feiern. Uebrigens verspeiste Niki auch zu Hause jeglichen Morgen ganz gemüthlich sein schneeweißes pflaumiges Kipfel, während die beiden Schwesterchen sich mit einer gewöhnlichen schwarzen Semmel genügen lassen mußten, was auch sogar die Mutter that, denn es ging ihnen in Pesth, wo sie dürftig wohnten, sehr knapp. Wenn nun aber ein so sichtlich und überall bevorzugtes Kind allmählig etwas ich- und herrschsüchtig, eigen- und eisenwillig würde, und fernerhin bliebe, so wäre das eben so wenig ein Wunder, als seine Griesgrämigkeit, wenn ihm dereinst das launenhafte Schicksal nicht immer sogleich, wie die gefügige Mutter, nach vollem Wunsch und Willen thut.

Bald, nachdem im Oktober 1809 mit Napoleon wieder Friede geschlossen worden war, kehrten die Großeltern über Wien mitten durch die Franzosen wieder nach Brünn zurück. Gleich im Frühjahre darauf verlangte die Großmutter Niembsch, daß Thereſe mit allen drei Kindern von Ofen nach Brünn ziehen sollte, sie würden dort alle wohlversorgt und die Kinder bestens erzogen werden. Nur allein der sonst doch so edlen Mutter übertriebene Furcht: an der Liebe ihrer Kinder — zumal aber doch des, von ihr wahrhaft vergötterten einzigen Sohnes, dessen in der That auch unermeßlichen Werth sie früher als jeder Andere ahnte — durch die Wohlthaten einer vermöglichen und überdieß berechtigten Nebenbuhlerin empfindlich beeinträchtiget oder etwa gar gänzlich für immer daraus verdrängt zu werden — diese Furcht allein, däucht mir, war der Grund, oder doch der Hauptgrund, warum Thereſe mit ihren Waisen, deren Erziehung sie auch dort immer hätte überwachen können, nicht zu den, darauf immer heftiger dringenden Großeltern derselben zu ziehen wagte. Zu ihrer eigenen Erhaltung, dann ihrer drei kleinen Kinder und deren Wärterin, einer alten Schwäbin, Namens Walburga (Schwaben war also bei Lenau schon in seiner früheſten Kindheit wohl vertreten), mußte Thereſe, welche auch von ihrer leiblichen Mutter nicht genügend mehr unterstützt zu werden vermochte, durch ihrer eigenen Hände Arbeit Rath zu schaffen suchen. Früher hatten Frauen für die Heere viel und anhaltend zu nähen bekommen, und bei den gar nicht ungünstigen Preisen, welche die Aus-

Ausrüstungs-Besorgung zahlte, einen hübschen Verdienst erschwingen können. Im Jahre 1810 aber, nach eben geendigtem Kriege, schmolz dieser Erwerb auf so viel als nichts herab, und zudem durften und konnten der Kinder väterliche Großeltern, da man diesen jene verweigerte, nun auch nicht länger mehr um Beihülfe angegangen werden. Es blieb also Theresen, jung und angenehm, wie sie noch war, und da ihr doch noch in Zukunft eine nicht verächtliche Erbschaft zufallen zu müssen schien, welche die vorhandenen Schulden merklich übersteigen würde, kaum ein anderer Ausweg, als, wenn sich ein der gegenwärtigen Bedrängniß gewachsener Bewerber fände, demselben ohne lange Ziererei die gewünschte Hand zu schenken. Schon im December 1810 soll, wenn kein Irrthum obwaltet, ein sehr unterrichteter und gewandter Buchhändler in Pesth ein solcher gewesen seyn. Warum sich aber diese Verbindung zerschlug, ist nicht mehr bekannt. Bald spann sich eine andere an, deren Abschluß sich gleichwohl bis zum 23. September 1811 verzog, nachdem der Bräutigam, Doctor Karl Vogel, erst am 31. August seines Dienstes als Arzt des vierten k. k. Artillerie-Regiments entlassen worden war.

Theresens Mutter war inzwischen schon am 16. Jänner 1811 ihren vorangegangenen drei Gatten ins Jenseits gefolgt. Ihre ansehnliche Besitzung in Altofen hinterließ sie ihrem Lieblinge Sebastian, der seinen krummen Husarensäbel an den Nagel gehängt, und friedlich als Wittwer lebte. Von dem schönen Hause in Pesth erhielt aber bei dem nachmaligen baldigen Verkaufe desselben auch die, damals zu Pesth in der Ungargasse im Haus 477 wohnende Therese — wenn ich anders einen vorhandenen Brief recht verstehe, und solcher auch selbst Recht hat — das ganz artige Sümmchen von 20,000 fl. Wenn auch hievon ein guter Theil auf Lösung alter Verbindlichkeiten (alle wurden nicht getilgt) verwendet werden mußte, so blieb denn doch die Gegenwart und nächste Zukunft wohl gedeckt und, was Theresen das Erwünschtere noch war, sie kam in den Stand, den bisher in ihrer Ausbildung unfreiwillig etwas vernachlässigten Kindern bei den hiefür schon empfänglichen beiden älteren nachzuhelfen. Niki erhielt nun auch durch den Pesther-Josephstädter Pfarrschullehrer Joseph Czerny Unterricht auf der Geige. Der Meister war aber ungeduldig und barsch, und wies die irrenden Finger gewöhnlich sehr unsanft zurecht,

wodurch er den Knaben bald verdroſſen machte, ſo daß deſſen, was dieſer von ihm gewann, nur wenig war.

Deſto erquicklichere Fortſchritte machte jedoch Niki im Guitarreſpiel. Ein junger, hübſcher, und dabei auch ſehr freundlicher Halbwälſchmann aus Friaul, Namens Godenberg, war ſein Meiſter, nicht bloß dem Namen, ſondern auch der Wirklichkeit nach. Ich habe nie ein ſo ſchönes, nie ein runderes und klingenderes, gedonnerteres wie auch gehauchteres Guitarreſpiel gehört, als wie das Lenau's.

Wenn man aber Lenau's Guitarreſpiel mit ſanftem Entzücken lauſchen mochte, ſo mußte man eine andere Art Tonkunſt an ihm wahrhaft bewundern. Dieß war ſein Lippenpfiff. Pfeifen — ſollte man meinen — das wäre ſo was Alltägliches, Gemeines, Jedermann kann's; was könnte da wohl viel dahinterſtecken? — aber eben darum wird man ſtarr vor Ueberraſchung, wenn man ein ſcheinbar der Kunſt Unfähiges, Rohes, plötzlich ſo ungeahnt verfeinert und veredelt trifft. Noch vor nicht Langem ſprach mir ein alter Freund, Bergrath Hampe, der mit Lenau einmal im Eiſengußwerke nächſt Mariazell im ſteieriſchen Hochgebirge war und ihn dort pfeifen hörte, hievon nicht etwa nur mit dem Lächeln beſonderer Befriedigung, in angenehmer Erinnerung an etwas überaus Niedliches, ſondern mit einem ſo bedeutungsvollen heiligen Ernſte, daß ich beinahe über dieſen ſelbſt hätte lächeln müſſen. Und wer gab Lenau auch hierin die erſte Anleitung? — Wiederum Godenberg, denn dieſer war's (wir finden ſeiner Verdienſte kein Ende), der Lenau den Vogelfang, und zu dieſem Behufe die tauſend Lockpfiffe für die mannigfaltigen kleinen Luftſänger lehrte. Wie aber in einem ausgezeichnet fruchtbaren Boden die dürftigſte Pflanze zum nicht wieder Erkennen herrlich emporwuchert, ſo bei Lenau das Pfeifen. Sein Pfeifen hatte Geiſt und Seele, wie das Lied der Nachtigall.

Der Vogelfang war eine Hauptleidenſchaft des Knaben Lenau. Die Liſten dabei ſagten ſeiner ihm angeborenen eigenen Liſtigkeit ungemein zu; und ſolch ein munteres, buntes, fröhlich ſich ſchwingendes, ſingendes Geſchöpflein — was kann ein Knabe wohl Lieblicheres haſchen?

Man merke ſich wohl, ich bitte, dieſe heftige Neigung des Knaben Lenau zu ſeinen geflügelten Singbrüdern. Dieſelbe Luſt wird ſpäterhin

dem Jünglinge Lenau zu einem wichtigen Wendepunkte in seinem Leben werden, und zuletzt werden die treuen, heiter singenden Freunde seines Jugendmorgens den Mann Lenau auch dann noch erfreulich wiederbesuchen, als sich sein Leben bereits in schaurige Nacht gehüllt. Bei seinen Vogelfangausflügen hatte der Knabe Lenau auch häufig Gelegenheit, sich — wie er liebte — auf den Rasen hinzustrecken, und sich den Rücken recht tüchtig von der Sonne ausbrennen zu lassen.

Bemerkenswerth ist auch, daß Lenau als Kind überaus fromm war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine Schwester Resi dienen mußte. Letzteres that er späterhin auch selbst gerne dem Priester in der Kirche, wobei ihm aber schon mitunter sehr hoffärtige Gedanken durch das Gehirn schoßen, wie in seinem „Faust" (Fausts Tod) zu lesen steht.

Lenau predigte auch manchmal als Kind so ergreifend, daß seiner Mutter und noch mehr seiner alten Wärterin, der Schwäbin Walburga, die hellen Thränen über die Wangen rollten. Auch noch als Mann sprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war. Die Frömmigkeit des Knabeu erklärt uns, wie der Mann Lenau vornehmlich auf die Glaubenslehre bezügliche Stoffe zu großen Gedichten wählen mochte (Savonarola, die Albigenser).

Auch gute Schauspieleranlagen und eine reiche Dichterader ließ Lenau schon als heranwachsender Knabe durchblicken. Er wußte die Hausleute in Geberde, Ton und Ausdruck treffend nachzuäffen, und ließ sie ganze Auftritte, geschehene und geschehbare, untereinander zur allgemeinen Heiterkeit der unentgeldlich anwohnenden Zuschauer abspielen. Eigentliche Gedichte zu machen, fiel ihm aber damals noch nicht ein. Uebrigens las er sehr gerne zu seiner Unterhaltung, aber ausschließlich nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten; je grausenhafter, desto unterhaltender für ihn. Er verwunderte sich sehr über seine ältere Schwester Tertschi (Thereſe), die gar emsig sanfte und schwärmerische Gedichte las, wie sie doch nur aus so seichtem und schmacklosem Borne schöpfen mochte.

Die vier Sprachlehr-Jahrgänge am Gymnasium der frommen Schul-

brüder in Peſth beſuchte Lenau mit gutem Erfolge während der Jahre 1812 bis 1815. Sein liebſter Schulkamerad war ein gewiſſer Klauzál Nicolaus. Dieſer, eines armen Webers Sohn, war ein ſtiller, blonder, ſchon etwas älterer und größerer Knabe als unſer Niki. Klauzál liebte beſonders, mit Niki kleine Luſtgänge zu machen, wobei die Guitarre nicht fehlen durfte. Wenn die ängſtliche Mutter mit der Erlaubniß dazu zögerte, wußte ſie der kluge Weber zuletzt doch ſtets durch dieſen ſeinen feinen Einſchlag herumzukriegen: „die Geſchicklichkeit des Herrn Sohnes iſt wahrhaft ſo groß, daß es Sünd' und Schade wäre, ihrer nicht ſo viel wie nur immer möglich zu genießen!“ — Als ſie aber gar damit einmal eine heimliche Luſtfahrt im Mondſchein auf der Donau wagten, bekam die arme, verführeriſche Laute lange ſtummen Hausverhaft.

In der letztern Zeit ward dem Knaben Lenau das Glück zu Theil, in dem nur um einige Jahre älteren Studenten Joſeph v. Kövesdy nicht nur einen tüchtigen Repetenten, ſondern auch einen guten Leiter und ſogar einen innigen Freund zu erhalten. Kövesdy war ſehr fähig und unterrichtet, gut und mild, manchmal faſt zu weich und thränenſelig; aber doch, wo es darauf ankam, auch wieder außerordentlich entſchloſſen und kühn. So beſchloß er als dreizehnjähriger Bube, nebſt noch einem kecken Schulbruder, ohne Pfennig Geld im Sacke, nach Amerika auszuwandern, das ihnen ihre Phantaſie als ein Paradies der Freiheit und des wohlfeilen Glückes vorgeſpiegelt haben mochte, wie es ſpäterhin ganz auch ſo Kövesdy's Zöglinge, Lenau, ſelbſt widerfuhr. Von Peſth bis Salzburg hungerten ſich die jungen Wanderer glücklich durch; von dort aber mußten ſie, weil ſie ausweislos waren, ſchneller als ſie hinkamen, in die Heimath wieder zurück, keineswegs jedoch muthlos, ſondern vielmehr mit dem ſtolzen Bewußtſeyn einer verſuchten kühnen That.

Die Lage von Lenau's Mutter war die erſten paar Jahre nach ihrer Mutter Tod inſofern eine günſtige geweſen, als die laufenden Auslagen aus ihrem ererbten Kapital beſtritten zu werden vermochten. Aber dieß erſchöpfte ſich um ſo eher, als ein neueintretender Arzt — wie ihr zweiter Gatte war — überall, zumal in einer großen, mit ſchon anerkannten Aerzten geſegneten Stadt einen ſchwierigen Stand hat.

Schon im Jahre 1811 verfiel man daher auf den Gedanken, nach

Lippa zu überſiedeln. Im Jahre 1812 nahm man dafür Temeſchwar, unſeligen Andenkens, in Ueberlegung; aber erſt im März 1816 entſchied man ſich endlich feſt für das weinreiche, aber arztarme Tokai. Der Auszug dahin fand wirklich ſtatt, und alſobald entbrannte wieder lichterloh zwiſchen Mutter und Großeltern der hartnäckige Kampf um die drei Niembſchiſchen Kinder.

Joſeph v. Niembſch war inzwiſchen ſchon vom 8. Juli 1811 an zum k. k. Oberſten ernannt, und Ende September 1812 zum Kommandanten der Monturs-Oekonomie-Hauptkommiſſion zu Stockerau beſtellt worden. Auch erhielt er noch am 5. Oktober 1813 eine Perſonalzulage von 500 fl. jährlich. Je beſſer ſich ſolcherweiſe die Lage der Großeltern geſtaltete, um ſo empfindlicher mußte es ihnen fallen, dieſelbe nicht zugleich zum vollen Vortheile ihrer einzigen drei Enkel anwenden zu können, deren Ausbildung, je dringender ſie ward, im Gegentheile gerade deſto dürftiger und unzulänglicher werden zu wollen ſchien. Darum ſchrieb Oberſt Niembſch unter anderem an ſeiner Enkel Stiefvater:

Signatum Stockerau, den 9. Mai 1816.

Wohlgeborner!

Da ich überzeugt bin, daß Euer Wohlgeboren als Stiefvater mit aller Aufopferung für die unmündigen Kinder Alles gethan, ſo erſtatte meinen wärmſten Dank. Und da Sie ſelbſt Vater einer eigenen Familie ſind, und es Ihnen bei gegenwärtig ſo theuren Zeiten zur Unmöglichkeit wird, auch fernerhin für unſere Enkel das zu thun, was Sie bisher zu ihrer Erhaltung und Entfaltung mit größter Anſtrengung gethan, ſo wiederhole den, durch die Großmutter ſo oft gemachten Antrag, die fernere Ausbildung und Verſorgung der drei Kinder zu übernehmen.

Tokai, welcher Ort mir ſehr wohl bekannt, iſt nicht geeignet, erwachſene Kinder zu bilden und zu einer anſtändigen Verſorgung zu bringen. Was will die thörichte Mutter aus dem Niklas machen? Er iſt kein ungariſcher Edelmann; was ſolle er alſo werden? Wird er uns überlaſſen, ſo wird geſorgt werden, daß er ſeine Studien fortſetze und zu dem Stande, den er ſich ſelbſt wählen will, ausgebildet werde. Euer Wohlgeboren haben als Vater eigener Kinder das Recht, die Gattin zu zwingen, unſern Antrag anzunehmen. Sie bleibet ja immer die Mutter. So hart

als ihr gegenwärtig die erste Trennung fällt, desto angenehmer wird ihr das Wiedersehen seyn, dessen sie gewiß nicht beraubt werden wird. Um sie zu bewegen, finde ich nothwendig E. W. zu ersuchen, für die Kinder nichts mehr zu thun, und nur die Freundschaft zu haben, die Kinder zu uns zu führen. Wir werden Ihnen die Reisekosten mit vielem Danke ersetzen. Will die Mutter die Kinder begleiten — auch dieses wird uns angenehm seyn.

Die Großmutter aber setzte bei:

Haben Sie die Güte gleich zu antworten, da der Großvater noch so gütig ist, ansonsten wird man sich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergespann und an den Palatin selbsten wenden. An Attestaten wird es nicht fehlen, und das Recht ist auf unserer Seiten. Im Gegentheil aber, als sie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit ist, was ich nicht hoffe, so ist unser Testament gemacht.

Antworten auf diese beiden Briefe liegen nicht vor; jedenfalls hatten letztere den gewünschten Erfolg nicht, wie schon aus Nachstehendem erhellt:

An Frau Therese Vogel.

Pesth, den 10. Januar 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

Zwei nothwendige Gründe bemüssigen mich, an Euer Gnaden mich zu wenden, und zwar:

1) Der bewußte F . . . sche Proceß vom 20. November 1810 gehet zu Ende; convincirt werden wir heilig. Damit also die Execution in Tokai mittels Compasses nicht soll vollzogen werden, weilen es ein Aufsehen und Schande macht — darüber bitte ich mit umgehender Post den gütigsten Entschluß.

2) Der Großeltern sehnlichster Wunsch wäre, daß Euer Gnaden die Kinder zur Erziehung ihnen übergeben möchten. Sie sind bereit, Alles beizutragen zu einer noblen und großen Erziehung. Der Niki soll nach Wien zu den Möllern kommen, allwo nur Cavaliersskinder gebildet werden für jährlich 2000 fl.

Widrigenfalls haben die Kinder nach Absterben der Großeltern recht-

mäßig nur 50 fl. ein jedes zu bekommen. Dieß ist der letzte Willen, welchen ich mitzutheilen. — Betrachten Euer Gnaden das große Vermögen der Großeltern, treten Euer Gnaden das Glück nicht mit Füßen!

Dieß ist mein Rath: eins oder zwei zur Erziehung zu übergeben; denn ich auf solche Condition wäre bereit, meinen einzigen Sohn Karl sogleich zu übergeben.

Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P. . . . Fiscal.

NB. Wenn es Euer Gnaden anständig ist, so möchte ich die Frau Baronin ersuchen um Tilgung der F . . . schen Schuldforderung, nur um der Execution auszuweichen, welche Aufsehen macht und zur Schande gereicht.

Pesth, 1. März 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

In Betreff des F . . . schen Processes kann ich Euer Gnaden versichern, daß kein Mittel dawider ist, um die Execution nicht zu vollziehen. Auch die Person wird im Processe bei Nichtzahlung gefordert. Wenn das löbliche Stadtgericht Euer Gnaden Person zuspricht, dann sieht es übel aus. — Ich that meine Schuldigkeit und schrieb Euer Gnaden den geäußerten Wunsch der Schwiegereltern. Euer Gnaden sind Mutter. Ob Sie die Kinder zu einer erforderlichen noblen Erziehung übergeben oder nicht? ob Euer Gnaden das Glück mit Füßen treten werden oder nicht? solche glücklich oder gar unglücklich machen? — es ist mir wirklich gleichviel! — denn jeder thut das Seinige am Besten. In der größten Eile Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P . . . Fiscal.

Also auch der wohlgemeinte Rath eines unbefangenen Fremden fruchtete nichts, ja selbst nicht einmal die furchtbare, übrigens nur drohende, niemals erfüllte Aussicht auf Gefängniß und Schande. Die Kinder mußten bleiben. Die drei Kinder weggeben hätte geheißen: das Herz dreimal aus dem Leibe sich reißen.

Die erste unmittelbare Folge der Uebersiedlung nach Tokai bestand darin, daß Niki durch die plötzliche Unterbrechung im Besuche der ersten Humanitätsklasse sogleich ein ganzes Jahr für seine Schulbildung einbüßte.

Verlor aber der künftige Gelehrte dabei, — der künftige Dichter gewann offenbar. Wie mußte den naturſeligen Lenau, damals ſelbſt noch im Lenze ſeines Lebens, dieſer ſein erſter freier Lenz in ausgezeichnet ſchöner Gegend wonnig ergreifen! In den üppigen Gärten und Auen Tokai's zwiſchen den Silberarmen der beiden dort ſich vereinigenden Flüſſe Theiß und Bodrog blühen die Roſen, dieſe Duftnachtigallen, in erſtaunlicher Hülle und Fülle, und die Nachtigallen, dieſe ſingenden Roſen, bilden dort eine förmliche Liedertafel, wie ob eigens dahin beſtellt zur Beſingung der lieblichen Blumenköniginnen. Wer ſich alldort ganz gemächlich mitten im Gemache an Nachtigallengeſang und Roſenduft berauſchen will, hat weiter nichts zu thun, als nur das Fenſter zu öffnen. Zu dieſem edlen Paare von Genüſſen geſellet ſich dort auch noch ein nicht minder edles zweites Paar: anmuthige Mädchen nämlich und der anerkannte König aller irdiſchen Traubenſöhne. Gleichwohl noch immer nicht genug! Tanzende, ſporenklirrende Hußaren waren oft auch noch da, und finſtere fiedelgewaltige Zigeuner, und einſame melancholiſche Fiſcher. Oder im hellſten Sommermondlichte wandelte der fünfzehnjährige Lenau, die liebeſtöhnende Laute im Arm, fächelnde braune Schatten entlang, in deren Schirme ganze Mädchengruppen lauſchend ihm nachſchlichen, worunter zumal eine ſehr reizende junge Freundin ſeiner Schweſter Thereſe, ebenfalls Thereſe genannt, eines königlichen Oberbeamten Tochter, wohl Lenau's erſte leichte Liebe.

So angenehm verfloſſen Lenau Lenz und Sommer des Jahres 1816, vielleicht die heiterſten Tage ſeines Lebens. So aber konnte es offenbar nicht immer bleiben. Nachdem Tokai mit keinem Gymnaſium verſehen war, ſo wurde, um Niki häuslichen Unterricht zu verſchaffen, Kövesdy bewogen, wenigſtens für längere Zeit ebenfalls nach Tokai zu kommen. Im Schuljahre 1817 ward nun — ohne übrigens obige Annehmlichkeiten allzuſehr zu vernachläſſigen, und obſchon ſich zwiſchen Lenau's älterer Schweſter und Kövesdy unvermerkt ein angenehmes Verhältniß entſponnen hatte — mit ſolchem Nachdruck auf die Wiſſenſchaften ſich verlegt, daß Lenau am 6. Juli 1817 zu Uyhely, wo das nächſte Gymnaſium ſich befand, die öffentlichen Prüfungen aus den Gegenſtänden der erſten Humanitätsklaſſe mit ſo glänzendem Erfolge beſtand, daß die Lehrer ſich ſeiner gar nicht genug verwundern konnten.

Gedichtet hat Lenau zu jener Zeit eben auch noch nicht; gleichwohl ward ihm damals ſchon große Berühmtheit gewahrſagt. Und von wem wohl? Von ſeinem Lehrer und ſeiner älteren Schweſter erklärtem Verehrer. Als dieſer Tokai wieder verlaſſen mußte, um ſich ſelbſt an der Hochſchule zu Peſth weiter auszubilden, beſchwor er ſeinen Zögling, von ſeiner Schweſter doch dann und wann ihm zu ſchreiben. Das that dieſer denn auch, und zwar in einem ſo geiſtreichen Briefe, daß der Empfänger bei Gott nicht wußte, ſollte er ſich mehr über die guten Mittheilungen oder über die Güte der Mittheilung freuen, und er hatte in ſeinem Wonnetaumel nichts Eiligeres zu thun, als der Mutter des hoffnungsvollen Schreibers, unter Anſchluß ſeines Briefes, jene glänzende Verheißung zu machen.

Für Köyesdy einen vollgültigen Erſatz zu gewinnen, überſtieg weit die ſchwachen baaren Kräfte der Mutter Lenau's; es war alſo nicht zu vermeiden, auch dieſen, ſollte er anders nicht auf halbem Wege nutzlos ſtehen bleiben, wieder nach Peſth zu ſeiner Weiterbildung zurückzubringen. Konnte ſich jedoch ſeine Mutter von ihm wohl auch trennen? — Eher von ihrem Augapfel! Und wenn ſie auch zehn Gatten gehabt hätte — eher als ihren Herzensſohn hätte ſie alle ihre zehn Gatten verlaſſen. Die leidenſchaftliche Mutter faßte den tollkühnen Entſchluß, mit allen ihren Kindern, alten ſowohl als neuen, fünf an der Zahl, vorläufig aber ohne Gemahl, wieder in die kaum geflohene Hauptſtadt Ungarns zurückzukehren. So weit führt ungezügelte Mutterzärtlichkeit! Aber ihre Bedrängniſſe brachten ſie noch immer nicht dahin, ihre erſten drei Kinder den einſamen Großeltern zu ſenden; ja nicht einmal ein einziges davon. Lenau verließ alſo für immer das liebliche Tokai; aber deſſen Roſen und Nachtigallen, Huſaren und Zigeuner begleiteten ihn, wie ſeine Lieder lehren, überall hin.

An dem weſtlichen Fuße des Ofner Feſtungsberges liegt das Kriſtinenthal, das von einer die Ofner Feſtung im Halbkreiſe einſchließenden Bergkette gebildet wird. Dieß Thal wird von den ländlich freundlichen Häuſern und Gärten der Kriſtinenſtadt angenehm durchſchnitten. Dieſe dient wegen ihrer geſunden Luft und niedlichen dörflichen Bauart häufig den Ofnern und Peſthern zum Sommeraufenthalte. In einiger Entfernung nördlich von der ſtattlichen Pfarrkirche breitet ſich ein mächtiger Wieſengrund aus, der,

weil die Nutznießung dem jeweiligen Befehlshaber der Ofner Feſtung zuſteht, die Generalwieſe genannt wird; auch benützt man ihn zu kriegeriſchen Uebungen. Im Weſten wird dieſe Wieſe von einem aus dem Ofner Gebirge der Donau zulaufenden Graben und von der Fahrſtraße begrenzt, oder vielmehr durchzogen, jenſeits deren noch ein kleinerer, beinahe ein Dreieck bildender Wieſenplan liegt, der einſt als Soldatenfriedhof gebraucht worden war, und deſſen Kapelle, dem heiligen Nikolaus geweiht, nunmehr in ein Wohnhaus umgeſtaltet iſt. Noch jetzt ſteht dieß Haus einſam; aber noch viel einſamer war es vor vierzig Jahren, da mehrere der oberhalb der Straße gelegenen Gärten und Häuſer erſt ſpäter entſtanden. Doch je ſtiller und abgeſchloſſener dieß Plätzchen iſt, deſto größer iſt der Naturreiz ſeiner Umgebungen; denn im Angeſichte des Häuschens erhebt ſich öſtlich die ſechshundertjährige Feſtung Ofen, vormals der gewöhnliche Wohnſitz der Könige von Ungarn. Gegen Süden, jenſeits der freundlichen Kriſtinenſtadt, ſchließt die Ausſicht ein ſchöner Berg, der Blocksberg, von dem durch die Türken dort erbauten Blockhauſe ſo genannt, anſtatt deſſen nun die Sternwarte der Hochſchule darauf prangt. Aus Weſten lachen die rebenbepflanzten Höhen eines Theils des alten königlichen Thiergartens herüber, der Schwabenberg geheißen, weil bei der Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686 die ſchwäbiſchen Reichsvölker ihn beſetzt hielten. Nördlich endlich, im Thale ſelbſt, begrenzen den Blick jene mächtigen Baumgruppen des den öffentlichen Vergnügungen gewidmeten Stadtmeierhofes, denen ſich nordöſtlich bis zur Donau auslaufende Gebirge anſchließen; dieß iſt der Anblick aus den Fenſtern des Häuschens; aber einige Schritte nur, und es eröffnen ſich die vom Stadtmeierhofe gedeckten Höhen des Johannes- und des Lindenberges, dann die maleriſchen Gegenden des Sauwinkels, welcher einſt Matthias wildſäuereicher Jagdbezirk war, und „der ſchönen Schäferin," wo noch jetzt Mauertrümmer die vormalige Stätte des blühendſten Paulinerkloſters Ungarns bezeichnen. Alſo wetteifern hier die Eindrücke der Naturſchönheiten mit jenen einer bewegten und ruhmreichen Vergangenheit.

Näher dem Häuschen auf der Generalwieſe verblutete gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Biſchof Martinovich, der nach Frankreichs Beiſpiel auch Ungarn umzuwälzen verſuchte, mit ſechs ſeiner Hauptgenoſſen;

ein Hügel machte ihre Grabstätte noch vor vierzig Jahren kenntlich. Es war aber der Boden unmittelbar um's Häuschen herum selbst einst dicht mit Gräbern bedeckt, und oft steigt noch jetzt mancher zerschrotene Arm, manche klaffende Hirnschale aus der Tiefe empor. Doch auch schon vor vierzig Jahren wehte hohes Gras darüber und neigten Obstbäume ihre saftigen Früchte, zumal goldene rothwangige Marillen (Aprikosen), freundlich darauf herab. Auch das Häuschen, wie heiter es nun auch sieht, behielt noch manchen Zug seiner ernsten Vergangenheit; besonders aber erinnert daran die hohe Nische oberhalb dem vormaligen, nunmehr vermauerten Eingangsthore, die voreinst die Bildsäule des heiligen Beschützers beherbergt haben mag. Das äußerste der niedrigen Nebengebäude links, eine hölzerne Barake, nun der Holzstall, war einst die Leichenkammer.

In dieß schauerlich-romantische Häuschen, damals einer Wittwe Kolb gehörig, zog nun im Herbste 1817 Mutter Thereſe mit allen ihren fünf Kindern; vornehmlich die Wohlfeilheit war's, was ihr eine ebenerdige Wohnung in abgelegener Gegend empfahl.

In dieser Zeit stiegen Mangel und Entbehrung auf das Aeußerste. Die Arbeiten aus der Ofner Monturscommission, worauf Thereſe am meisten gerechnet haben mochte, waren nun nur äußerst spärlich, und wie hätte sie sich selbst und fünf Kinder auch je davon ganz erhalten können! — Wie auch Thereſe und Resi emsig strickten — es brachte nur wenig ein; was von Tokai kommen konnte, reichte bei weitem nicht zu, und wenn auch die in Pesth wohnende treue Schwester und Tante Markowitsch manchmal einige Lebensmittel ihnen schickte — sie konnten nicht immer satt zu Bette gehen, und ihr Bett war hart und dürftig, und die Beheizung schwach.

Ein Wunder nur war's, daß Niki unter so niederdrückenden Verhältnissen gleichwohl höchst ehrenvoll als Student der zweiten Humanitätsklasse bestand. Aber eben vielleicht der Ernst, der aus dieser traurigen Lage ihm erwuchs, verbunden mit dem Wunsche, sich gehörig auszurüsten, um dem Elende um sich herum einmal selbst abhelfen, und der Mutter ihre unsägliche Liebe vergelten zu können, spornte ihn zu den größten Anstrengungen an. Zu jener Zeit mag die dunkle Blume der Schwermuth,

deren Samen er ſchon bei der Geburt empfing, in Lenau's Buſen zuerſt zur Blüthe gelangt ſein. Solche Umgebungen und Umſtände waren ein wahres Treibhaus für dieſelbe. Damals war es auch, wo er öfter nach Alt-Ofen zu ſeinem Oheim Mihitſch, dem Hußaren, kam, und in deſſen Zimmer ſchlief. Dieſer las dem Burſchen dann Voltaire's Briefwechſel mit Friedrich vor, und ſuchte den Neffen aufzuklären. So konnte er ihn um Mitternacht wecken: „Schläfſt du?“ — „„Nein, Herr Onkel!““ — „Es gibt doch keinen Gott!“ ſagte er dann lateiniſch, wie er mit dem jungen Menſchen gern reden mochte. (S. Lenau in Schwaben, von Emma Niendorf, S. 130.) So ward alſo auch der Zweifel ſchon frühzeitig bei Lenau eingeführt.

Aber der winterlichſte Lenz hegt doch auch ſeine Blumen, und manches geſchirmte Winkelchen erfüllet ſich mit würzigen Veilchen. Alſo denn auch Lenau's Jugend. Oft trieben ſich Niki und ſeine Schweſtern auf den verwachſenen Gräbern ganz gemüthlich umher; oder dieſe ſaßen unter ſchattigem Nußbaume und horchten dem meiſterlichen Spiele ſeiner Laute; oder es zogen unter luſtig ſchmetternden Tönen endloſe Reihen zu kriegeriſchen Aufführungen herbei, als ob zu einem Schauſpiele für die jungen Leute eigens herbeſtellt. Und kam einmal eine beſonders köſtliche Speiſe von der gnädigen Frau Baſe — o wie die dann ſchmeckte! Einmal hatte Niki ſogar ſelber eine ſolche Leckerſchüſſel verſchafft. Unferne des Fenſters der Wohnung, das in den Gärten ſah, ſtand nämlich ein Marillenbaum, bedeckt mit den anlockendſten Früchten. Niki bildete aus dem langſtieligen Beſen ſehr geſchickt einen Obſtbrecher, und langte dann Marille um Marille, aber nur die ausgeſuchteſten, nach dem Wunſche jeder Schweſter fein ſäuberlich und zart zum offenen Fenſter herein. Nicht nur die Güte der Früchte, ſondern auch noch die bei deren Erlangung glücklich bewieſene Geſchicklichkeit und Liſt und beſtandene Gefahr würzten und erhöhten den Genuß.

Anfangs Juni 1818 ſchrieb Niki an Oheim Maigraber:

Verehrteſter Herr Onkel!

Da Sie ſo vielen Antheil an meinem Schickſale nehmen, und ſonderlich in Ihrem letzten Briefe ſich ſo warm erkundigten, ob meine Prüfung der Meinung, die Sie von mir faßten, wirklich gemäß ausfiel, will

ich auch nicht säumen, sogleich zu melden, daß ich den 5. Juni mein Tentamen abgelegt, und mir (jedoch ohne zu prahlen) durch meinen Fleiß das Lob und den allgemeinen Beifall des Herrn Directors und des Herrn Professors, und den Namen eines braven, fleißigen Burschen errungen habe. Seyen Sie versichert, theuerster Onkel, daß ich auch künftighin in meinem Fleiße und guten moralischen Betragen fortfahren werde, besonders, da Sie mich, wertheſter Onkel, dieß zu thun anfeuern.

Da ich Sie nun als meinen Onkel und Theilnehmer meines Schicksals so unaussprechlich schätze und liebe, schicke ich Ihnen mein erhaltenes Testimonium, wörtlich und getreu abkopirt. Unsere jetzige mißliche Lage kann Ihnen übrigens hinlänglicher Beweis seyn, daß ich selbes nicht erkauft, sondern durch meinen Fleiß und Bestreben, Ihrer Liebe würdig zu sein, wirklich verdient habe.

Hiemit küsse ich Ihnen unzähligemale die Hände, und geharre, mich in Ihre Liebe und Gnade empfehlend, Ihr gehorsamster Neffe Nicolaus Niembsch I. anni Philosophus.

Von meiner Mutter tausend Küsse, und von meiner Schwester ebenso viele Handküsse.

Der Oheim schickte ihm eine Zehngulden-Banknote, versicherte ihn seiner herzlichen Liebe mit dem Beisatze, jederzeit zu seinem Besten alles Mögliche beitragen zu wollen, und gab ihm zugleich den guten Einschlag, seinem Großvater und seiner Großmutter auch einen recht schmeichelhaften Brief zu schreiben, seine Testimoniales in Abschrift beizuschließen, sich in ihre großelterliche Liebe, Gnade und Unterstützung zu empfehlen, und sie recht inständig zu bitten, sie möchten für sein künftiges Wohl sorgen.

Das mag nun auch geschehen sein, nicht ohne Vorwissen der Mutter, ja selbst mit ihrer, wenn auch schmerzlichen Einwilligung; denn nürbe gemacht durch die bittere Noth der letzteren Zeit, mußte sie doch wohl endlich einsehen, daß ohne der Großeltern Unterstützung an keine seiner großen Anlagen würdige Ausbildung ihres Lieblings zu denken wäre. Den Hauptausschlag mochte aber wohl Niki selbst gegeben haben. Er war nun kein Knabe mehr, von dem man ohne viel Fragen blinden Gehorsam heischte, sondern ein verständiger, vieldenkender Jüngling, klug genug,

der Mutter die nämliche Waffe, womit sie sich bisher so hartnäckig gegen die Anforderungen der Großeltern vertheidigte, die Liebe zu ihren Kindern, schmeichelnd zu entwinden, und gegen sie selbst zu kehren, indem er sie bewog, zum Besten ihrer Kinder der Gegenwart derselben für einige Zeit entsagen zu wollen. Vorläufig sollte sie wenigstens nur ihn, der der Ausbildung am meisten bedürfte, ziehen lassen.

Die Großeltern ergriffen die dargebotene Gelegenheit mit Freuden, und schickten den Feldpater der Stockerauer Monturscommission Anfangs des Herbstmondes 1818 nach Ofen, um den Enkel von dort nach Stockerau zu bringen. Dieser Pater meinte aber die Sache noch besser zu machen, wenn er auch die noch jugendlich unbedachtsame Leni den Großeltern überbrächte, ohne vorläufiges Wissen der Mutter. Am 4. September geschah die Abreise von Ofen und vier Tage darnach langten alle drei glücklich in Stockerau an. Niki gab sogleich Kunde von seiner und seiner Schwester Leni gütigen Aufnahme bei den Großeltern, lud die Mutter zu einem Besuche bei diesen ein, und theilte die Neuigkeit mit: er sei umgetauft worden, und werde nun Franz genannt. Auch Leni entwarf bezüglich ihrer eigenmächtigen Mitreise ein Entschuldigungsbrieflein mit dem Beginne:

Ich unterfange mich, um Vergebung zu bitten, daß ich Sie beleidiget habe. Es war eine Uebereilung, die ich mir stets vorwerfe. Aber ich weiß, daß Sie mitleidig und gnädig gegen Andere sind, und wage es daher, Sie um Verzeihung zu bitten.

Siehe, da entriß ihr Nikolaus-Franz, der keimende Lenau, mit unwilliger Hast die Feder und verbesserte so:

Verehrteste Mutter!

Ich nehme mir die ungeheure Kühnheit heraus, mich vor Ihren angebeteten Füßen in den Staub zu werfen, und mit demüthiger Stimme um Gnade zu flehen.

Der Besuch der Mutter in Stockerau erfolgte denn auch. Mit Thränen riß sich die zärtliche Mutter von ihren zwei zurückbleibenden Kindern los, um mit den übrigen drei endlich wieder nach Tokai zurückzukehren.

Dort angelangt, war ihr Erſtes, dem Sohne zu ſchreiben. Seiner Antwort hierauf entnehmen wir folgendes:

Liebe, theure Mutter!

Ohne Verzug und gleich nach Erhaltung Ihres Briefes will ich Ihnen denſelben beantworten. Innigſt erfreut über die unbegrenzte Liebe, die aus allen Ihren Handlungen ſo ſehr erhellet, und ganz von Dankgefühl durchdrungen, gelobe ich: meine gute Mutter nie aus meinem Herzen zu bannen, und eingedenk des Opfers, daß Sie ſich um meines Wohles willen, dem bitterſten Schmerz, der Sie nach meiner Trennung übermannte, preisgaben, will ich, ſo lange ich athme, Ihr gutes Kind bleiben.

Ein Troſt muß Ihnen übrigens die Ueberzeugung ſeyn, daß Ihre Kinder wohlverſorgt und von ihren guten Großeltern geliebt werden. Damit Sie hievon überzeugt ſeyn können, geb' ich Ihnen Anlaß und Stoff genug, wenn ich Sie verſichere, daß es mir im vollen Sinne des Wortes wohl ergehe.

Gute Mutter, fügen Sie ſich in den Willen unſerer Eltern, und Sie werden mich nicht nur Ihrer Liebe, ſondern auch Ihrer vernünftigen Denkungsart überzeugen, und noch glauben machen, daß ich eine kluge, weiſe Mutter habe. Befremden wird Sie dieß aus der Feder Ihres Sohnes, der Ihre Gegenwart ſo ſehnlichſt wünſcht; aber wenn ich Ihnen ans Herz lege, daß es die Großeltern nie zugeben, daß Sie hier wohnen, — dann, daß Sie mich und die Leni öfters ſehen, und von mir häufig Nachricht erhalten werden, ſo glaube ich das Meinige gethan zu haben, Ihre Liebe auch fernerhin zu verdienen, und Entſchuldigung hoffen zu können. Ihre guten Lehren und Warnungen verſpreche ich Ihnen heilig, nicht ohne Erfolg geſchehen ſeyn zu laſſen. Stets will ich den himmliſche Wonne zum Nachgefühle bringenden, aber auch ſteilen Pfad der Tugend gehen, und mit meinem Willen keinen Finger breit von Gottes Wegen ablenken.

Küſſen Sie mir meine gute, liebe Reſi; ſagen Sie ihr, der guten Schweſter, daß auch ſie in meiner Seele und Herzen Anker geworfen habe, den kein Sturm aufzuheben vermag.

Ich küſſe Sie und dieſelbe und verbleibe Ihnen noch obendrein die Hände küſſend, Ihr gehorſamſter Sohn Franciscus Nicolaus Niembſch.

Einen Gruß an die Godenbergs, die von mir einen Brief zu gewärtigen haben.

Sagen Sie meinem unvergeßlichen, theuren Kövesdy, daß ich ihm nicht ſchreiben darf, und ſo ohne meine Schuld die heiligſte Pflicht der Freundſchaft verletze; doch will ich ihm in Ihren Briefen auch immer einige Zeilen ... clauculum ...

Tauſend Küſſe an den theuren Freund!

Lenau mußte beim Beginne des Schuljahres 1819 nach Wien, um dort in das erſte Jahr der Philoſophie aufgenommen zu werden. Er ward in Koſt und Wohnung zu einem alten Freunde der Großeltern, einem Hofſekretär gethan (alter Bauernmarkt 625, dritter Stock). Es ſcheint, daß er in dieſem Jahre, wo es ihm leiblich gut ging, viel minder lerneifrig geweſen, als im vorigen, wo es ihm ſo ſchlecht gegangen. Vielleicht hatte er ſich auch mehr in die ſchwarzen, funkelnden Aeuglein des artigen Hausfräuleins mit dem zierlichen Namen Mina, als in die matten ſchwarzen Lettern ſeiner Weisheitsſcharteken zu vertiefen geliebt; oder vielleicht lähmte ein, gerade um die Prüfungszeit ihm zu Ohren gekommenes unbeſtimmtes Gerücht von dem erfolgten Tode ſeines geliebten Freundes Kövesdy (er war in der That zu Peſth vom Nervenfieber dahin gerafft worden) ſeine Anſtrengungen, oder es war endlich die ungariſche Vorbildung den größeren Anforderungen nicht gewachſen, die man in Deutſchland ſtellte, — kurz: der Prüfungsausfall entſprach den Erwartungen nicht, oder man ließ es vielleicht nicht einmal auf die Prüfungen ankommen, ſondern entſchloß ſich ſogleich, dieſen Jahrgang zu wiederholen. Damit aber Lenau's Augen von jenen zerſtreuenden andern ab- und den Büchern zugelenkt würden, ſollte er ſich in die Einſamkeit zu einem älteren ledigen Hauptmann zugleich Verwalter des Wiener Montursdepots, zurückziehen, deſſen Hausführerin, eine bejahrte, ſtille, gute Wittwe, ſeiner Aufmerkſamkeit nicht mehr gefährlich werden konnte (Währingergaſſe 223, erſter Stock).

Bezüglich Kövesdy's ſchrieb Niki an ſeine Mutter (der Jüngling hatte die Untugend, viele Briefe gar nicht zu betagen):

Vielgeliebte Mutter!

Bange Beſorgniß und das Vorgefühl des tiefen Schmerzes, der mich

bei Bestätigung des Gerüchtes befallen wird, sind der dringende Anlaß, Sie um baldige Antwort zu bitten.

Man erzählt nämlich, es wäre der liebe Kövesdy zu Pesth gestorben, und es bringen mich wirklich manche Umstände dahin, die mein Herz zerschmetternde Nachricht für gegründet zu halten. O, es wäre dieß eine schreckliche Wahrheit, meinen Freund, dem ich zu danken habe, was ich bin; einen Freund, der die Grundsätze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in mein Herz gegraben, dem ich es allein Dank weiß, daß ich mein ganzes Seyn unbefleckt erhalten — den theuren Kövesdy verloren zu haben!

Ich beschwöre Sie um baldigen Aufschluß.

Ihr ewig gehorsamer Sohn Franz v. Niembsch.

Die Ferien von 1819 brachte Lenau zu Stockerau zu. Der Vogelfang war noch immer seine Hauptunterhaltung, welche denn auch in den umliegenden Feldern und in den nahen Donauauen reichliche Weide fand. Noch größere Freude gewährte ihm das Wiedersehen seiner heiß geliebten Mutter und der dauernde Besitz seiner Lieblingsschwester Resi. Die mit tausend Herzensfäden an ihrem einzigen Sohne hängende Mutter hatte es nicht länger mehr so ferne von diesem auszuhalten vermocht. Sie erklärte rund heraus, ihm durchaus näher ziehen zu müssen, und aller Gegenvorstellungen ihres Gatten zu Trotz, der sich in Tokai gefiel, weil es ihm dort ziemlich wohl schon ging, machte sie sich mit Resi und den beiden kleinen Töchterchen auf den Weg, um Resi, die seit dem Tode Kövesdy's, den man ihr lange verheimlicht, sehr düster geworden, zur Ausheiterung nun endlich auch nach Stockerau zu bringen, darauf sich selbst aber mit den zwei jüngsten Töchterchen am westlichen Rande von Ungarn zu Preßburg niederzulassen, wohin der Gemahl und Vater von Tokai sobald als nur möglich nachfolgen sollte.

Als eine etwas kunstredneriſche Kielprobe des Jünglings, zugleich aber auch als ein sprechendes Zeugniß seiner innigen Liebe zur Mutter, wie nicht minder seiner damals noch sehr großen Frömmigkeit, möge hier der Glückwunsch, den er ihr zu ihrem Namensfeste (15. Oktober) darbrachte, Raum finden.

Verehrungswürdigſte Mutter!

Zu groß iſt das Gefühl, zu erhaben das Ziel meiner Wünſche, als daß ich jeden derſelben, jeden Zweig und jede Modifikation meiner Empfindungen zu vereinzeln vermögend wäre.

Theure Mutter, könnte ich in die Mitte Jener ſichtbar treten, die ſich des herannahenden Tages erfreuen, um Ihnen Beweiſe der Hochachtung und Liebe zu geben; könnte ich in ihre Mitte treten, um ein Gleiches zu thun — doch auch da würde ſich dieß mächtige Gefühl meiner bemeiſtern; kaum vermögend, einige meiner heißen Wünſche herzuſtammeln, würde ich meiner unendlich geliebten Mutter an den Hals ſinken, und ein Thränenſtrom würde dann die Aechtheit meiner Worte bezeichnen. Doch — aufgehalten von meinem Berufe, iſt es mir nur gegönnt, einen ſchriftlichen Beweis meiner kindlichen Liebe zu geben.

Unausſprechlich geliebte Mutter, Heil, Segen des Allmächtigen, eine lange Friſt Ihres theuren Lebens! Zur Freude Aller und zur Wohlfahrt Ihrer Kinder!

Dieß iſt der Wunſch, der in der Hülle eines Gebets zu dem Ewigen emporſteigt; dieß iſt der ſchwache Umriß der Empfindungen Ihres unterthänigſt gehorſamen Sohnes Franz v. Niembſch.

Um uns die Lage der leidenſchaftlich liebenden Mutter, die nichts ſehnlicher wünſchte, als die von ihr getrennten Kinder ihrer erſten Ehe wieder an ſich zu reißen, zu vergegenwärtigen, leſen wir dieſen ihren Brief:

Preßburg, Anfangs Hornung 1820.

Theurer, lieber Niki!

Unbegreiflich iſt es mir, was mit den Briefen geſchieht, da du den meinen ſo lange nicht erhieltſt, mein lieber Niki. Wenn du wüßteſt, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich ſo lange keine Nachricht von dir habe! In tauſend Gefahren ſeh' ich dich, und ängſtige mich Tag und Nacht, weil es mir unmöglich ſcheint, daß du mir gar ſo ſelten ſchreiben ſollteſt.

Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichſam zur Bedingniß gemacht wird, ihre Mutter zu verlaſſen; fremd mit ihrer Mutter zu ſeyn, um einſt reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch dieſen Reichthum mit Millionen Thränen, die keine

mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich Alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt!

Du, mein guter Niki, mein theurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indeß mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmüthig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen.

Wie gehet es dir, mein lieber Sohn, mit der schrecklichen Bewegung, die du täglich zu machen hast? Ich sehe jede üble Witterung mit Wehmuth. Wann gehest du wieder nach Stockerau? Es ist beinahe kein Augenblick, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Euch bin. Bei allen Geschäften, die mir schwer ankommen, denke ich: ich thue es, um Euch nur nahe zu seyn. Und doch kann ich Euch nicht sehen! Schreibe mir nur sogleich, mein Kind! — Ich bitte dich, sieh auf deine Gesundheit, und denke mit Liebe an deine dich ewig liebende und segnende Mutter Theres.

Wien, den 23. Februar 1820.

Theure, ewig geliebte Mutter!

Es ist nicht Lauheit im Schreiben, die Sie vergebens auf Briefe von mir harren läßt, sondern das viele Studiren, das mich Tag und Nacht beschäftiget; doch hoffe ich mit Gewißheit, durch eine Reise auf einige Tage nach Preßburg, die ich auf Ostern mache, in den Armen meiner guten Mutter entschädiget zu werden.

Es banget mir übrigens, daß Sie ganz allein in Preßburg sich durchhelfen sollen, und wünschte sehnlichst Aufschluß über die Art der Erhaltung Ihres und der theuren Kleinen Lebens.

Meine Schwestern sind gesund, so auch ich, der ich mich in der Kost eines wahren Biedermannes, des Hauptmann Bolz [1] befinde. Es ist auch, falls ein körperliches Ungemach mich befallen sollte, in Hinsicht der Pflege nichts zu sorgen, denn es wohnt auch die Rittmeisterin Brandstätter,

[1] Eines geborenen Schwaben.

eine recht gute, ehrliche Frau, bei uns, die uns eigentlich beide in der Koſt hat.

Geſtern habe ich eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, welche durch ihre Excellenz Aufſehen erreget.

Sonſt habe ich Ihnen nichts zu ſagen, als daß ich Ihr theures Schreiben erhalten, und daß ich mich herzlich darnach ſehne, Sie auf Oſtern zu ſehen, und mich zu zeigen als Ihren, Sie unzähligemale küſſenden, treuen Sohn Niki.

Preßburg', den 6. März 1820.

Theurer, einzig geliebter Sohn!

..... O, mein Gott! wie glücklich war ich, als ich dich noch nach einer Prüfung mit einem Milchreis bewirthen konnte! Entriſſen iſt mir Alles, Alles, jede Freude meines Lebens!

Komm gewiß! Ich küſſe dich millionenmal, deine dich ſegnende Mutter.

Als kleine Leuchtkugeln mögen aus den damaligen Briefen Lenau's folgende Stellen aufſteigen:

Ohne Tag.

Ewig theure, einzig geliebte Mutter!

In der Ueberzeugung, daß Sie an dem Glücke Ihres Sohnes Freude haben, ſage ich Ihnen, daß ich Samſtag den 11. März aus dem ſchwerſten Studio, der Philoſophie, Prüfung gemacht, und daß ich unter 240 Mitſchülern am beſten beſtanden.

Meine Schweſtern werden von mir, ſo ich Stockerau ſehe, wegen ihrer Lauheit gerügt, und das Andenken an eine gute Mutter in ihren Hexenſeelen aufgefriſcht werden. Niki, Ihr treuer Sohn.

Vor Oſtern 1820.

Liebe, gute Mutter!

Es hinderte mich an dem Beſuche bei Ihnen kein feindſelig Verbot der Großeltern, ſondern eine nach Oſtern zu machende Prüfung. Ich werde aber in den großen Ferien um ſo gewiſſer kommen. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, 13. Mai 1820.

Theure, gute Mutter!

Traurig klingende Worte, die da herkommen, wo mein Theuerstes, heilig von Gott zu Beschützendes ist, dringen mir empfindlich an's Herz. Die Grundpfeiler des Ideals meines Lebens, das ich mir manchmal ausmale, sind Sie und Ihr Mann und Ihre Kinder. Sie alle sollen nur einige Jahre den widrigen Einflüssen der Außenwelt trotzen, wo wir dann, treu vereint mit festen Banden, und auf die vergangene Prüfungszeit froh zurückblickend, selig der durch Liebe beglückten Gegenwart genießen werden. Wie fürchterlich beugend wäre es doch, wenn ein feindlicher Schicksalssturm mir der Grundzüge meines einstmaligen Glückes auch nur einen einzigen mehr verwehte! Kövesdy ist schon in jenem dunklen Lande, von dem die Sinnenwelt uns trennt; nun aber soll Gott die Uebrigen dem Glücke ungestört entgegenleben lassen, ohne mich des irdischen Glückes vielleicht auf immer unempfänglich zu machen! Ihr lieber Gemahl soll schon am 20. April von Tokai nach Preßburg abgereist seyn. Wäre nun nicht zu hoffen, daß es denn doch noch andere Gründe geben könnte, die Ihren Mann in Pesth aufhielten, oder sonst wo verweilen machten, als nur ein Unglück, wie Sie befürchten — so könnten wir höchst bestürzt seyn. Doch ein Unterschied von vierzehn Tagen könnte durch den unbedeutendsten Umstand herbeigeführt werden, und noch sind wir gar nicht berechtigt, etwas Arges zu fürchten.

Ihr Brief stimmte mich aber allgewaltig zur Schwermuth. Es ruht ein gewisses Dunkel auf Ihrem, mir, als dem wärmsten Theilnehmer, doch hell seyn sollenden Leben. Die unbegreifliche Ursache Ihres nicht nach Wien Kommens! — Alles verdeckt! — Lassen Sie mich doch um Gotteswillen in keiner Ungewißheit dessen, was das Liebste meiner Welt betrifft!

Und nun bitte ich Sie recht innig, mir also gleich zu schreiben, wenn Ihr Gemahl da ist. Ich küsse Sie unzähligemal in meiner Phantasie, in der Sie zunächst leben. Ihr treuer Sohn Niki.

Taglos.

Liebe, theure Mutter!

Hätte ich nicht durch einen Wiener Kaufmann, welcher in Pesth war, und den Stiefvater allda vor Kurzem getroffen hat, erfahren, daß Ihr

Mann gesund in Pesth ist, so hätte mich Ihr Brief erschreckt. Gott sey Dank, nun können Sie ruhig seyn, ich bin es auch. Kommen Sie nach Pfingsten nach Wien, wo wir dann recht fröhlich seyn wollen! Ihr Niki.

Anfang Juni 1820.

Liebe, gute Mutter!

Täglich bin ich nun des glücklich schönen Looses gewärtig, Sie Alle zu sehen. Wie sich das kleine Mädchenwerk so schön gemacht haben mag! Die Blonde, die Braune — welche wird wohl mehr Geist zeigen? welche mehr Liebe äußern gegen den altvergessenen ... doch nein! .. gegen den lange vermißten Bruder? Welche wird wohl das starke Gefühl der Mutter und die weiche Gemüthlichkeit des Vaters besser einen? — Apropos! gerade fährt mir was durch den Kopf. Die Kleinen sollten das verfluchte französische Mama, Papa doch wohl lassen!

Meine zwei alten Schwestern, welche bald den Stephansthurm reiben werden (dieß ist ein Wiener Provinzialismus, um alte Jungfern zu bezeichnen), sind wohlbehalten, und blühen dem Matronenalter herrlich entgegen.

Was mich und meinen Charakter, meine Grundsätze, Maximen, Ueberzeugungen, Ansichten, Meinungen, Schwärmereien, Narreteien, Philosopheme u. s. w. betrifft — nun, da werden Sie mündlich Rapport bringen. [1]

Ferner wünsche ich, daß der liebe Stiefvater Patienten bekomme, so viele als er zählen kann, und daß meine gute Mutter das Ebenmaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken u. s. f. herstellen möge. Ihr, Alle herzlich küssender, Édes fiam Miklos. [2]

Wien, 16. Juni 1820.

Ewig theure Mutter!

Sie haben mich durch die Nachricht von der Ankunft unseres vermißten lieben Stiefvaters hoch entzückt. Ich machte mir gleich die schönsten Hoffnungen, Sie Alle zu sehen; doch — es bleibt beim Hoffen!

[1] O wie schade, daß es nicht schriftlich geschah.

[2] Süßer Sohn Niklas.

Wir ſind Alle geſund, und mir ſchadet der weite Weg ins Collegium nicht im geringſten, er qualificirt mich vielmehr zum guten „Füßelier.“ Niki.

Wien, den 28. Juni 1820.

Liebe, theure Mutter!

Kommen Sie nur bald nach Wien. Ich freue mich recht herzlich darauf, den lieben Stiefvater bei ſeinem — Gott gebe es! — voluminöſen Körperlichen zu packen und ans Herz zu drücken. Es war doch gut, daß Sie mir geſchrieben, er ſey todt; um ſo höher ſteigerten Sie hiedurch die Freude, die ich beim Rapport ſeiner Ankunft hatte. Daß ſich die liebe Mina nicht ganz wohl befindet, thut mir recht leid. Die kleine Maria ... (doch bald werde ich das Mädchenwerk nicht mehr klein nennen dürfen, ohne einen Verſtoß gegen ihre Eitelkeit!) — muß ſich gut entfalten, und von der Mini verſpreche ich mir ſchon gar eine Doktorsmiene. Sie hat Geiſt, man muß ihn pflegen.

Uebrigens freue ich mich auf die Reiſebeſchreibung des Vaters, und insbeſondere auf die mir ſehr intereſſante Erzählung des Lamento, welches die Tokaierberge beim Abkratzen deſſelben erfüllte; auf die langen Geſichter, welche dieſe edlen Barbaren ſchnitten, als ſie den Mann verloren, den ſie nicht zu achten verſtanden. — Daß mich alles dieß intereſſirt, dürfte wohl daher rühren, daß, falls man irgendwo eine Weile haust, ſich dann doch, beſonders beim gemüthlichen Menſchen, eine Liebe der Gegend einſchleicht.

Ich bin vollkommen geſund, genieße recht friſche Luft, ſintemalen es aus dem Wetterloche der Bergſeite oft recht wacker herüber bläst. Auch haben wir einen angenehmen Garten, und mein Koſtherr iſt brav und edel. Ueberdieß beſitze ich einige Freunde im wahren Sinne, wackere Burſche; und doch bin ich nicht recht heiter ohne Euch. Auch bin ich hier in einem Hauſe geſchätzt, und eſſe dort öfter zu Mittag; doch die Leutchen haben mir Grundſätze, ſeicht, wie ein Grab zur Peſtzeit; und daher rührt mich ihre große Achtung, die ſie allenfalls hegen mögen, nicht ſonderlich, und ich werde die Leute meiden. Es iſt nämlich ein angeſehener Handelsmann, der ein hübſches Landgut, eine hübſche Tochter, und derlei Schnurr-

pfeifereien mehr hat. — Meine liebſte Unterhaltung bleibt mir doch noch immer meine treue Guitarre, und ich danke Ihnen und dem guten Godenberg ſtets, daß Sie den Sinn für dieſes Inſtrument in mir weckten. Dieſes Inſtrument iſt Mittel meiner Schwärmereien; die Beſonderheit in meinem Charakter, die ich meinem unvergeßlichen Kövesdy danke, iſt Mittel, mich über das Gewöhnliche im Leben zu erheben, und mit Hülfe der Lehren eines weiſen Mannes, des Profeſſors der Philoſophie,[1] zu einem ſelbſtſtändigen Manne zu bilden. Auf eigenen Füßen zu ſtehen, iſt das letzte Ziel meines irdiſchen Strebens.

Die Großeltern ſprechen von einem Hauskauf, verſteht ſich: unter der Roſe. Die guten Leutchen figuriren Dürftigkeit; vielleicht ſind ſie ſo kurzſichtig zu glauben: die Wiſſenſchaft um ihr Geld würde mich in meiner Arbeit lähmen. Aber aus ſicheren Quellen geht doch hervor, daß ſie ein beträchtliches Vermögen beſitzen müſſen, welches mir nur inſoferne lieb iſt, als ich dadurch leichter im Stande ſeyn werde, Ihnen Allen eine kräftige Stütze zu ſeyn.

Hiemit küſſe ich Eins um's Andere aus Ihnen recht herzlich. Ihr treuer Niki.

Ohne Tag.

Ewig theure Mutter!

Mit aller Zuverſicht können Sie mich während der Ferien auf zehn Tage erwarten. Ich danke dem guten Stiefvater für's Reiſegeld recht herzlich, und freue mich, Sie Alle zu ſehen. Wir ſind Alle geſund; ich bin wieder von Stockerau in Wien zurück, und in einigen Tagen fertig.

Meine Schweſter Theres iſt äußerſt mißvergnügt; auch die Leni; nur iſt das bei der Letzteren eine vorübergehende Wolke, was bei der Erſteren anhaltender Gram iſt. Meine lieben kleinen Schweſterle laſſe ich recht oft herzlich küſſen, und ihnen ſagen, daß ſie mir Vorſchriften ſchreiben ſollen, damit ich Freude ſchöpfe.

Ich habe jetzt ſehr viel zu thun, küſſe Sie Alle vielmal, und bin Ihr gehorſamer treuer Sohn Niklas Eſterhazy.

---

[1] Rembold.

Stockerau, den 12. Oktober 1820.

Theure Mutter!

Auch ich geselle meinen schweren Beitrag an den wärmsten Wünschen für Ihr Wohl zu denen meiner Schwestern hinzu. Es wäre verlorene Mühe, diese Regungen des bewegten Herzens alle aufzuzählen; viele haben keinen Namen. — Ich erinnere mich Ihrer und der Lieben, die Sie umgeben, nie ohne Sehnen, Sie zu sehen; meine Schwestern eben so.

Es ist ein Herkommen, am Namenstage Wünsche zu opfern; aber es genirt den Geist und das Herz, die wahrhaft empfundenen in einer bestimmten Frist zu zollen. Deßhalb wird das Gefühl des Gratulirens mir bei Ihnen so hölzern. — Der Anhänglichkeit Altar steht im Hintergrunde der Seele in keuscher Borgenheit, und will nicht durch einen Schwall gewöhnlicher Wünsche entadelt werden.

Unsere Trennung, däucht mich, sollte Ihnen erträglicher seyn, als sie es ist. Warum? — Nicht das Zusammensein der Körper bringt die wonnende Frucht der Liebe; es ist blos Mittel, um dem Zusammenstreben der Geister Form zu geben, die da Umarmung heißt; sondern der zum trauten Wesen hingelenkte innere Sinn, dieser ist's, der Trennung verachten lehrt. Die Bedingung dieser Resignation ist Wechselüberzeugung, daß man die Seele des Andern sein nennen könne auf Erden.

Ich bin recht ruhig. — Mein vortrefflicher Großvater, dessen Sinnen sich um den Punkt meines Wohles dreht, kann mir diese Ruhe geben.

Manche Prüfungsperiode habe ich durchlebt binnen der körperlichen Trennung zwischen uns. Muthig und unbekümmert steuerte ich als unschuldig unbefangener Segler in die Welt. Die Wellen des weiblichen Umganges brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen; es wurde leck. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in den sichern Hafen der Geistesüberlegenheit, welche nach Egoismus stinkt, der es aber nicht werden soll.

Addio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Niki.

Wien, 8. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Ich konnte nicht nach Preßburg kommen; unsere Studien waren so

überhäuft, daß mir noch ein paar Prüfungen zu machen übrig blieben, und welche ich erſt vor einigen Tagen glücklich endete. Nun bin ich um ein Jahr weiter, in welchem es leichter ſeyn wird. Auf Oſtern hält mich keine Macht der Erde ab, Sie zu ſehen.

Wenn dieß Jahr vorbei iſt, dann bin ich ein freierer Menſch. Habe bis dahin ſo manches vor.

Meine Schweſtern ſind geſund. — In der ſehnlichſten Erwartung eines baldigen Briefes bin ich Ihr treuer Sohn, der Sie ſammt den Theuren allen küßt. Niki.

Am 9. November 1820.

Es haben bereits unſere Schulen wieder angefangen. Heuer iſt es ſehr angenehm zu ſtudiren.

Bevor wir in das neue Jahr eintreten, wollen wir noch einen Rückſchritt in das alte thun, und zwar an der Hand des Dichters Johann Gabriel Seidl. Dieſer erzählt in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 5:

„Es war im Spätherbſt 1819, vor einem vollen Vierteljahrhunderte, als der ſiebzehnjährige Niembſch im erſten philoſophiſchen Jahrgange auf der erſten Bankreihe nächſt der Thür des unfreundlichen, ſeine frühere Widmung zu Eponas Dienſte nur allzu deutlich verrathenden Hörſaales mir gegenüber ſaß. Seine nächſten Bankgenoſſen waren ein Baron H., jetzt ein Prieſter höheren Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewiſſer L. v. E.; beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembſch. So ſehr nun auch der männlich feſte Rembold, der lebhafte, mächtig weckende Weintridt, der biedere eifrige Zenko, der gelehrte greiſe Wikoſch, und der feurige, originelle Stein die faſt überſchwängliche Anzahl von Zuhörern zu beſchäftigen und in Athem zu erhalten wußten, ſo fehlte es doch nicht an kleinen Zwiſchenpauſen, wo der jugendliche Ungeſtüm ſeinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbeſonnene Weiſe Luft zu machen Zeit fand. Bei einem ſolchen Verſuche überraſchten meine Blicke eines Nachmittags den blaſſen, dunkelhaarigen, ſchon damals düſter ſchauenden Niembſch. Sein Federmeſſer mit halb

offener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da; seine beiden Nachbarn gleich gewaffnet und gleich gerüstet etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt, so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum, und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmen Falle doch bedenklich werden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch Unheil ein unglücklicher Aderschlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, statt abzuwehren. Niembsch aber saß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl ihm bereits warmes Blut aus dem Aermel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dieß Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von dem Augenblicke an den ernsten wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber, oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geist

eine beengende Feſſel waren, ſich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anſtieß."

Nach dieſem Auftritte, der die kaltblütige Unerſchrockenheit und den der Uebermacht trotzenden altritterlichen Muth Lenau's in ein helles Licht ſtellt, gehen wir noch zu einem andern Geſchehniß des Jahres 1820 über, das leider kein Auftritt ward, und doch ſo leicht der allerwichtigſte ſeines ganzen Lebens hätte werden können, wenn ihm das Glück nur einigermaßen dabei gewogen geweſen wäre. — Lenau hatte einen geliebten Lernbruder an Fritz Kleyle ſich erworben. Dieſer, ein lieber, blonder, ſchlanker, junger Schwabe, war damals Hofmeiſter bei den Söhnen eines angeſehenen Mannes. Kleyle beſuchte nun öfter Lenau in deſſen Wohnung bei Hauptmann Bolz. Oftmals lag er ihm an, ihn entgegen zu beſuchen; aber Lenau lehnte es immer hartnäckig ab, weil es ihm, dem ernſten, düſtern Sinner, wie er wähnte, alldort zu geſellig, zu ſtörend laut, zu heiter zugehen möchte. Einmal, nur ein einzigesmal, kam es zufällig, aber doch dazu. Wir haben oben vernommen, daß Lenau am 24. Hornung 1820 eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, die wegen ihrer Vortrefflichkeit Aufſehen erregte. Er galt daher auch, und mit Recht, für einen Grundpfeiler dieſer ſchweren Wiſſenſchaft in den Augen ſeines Freundes Fritz, der ſich öfters Raths darin bei ihm erholte. Eines Tages bei einer ſolchen Gelegenheit ließ ſich Lenau durch die dringenden Bitten ſeines Freundes, der ſeine Schriften zu Hauſe liegen hatte, denn doch im Eifer für die gute Sache bewegen, denſelben dahin zu begleiten. Damals, es war Sommer, wohnte der Hofrath in einem ſchönen Gartenhauſe auf der Landſtraße, einer Vorſtadt Wiens. Als nun dort die beiden Jünglinge durch einen langen Gang Fritzens Zimmer zuſchritten, kamen ſie an einem Fenſter vorüber, das in den Gartenſaal ſehen ließ. Siehe! da ſaß hierin, unferne vom Gangfenſter, aber mit dem Rücken gegen daſſelbe, ein junges Mädchen, zwar etwa nur erſt zehn- oder elfjährig, aber doch ſchon in einem Alter, wo ein Mädchen bereits ahnen läßt, was ſie werden will — das zweitälteſte Töchterchen des Hauſes. Ihre Haare, die ſie eben kämmte, floſſen ihr in langen, ſchönen, braunen Wellen über die Schultern hinunter, und trugen nicht wenig dazu bei, das Kind zu verjungfräulichen und anziehend zu machen.

Lenau hielt, vom lieblichen Bilde angenehm überraſcht, wirklich einen Augenblick an. Aber ſie ſah ſich nicht um, und ſo geſchah es leider, daß Lenau erſt volle dreizehn Jahre darauf, für ſein Glück ſchon allzu ſpät, ihr zum erſtenmale ins Antlitz blickte.

Wir ergreifen den fallen gelaſſenen Faden wieder.

Wien, den 13. November 1820.

Liebe, theure Mutter!

Meine Schweſter Leni war nur einige Tage krank. Die Veranlaſſung dazu gaben aber keineswegs Ausſchweifungen im Tanzen oder in ſonſtigen Unterhaltungen; von dieſer Seite mögen Sie ruhig ſeyn. Die Leni iſt gut daran; ärmer an Gefühl, entbehrt ſie leichter den Umgang ihrer Theuren. Die Theres kann nicht gut daran ſeyn, denn die Trauer um Kövesdy hörte zwar auf, nagend zu ſeyn; ſie überzog aber das Aeußere mit Eis, und wenig Empfänglichkeit für jede Freude iſt noch immer die Folge davon. Die Mädchen ſind übrigens ſehr geſund. Die Theres findet nur an Einem ein rechtes Behagen, am Klavier. Die Großeltern ſchaffen ihr gute Noten, und da iſt ſie zufrieden.

Um mich dreht ſich ein eigener Kreis. Ich ſteh' an der Stufe der Kataſtrophe meines Lebens. Nun denkt man mehr, und denkt man viel. Man ſchafft ſich eine Welt in der eigenen Bruſt, wenn man weiß, daß man noch einen Menſchen hat, der Einen liebt. Nicht leicht hat mich irgend eine Idee lebhafter ergriffen, als dieſe. So lange Sie leben, bin ich froh. Gott gebe, Sie lebten noch recht, recht lange, meine gute Mutter!

Meine Abendbeſchäftigung iſt nun das Arbeiten an meinen Grundſätzen. Die Feder in der Hand, ſchreibt man da über Unſterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod u. ſ. w. ſo manches nieder; übt ſich im Denken, und räſonnirt manchen verwitterten Satz weg. Des Tages arbeitet man an dem Schulweſen; die Guitarre bleibt auch nicht öde liegen.

Warum ſchreiben Sie mir doch gerade gar nichts über Ihr politiſches Leben? Ich will es ſkizzirt haben.

Hiemit laſſen Sie mich Ihnen lieb und werth ſeyn. Ihr Sohn Niki.

Wien, den 30. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Sie wünſchen meine Gedankenmittheilung über die Art: meiner Schweſter zu ihrer Mutter zu verhelfen, ohne ihr zu ſchaden? — Die Aufgabe iſt ſchwer zu löſen. Aeußerer Schaden würde ſie gewiß treffen, obgleich freilich das Herz gewänne. Die Großeltern, namentlich der Großvater, haben die Thereſe ſehr lieb, wenn man davon abzieht, daß dieſe Liebe nur ſo lange dauert, als der Aufenthalt der Geliebten im Hauſe der Liebenden. Wollte man nun eine Trennung bewirken, ſo würde im ärgſten Falle das Mädchen ihrer Habe beraubt; überdieß würde es die alten Herzen mit Unmuth und Groll gegen Sie erfüllen, und was Sie am Umgange mit der Tochter erzweckten, würden Sie am Umgange mit dem Sohne verlieren. Ende ich aber zuvor noch die Philoſophie, ſo habe ich inſoferne Luft, als ich hernach ſtudiren werde, was und wo es mir beliebt; vorausgeſetzt: wir wollen die Großeltern nicht erzürnen. — Indeß will ich die Schweſter näher beſehen, und Ihnen dann ſicheren Beſcheid geben. Bei meiner letzten Anweſenheit in Stockerau fand ich die Theres weit fröhlicher als je, und mich däucht, in dieſer Hinſicht ſollte ſich meine liebe Mutter nicht ſo viel kränken.

Das ganze Schauſpiel unſeres Lebens muß ſich nun bald entknoten, und ich glaube, das Ende wird den Schmerz heilen. Zunächſt geht nun mein Streben dahin, die Großeltern ganz für mich zu gewinnen, um ſie dann zu meinen Zwecken leiten zu können. Erregten wir bei denſelben widrige Empfindungen, ſo dürfte dieß der Erreichung meiner Zwecke, bei der Alle ſicher gut fahren würden, nicht förderlich ſeyn.

Es handelt ſich nur um die Gemüthsſtimmung meiner Schweſter, und obwohl ich nicht ohne Theilnahme bin, traue ich mir doch mit gutem Gewiſſen, meiner lieben Mutter ans Herz zu legen, ſie ſolle nicht troſtlos ſeyn; denn, wächst die Liebe zur Mutter im Herzen der Tochter ſo rieſenmäßig an, daß ſelbe unbekümmert über die äußeren Folgen, die da kommen können, handelt, dann kann die Mutter trauern über den Zuſtand der Tochter, und trachten, dieſen zu ändern, ſo lange aber dies nicht in der Erſcheinung hervortritt, mag die Mutter ruhig ſeyn.

Mich freut die Erhöhung der Zahl Ihrer Koſtbuben, und ich wünſche Gedeihen damit.

In einigen Tagen, und zwar am 6. December, fahre ich nach Stockerau.

Hiemit küſſe ich Alle herzlichſt. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, den 15. December 1820.

Liebe, theure Mutter!

Ich erhielt Ihren Brief ſammt den beſchriebenen Beugeln, Kipferln u. ſ. w., wofür ich Ihnen mit den lieben guten kleinen Schweſtern herzlich danke. Selbe ſchmecken mir recht gut.

Meinen Namenstag brachte ich in Stockerau zu, und fand daſelbſt zwei recht vergnügte Schweſtern. Die gute Reſi iſt in Stockerau die Freude aller Umgebenden, und ſcheint ſich mit ſtoiſcher Kraft gegen jeden Kummer zu waffnen, welche über ihr Aeußeres eine wohlthätige Heiterkeit gießt. Und nun, theure Mutter, will ich in Ihrem künftigen Brief einen ruhigeren Ton hören. Womit ich Sie, meine unendlich geliebte Mutter, ſammt Ihren lieben Töchterlein herzlich küſſe. Ihr treuer Sohn Niki.

Thereſe Niembſch an ihre Mutter, Thereſe Vogel.

Stockerau, heiliger Abend, am 24. December 1820.

Geliebte Mutter!

Lange iſt es, daß ich nicht geſchrieben. Glauben Sie aber darum nicht, Theure, daß ich nicht denke an Sie! O, wie gerne wollte ich Ihnen alle Tage ſchreiben, könnte ich ſo aus meinem Herzen, aus meiner ganzen Seele ſchreiben! Alle meine Gedanken, Alles, Alles, müßten Sie, geliebte Mutter, wiſſen. Das kann man aber hier nicht. Dieſe kalten Menſchen hier verſtehen mich ja gar nicht; nein die verſtehen mich nicht! Nur Sie, Sie, liebe Mutter, verſtehen mich ganz. Wann werde ich Sie denn wieder Alle ſehen und an mein volles Herz drücken? — O ich glaube, dieß wäre der glücklichſte Augenblick meines Lebens!.....

Ich muß enden, liebe Mutter, denn ich muß heute noch eine Torte machen. Morgen kömmt der Franz und da haben wir einen kleinen Ball.

Ich tanze itzt mit einer großen Leidenſchaft. Leben Sie wohl, liebe Mutter; millionenmal küſſe ich Sie! Thereſe Niembſch.

Die Torte war gemacht, Bruder Franz war gekommen, der kleine Ball hatte begonnen, und mit noch größerer Leidenſchaft denn je wurde getanzt. Als ob die roſigſte Freude ſie herum wirbelte, flog das umgezauberte liebe Mädchen dahin, und mit jedem geflügelten Tritt trat ſie den einſamen Gram für immer tiefer und tiefer unter ſich. Bei dieſem kleinen Ball ward mir das große Glück zu Theil, daß mir die volle Liebe Thereſens und ihres Bruders Achtung als ein ganz unverhofftes Geſchenk des Himmels zufiel. Die Sache begab ſich ſo:

Ich hatte einen geliebten Schwager in Stockerau, Hans Michel Plöch, Schuldirektor. Den beſuchten wir Brüder Schurz öfters, was denn auch zu Weihnachten 1820 von mir nebſt zwei jüngeren Brüdern geſchah. Als wir nach Stockerau fuhren, war rauhes, ſtürmiſches, regneriſches Wetter. Gleichwohl befand ich mich eben in dichteriſcher Stimmung, und ſchrieb mit Reißblei den ganzen Weg über, und wovon? — von Wein; wahrſcheinlich dem ſtrömenden Waſſer zum Trotz. Dabei nahm ich mich aber etwas zu wenig gegen die Unbill der Witterung in Acht, ſo daß ich mich tüchtig verkühlte und ganz heiſer in Stockerau anlangte. Gleichwohl mußte ich zuſagen, des nächſten Tags Nachmittags zu einer kleinen Unterhaltung bei Oberſt Niembſch zu gehen, wozu Plöch ſammt den erwarteten Schwägern bereits eingeladen worden war. Wir ließen uns dieß ſehr gern gefallen, zumal, da Plöch beſonders warm über die ältere Enkelin des Hauſes, Thereſe, die ſeine eifrige Schülerin auf dem Flügel war, ſich äußerte. Wir traten zur geſetzten Stunde dort ein, voran Plöch, dann ich im wertherblauen Frack mit goldig glänzenden Knöpfen. Siehe da ſchwebte ſogleich Thereſe auf mich zu, und begrüßte mich freundlich als einen ſchon alten Bekannten aus Erzählungen Plöchs. Wir waren uns daher ſchon beim erſten Anblicke nicht mehr fremd, was unſere Annäherung ungemein förderte. Die Unterhaltung begann. Thereſe mußte, bevor es ihre Füße auf den Dielen durften, die Hände über die Taſten tanzen laſſen, was ſie mit glücklichem Ausdrucke und überraſchender Geläufigkeit vollbrachte. Dann ſpielte ihr Bruder Lenau gar

wacker auf der Geige. Dieſer genoß ſeit einiger Zeit des Unterrichtes eines der erſten Bogenhelden Wiens, Joſeph v. Blumenthal, von welchem er wohl ſeinen klingenden, markdurchdringenden Strich gewann. Verdienſt und Beifall hielten ſich die Wage. Vornehmlich leuchtete das heiterſte Vergnügen über des geliebten einzigen Enkels reißende Fortſchritte auf dem edlen offenen Antlitz des ſeinen weiten Armſtuhl mächtig ausfüllenden Großvaters. Hierauf ward getanzt, tüchtig. Auch mich riß der Taumel mit fort, wiewohl ich eben kein Tänzer ſonſt. Darauf geſchah dem Leibe ſein Recht, wobei auch die Torte zum Vorſchein kam, und Thereſens auffallend kleine Händchen erhielten auch hier das gebührende Lob. Nun ſollten aber auch die Gäſte ſteuern. Mein zweitjüngerer Bruder Joſeph, taſtengewaltig, löste alsbald ſich ehrlich frei. Man wußte, daß ich dichtete und auch — dieſer barſche Ausdruck paßt manchmal recht gut auf mich, wenn auch für jenen Augenblick juſt nicht: „Darſchreier" wäre. Nichts half mir meine Heiſerkeit und daß ich nichts auswendig wüßte; ich ſollte nur, ſo gut es ginge, mein neues Weinlied ſagen, das ich in der Taſche trüge. Ich begann. In einem Geſetzlein drin heißt es:

Der Wein bläst Sturm in Lammes Ohr,
und bändigt grimme Hyder;
Gefall'ne richtet er empor,
und wirft die ragen nieder.

Nicht nur der Rebenwein, auch der ſüße Seelenwein, die Liebe, thut deßgleichen; die in Trauer darnieder liegende Thereſe richtete derſelbe auf, mich aber, den ruhig ragenden, warf er zu Boden.

Hierauf erbat ſich die ſtattliche weltgewandte Großmutter durchaus noch Schillers Lied von der Glocke. Ich läutete denn dieſe gar ſchmählich herunter. Aber gerade vielleicht die Erſchöpfung und Rauhigkeit der Stimme drang tiefer zu Gemüth, als es der wohllautvollſte Vortrag vermocht haben dürfte.

Mitleid iſt ein goldner Schlüſſel zu des Herzens Thüre,
Leiſe öffnend, ohne daß man öffnen ihn nur ſpüre.

Fürder hieß ich im Niembſchen Kreiſe gewöhnlich nur mehr „der Dichter."

Auch Dichter Lenau, der aber damals, wiewohl ſchon achtzehnjährig, kein einziges Gedicht noch ſelbſt gemacht haben mochte, erfreute mich mit ſeinem Beifall. Das erſte Wort, deſſen ich mich aus ſeinem Munde entſinne, war, nach vollendetem Vortrage meines Weinliedes ſein achtungsvoll anerkennendes: „Eine tüchtige Feder!“

So gewann mir in dieſer ſchönen Weihnacht wohl vorzüglich die Dichtkunſt zwei unſchätzbare Herzen, des unſterblichen Lenau ſeines und zumal das ſeiner herzensguten Schweſter Thereſe.

Uebrigens bereitete das Chriſtkindlein von 1820 auch dem alten ehrwürdigen Oberſten eine ihm beſonders angenehme Beſſerung. Am heiligen Chriſtabend unterzeichnete nämlich Kaiſer Franz die Urkunde, womit jenem in Berückſichtigung ſeiner zweiundfünfzigjährigen verdienſtvollen Dienſtleiſtung, dann insbeſondere für ſeine erfolgreiche Heldenthat bei Battignies, und endlich für während fünfundzwanzig, großentheils kriegeriſchen Jahren mitbeſorgte, ja meiſt ſelbſt geleitete wohl entſprechende Bekleidung und Ausrüſtung einiger hunderttauſend Krieger, der Adelsſtand des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates mit dem Ehrenworte: „Edler von Strehlenau“ ertheilt wurde. Die ehrgeizige Großmutter bedauerte ſpäterhin wiederholt, daß ihr Gemahl, anſtatt um einen neuen Adel anzuſuchen, nicht lieber ſeinen alten, ſchon ſeinem Vater und ihm ſelbſt in allen amtlichen Schriften beigelegten, zu erweiſen bemüht geweſen war, wornach er vielmehr die Erhebung in den Freiherrnſtand erlangt haben dürfte. Allein was hätte es am Ende denn auch genützt? Auch das freiherrliche Wappen läge ſchon zertrümmert über der Aſche des letzten Strehlenau.

Wien, um die Mitte Mai 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ihren Brief erhielt ich erſt am 10. Januar. Sie deuten darin auf meine Aeußerung über das Vergnügtſeyn meiner Schweſtern, als auf ein Mittel, um Sie zu tröſten. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß ich die Mädels nicht anders fand. Es gibt jedoch einen Geiſt, der unſer Familienweſen leitet, der leider kein guter iſt. Schlachten wir nun dieſem Unholde nicht manche Freude, die uns unſer Zuſammenſeyn gäbe, ſo fallen wir Alle in der Zukunft durch, und — ich weiß es ſicher — mich ſammt

meinen Schweſtern muß es dann reuen, nicht geopfert zu haben. Hiemit meine ich: die Großmutter iſt nicht gut. Willfahren wir nun dem böſen Geiſte nicht, ſchaden wir unſerm guten. Sicher iſt es, daß ſie uns Alle enterbte, falls wir ihr durch den Sinn führen. Welche bittere Reue muß denn nicht den Sohn überfallen, wenn er bedenkt, daß er durch etwas mannhaftiges Entſagen hätte für die Zukunft ſchön wirken können, und es, überſtimmt von der Klage der Mutter, unterlaſſen habe! — Sicher wird es dereinſt gut gehen; wir werden zuſammen leben. Für ein paar Jahre, die wir ohne Freude durchleben, warten unſer dann viele ſelige.

Es iſt eine ungegründete Schwärmerei, wenn man wähnt: die liebenden Seelen ſeyen ſich genug, und man bedürfe eben keines äußeren Wohlſtandes, um glücklich zu ſeyn. Dieſer Satz dürfte wohl in Arkadien Stich halten, nicht aber unter den jetzigen ſo ärmlich denkenden Menſchen. Sorgen für den thieriſchen Theil unſeres Lebens halten die fühlende Seele in ihren Tiefen gefangen; Mißmuth, der den gedrückten Geiſt anfrißt, macht dann, daß man in der Mitte der Geliebtſeynſollenden lieblos dahinſinkt.

O, wie ohne Vergleich köſtlicher muß es ſeyn, wenn man dann einſt die Früchte ſchmerzlicher Saaten erntet und, ohne mühlichen Kummer den Lohn der Entſagung empfangend, als ein Liebling der Gottheit die Erde und den Tag, da man ihr gegeben ward, ſegnet, anſtatt daß man im Gegentheile, gelähmt von unnatürlichem Harme, mit kränkelnder Wehmuth lieber im kühlen, engen, finſteren Hauſe wohnte, als auf dem ſchönen Boden der Freude!

Nehmen Sie ſich alſo zuſammen, meine gute Mutter; trotzen Sie den Empfindungen, die Ihre gute Bruſt durchlöchern wollen! Opfern Sie ſelber dem feurigen Verſtande; und diejenigen Gefühle, die Sie itzt als traurige in ihr Nichts zurückjagen, werden einſt an dem anderen Morgen unſeres Lebens als freudige Schößlinge emporſpringen. Mäßigen Sie den Schmerz, und bringen Sie durch Tod den Sohn nicht um die Erreichung ſeines Zweckes; ſonſt möchte er, niedergebeuget, die Lenden ſeines Vaters verfluchen, und ſich ſelbſt über den Markſtein der Schöpfung hinausſchmeißen! — Ich küſſe Euch alle. Niki.

Wien, den 7. Februar 1821.

Liebe, gute Mutter!

Heute den 7. reiſe ich nach Stockerau. Vermöge Anordnung der alten Frau werden nächſtens meine Schweſtern unter Leitung einer Frau nach Wien kommen, um da einer Redoute beizuwohnen, worauf ſie ſich ſehr freuen. Ihr Schreiben erhielt ich. Ich werde die Schweſtern vermögen, Ihnen auch zu ſchreiben.

Ich bin recht geſund. Der Weg bekömmt mir wohl. Man ſpricht, daß das dritte Jahr der Philoſophie aufhören ſoll, was mir äußerſt willkommen wäre.

Nun Gott befohlen! Ihr treuer Riki.

Sonntag den 11. Hornung erſchienen denn auch wirklich zu Wien die Mädchen in unverhülltem Jugendglanz auf der Redoute, im Schutze ihres Bruders, und einer Hauptmannsgattin von Stockerau. Auch ich durfte mich der angenehmen Geſellſchaft anſchließen.

Wien, den 9. April 1821.

Vielgeliebte, theure Mutter!

Die Reiſe nach Preßburg, und die ſeligen da verlebten Tage ſöhnen mich mit der ganzen Welt aus. Eine beſondere Heiterkeit, die ſeit langer Zeit von mir entbehrt wurde, ſtellt ſich nun wieder ein.

Unſere Rückreiſe war nicht die angenehmſte. In Geſellſchaft eines ſchwindelnden modernen Poeten, der bei jedem Blicke aus dem Wagen aus dem Gleichgewichte kam, und mit jedem Augenblicke drohte, uns mit dem Ueberfluſſe ſeines Magenvorrathes auf die überraſchendſte Art zu beehren, und einer Frau, der man mit der frappanteſten Erzählung kaum ein Lächeln abzwingen konnte, ruderten wir durch die Gefilde des Staubes und Windes der großen Pflanzſchule des Laſters zu — ich meine unſere Reſidenz.

Die Stockerauer ſind getröſtet. Der Handel war fein geſponnen. Bei gefühlloſen Leuten kann man an kein Gefühl appelliren; deßhalb kam ich mit Lügen, welche den beſten Ausſchlag gaben. Ein Blutgang u. ſ. w. war die Bedingung des Heimgangs zu Euch.

Nächstens wird man wieder ans Faß klopfen, ob's hohl oder voll resonnire; kurz, ich habe bald eine Prüfung.

Nun laßt Euch Alle recht innig umarmen von Eurem Niki.

Wien, den 8. Mai 1821.

Liebe, gute Mutter!

Die Ostertage wurden in Stockerau sehr fröhlich hingebracht; auch scheinen die Alten für Sie recht gut gestimmt. Meine Gesundheitsumstände sind die besten. Der Mai bringt manche schöne frohe Stunden. Meine ältere Schwester ist verliebt in einen sehr soliden und liebenswürdigen jungen Mann, der übrigens in gesegneten Umständen sich befindet, Ansprüche auf eine Bergrathsstelle hat und gute Verse macht.

Es ist doch sonderbar, wie sich bei mir ein Eindruck erhält: die Zeit meines Aufenthaltes bei Euch läßt noch immer eine fröhliche Stimmung zurück, wo ich früher ganz versäuert wäre. Ihre geehrten Kostfreunde und Hausherrschaft bitte ich meiner Gnade und Wohlgeneigtheit zu versichern, und ich wünsche sehnlichst, denselben bald wieder die Ehre meines Besuches geben zu können.

Meine Lieblingsbeschäftigung ist nun, Gedichte zu lesen und schreiben. Bis ich nach Preßburg komme, werde ich Ihnen wahrscheinlich schon einen oder einige Aufzüge des Trauerspiels vorlesen, das mir die schreckliche Muse, die ich vor allen andern liebe, eingeben soll. Ich faßte den Plan, einen poetischen Nachlaß zu hinterlassen, den meine Kinder in die Welt bringen sollen.

Nun lebt wohl; ich küsse Alle recht inniglich. Euer treuer Niki.

Hier ist die erste Spur, daß Lenau zu dichten begonnen. Er war damals fast schon 19 Jahre alt, daher solches immerhin nicht sehr frühzeitig geschah. Vielleicht — aber nur vielleicht — hat der Gedanke, bald mit einem jungen Manne verschwägert zu seyn, der „gute Verse machte," und der in dem Hause der Großeltern zu Stockerau seit einigen Monaten — wie gesagt — gewöhnlich nur „der Dichter" genannt zu werden pflegte, Lenau auf sich selbst aufmerksam gemacht, und ihn angereizt, die seiner Seele eingeborne mächtige dichterische Flugkraft endlich

auch einmal zu verſuchen, in dem richtigen Vorgefühle: „Anch' io son pittore!“ — Und ſogleich wandte er ſich der ſeinem Gemüthe gemäßen „ſchrecklichen Muſe“ zu, aber ſonderbar! der darſtellenden, zu welcher er zwar ſpäter ein paarmal noch zurückkehrte, der er gleichwohl doch nie auch nur einigermaßen anbauernd huldigte. Der Gegenſtand des Trauerſpiels iſt durchaus unbekannt, nur vermuthen läßt ſich, daß Lenau damals vielleicht den Fußſtapfen Seneca's folgte, da er dieſen Trauerſpieldichter in früheren Jahren ſehr liebte und hochhielt, und insbeſondere in der Anſicht über den Selbſtmord mit demſelben übereinſtimmte, wie aus einem der früheſten Gedichte Lenau's: „An Seneca“ erhellt, das in den beiden erſten Auflagen ſeiner Gedichte unter den Oden ſtand, in den ſpäteren aber wegblieb, was faſt auf eine Aenderung ſeiner Anſicht in dieſer Beziehung hindeuten möchte. — Uebrigens berichtet auch Emma Niendorf, S. 192: „In der Folge gerieth das Geſpräch auf Liebhabertheater. In Wien, als Niembſch Student war, hatten ſie eins. „Ich hätte immer gern Eine Rolle geſpielt: den Berinna in Fiesko,“ ſagte er. „Ich machte damals auch, mit 19 Jahren ein Luſtſpiel für die Bühne: „Die Mariage in Ungarn.“ Ich weiß nicht wo es hingekommen iſt.

Katharina v. Niembſch an Thereſe Vogel.

Stockerau, den 30. Mai 1821.

Liebe Vogel!

. . . . . Der Franz iſt brav, und hat ſeine Atteſtaten recht ſchön. Jetzt lernt er reiten und fechten auch dabei. Alles muß er lernen, was zur Bildung gehört.

. . . . Ihre aufrichtige Niembſch.

Wien, am 1. Juni 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ich habe eine Eminenz erhalten.

Die Schweſtern gehaben ſich recht geſund. Nicht Bergrath, ſondern Rechnungsrath iſt es, was der, aller Wahrſcheinlichkeit nach mir von den Göttern zum Schwager Erkorne werden ſoll.

Ich bin recht geſund, und wollte Gott! auch recht fröhlich. Ich kann

es mir nicht abgewinnen, jeglichem, was nur auch ist, einen freudigen Genuß zu entschöpfen. Düsteres Nachgrübeln verstümmelt in mir einen launigen Gesellschafter, der ich meiner Geistesanlage nach seyn dürfte. Daraus soll sich aber die bekümmerte Mutter nicht die Meinung ziehen, als ob nagender Gram meine Kraft verzehrte; nein! Das Bewußtseyn der erhaltenen Reinheit und der Liebe meiner Mutter lassen der finsteren Laune keinen ganz freien Spielraum.

Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht.

Vor einigen Tagen waren meine Schwestern in Wien, wo die Theres Gelegenheit fand, mit ihrem Geliebten unbekümmert zu kosen. Ich sehe dem Trauungstag mit warmer Freude entgegen. Sie werden hoffentlich Einiges von Ihrem zweiten Sohne wissen wollen; und da versichere ich, daß ich in der Welt keinen wüßte, der da mehr geeignet wäre, mit meiner Schwester glücklich zu werden.

Nun wird es mir auch schon bange in Entfernung von Euch zu leben. Ich stelle mir oft den Satz auf, daß Liebe nicht an Ortsbedingung gebunden sey; allein mein Herz sagt: ja! — Mit wahrem Menschengefühle unter fühllosen Masken zu gehen, die Einem die Schwäche, die das entartete Geschlecht „die Herzlichkeit" nennt, bald abmerken, um sich darin ein Nest zu bauen, und die sich dann an dem Schmerze weiden, den ein Mensch da fühlt, wenn er sieht: im Busen statt Keime der Erhabenheit nur taube Nüsse ausgebrütet zu haben; unter diesen Exmenschen zu leben, und die liebende Seele weit, weit von sich zu wissen — dies füllt mich mit Unmuth, und ich war auf dem Sprunge, alles fahren zu lassen, wenn nicht da der Gedanke doch noch schrecklicher wäre, zwecklos durch drei Jahre eine Mutter gekränkt zu haben, und ihr nicht durch eigenes Bekämpfen der kindlichen Liebe ruhige Tage im Alter bereitet zu haben.

Addio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Euer Niki.

Wien, den 9. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Heute Abend reise ich nach Stockerau. Ihren lieben Brief erhielt ich. Was Ihre Herreise betrifft, sage ich: kommen Sie recht bald!

Ich hoffe nicht grundlos, daß Thereſe glücklich ſeyn wird. Um Ihnen dieſe Hoffnung mitzutheilen, wird nun ſchlechterdings erforderlich, daß Sie den Schurz kennen lernen.

Sie äußern in Ihrem Briefe die Beſorgniß, es möchte durch ein ſchnödes Benehmen der Großmutter die Achtung, die Ihnen Ihr Schwiegerſohn ſchuldig iſt, verwirkt werden; allein ich verſichere, daß dieß eine nicht gründliche Furcht ſey, indem man der alten Frau zu viel Klugheit zutrauen darf, daß ſie ſich nicht ſelbſt in den Augen des Schurz herabwürdigen werde.

Wann, wie, wo die Hochzeit gehalten werden wird, iſt mir ſelbſt noch nicht bewußt. In Stockerau, wo ich ein paar Tage zu bleiben gedenke, will ich eine Vorbereitung zu Ihrer Ankunft treffen.

Die Alten ſind hochvergnügt ob des glücklichen Verhältniſſes meiner Schweſter mit Schurz. Ich werde wahrſcheinlich bei denſelben wohnen.

Verzeihen Sie mir meine abgebrochene Schreibart; es iſt kein ſtätiger Gedanke darin zu finden.

Den lieben Papa ſammt den Schweſtern küſſe ich in der Imagination, die bei mir immer hochſchwanger iſt. Addio! Tauſend Küſſe an meine liebe Mutter! Niki.

Wien, den 17. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Die Vollziehung des Heirathsbeſchluſſes iſt bis zur Entdeckung eines bequemen Quartiers verſchoben worden. Zurüſtungen zu dieſer Unternehmung ſind zum Theile ſchon getroffen, zum Theile ſind ſie noch im Werden. Auf das Feſt Peter und Paul wird Reſi ſammt Schurz und vielleicht mir nach Schrattenthal fahren, wo der alte Schurz als Verwalter iſt. Gleich beim feſtgeſetzten Tag will ich Ihnen dann Nachricht geben. Selbſt die alte Frau äußerte den Wunſch, auch Sie, meine gute Mutter, beim Hochzeitstage zu ſehen.

Sie fürchten gleich ein Uebel, das mich treffen ſollte. Wie glauben Sie aber, daß ich Sie dann ohne Nachricht davon ließe?

Da ſich nun die Beendigung des Schulkurſes nahet, will ich mich wieder an das Lernen machen, welches mir wohlthun wird. Es geſchieht

nicht mehr mit der Luſt als ehedem, und nur der Gedanke an Sie macht mir ſolche Rückſichten noch wichtig. Hingegen gäbe es für mich keinen unbehaglicheren, zerdrückenderen Zuſtand, als der wäre, wenn alles dieß umſonſt und Euch nicht frommend ſeyn würde.

Meine Perſon hat ſich über alle Luſt, welche Geld, Amt u. ſ. w. geben können, erhoben; ja, ich finde ſogar eine Wolluſt darin, wenn man ſeine Welt in ſich trägt, ohne durch Bande der Genußgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu ſeyn, wo man als Sklave niedriger Luſt der unbedingte und ſchwache Vollzieher fremder Beſchlüſſe wird. Ich verſtehe es, Menſchen und die Welt zu achten; ich verſtehe es aber auch, dieſe und jene zu verlaſſen ... doch nein! zu verachten wollt' ich ſagen, denn es könnte Voltaire Recht haben, wenn er ſagt: „Ausgeathmet, ausgelebt." Und dann möcht' ich wohl den ſehen, der „ausgelebt" wünſchte! Doch auch dieß ſcheint mir im Striche des Möglichen zu liegen; nur müßte man dann keine ſolche Mutter haben! — Dein warmes Herz, liebe Mutter, iſt eine Göttergabe, eine köſtliche Rarität in dieſer Welt von Eistropfen und Dein Schmerz um Deine Kinder — ein Schmerz, den Tauſende nicht fühlen, welche aber auch der Luſt entbehren, welche die Mutter da fühlt, wenn ſie dem Sohne nach einer glücklichen Prüfung einen Teller Reisbrei aufſetzt und ſieht, daß es dem Buben ſo ſchmeckt. Der Schmerz um uns, der Deine würdige Bruſt zu durchbohren droht, iſt Abſtich gegen die Luſt des Wiedervereintſeyns; es iſt der Schatten in unſerem Lebensgemälde, der das lichte Malwerk erhöht. Wie, wenn es aber dem Maler nicht gelänge, die traurig dunkeln Figuren darin zu beleuchten? Wie, wenn die Mutter dieß durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen den Schmerz bereitete? — Sie verſtehen mich, ich meine: Wie, wenn die Mutter im Sehnen nach den Kindern dieſen auf immer entflöge? Wie, wenn das unvollendete Werk hinſänke, und die lebendige Kraft, die ſich einſtens darin herrlich entwickelt zeigen ſollte, verſiegte? — Ja, dann! .. Was will ich dann thun? Licht und Wärme holen für die duldenden Figuren, und wäre es auch aus der Hölle!

Alſo, wie geſagt, ich ſchreibe bald wieder. Ich bin jetzt recht, recht ſehr heiter — und glücklich — wenn man die Idee des künftigen Glückes Glück nennen kann. Ich erinnere mich eben, daß Du in mehreren Briefen

klagteſt, Deine Mutterrechte verloren zu haben. Nun frage ich aber, ob es der Mütter viele gibt, die das Leben des Sohnes in ihren Händen haben, wie Du? Oder ob es eine höhere Muttergewalt gibt als dieſe? Sey zufrieden, Du haſt mehr als viele, ſehr viele andere Mütter!

Ich küſſe Euch. Niki.

Wien, den 17. Juli 1821.

Liebe Mutter?

Es nahen meine Prüfungen und ich habe damit zu thun. Mich freut Ihre und der lieben kleinen Schweſtern glückliche Nachhauſekunft, und es würde mir der ganze Zeitraum der Tage, die Sie in Wien und Stockerau verlebten, höchſt angenehm geworden ſeyn, wenn nicht einige Unzufriedenheit von Ihnen noch was zu wünſchen übrig ließe.

Den Schurz ſah ich ſeither nicht, noch habe ich etwas von Stockerau gehört. Ich bin übrigens recht wohl auf, und freue mich unter der Hand auf die Zeit, wo Sie bei mir Hochzeitsgaſt ſeyn ſollen.

Nach vierzehn Tagen gehe ich auf einige Zeit nach Stockerau, und dann werden wir wohl wiſſen, wie, wann und wo die Reſt beſchurzt wird.

Nun küſſe ich alle herzlich. Euer treuer Nikodemus.

Die oben berührte Unzufriedenheit der Mutter entſprang daraus, daß ich während unſerer gleichzeitigen Anweſenheit in Stockerau meine geliebte Braut keinen Augenblick allein gelaſſen, und dadurch die Mutter unabſichtlich gehindert hatte, mit derſelben mancherlei zu beſprechen. Solche verflog aber bald.

Am 15. Auguſt 1821, an des guten Großvaters Geburtstag, ward zu Stockerau meine Hochzeit mit Thereſe, natürlich auch in Gegenwart ihrer Mutter und ihres Bruders Lenau, gefeiert.

Thereſe Schurz an ihre Mutter.

Wien, den 1. September 1821.

Liebſte, theuerſte Mutter!

Franz war bei mir. Morgen geht er nach Stockerau. Er iſt nun ſchon ganz mit ſeinen Prüfungen fertig. Ich hoffe, daß er zu mir kommt.

Unſer Quartier iſt freilich etwas klein; doch, wenn es ihm gefällt, ich will mich gerne einſchränken.

Thereſe Vogel an Thereſe Schurz.

Preßburg, Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Ich bin in Todesängſten, ob der Leni und dem Niki nicht etwann was geſchehen iſt, weil ich gar keinen Brief bekomme. Von der Leni Einen durch die ganze Zeit, und von Niki gar keinen. Sie hätten mir doch nothwendig Dinge zu beantworten!

So ſchmerzlich es mir iſt, wenn die Urſache nur Leichtſinn wäre, den ich nicht verdiene, ſo bitte ich doch Gott, daß nur keine andere Urſache dieſes Schweigens ſey.

Ich bitte dich, liebes gutes Kind, ſetze dich gleich nieder und ſchreibe mir ....

Thereſe Vogel an Thereſe Schurz.

Preßburg, 17. Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Meine Hinaufreiſe war auf deinen Namenstag beſtimmt. Da aber der Geiſtliche aus Stockerau an ſeinen Onkel hier geſchrieben, daß er mit deinem Bruder an dieſem Tage hieher kommen würde, ſo nahm ich es mir bis zu ſeiner Abreiſe von hier vor. Denke dir nun mein Erſtaunen, als mein Niki Samſtag [1] Abends allein hier ankam und mir entdeckte, daß er ganz hier bleibe! — Gott ſey Dank; zwei meiner Kinder ſind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni auch ſchon befreit wäre! Wie niedrig haben ſie meinen Sohn behandelt, und wie hätte er ſich noch durch fünf Jahre ſollen beim Bolz aufhalten, während Du in Wien! Nicht einmal dieß war Euch gegönnt! Gut hat er gethan; er erfüllte die Pflicht als Sohn: der Mutter Troſt zu gewähren; und die Pflicht gegen ſich ſelbſt: um nur einmal die Schulen zu enden.

Er iſt ſchon hier in das Jus angenommen, von allen Profeſſoren mit

[1] Am 13. Oktober.

aller Achtung empfangen; sie sind alle unsere Freunde. In zwei Jahren schon ist er hier fertig. Das deutsche Recht lernet er private, und läßt sich dann in Wien prüfen, wornach er in Wien angestellt werden kann. Sobald er hier fertig ist, gehen wir auch hinauf, damit ich um Dich seyn kann. — — —

Niki hatte bereits den größeren Theil seiner Schulfreiheit in Stockerau bei den Großeltern zugebracht. Der Aufenthalt dort war für ihn schon insoferne nicht angenehm, als er mit allfälliger Ausnahme des etwas spaßhaften Paters, der aber immer den ganzen Abend mit den Großeltern Tarok spielen mußte, eines aufheiternden Umganges entbehrte. Er war daher wohl häufig mißgestimmt, und seine Sehnsucht nach der theilnahmvollen Mutter wuchs immer mächtiger. Zugleich hegte er den brennenden Wunsch, seine Studien, die ihm schon lästig wurden, möglichst zu verkürzen. Seine Großeltern sollten ihm erlauben, die bloß zweijährigen ungarischen Rechte in Preßburg zu hören. Die Großeltern wandten jedoch dagegen mit Fug ein, daß ihr Enkel nur in den deutschen Erblanden künftig seine Anstellung finden könnte, und daher in Wien die deutschen Rechte, wenn auch mit viel größerem Zeitaufwande, studiren müßte. Beide Theile waren hartnäckig und erhitzten sich. Zum Unglücke hatte Niki, der damals mit seiner Mutter nicht in Briefwechsel stand, vielleicht auch nicht erfahren, daß seine Mutter sich gerade damals schon lebhaft mit dem Vorhaben trug, mit allen den Ihrigen von Preßburg nach Wien zu übersiedeln, wie sie ihrer Tochter Theres geschrieben. Dieß hätte ihn vielleicht noch in Wien halten können. Niki befand sich jetzt noch mehr als am 1. Juni 1821 „auf dem Sprunge, Alles fahren zu lassen," und es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um es zum Bruche zu bringen. Da begab sich's, daß Niki, welcher sich wieder auf die Vogelfängerei geworfen hatte — die Stiefel bis über die Knöchel mit dickem Koth besudelt — fröhlich und lautlärmend, denn er hatte reichen Fang gemacht, in das Zimmer seiner Großmutter hereinstürmte. Diese, eine anstandsvolle Freifrau, erhob sich darüber rothglühend von ihrem ewigbebrüteten Sofa, stemmte sich mit beiden Armen auf den zitternden Tisch vor ihr, und rief laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!" Dieß Wort — ein Seitenstück

zu jener herben Ohrfeige, welche Niki eben auch wegen ähnlicher unbändiger Fröhlichkeit von ſeinem todtkranken Vater erhalten hatte — dieß Wort war der erſte Donnerſchlag des Doppelgewitters, das nun losbrach, und mit Niki's empörtem Rufe endigte: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten ſeyn!“ — worauf er haſtig auf den Hausboden lief, ſeine noch naſſe Wäſche zuſammenraffte, damit zu meinem Schwager Plöch in die Schule rannte, und auf und davon nach Wien fuhr. Als er zu uns kam, machten ihm ſeine Schweſter und ich die wohlgemeinteſten und lebhafteſten Vorſtellungen über den zu raſchen und heftigen Schritt, der ſein und ſeiner Mutter zeitliches Glück, woran er doch durch drei Jahre ſo unermüdet gebaut, auf einmal und vielleicht für immer zu zertrümmern drohte; wir beſchworen ihn, ſich mit den alten Großeltern, insbeſondere aber mit dem ſo guten Großvater, dem ſonſt vielleicht das Herz darüber brechen könnte, wieder auszuſöhnen, wobei wir uns ſehr gern zur nachdrücklichſten Vermittlung erboten; ja, wir riefen ſogar einen alten, überaus weltklugen Oheim von mir zu Hülfe, deſſen Wort ſonſt bei Niembſch ſehr ſchwer wog, und der auch zugleich bei den Großeltern ſehr wohlgelitten war — alles, alles umſonſt! — Niembſch war manchmal durchaus unbeugſam; nicht einmal die reichlichen Thränen ſeiner geliebten Schweſter fruchteten das Geringſte; er haſtete ohne langen Aufenthalt weiter in die Arme ſeiner überraſchten Mutter, die dießmal nur dadurch eine unbeabſichtigte Einwirkung auf den Entſchluß des Sohnes geäußert hatte, daß dieſer ihre Arme ihm jederzeit weit offen ſtehen wußte.

Ich kann hier als gewiſſenhafter Lebensgeſchichter meines Bruders unmöglich eines, für das von Geburt aus ſchon trübſelige Gemüth desſelben ſpäterhin zum nachtheiligſten Einfluſſe erwachſenen Umſtandes, nämlich ſeine Bekanntſchaft mit einem zwar hübſchen, aber auch leider ſonſt nichts als hübſchen, jungen Mädchen, Namens Bertha, gänzlich geſchweigen. Sie war, wenn ich nicht irre, die Tochter einer voreinſt wohl auch ſehr hübſchen, aber damals bereits ganz abgeblühten, dafür jedoch ſehr zänkiſchen Haushälterin eines Wiener „äußeren Rathes,“ d. i. bürgerlichen Beiſitzers der Wiener Stadtobrigkeit. Die Bekanntſchaft mit ihr mag im Sommer 1821 durch irgend einen heilloſen Zufall veranlaßt worden ſeyn;

zu obiger Entſcheidungszeit beſtand ſie ſchon zuverläſſig, denn ich erinnere mich, daß Niembſch mir damals erzählte, wie überaus lächerlich es ausgeſehen habe, als einmal jener äußere Rathsherr durch ein paar unvorſichtige Schritte rückwärts plötzlich, hellaufſchreiend, kopfüber, übrigens ohne Beſchädigung, in eine tiefe offene Miſtgrube ſeines Gartens ſtürzte. Armer Freund! Als er mir dieſes lachend erzählte, ahnte er noch nicht, in welche weit gefährlichere Fallgrube er dort wohl noch ſelbſt ſtürzen würde.

Alſo Niembſch floh vornehmlich Wien, um fünf Lehrjahren aus dem Wege zu gehen, und was geſchah darauf? — Er mußte freiwillig dahin wiederkehren und, wie zur Strafe, gerade doppelt ſo viel Jahre, nämlich volle zehn Jahre, noch lernen.

Nicolaus Niembſch an Doktor Vogel in Preßburg.

Wien, vor Oſtern 1822.

Lieber Papa!

Ich benöthige meine Zeugniſſe binnen einigen Tagen, wo ich ſammt Schweſter und Schwager nach Stockerau gehe. Haben Sie dahero die Güte, zum Pedell zu gehen, und ſelbe ſchreiben zu laſſen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dem Auftrage beſchwere, jedoch ich weiß ſonſt niemand, dem ich die Zeugniſſe anvertrauen könnte. Mit dieſen Zeugniſſen will, und ohne dieſelben kann ich nicht — nach Stockerau reiſen. Die Zeugniſſe aus der Philoſophie, welche ſich im Archiv befinden, haben daſelbſt zu verbleiben, weil es ſehr unwahrſcheinlich iſt, daß ich vor Ende dieſes Jahres in Wien ſtudire. Ich brauche nur die Zeugniſſe dieſes Jahres aus dem Jus.

Was die Länge meines hieſigen Aufenthaltes betrifft, ſo dürfte dieſer wohl ſo lange dauern, bis ich die Zeugniſſe erhalte; ich bitte dahero, mir dieſelben baldigſt mittelſt Recepiſſe durch die Poſt zu übermachen, und ſolche zwar nach Stockerau zu adreſſiren, wo ich ſie zu erwarten gedenke.

Nun küſſe ich Sie ſammt meiner lieben Mutter, und die Schweſterchen nicht ausgeſchloſſen, recht herzlich. Ihr ergebenſter Stiefſohn Niklas.

Die Adreſſe ſoll unmittelbar an den Großvater lauten.

Niki, von Preßburg unvermuthet nach Wien gekommen, fuhr am Charſamſtage mit ſeiner Schweſter und mir nach Stockerau. Wir begaben uns dort ſogleich in der Großeltern Schlafzimmer. Die Großmutter war ganz allein darin. In dem Augenblicke, wie ſie ganz unerwartet ihren Enkel erſah, erhob ſie ſich ſehr jach. Es verſagte ihr aber vor Leidenſchaft ganz das Wort, und ſie vermochte nur durch ſchnelle, heftig abwehrende Bewegungen ihrer beiden Hände gegen den ſich nähernden Enkel dieſem den Befehl ſeiner augenblicklichen Wiederentfernung auszudrücken; zugleich aber ſank ſie, erſchöpft und einer Ohnmacht nahe, auf ihren Sitz langſam wieder nieder. Wir überließen dieſelbe der Schweſter Leni, dem raſch herbeigeeilten Kammermädchen und dem Bedienten, und eilten zum Großvater. Dieſer nahm ſeinen Enkel mit Thränen der Freude im Auge auf; war aber nicht ſehr betroffen über das Gehaben der Großmutter, die wir, wie er meinte, noch nicht genau genug kannten; wir ſollten uns, rieth er, einſtweilen nur zu meinem Schwager Plöch verfügen, und der Sache ruhig abwarten. Wir waren noch kein Stündchen bei dieſem, ſo erſchien auch ſchon der Bediente mit der Einladung, zu den Großeltern zurückzukommen. Die Großmutter lag im Bett, empfing uns mit gedämpfter Stimme recht mild: nur allein mit einer ſanften Rüge wegen zu plötzlicher Ueberraſchung. Der ausgetretene Strom war wieder in ſein Ufer zurückgekehrt und die nachkommenden guten Schulzeugniſſe beſiegelten den Frieden, welcher dahin geſchloſſen ward: Niki ſollte dieſes Jahr, da ſelbes doch ſchon verloren, in Preßburg lernend verbleiben, wozu ihn die Großeltern mit einem angemeſſenen Beitrage unterſtützen wollten; im nächſten Herbſt aber ſollte er die in Wien unterbrochene Laufbahn abermal fortſetzen. Niki ließ ſich dieß nun unſchwer gefallen, da ſeiner Mutter Lage in Preßburg eine nichts weniger als günſtige war, und ihre Ueberſiedlung nach Wien ſchon in Ausſicht ſtand.

Lenau's dießmaliger Abſchied vom Großvater war ein Abſchied für immer; denn er ſollte dieſen nie wiederſehen. Der Großvater erkrankte um die Mitte Juni bedenklich, und am 3. Juli 1822 ſtarb er ſo ruhig und gefaßt, als er gelebt hatte. Seinem ſehr feierlichen Leichenbegängniſſe wohnten nur ich, meine Thereſe und ihre Schweſter Leni bei. Niki war, um ihn nicht in ſeinen Vorbereitungen zu den nahen Prüfungen zu ſtören,

erſt nach dem traurigen Ausgange benachrichtiget worden, worauf er mich am 8. Juli Abends in Wien beſuchte, und ſogleich wieder am nächſten Tage früh, nachdem er noch zuvor der Großmutter in Stockerau einen Beileidsbrief geſchrieben, zur eifrigſten Fortſetzung ſeiner Studien nach Preßburg zurückflog.

Um die Mitte Auguſt traf folgender Brief von ihm bei der Großmutter ein:

Verehrteſte Mutter!

Den richtigen Empfang der mir gütigſt überſendeten 100 fl. Wiener Währung hätte ich früher beſtätigt, wenn ich nicht geſonnen geweſen wäre, ſelber nach Wien und Stockerau zu reiſen, welches jedoch beſonderer Umſtände wegen, nämlich der ſpäter erfolgenden Prüfung, erſt im September geſchehen kann.

Bis dahin, wo ich das Vergnügen haben werde, mich mit meiner Mutter über mein künftiges Leben zu berathen, möge meiner verehrteſten Mutter zur vorläufigen Kenntniß und gnädigen Einſicht dieß dienen: daß ich meinen Lebensplan aus der reifſten Ueberlegung und Prüfung meiner Neigung durchaus verlängert habe, und zwar dadurch, daß ich beſchloſſen, mich ausſchließlich auf Philoſophie zu verlegen, um einſt eine Profeſſur erhalten zu können. Die Art, auf welche dieß geſchehen ſoll, wie auch meine übrigen Unterkunfts- und Lebensverhältniſſe, laſſe ich der weiſen Einſicht meiner gnädigen Mutter zu beſtimmen übrig.

Dieß ſage ich meiner lieben Mutter um ſo mehr ganz unumwunden und kurz, als ich davon überzeugt bin, daß Sie Ihre Kinder gerne glücklich wiſſen, und da ich fühle, daß ich nur auf dieſe Weiſe meines Lebens froh ſeyn, und meine Anlagen entwickeln könne. Die unſichere Ausſicht auf eine einſtens zu erhebende öffentliche Stelle durch juridiſche Studien, und der gänzliche Widerſpruch, in dem dieſe Studien zu meiner Neigung ſtehen, ſo wie auf der andern Seite die Vorliebe, die ich für Philoſophie habe, veranlaßten dieſen Entſchluß in mir.

Hiemit küſſe ich ehrfurchtsvoll die Hände und geharre Ihr gehorſamer Sohn Franz.

Die Großmutter war mit dieſem neuen Abſprunge und Plan durchaus nicht einverſtanden. Sie meinte wohl, und vielleicht nicht ganz mit

Unrecht, ein Lehrer der Weltweisheit im damaligen engbrüſtigen Oeſterreich würde hübſch leiſe und behutſam, und nicht anders, als man ihm die Noten vorlegte, ſingen müſſen, was jedoch ihrem ſo ſelbſtſtändigen und freiſinnigen Franz kaum zuſagen dürfte. Sie glaubte aber auch gar nicht, daß es Franz rechter Ernſt um eine Weltweisheits-Lehrerſtelle wäre, ſondern daß dieſe ihm nur einen willkommenen Vorwand bieten ſollte, von dem ihm ſchon ſo läſtigen Lernen endlich einmal mit Ehren loszukommen. Bald würde er dieß vollends aufgeben, dann aber bloß für geringere Kanzleibedienſtungen befähigt ſeyn, die ihm nur ein karges und mühſames, ſeinem Gaumen unſchmackhaftes Brod gewähren würden; daher hätte er ſich lieber abermal und ausdauernd an die deutſchen Rechtswiſſenſchaften zu machen, die allein ihn zu Ehren, Anſehen und Wohlſtand zu führen vermöchten.

Anfangs September zog ſich die Wittwe Großmutter mit Leni nach Wien, Franz aber kam von Preßburg auf Beſuch zu uns herauf. Wie es denn ſchon geht, wenn zwei Eiſenköpfe an einander gerathen: am Ende geſchieht Keines Willen, ſondern ein Drittes, was weder dem Einen noch dem Andern frommt, aber wenigſtens doch das für ſich hat, daß nicht des Gegners Geheiſch erfüllt wird. Franz entſchied ſich zuletzt, ohne allen tieferen Beruf für die Oekonomie, vielleicht noch im Rückblicke auf einen dießfälligen Rath ſeines Oheims Maigraber, der ihm dieſen bereits im Hornung 1818 gegeben; mehr aber wohl noch aus Anhänglichkeit und im Vertrauen zu ſeinem Freunde Fritz Kleyle, der nach vollendeter Philoſophie in Wien ſich der Ackerbauſchule in Ungariſch-Altenburg zugewandt und alle Ausſicht genoß, durch die mächtige Hand eines würdigen Oheims in Wien auf dieſem Wege ein raſches und gründliches Glück zu machen, das er dann auf ſeinen geliebten Niembſch auszudehnen gerne geneigt ſeyn würde.

Nachdem dieſer ewige Vertrag — von der kurzen Dauer eines Nothfriedens — zwiſchen Enkel und Großmutter zu Stande gekommen war, reiste jener mit ſeiner Schweſter Thereſe und mir auf höchſt angenehme vierzehn Tage zu meinen Eltern nach Schrattenthal, an Oeſterreichs Grenze gegen Mähren, nicht weit mehr von Znaim.. Von dort erinnere ich mich noch mit beſonderem Vergnügen eines ſchönen Abends, den wir

in einem abgeſchiedenen grünen Thälchen, unferne von einem kleinen ſtillen Rohrteiche, worin ſich vor hundert Jahren einmal ein hübſches Bauerndirnlein aus unglücklicher Liebe ertränkt hatte, vorm Kellerhauſe des Schrattenthaler Herrn Pfarrers, ſehr gemüthlich zubrachten. Wein, Geſang und Gedichte erquickten uns die Herzen und befeuerten uns den Geiſt. Nachdem ich einige Gedichte von mir vorgetragen, ließ ſich auch Niembſch überreden, ein paar ſeiner Roſen uns zu reichen; es waren Roſen von Gräbern, geweinten Thaues voll. Sie zerflogen, zerblättert von der Zeit, leider in den Wind; auch nicht Eine von ihnen ward erhalten.

Niembſch ging von Schrattenthal nach Preßburg zurück. Bevor derſelbe nun Preßburg mit Ungariſch-Altenburg vertauſcht, wollen wir dasjenige wenige mittheilen, was von ſeinem dortigen Aufenthalte dermalen noch bekannt iſt. Von einem ſeiner liebſten Freunde, Joſeph Klemm (S. Lenau's Gedichte I. Bd.) erhielt ich folgende Eröffnung:

„Im Jahre 1822, wo Niembſch juridiſche, ich philoſophiſche Collegien an der Akademie zu Preßburg beſuchte, begegneten wir uns zum erſtenmale, und zwar in einer ſchönen Frühlingsnacht am Donauufer der Mühlau. Gleicher Sinn für die Schönheiten der Natur war das erſte Band, welches uns vereinigte, und das ſich durch die gleiche Begeiſterung für die Meiſterwerke der großen deutſchen Dichter bald mehr und mehr kräftigte. Sonderbar iſt es, und auch uns beiden fiel es ſpäter auf, daß unſer Zuſammenleben in Preßburg eben nur auf dieſe nächtlichen Spaziergänge beſchränkt blieb, und wir uns gegenſeitig nie beſuchten oder des Tages aufſuchten. Einige ſeiner Gedichte der erſten Sammlung ſtammen ſchon aus dieſer Zeit, und irre ich nicht, ſo gehören dahin: Unmögliches; Frage; Ghaſel; der Unbeſtändige. Mit erſterem erlebten wir ein kleines Abenteuer.

Das ſchöne Fräulein, an die es gerichtet war, wohnte im erſten Stocke. Ein leiſes Rauſchen hinter den halbgeſchloſſenen Jalouſien, ſo oft wir bei unſern Abendgängen — natürlich nicht ohne den Schritt zu mäßigen und hinauf zu blicken — vorüber gingen, hatte uns die Ueberzeugung gegeben, daß ein Blättchen, inner die Jalouſien gebracht, gewiß in die rechte Hand fallen würde. Ein Stab wurde alſo in der Au

geschnitten, und an die Ausführung gegangen. Doch der Stab war zu kurz, und so mußte an dem Eisengitter des Erdgeschosses hinaufgeklettert werden. Da erschallt plötzlich eine Bärenstimme: „Wart, verfluchtes Raubgesindel!“ — Glücklicherweise war das Blättchen schon an der rechten Stelle. Ein Sprung vom Fenster, ein anderer um die Ecke, welche das Haus bildete, und ein dritter um die niedere Bretterwand eines in der Nebengasse gelegenen Gartens, brachten uns in ziemliche Sicherheit. Kaum dort angelangt, hörten wir die frühere Bärenstimme wieder: „Huß, huß! faß an!“ rufen. Der Hausmeister, dessen Stimme stärker als sein Muth seyn mochte, war nämlich nach dem ersten Willkommen um die beiden großen Haushunde gegangen, und verfolgte nun mit diesen und unter ihrem Schutz unsere Spur. Auch kamen die Hunde richtig an die Bretterwand, über die wir uns geflüchtet hatten, und an der wir nun neugierig und nicht ohne einiges Herzpochen horchten. Der Hausmeister aber, entweder weil sein Muth eben nur bis an die Ecke seines Herrnhauses reichte, oder in der Ueberzeugung, seiner Pflicht genug gethan zu haben, da er die vermeintlichen Diebe von dem ihm anvertrauten Hause vertrieb, rief die Hunde an sich und kehrte brummend zurück. So entwischten wir glücklich der Gefahr, von Hunden gefangen, eine Nacht auf der Wachtstube der Stadtpolizei zubringen zu müssen. Am andern Morgen war die Stadt voll von dem Versuche eines Einbruches ins ..... sche Haus, welchen drei kolossale Kerle unternommen, die aber der muthige Hausmeister vertrieb. Fräulein ..... und wir wußten freilich die Sache anders.“

Lenau's Mutter hatte mehrere Hörer der Rechte in Kost und Wohnung, im Alter also nicht weit von Lenau verschieden. Wenn ich nun auch nicht weiß, daß er mit einem davon einen vertrauteren Freundschaftsbund geschlossen, so vertrug er sich doch sehr wohl mit ihnen, und sie gewannen ihn recht lieb. Einmal wollte sich diese Liebe sichtlich aussprechen, und sie luden ihn daher eines Abends, vielleicht war es an seinem Geburtstage, den 13. August 1822, auf Wein und Punsch in ein nahes Gasthaus. Der Abend verfloß sehr rasch und heiter; leicht erklärlich, da auch Wein und Punsch reichlich flossen; aber die zu vielen

Geſundheiten ſtiegen endlich dem Gefeierten zu Kopfe. Erſt ſpät ging man heim. Aber auf der Stiege — die Wohnung lag im zweiten Stocke des Scharitziſchen Hauſes in der Lorenzgaſſe Nr. 70 — fiel es Niki plötzlich ein, ſich niederzuſetzen, und er wollte durchaus nicht mehr weiter. Eiligſt kamen nun Mutter, Schweſterchen und Stiefvater die Stiege herunter und ſchmeichelten, flehten und beſchworen, nichts aber half. Was blieb übrig? — Alle jungen Leute, ſo viele ihrer waren, wenigſtens ein halb Dutzend, mitunter baumſtarke, griffen flink zu, und trugen ihn, aber nur mit äußerſter Anſtrengung und ſogar mit Gefahr, denn er ſchlug, über den erlittenen Zwang ganz wüthend, mit Fäuſten und Füßen nach Möglichkeit um ſich, zuletzt denn doch ſiegreich hinauf in ſein Bett. Des andern Tages war er ſo vollſtändig heiſer, daß er nicht ein lautes Wort hervorbrachte, und eine nicht unbedenkliche Halsentzündung hielt ihn ein paar Tage lang darnieder. Dieß war der einzige Rauſch, den Niembſch je in ſeinem Leben hatte.

Ein unſeliges Seitenſtück zu dieſem Niederſitzen auf Stein ergab ſich leider zweiundzwanzig Jahre nach dem Jahre Zweiundzwanzig zu Stuttgart auf öffentlicher Straße, und der Geiſtesrauſch, der ihn damals befiel, verließ ihn nie mehr.

Von Lenau's Aufenthalt in Ungariſch-Altenburg iſt nicht viel zu berichten. Was ihm denſelben einigerweiſe angenehm machte, war wohl nur die Gegenwart ſeines geliebten Fritz Kleyle. Wohl war auch ſeine treue Mutter mit Gatten und Kind, und mit Sack und Pack von Preßburg ihm nachgegangen, und zwar in das nur eine halbe Stunde von Altenburg entfernte Wieſelburg, wo ſie im Domſchitziſchen Hauſe Wohnung nahm; allein die Erwerbniſſe Vogels an dieſem ihm ganz neuen Orte konnten ſelbſtverſtändlich nur äußerſt dürftig ſeyn, und ſo mochte Lenau der Nähe der Seinigen kaum froh werden. Seine Hauptunterhaltung waren wilde Ritte über die weiten unabſehbaren Heiden bei Altenburg. Dieſe Heiden, und die noch viel rieſigeren tagelangen zwiſchen Peſth und Tokai, die er ein paarmal durchreiste, miſchten ihm vorzüglich die Farben zu ſeinen ausgezeichnet ſchönen, höchſt eigenthümlichen: „Haidebildern.“ Hier alſo trug ihm ſeine im Mai 1821 zu Wien erlernte Reitkunſt herrliche Früchte. Auch erquickten ihn oft Luſtwandlungen mit dem gefühlvollen

Kleyle in den schönen schattigen Auen am Leithastrande, worüber ich sein reizend-schwermüthiges Gedicht: „An Fritz Kleyle“ nachzulesen bitte.

Einmal gab es aber auch ein sehr lautes geselliges Fest im Bordatsch, einer Halbinsel der Donau mit schönen Anlagen und Baumgängen. Viele der Angesehenern von Wieselburg, das der größte Kornmarkt des fruchtreichen Königreichs Ungarn ist, hatten sich dort zu einem heiteren Nachmittagsmahle vereinigt. Als nun die allgemeine Lust sich bereits bedeutend erhöht hatte, ließ sich Niembsch, sonst so heimlich und verschämt, einfallen, sein jüngstes Gedicht „An die Muse“ dem seligen Kreise mitzutheilen. Er begann mit gedämpftem Feuer, das aber von Vers zu Vers sichtbarer durchschlug, bis er zuletzt in loher Begeisterung, mit gegen das Dunkel des Haines plötzlich ausgestrecktem rechten Arme, ungefähr also mächtig ausrief:

„Ja, dorthin seht! schon naht aus Haines Mitte
Die Göttin uns mit leichtbeschwingtem Schritte!“

Da wendeten sich gleichzeitig sämmtlicher Zuhörer Köpfe dem weisenden Arme nach, dem Dunkel des Haines zu, woraus aber durchaus nichts hervortreten wollte. Der Dichter wurde über diese ganz unvermuthete allgemeine schnurmäßige Bewegung so verwirrt, daß er kaum mehr die noch übrigen wenigen Verse herzustammeln vermochte; die Muse sträubte sich gleichsam, gleichwie aus dem Haine, so auch aus seinem Munde hervorzutreten. Als er schloß — die hochnothpeinlichste Todesstille. Endlich lispelte doch noch eine mitleidige Haus- und Hofbesitzerin: „Allerliebst, Herr v. Niembsch! Wollten Sie uns nicht etwa das schöne Gedicht schriftlich überlassen?“ — Der Herr von Niembsch meinte aus der Haut fahren zu müssen. So bald es ihnen nur möglich war, entrannen er und Kleyle zu ihren Rennern, und heimwärts sprengten sie, als säße ihnen der Böse im Genick. Das unschuldige gute Gedicht aber war ihm total verleidet, und er nahm es nicht in seine Sammlung auf. Es ging gänzlich verloren.

Ein angenehmeres Nebenbild zu dieser Bordatsch-Darsprache erlebte Lenau im Spätsommer 1831 zu Gaisburg bei Stuttgart.

Lenau hatte auch nicht den entferntesten Beruf zum Landbaue; kein Wunder daher, daß er der Altenburger Landbauschule bald überdrüssig

ward. Im März 1823 erſchien er unvermuthet bei uns in Wien, von wo er an ſeine Mutter nach Wieſelburg ſchrieb:

Wien, den 8. März 1823.

Liebe Mutter!

Ich kam in Wien an, ging zu meiner Schweſter; der Schwager kam, ich ſagte ihm mein Vorhaben. Er, ganz verwundert, drang auf eine Abänderung deſſelben, weil mich ſonſt der ganze Zorn der Alten treffen könnte. Hierauf ging er den folgenden Tag zur Alten; ſagte ihr Alles. Sie äußerte ganz gelaſſen: „Er ſoll entweder auf der Stelle nach Altenburg zurück, oder von mir verlaſſen werden.“ — Natürlich war das nicht vermögend, mir andere Geſinnung einzugeben; ich blieb alſo, trotz dem unermüdeten Zureden von Schweſter und Schwager, bei meinem Beginnen. Nun iſt's mit einemmal abgethan; ich habe nicht mehr die Beſchränkungen der alten Frau zu leiden, und hoffe ein zwar mühſameres, aber ſchöneres Leben. Ihre Heraufkunft ſoll ein Geheimniß bleiben.

Ihr Heraufkommen, glaub' ich, ſollte verſchoben bleiben, bis Ihr Schwager aus Mainz kommt; denn ich habe bis dahin zu thun, um mich durchzuſchlagen; kann alſo für Euch nichts thun. Die kleinen Madeln ſollen ihres Vaters Brüder zu ſich nehmen, wenigſtens bis es Ihnen in Wien beſſer gehen wird. Will aber der Stiefvater gleich herauf, ſo iſt es mir auch recht.

Lebt wohl! ich küſſe Euch Alle herzlich. Ihr treuer Sohn Niklas.

Sonderbar! Wie wichtig auch mir und Thereſen nach Vorſtehendem das Vorhaben unſeres Bruders geweſen ſeyn mußte, ſo wiſſen wir uns doch beide gegenwärtig nicht mehr mit voller Sicherheit zu erinnern, worin daſſelbe eigentlich beſtanden hatte. Wahrſcheinlich iſt es aber, daß er damals ſchon zur Heilkunde ſich wenden wollte, wir jedoch, mißtrauiſch gemacht durch ſein wiederholtes Abſpringen, ihm nicht die Ausdauer zur langwierigen Aneignung dieſer Wiſſenſchaft zutrauten, und daher ihm riethen, bei der nun ſchon einmal ergriffenen Landwirthſchaft zu bleiben.

Niembſch bewies auch hier wieder ſeine unbeugſame Selbſtſtändigkeit, wenigſtens für den Anfang. Er blieb in Wien, und alsbald kam ihm auch ſeine Mutter, die eher ihr Leben als ihn mehr gelaſſen hätte,

sammt ihrem Gatten und zwei Töchterchen nach. Sie wohnten zuerst bis Georg im Lichtenthal, Hauptstraße, im Hause des Kaufmanns Riedener, Zahl 8, im zweiten Stock, und sodann auf der Wieden an der Wien, Schleifmühlgasse, beim grünen Lamm, im freiherrlich Wetzlar'schen Hause, Zahl 546, zweiter Stock. Niembsch hatte im letzteren Hause zu ebener Erde zwei Zimmerchen inne, mit seinen Freunden Joseph Klemm, den wir bereits von Preßburg her kennen, und Keiller, einem Studenten aus Schmölnitz in Oberungarn, auf welchen wir noch künftig zu reden kommen werden. Späterhin, im Herbste 1827, bezogen diese drei Freunde und die Vogel'sche Familie eine gemeinschaftliche Wohnung auf der Windmühle, Rosengasse, Hauszahl 63 im ersten Stock. Warum aber Niembsch die ebenerdige Wohnung im Lamm verlassen mußte, sey hier, sogleich vorhinein von seinem mitverwiesenen Freunde Klemm erzählt:

„Zu jener Zeit waren natur- und staatsrechtliche und politisch-religiöse Fragen häufig der Gegenstand unserer Unterhaltungen, und oft mahnte uns die Morgendämmerung, daß es Zeit sey, der Discussion ein Ende zu machen. Dabei ging es oft recht warm und laut zu, so daß einmal unsere Hausfrau, eine ehrsame Schneiderswittwe, spät nach Mitternacht durch eine Nebenthür, welche unser Zimmer mit ihrer Wohnung verband, zu welcher sie, um in unserer Abwesenheit aufräumen zu können, den Schlüssel hatte, von ihrem Werkführer, den sie geweckt, begleitet, ganz besorgt ins Zimmer trat, um uns, wie sie sagte, „auseinander zu bringen." Das Gelächter, in das wir über diese ihre menschenfreundliche Gesinnung und Absicht ausbrachen, ärgerte die Gute jedoch derart, daß sie uns am nächsten Tage die Wohnung kündete."

Wir kehren aber zur Wiederankunft Lenaus in Wien zurück. Nachdem im März 1823 bei keiner Schule mehr anzukommen war, so ging für Niembsch auch das Jahr 1823, gleichwie früher das von 1816, bezüglich seiner wissenschaftlichen Ausbildung rein verloren. Da er nun auch nur selten dichtete, so wußte er mit dem großen Ueberflusse an Muße, der ihn mit peinlicher Langweile, die er bitter haßte, bedrohte, nicht besser fertig zu werden, als durch den fleißigen Besuch des Reuner'schen Kaffeehauses in der Plankengasse der inneren Stadt, Zahl 1063, auch „das silberne" genannt, weil darin nicht nur das Kaffeegeschirr, sondern sogar die

Aufhängehaken für Kleider und Hüte von Silber waren. Da dieses Kaffeehaus dergestalt der Lieblingsaufenthaltsort Lenaus ward, daß er es durch zweiundzwanzig Jahre, wenn er in Wien war, Tag für Tag, und oft wiederholt im Tage, besuchte, so wollen wir uns zeitig darin näher umsehen. Dichter Seidl führe uns darin ein. Dieser erzählt in den Wiener Sonntagsblättern, Zahl 5, von 1848, hiebei einigermaßen zugleich in spätere Tage vorgreifend, Folgendes:

„Es ist unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernsterem Sinne ausgerufen: „Amici, diem perdidi!“ wenn ich nicht bei Neuner gefrühstückt und nicht bei Neuner ein Nachmittagsstündchen zugebracht hätte.

Dort war es auch, wo ich mit Niembsch wieder zusammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Halirsch, meinem täglichen fast unzertrennlichen Begleiter, im Kreise von jungen strebsamen Talenten, wie Anton Alexander Graf v. Auersperg, Baron Schlechta, Dräxler-Manfred, Eduard Freiherr v. Badenfeld (Eduard Silesius), Franz v. Hermannsthal, Carl Braun v. Braunthal, Franz Fitzinger und späterhin Eduard v. Bauernfeld, Witthauer u. m. a., um welche sich eine fast gleich große Anzahl geistreicher Kunstkenner und Kunstliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit sammelte, die genußreichsten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenstunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt, meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beschränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köstliche Frühstück oder das karge Mahl mir würzend, an Meister Niklas Seite das schmale, vom roth ausgeschlagenen Damenkabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte, Zimmer auf und nieder schritt, und seinem forschenden sinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte, und manchen Blick in das melancholische Halbdunkel seiner Seele that, und über Poesie schwärmte und über das Leben klagte. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der seltsame Mann, dessen tiefpoetische Persönlichkeit mich so mächtig anzog, ungeachtet seine äußere Verschlossenheit gegen meine heitere Offenheit grell abstach, am Ende auch ein Poet sey, aber ein heimlicher, einer von jenen der Oeffentlichkeit abholden, die wir übrigen, auf den Wellen der Journalistik

mit vollen Segeln herumtreibenden, nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit: „Kryptopoden“ (Fußverstecker) zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, ließ mich bei günstiger Stimmung ungestüm in ihn dringen, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: „Meister Niklas dichtet auch.“ — Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen — närrischem Zeug! — „O, ich wollt' Euch schon auch einen Faust schreiben!“ rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht!“ Verstanden?“ — Seit dem dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund, eine Partie!“ und nun den Queue, den er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen.“

So weit Seidl. Wer aber die bösen Geister gewesen — wir werden es bald erfahren.

Wiewohl Niembsch ziemlich entfernt von uns wohnte, besuchte er uns (Alserhauptstraße 132) doch recht fleißig.

Unser Verkehr betraf vorzüglich die Dichtkunst. Sobald ich mit etwas fertig geworden war, theilt' ich es ihm meistens sogleich mit, gleichwie er mir auch gegenseitig das Seinige. Auf mein Urtheil gab er in den ersteren

Jahren ſeines Dichtens ungemein viel. Oft ſagte er zu Klemm Abends daheim: „Ich habe mein Gedicht Schurz vorgeleſen; er iſt damit zufrieden.“ Aber eben ſo ſehr munterte ihn der herzliche Beifall ſeiner Schweſter auf, die von jedem ſeiner neuen Erzeugniſſe immer höchſt ergriffen und entzückt wurde, was daraus ſchon ſehr erklärlich iſt, weil beide in ihrer Denk- und Gefühlweiſe wahrhafte Geſchwiſter waren. Jede Saite, die er anſchlug, klang in ihrem engverwandten Buſen laut nach. Und ſo war das Herz ſeiner Schweſter das erſte, das ſeiner bezaubernden Leier folgte, gleichſam der Anführer jener unzähligen, zumal weiblichen Herzen, die nach ſeinem öffentlichen Auftreten ihm zufielen, in ſeinen tief empfundenen Liedern mit banger Seligkeit ſich berauſchend.

Im Jahre 1823 bereits begann ich mit Niembſch zu leſen, und unſere Leſungen dauerten dann mehrere Jahre hindurch, vielleicht bis 1828, zeitweiſe fort. Ich war damals ein brennender Verehrer Klopſtocks, und ich ſteckte auch Niembſch mit meiner Begeiſterung für denſelben ganz an. Wir verſenkten uns in ihn bis an den Boden hinab; zumal aber warfen wir uns auf ſeine ungemein ſchwierigen Oden. Wer dieſe verſteht, hat Verſtändniß, und wer dieſe gut zu leſen vermag, der kann gewiß gut leſen, denn es gibt gewiß nichts Häkeligeres zum Vortrage wegen der außerordentlichen Zerriſſenheit ihrer Wortfügung und der erhabenen Dunkelheit des Inhaltes. Wir laſen oft eine und dieſelbe drei- und viermal hinter einander, bis wir uns ſelber ganz genügten. Jedem Worte ward ſein Recht, nicht das mindeſte Verſehen ließen wir uns durchſchlüpfen. Ich kann mich jetzt gar nicht ſattſam über unſere damalige unendliche Geduld und Ausdauer verwundern. Als wir mit Klopſtock im Reinen waren, was aber ein paar Jahre erforderte, gingen wir zu dem lieben, lieben Hölty über, der nun für uns eitel Kinderſpiel war. Dieſen gewann Niembſch überaus lieb, wie ſeine eigenen Oden deutlich verrathen. In Hölty's Hingabe an die Natur fand Niembſch die eigene wieder. Zuletzt kamen wir auf den kräftigen, wohllautvollen Bürger. Andere gute deutſche Dichter, doch faſt nur ältere, denn leider kannte ich die neueren nur wenig, liefen nebenher, ſo z. B. Jacobi, an welchen mich auch Lenau's Gedicht „Einſt und Jetzt“ in ſeinem Ausgange etwas gemahnen will, insbeſondere aber Voß mit ſeiner ſcharfen Zeitmeſſung. Durch dieſe mehrjährigen ernſten

Uebungen hat Lenau die edle Kunst seines Vortrages sich angeeignet. — Lenau las anfangs nicht eben besonders gut, während ich schon damals unter näheren Bekannten für einen Hauptvorleser galt. Der hochverständige und gefühlvolle Niembsch machte unter meiner unnachsichtigen und eifrigen Anleitung rasche erfreuliche Fortschritte, und in nicht langer Zeit las er — was die Hauptsache ist — eben so richtig als sein Meister, war aber dabei so klug, sich minder der Tonmalerei hinzugeben. Seine verständnißklare und doch gemüthwarme, maßvolle Leseweise bewährte ihren ausgezeichneten Werth späterhin vorzüglich an seinen eigenen größeren Werken, wie gewiß Jeder, der sie von ihm vortragen zu hören so glücklich war, mit Vergnügen sich erinnern wird. Schade ist es, daß er nie öffentlich las, wiewohl er einmal nahe daran war, es zu thun. Nach seiner Zurückkunft von seiner ersten Sängerfahrt, von welcher er großen frischen Dichterruhm heimbrachte, äußerte er öfter, daß die Dichter, wie die Troubadoure thaten und die Tonkünstler thun, von Stadt zu Stadt reisen und ihre neuen Schöpfungen selbst vorlesen sollten, was nicht nur zur Verbreitung ihres Namens beitragen, sondern ihnen auch gebührenden Gewinn bringen könnte. Er beneidete — wie Frankl in seiner Schrift: „Zu Lenau's Biographie," S. 65 anführt — den dramatischen Dichter, welcher seinen Beifall in einer Tausendguldennote einkassire, während er selbst langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze sich auszahlen lassen müsse. Aber die mit jeder Neuerung verbundenen Lästigkeiten und Schwierigkeiten, und noch mehr der Anschein, gleichsam mit der Muse nach Brod umher zu wandern, scheinen ihn davon abgehalten zu haben. — Unsern emsigen Lesungen glaube ich auch noch das Verdienst beimessen zu dürfen, daß Niembsch dadurch eine Vorliebe für reine und schöne Gestaltung von Gedichten zu einer Zeit gewann, wo Heinrich Heine durch sein verführerisches Beispiel aufmunterte, dießfalls alle Schranken umzustürzen. Auch war ich damals in dieser Beziehung übermäßig sorgfältig, ja ängstlich, und duldete eben so wenig bei Niembsch Ausspränge, als ich sie selbst mir gestattete. Endlich hatten diese Lesungen auch noch den großen Gewinn für die deutsche Dichtkunst, daß sich Niembsch durch sie von der Weltweisheit, die ihn früher fast mehr noch als die Dichtkunst anzog, ab- und mit voller Seele letzterer zuwandte. Wär' ich, sein damaliger

Hauptumgang, anſtatt Dichter — Philoſoph geweſen, er hätte ſich ſicher der Philoſophie in die Arme geworfen. Oft gibt ein ganz geringes bei Schwankungen den Ausſchlag.

Lenau's freundliche Gegenleiſtung beſtand darin, daß er, ein ſehr tüchtiger Lateiner, mich mit Horaz, und zum Theil auch mit Seneca, bekannter machte. Als wir einmal dabei daraufkamen, Horazens berühmten „Unerſchrockenen auch noch unter Welttrümmern" zu überſetzen, ließ ich mir beifallen, dieß ſcherzweiſe mit Unterſchiebung meiner eigenen Wenigkeit zum Ergötzen meines lachenden Schwagers zu thun. Ein höchſt merkwürdiges Zeugniß für die außerordentliche Treue ſeines Gedächtniſſes iſt, daß er ſich meiner harmloſen Scherzworte nach zwanzig Jahren, als er bereits wahnſinnig in Winnenthal ſich befand, noch vollkommen genau erinnerte, und ſie mir, der ich ſie längſt völlig vergeſſen hatte, dort ſelbſt zu meiner frohen Verwunderung wiederholte. Ich werde dieſelben zu ihrer Zeit bringen.

Niembſch mußte ſich, als das Schuljahr 1824 begann, bequemen, in den dritten Jahrgang der Weltweisheit einzutreten, weil er ihn noch nicht gehört hatte. Aber, ach, die Weltweisheit ſchützte ihn nicht vor Liebesthorheit! War er denn nicht auch ſchon 21 Jahr alt? Er mußte auch ſeinem Freunde Fritz Kleyle davon geſchrieben haben, wie ich aus einer Antwort des Letzteren entnehme:

Altenburg, den 8. December 1823.

Lieber Niembſch!

Meinen Niembſch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu ſehen, war mir im erſten Augenblick eine ſeltſame Erſcheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tieffühlender Sohn der göttlichen Muſen von einem Weſen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in ſo lieblichen Formen ſich darſtellt, mächtig angezogen werden müſſe. Ich wünſche dir von ganzer Seele Glück zu dieſer neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am ſchnellſten über den Dunſtkreis unſerer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt. — Lebe wohl! Dein Kleyle.

Dieſes Auftreten Lenau's als Held im Felde der Liebe wurde leider für ihn ein ſehr unglückliches. Ich will die trübe peinliche Geſchichte

sogleich hier ganz abmachen, um ihr auf einmal — wo möglich für immer — aus dem Wege zu gehen. Es war sein, pflichtmäßig schon berührtes, Verhältniß mit Bertha. Vom Oktober 1821, wo er nach Ungarn gegangen war, bis zu seiner Wiederkehr nach Wien im März 1823 war sie seinen Augen und wohl auch seinem Sinne entrückt. Jetzt aber schlossen sie sich desto enger an einander, so zwar, daß Bertha mit ihrer Mutter Margareth eine eigene, wenn auch wohl dürftige, Wohnung in der Nähe von Lenau bezog, worin er nun so manchen Nachmittag und Abend zubrachte. Da Bertha und ihre Mutter auch unfleißig und bequem waren — jene brachte manchmal den ganzen Vormittag im Bette zu — so verdienten sie sich auch nur wenig durch ihrer Hände Arbeit, und es oblag daher deren Unterhalt fast ausschließlich dem erklärten Verehrer der Tochter. Aber woher sollte doch dieser, der in Folge des Todes seines Großvaters nur das unzulängliche Vermögen von 500 Stück Dukaten anliegen hatte, und zudem auch nicht hart genug gegen sich war, um seine üble Lage durch, freilich unsäglich mühseliges, Stundengeben nur einigermaßen zu verbessern, was ihm überdieß als eines Edelmanns unwürdig gedäucht haben mochte — woher sollte wohl dieser immer die genügenden Mittel dazu beschaffen? Seine ihn so heiß liebende Mutter ließ es sich, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, nicht nehmen, ihm auch hierin nach allen ihren Kräften beizustehen. Zwar begann auch die Großmutter ihren Enkel, als dieser im Jahre 1825 für das Jus sich entschied, auf unsere Verwendung wie früher zu unterstützen, allein auf der andern Seite vermehrten sich auch wieder durch die Geburt eines Töchterchens, das den Taufnamen Adelheid, aber übrigens nicht den Zunamen des angeblichen Vaters erhielt, dessen Bedürfnisse wesentlich. Er war daher oft von peinlichen Erhaltungssorgen gequält.

Hiezu gesellten sich auch noch nie entschlummernde, ihn furchtbar nagende Zweifel an der früheren Reinheit und späteren Treue der bloß schönen Geliebten; weiters die manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit der Mutter derselben; und endlich die trübe Zukunft, die seinem Sprößlinge, wenn er ihn ja dafür halten dürfte, aus so verderblicher Umgebung einmal zu erwachsen drohte. Daher die bösen Geister, deren Seidl erwähnt; daher auch die wilde Zerrissenheit und Trost-

losigkeit eben der früheren Gedichte Lenau's, und sein keineswegs geheuchelter, sondern wirklich gefühlter, und darum auch uns so ergreifender Schmerz, welcher übrigens, wie ich glaube, großentheils mit Unrecht „Weltschmerz" genannt werden würde, da solcher doch wohl weniger in der Welt, als in ihm selbst gründete.

Das Verhältniß mit Bertha hatte sich übrigens schon im Sommer 1827, wo dieselbe mit Mutter und Töchterchen in Dornbach wohnte, nach einigen sehr heftigen Auftritten daselbst, ziemlich gelockert, denn Lenau schrieb am 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, woselbst er sich bei seinem Freunde Kleyle auf längerem Besuch befand, an seine eigene Mutter in Wien:

Liebe Mutter!

Was Sie mir über das Benehmen Bertha's meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im Stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen, denn daß ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hätte, ist eine Erdichtung. Zudem sind die Reden von Wegreisen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältniß zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke. Ihr treuer Sohn Niki.

Diese Verbindung schleppte sich ersterbend etwa noch ein Jahr lang dahin, und endete dann damit, daß sich Bertha einem Reicheren, wenn ich nicht irre, einem griechischen Handelsmanne anschloß, Lenau eine tiefe, nie ganz verharschte Wunde hinterlassend, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete. Ich verweise dießfalls auf einen später vorkommenden Brief von ihm an Klemm vom 17. Hornung 1832. Ja sogar auch noch auf einen Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen bei Lenau's Brautlauf im Anfange August 1844.

Mir selbst klagte einmal Lenau im September 1834 sehr bitterlich: wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermuth

miſche, beſonders aber ſchilderte er mir die oben erwähnten Zweifel als höchſt furchtbar.

Unter Lenau's Gedichten nehmen auf dieſes traurige Verhältniß beſonderen Bezug: „Sehnſucht nach Vergeſſen;“ „Das todte Glück;“ „Am Bette eines Kindes.“ — Nach ſeiner Trennung von Bertha ſchrieb er endlich „die Waldkapelle,“ in deren meineidiger weiblicher Geſtalt — wie Klemm glaubt und ich mit ihm — er Bertha, und in deſſen wahnſinnig gewordener männlicher, mit nur zu richtigem Vorgefühle, er ſich ſelbſt zeichnete. Lenau erfuhr von Bertha ſpäterhin weiter nichts mehr. Nur ein einzigesmal, nach mehreren Jahren, als er einen Ausflug in das ſo ſchön gelegene, von den Wienern häufig beſuchte „Krapfenwald“ oberhalb Grinzing machte, ſah er plötzlich ein hübſches Mädchen, das er nach Alter und Geſtalt für Berthas und vielleicht ſein eigenes Töchterchen halten konnte, eine kleine Strecke lang unferne von ihm einherſchreiten und ihn ſcharf ins Auge faſſen; worauf es raſch wieder zurücklief und in einiger Entfernung von ihm: „Mutter, Mutter!“ rief, welche Rufe ſich wohl wie Dolchſtiche in Lenau's alte Wunde einbohren mochten. Vielleicht war dieſe Begegnung die Veranlaſſung zu ſeinem Gedichte: „Palliativ.“

Nachdem ich der Pflicht reinſter Wahrhaftigkeit als Lebensſchilderer durch unverblümte Mittheilung dieſes überaus leidigen, jugendlicher Sehnſucht und Argloſigkeit entſprungenen Verhältniſſes, womit ich aber den hellſten Blitz in die tiefe Melancholie Lenaus ſenkte, ein ſchweres Opfer gebracht, wende ich mich zu Lenau's Lehrjahr 1824 zurück. Die Prüfungen fielen gut aus. Darnach fuhr er Ende Auguſt mit mir nach Schrattenthal, wo ſich meine Thereſe mit unſerem einjährigen Erſtgebornen bei meinen Eltern ſchon ſeit Hälfte Juni zum Genuſſe herrlicher Landluft befand. Am 14. Juli hatte Thereſe von dort mir geſchrieben, daß ſie mit dem Pfarrer der nahen Stadt Räty, Weintridt, als er zu Schrattenthal auf Beſuch war, geſprochen habe, wobei derſelbe ihren Bruder, ſeinen ehemaligen Schüler auf der Wiener Hochſchule, außerordentlich gelobt, beſonders ſeine Anlagen und ſein Herz, zugleich ihn aber auch bedauert habe, daß er niemals glücklich werden würde. Aber recht heiter ſah ich Niembſch denn doch in Schrattenthal, beſonders einmal, wo wir im Keller eines wohlhabenden Landmanns uns deſſen Rebenſaft und ein paar gebratene

feiſte Gänſe trefflich ſchmecken ließen. Wenn ein Menſch ſchweben kann, ſo that es damals der ſelige Niembſch beim Heimgang an der Seite meiner Mutter, der er ganz altritterlich den Arm geboten hatte.

Aus den Freunden Lenau's zu jener Zeit erlaube ich mir insbeſondere Einen mit dem Taufnamen Stanislaus herauszuheben, oder er ragte vielmehr ſchon von ſelbſt über die andern hoch hervor, da er ſehr lang, wenn auch von ungemein kleinem Haupte war, das aber voll Witz ſtak. Dieſer wußte ſtrohtrockenen Geſichts die beißendſten Witze mit ſolcher Meiſterſchaft zu reißen, daß Niembſch darüber zu lachen gar nicht aufhören konnte. In etwas ſpäteren Jahren, als Stanislaus ſeltener bei Neuner erſchien, erſetzte ihn dagegen ein auffallend kleiner Mann, der aber dem großen an Witz nicht nahe ſtand. Dabei unterſtützte dieſen ſein noch ernſteres, ſchnurrbartbuſchiges, ſehr furchtbar thuendes Antlitz, das gegen die luſtigen Reden ſehr lächerlich abſtach, und dadurch deren Wirkung noch ſteigerte. Für den zur Schwermuth geneigten Lenau waren aufheiternde Menſchen ein wahres Bedürfniß; er liebte ſie, wie der Lechzende eine friſche Quelle. Wäre er ein Fürſt des Mittelalters geweſen, er hätte ſich zehn Hofnarren neben einander gehalten. Auch noch in ſeinen ſpäteren Jahren mußte Niembſch immer jemand haben, der ihm die Zeit verſchwadronirte.

Im Herbſte 1824 begann Niembſch denn doch das deutſche Ius zu ſtudiren.

Ein wichtiger an Niembſch gerichteter Brief aus dieſem Jahre iſt dieſer:

Altenburg, am 7. Juli 1825.

Lieber Niembſch!

Ich will mich nicht entſchuldigen, Dich vor meiner Abreiſe in Wien nicht mehr beſucht zu haben, denn ſonſt müßte man ja vorausſetzen, daß es mir möglich geweſen wäre, in welchem Falle Du überzeugt ſeyn mußt, daß ich die ſchöne Gelegenheit, mein Herz zu erfreuen, gewiß benützt hätte. Meine Prüfung lief zu meiner Zufriedenheit und Beruhigung ab, und ich arbeite mit neuer Luſt und Kraft an den weiteren Studien. Recht ſehr habe ich mit dem Hofrathe das Bedauern getheilt, Dich am Feſte des heiligen Peter und Paul in Penzing nicht zu ſehen. Indeſſen die Götter wollten es nicht, die uns nur im Entbehren und Entſagen ewig üben wollen.

Wie steht es mit Deiner Gesundheit? Gib mir Aufschluß darüber. Ich befinde mich hier gut; der Wiener Student, dem vor der Prüfung bangt, fühlt sich nun wieder ganz behaglich als gestrenger Herr unter seinen Unterthanen. Wenn ich mir die Verwandlungen, die meine Person seit vier Jahren erlitten, so recht lebhaft vorstelle, so muß ich recht herzlich lachen. Lebe wohl und schreibe bald Deinem Kleyle.

Niembsch war also von jenem Hofrathe, der früher auf der Landstraße übersommerte, in dessen neues Sommerhaus zu Penzing eingeladen worden, wo er überdieß seinen geliebten Freund Fritz gefunden haben würde. Aber nein! abermals blieb er aus, weiß der Himmel, welches elenden Ursächleins halber! Oder hatte Kleyle wirklich recht? „Wollten es wirklich die Götter nicht, die uns nur im Entbehren und Entsagen ewig üben wollen?“ Wäre Niembsch damals in Penzing erschienen, so hätte er diejenige, an welcher er schon einmal vor vier Jahren vorüber ging, als fünfzehnjährige Jungfrau gesehen, und es hätte höchst wahrscheinlich ein glücklicheres Verhältniß, als das dennoch späterhin eingetretene, sich entsponnen.

Von den Prüfungen dieses Jahrganges legte er jene aus der Staatenkunde erst hinterher am 4. November, übrigens mit vorzüglichem Erfolge ab. Ueberhaupt liebte Niembsch das Nachtragen der Prüfungen, weil er im Laufe des Jahres sich eben nur wenig um die Lehrbücher bekümmerte, und ihm sonach gegen Ende mehr zu lernen zusammen kam, als er auch bei angestrengtem Fleiße und mit allen seinen Fähigkeiten zu gewältigen vermochte. Wie mit dem Lernen, so ging es ihm auch späterhin mit dem Dichten. Er dichtete nur ruck- und rannweise, sodann aber auch angestrengt und ausgiebig, dagegen wieder durch geraume Zeit fast gar nicht. Daher kommt es auch, daß er eigentlich sehr wenig fruchtbar war. Vom Jahre 1831 bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1844, also binnen vierzehn Jahren, während welcher er sich doch ausschließlich der Dichtkunst widmen konnte, brachte er mit Einschluß seines Nachlasses nur sechs schwache Bände zusammen, was der Menge nach eine sehr mäßige Leistung ist.

Im September 1825 machte ich einen meiner einsamen Ausgänge

über Berg und Thal, der nicht nur mir einen überaus reichen, ſondern auch Lenau einen werthvollen Gewinn brachte. Ich hatte einige treffliche Gedichte des wackeren erzöſterreichiſchen Sängers Schleifer geleſen, welche mich nach ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft lechzen ließen. Ich wanderte darum ohne weiteres fünf Tagreiſen weit von Wien über den zweithöchſten Berg Niederöſterreichs, den Oetſcher, nach Sirning bei Stadt Steier in Oberöſterreich, wo damals Schleifer kaiſerlicher Herrſchaftsverwalter, oder wie ſie dort ſagen: Pfleger war. Ich durfte ihn bald meinen innigſten Freund auf Erden nennen. Auch Schleifer und Niembſch, obſchon dieſer um 30 Jahre jünger war, gewannen ſich lieb, wie Vater und Sohn, herzlich lieb, trotz der, dem freieren, unkindlicheren Ungarn beinahe unleidlichen altöſterreichiſchen treuherzigen Kaiſerbeſingung des Erſteren. Niembſch freute ſich dieſes meines Ganges noch in einem Briefe aus Stuttgart vom 19. Mai 1832.

Niembſch trat nun im November 1825 ins zweite Jahr der Rechte. Zu Weihnachten 1825 wollte er ſeinem Freunde Kleyle in Altenburg wieder einen Beſuch abſtatten, aber er erkrankte ſehr gefährlich an einer Halsentzündung. Es war dieß die Krankheit, worauf ſein Gedicht: „In der Krankheit“ Bezug nimmt. Wäre er damals hingerafft worden, der geprieſene Name Lenau würde niemals von einer Lippe erklungen und der Dichterhimmel Deutſchlands um einen ſeiner ſchönſten Sterne ärmer ſeyn. Als er aber erſt ein Vierteljahrhundert darnach zu Grabe getragen ward, feuchteten Hunderte von Augen ſich und Hunderte von Buſen ſchlugen bänger, und vielleicht Hunderttauſende betrübten ſich darüber.

Von dieſer Krankheit blieb ihm ein Krampf im Schlunde zurück, der ihn manchmal beläſtigte, und deſſen er nie mehr gänzlich los ward. Er erwähnt ſeiner noch in einem Schreiben vom 17. Juli 1843.

Im Jahre 1826 war es, wo ich Niembſch das erſtemal in unſer ſchönes Hochgebirg einführte. Dieß dankte er ſelbſt mir oft mündlich, und äußerte ſich auch gegen Andere, z. B. gegen Evers, den berühmten Pianiſten, daß er mir ſolches hoch zu gute hielte. Er gewann unſere öſterreichiſchen und ſteiriſchen Alpen ſo lieb, daß er ſie faſt jedes Jahr auf einige Zeit beſuchte, und zwar mit meiſt ſehr günſtigem Erfolge für Geſundheit und Gemüthsſtimmung.

So bezeuget er selbst in seinem Gedichte: „An die Alpen"; ferner in jenem: „Beethovens Büste"; mir endlich schrieb Niembsch aus Baltimore in Nordamerika, am 16. Oktober 1832: er möchte sich vorzugsweise einen Zögling der österreichischen Alpen nennen. Ich wünsche mir wahrhaft Glück dazu, einem solchen Erzieher einen solchen Zögling zugeführt zu haben.

Was aber ist der Grund, warum Niembsch, der Alpenfreund, nie das schönste Alpenland, die Schweiz, besuchte, ungeachtet er dieser durch ein Dutzend Jahre alljährlich so nahe kam, und dazu so oft aufgefordert wurde? Patriotismus! denn er wollte sich — wie Emma Niendorf (S. 196) meldet — seine heimathlichen Gegenden nicht verleiden lassen.

Am 15. August 1826, brachen also Kleyle, der eben seine Prüfung im Römerrechte glücklich in Wien bestanden, Niembsch und ich von Böslau bei Baden auf, wo wir übernachtet hatten.

Durch die großauer Lichtenwaldungen drangen wir ins schöne Triestingthal nach Pottenstein vor. Nachmittags beriethen wir bei Berndorf, welchen Weg wir durch das aufsteigende hohe Gebirg nach Guttenstein einschlagen wollten. Ich wies links gegen Hörnstein, wo man Anfangs wie durch einen Buchengarten sanft empor wandelt und später zur herrlichen babenbergischen Herzogs-Trümmerburg Starhemberg gelangt. Aber Niembsch zeigte aufs Waldgebirge uns gerade gegenüber, der Geier genannt, was eben am höchsten und finsterſten. „Dorthin!" rief er. — „Aber da führt ja gar kein Weg; und wenn auch, so kennen wir ihn nicht." — „Gerade darum." — „„Wir verirren uns aber leicht."" „Der Irrende lernt." — Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, Niembsch voraus, und wir ihm lachend nach. Einmal wollten wir beiden Andern bei uns begegnenden Bauern uns einigermaßen des Weges erkundigen; Niembsch litt es jedoch nicht, sondern riß uns aufs Gerathewohl fürbaß. So zeigte er sich auch bei der geringsten Gelegenheit immer kühn und dem Unerforschten und Gewagten hold. Stets enger ward das Thal und endlich stieg's steil an. Oben — die Gegend heißt „die Voitsebene" — gelangten wir an eine in dichter Wipfelumgrünung versteckte einsame Köhlerhütte, worin wir uns an herrlicher Milch erfrischten.

Eine Strecke hinter der Hütte öffnet sich eine weite Aussicht über

Berg und Berg bis hinan zum greiſen Altvater Schneeberg. Unſere Herzen ſtanden vor heiliger Ehrfurcht faſt ſo ſtill wie unſere Füße. Dann raſch hinunter an den pfeilſchnell dahin eilenden Fluß: „der kalte Gang.“ Dort, wo am Fahrwege ein ſteinerner Bettelmönch mit dem Sammelſacke auf der Achſel ſteht, badeten wir uns in dem rauſchenden flüſſigen Eiſe. Im Abendroth erreichten wir erſt den höchſt maleriſchen Eingang von Gutenſtein. Als wir über die Brücke gingen, welche früher als ein Paß in der Mitte durch ein Thor geſchloſſen war, blickte uns das ehrwürdige, leider ſchon arg verfallene Felſenneſt entgegen, worin vor fünfhundert Jahren der wortgetreueſte aller deutſchen Kaiſer, Friedrich der Schöne, die letzten Jahre ſeines Lebens vertrauerte, und einſam in den Armen ſeiner geliebten Eliſabeth von Aragonien verſchied, die ſich während ſeiner Gefangenſchaft auf der Trausnitz um ihn blind geweint hatte. Von der Wallfahrtskirche auf dem Kloſterberge läutete jetzt eben der liebliche friedliche Engelsgruß herunter.

So ſchloß meine erſte Einführung Lenau's ins Hochgebirge. Leider mußte ich des andern Tages nach Wien ins Amt zurück, während die freieren Freunde dem Schneeberg zuzogen, durch meine begeiſterte Beſchreibung mit Sehnſucht nach ihm erfüllt. Als ich aber heim kam, machte ich mich ſogleich an ein erzählendes Gedicht: „Der Ausflug“, von vierthalbtauſend langathmigen Verſen, und zwar mit ſolchem Eifer, daß Anfangs November bereits geſchehen konnte, was Dichter Seidl in den Wiener Sonntagsblättern Zahl 5 von 1848 mittheilte.

„Seit das Geſtändniß, daß er ebenfalls dichte, über ſeine (Niembſchens) Lippen gekommen war, gab er ſich mir um vieles offener als früher; allein umſonſt wartete ich auf die Mittheilung irgend einer ſeiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor und ihn dazu nöthigen, wollte ich nicht, weil ich fürchtete, ſeine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem abſichtlich fortgeſetzten ſchnell und für immer wieder ſich zuſammenfalten. Um dieſe Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo Halirſch und ich thatſächlich beide ſchon kraft ſelbſtſtändiger Druckwerke ins löbliche Poeten-Gremium unſeres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Abends Niembſch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines ſeiner Verwandten zu folgen, der

einem Kränzchen freundlicher Dichter einige seiner poetischen Studien vorzulesen beabsichtige. Ein neuer, uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unsern Meister Niklas selbst zur Enthüllung seines poetischen Inschlebens angeregt zu finden — was konnte wohl lockender für uns seyn? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembsch führt uns auf die sogenannten alten Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach mehr als 20 Jahren nicht mehr erkennen würde.[1] Ein trauliches Stübchen empfing uns."[2] Und nun schildert Seidl auf sehr freundliche Weise die Vorlesung meines oben erwähnten Gedichtes durch mich selbst, beifügend: „Daß Niembsch aber unsere Erwartung, auch er würde uns etwas lesen, nicht erfüllte, dünkt mich um so gewisser, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnsucht entgegen sah, wenn diese befriedigt worden wäre, wohl nicht vergessen hätte."

„Seit jenem Abend" — fährt Seidl fort — „war ich gewissermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembsch zutraulicher sich anschloß. Stundenlang tauschten wir Ansichten und Empfindungen mit einander aus, bald als schmauchende Peripatetiker im silbernen Kaffeehause, zur Zeit, wenn die übrigen Gäste noch fern waren, theils selbander lustwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entscheidend für Niembsch selbst, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahr 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Galizienberge schräg über, bis zur sogenannten Schottenwiese sanft empor steigen.

Als wir auf einer Bergwiese angekommen waren, wo weithin die Aussicht über Wiens Häusermeer hinweg bis an den blauen Saum der kleinen Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Grase, nach des gemüthlichen Wandsbeckers Recept, und schrieen vor Freude, und forderten umsonst einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es so ruhig, so lauschig, so feierlich einsam; nur die Bäume säuselten Blüthen flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber saßen

[1] Zum grünen Lamm.

[2] Das Wohnzimmer von Niembsch, Klemm und Keiller.

wir wieder ſtill und ſchweigſam in jener ſüßen beſchaulichen Verſunkenheit,

„Wo der Dichter, um zu dichten,
Eben zu viel Dichter iſt!“

Schon ſank die Sonne hinter unſern Rücken zwiſchen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns ſtumm die Hände ſchüttelten und voll des innigſten Verſtändniſſes zum Dorf herunter ſtiegen, um bei einem ländlichen Veſperbrode die Eindrücke auszutauſchen, die wir im Freien geſammelt hatten. In ſolcher Stimmung gibt es für Gleichſtrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich ſo lange gewartet, das ich ſo oft von der Lippe meines Freundes zu haſchen verſucht hatte — nun blies er es ſchüchtern, halb vernehmlich in einer Rauchwolke vor ſich hin, das Wort: „Freund, ich leſ' Euch etwas!“ — Meine Freude zurückhaltend, erwiederte ich ein kaltes: „Schön!“ um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine lang geſpannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuſchrecken. Er las: „Die Jugendträume.“

Ich hatte eben damals von F. Gräffer das Taſchenbüchlein „Aurora“ übernommen, welches im kommenden Jahre[1] ſeine ſilberne Hochzeit feiert. Meine Abſicht war, es zu einer Pflanzſchule für junge vaterländiſche Talente zu machen, wodurch ich, bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote ſtanden, ihm allein einen charakteriſtiſchen Zug verleihen und wohl gar ein kleines Verdienſt mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit ſeyn, an meinem Freunde Niembſch einen neuen vielverſprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er mir in Dornbach vorgeleſen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte ſeines Schwagers A. X. Schurz. Beide ſtehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taſchenbuches „Aurora“ (Wien, bei H. Buchholz, 1828, S. 128. u. 141), das erſtere „Jugendträume“ betitelt, unterzeichnet mit N. Niembſch; es war ſein erſtes Auftreten, meines Wiſſens das einzige unter ſeinem wahren Namen.

Auch ich halte Seidl für den Pathen des erſten, von Niembſch unter ſeinem wahren Namen öffentlich erſchienenen Gedichtes; das einzige aber

[1] 1849.

blieb es nicht, da die Wiener Modezeitung im Jahre 1830, am 3. April, Blatt 46, das vortreffliche Gedicht: „Die Werbung," mit völlig unverschlossenem Helme brachte, nachdem sogar der ganze Name: „N. Niembsch von Strehlenau," darunter stand.

Zu den Rechtswissenschaften hatte Niembsch, wie schon gesagt, niemals besondere Neigung gehabt, und die Zahmheit, womit sie damals in Oesterreich vorgetragen werden mußten, verleidete sie ihm noch mehr. Auch war ihm die Laufbahn, die sie ihm bereiten sollten, zu gebunden und langweilig; er wendete sich daher auch von ihnen wieder ab ohne viel Fragen und Umstände, und besuchte vom November 1826 an die Hörsäle der Heilkunde, was er auch schon früher bisweilen aus Liebhaberei als Gast gethan. Die Großmutter schüttelte über diese neue Wendung ihres wandelbaren Enkels, dem es bestimmt zu seyn schien, wegen seines ewigen Abspringens auf halbem Wege niemals ein lohnendes Ziel zu erreichen, freilich wieder gewaltig das Haupt, allein sie gab es bei seiner offenbaren Unlenksamkeit auf, ihm fernerhin Rathschläge zu ertheilen, entzog ihm jedoch ihre Unterstützung nicht. Wir haben also nun „Nikolaus Lenau als Hörer der Medicin" vor uns; unter dieser Aufschrift veröffentlichte Leopold Kompert in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Z. 2 „aus der Erinnerung eines Collegen" unter Anderem Nachstehendes:

„Wir kamen von der Restauration. Ganz einfach bemerke ich nur, daß unter diesem Worte der bekannte Wahlakt in den ungarischen Comitaten zu verstehen ist, wie er alle drei Jahre stattfindet. Die Rothen waren durchgedrungen. Doktor Keiller, unser freundlicher, trefflicher Hausarzt, war müde, schläfrig und verdrießlich; er trug eine weiße, zerknitterte Feder in der Rocktasche, während ich meine rothe wie Mephisto vom Hute herab funkeln ließ, wenn er sich gerade unter seinen „lieben Kleinen" befindet. Wir fuhren über eine lange, meilenweite Pußta. Das schönste Mondlicht lag darauf, und phantastisch öde, wie ein verlassener Weltball, dehnte sie sich vor uns. Aber verlassen war sie nicht; gespenstergleich flogen weidende Rosse an uns vorüber, und der Csikos, ihr Hüter, schaute schlaftrunken aus seiner Bunda auf. Eigenthümlich rieselt das Mondlicht in diesem gelben Sande; hier gab es keinen Ton; es war die Panruhe der Alten um Mitternacht. Der einzige ruhelose Gegenstand auf der Pußta-

war gewiß mein Herz. Der Doktor lehnte in der Ecke des Wagens und ſchlief. Vor unſern Pferden tauchten mit einemmale, wie aus dem Boden herausgewachſen, drei zuſammengekauerte Geſtalten auf, die ich alsbald erkannte. Es waren Zigeuner von der Reſtauration, ſchlaue, herrlich gebräunte Geſichter. Als der eine bei dem grellen Mondlicht die rothe Parteifeder auf meinem Hute ſah, ſchrie er: „Éljen! Éljen!“ und den Namen des eben gewählten erſten Vicegeſpanns. „Éljen!“ gab ich zurück. Alſogleich ſtrich der Zigeuner über ſeine Geige, und brachte die erſten Klänge des bekannten Reſtaurationsliedes hervor. Ein flimmerndes Silberſtück flog zum Wagen hinaus. Dafür ſchickte mir der Braune das ganze Lied als klingenden Dank über die Puſzta nach. Wunderſam zerrannen dieſe Töne. Ich wußte nicht wie; plötzlich ſtieg Lenau's ſchönes Gedicht in mir auf, das er unter denſelben Menſchen, denſelben Gefühlen vielleicht, gedichtet hat:

„Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Heide.“

Ich hatte das Gedicht vor mich hin geſagt halblaut. „Ein ſchönes Gedicht von dieſem Lenau!“ meinte da mit einemmale der Doktor, aber mit ſo ſeltſam bebender Stimme, daß ich aufmerkſam wurde. „Gefällt das Lied auch Ihnen, Doktor?“ fragte ich, beinahe beleidigend erſtaunt. „O, ich verzeihe Ihnen dieſen Ausruf,“ ſprach der Doktor darauf. „Sie können ja nicht anders. Weil Sie mich früh Morgens Ihro gräflichen Gnaden um dero Nachtſchlaf befragen, und mit andächtig lauſchender Miene den Pulsſchlag dero zarten Hand betaſten ſehen, weil Sie mich gleich darauf im Dorfe erblicken können, wie ich da einem hungrigen Slovakenkind die Magengrube einreibe, meinen Sie, dieſer Doktor müſſe ſtets in dieſem Gehäuſe geſteckt haben. Aber ich proteſtire dagegen, ich proteſtire mit Leib, mit Seele dagegen. Ich ſtand Nikolaus Lenau einſt viel näher, als Sie wohl glauben. Ich habe mit ihm ſtudirt, ich habe mit ihm gewohnt.“ — „Und das erzählen Sie mir nach drei Jahren unſerer Bekanntſchaft?“ — „Was wollen Sie?“ meinte der Doktor grimmig, „man iſt nicht immer geſtimmt, von Nikolaus Lenau zu ſprechen, beſonders

nicht nach dem Pulsfühlen Ihro gräflichen Gnaden." Damit schwieg er. Aber in der Seele des Menschen gibt es, wie in allen Prachtpaläſten, gewiſſe Gemächer, die jahrelang verſchloſſen, unbetreten, ja faſt unheimlich ſind. Plötzlich wird der Glockenzug dahin bewegt, die ſchrillen Töne ſchüttern zwar den Staub, aber auch die Geiſter der Erinnerung auf, die daran haften. Ich brauchte nicht zu bitten, unaufgefordert begann der Doktor nach einer Weile zu ſprechen: „Nikolaus Niembſch war ein gar lieber, trefflicher Junge. Wir waren beide Mediciner, am Leichentiſche hatten wir flüchtige Collegenbekanntſchaft gemacht; nach einigen Monaten waren wir Freunde geworden, wenn Sie gegen dieſe Zuſammenſtellung des Großen mit dem Kleinen, Achilles und Therſites, nichts einzuwenden haben. Wir wohnten zuſammen."

Neulich, fuhr der Doktor fort, las ich wieder in Lenau's „Fauſt." Mir fiel gleich in der erſten Scene zwiſchen Fauſt und Wagner im anatomiſchen Theater, die mit den Worten beginnt:

„Wenn dieſe Leiche lachen könnte, traun,"

das merkwürdige Uebereinſtimmen mit ſeinen Anſichten aus unſern mediciniſchen Studienjahren ein. Ich weiß nicht, wie Poeten dichten, aber mich dünkt, jeden Gedanken, den ſie ausſprechen, müßten ſie früher an ſich erlebt und erfahren haben. In jener Unterredung Fauſts habe ich Lenau gefunden, ſo wie wir beide Anatomie ſtudirten. Lenau war ihr mit Eifer und Vorliebe ergeben; jene Werke Fauſts, wo er bei ſeinen Nachtſtudien ſpricht, wie er über das wunderbare Nervengeflecht brütend daſitze und dem Leben nachhängt, ſind buchſtäblich wahr. Lenau hat ſolche Nächte durchgemacht. Er ſtudirte immer anders als wir andern; die Wiſſenſchaft regte ſeine Seele auf, wo wir immer in verba magistri ſchwuren. Beſonders in der Phyſiologie." — „Das verſteh' ich nicht; wie kam das?" — „Sehen Sie, zur Anatomie bringt man Glauben mit, und der geht auch nicht verloren. Man wühlt in den Fragmenten des Menſchen, weil Hoffnung uns verleitet, das Leben, „das ſcheue Wild" in ſeinen geheimnißvollen Verſtecken aufzujagen. Phyſiologie will nur „der Treiber" ſeyn; ſie gibt nichts als Hypotheſen. Ich ſah einmal Lenau grimmig vom Buch aufſpringen, indem wir eben ſtudirten, und da rief er: „Was iſt das für eine Wiſſenſchaft, wo es immer heißt: das iſt noch nicht

klar, oder: über dieſen Punkt ſind die Meinungen getheilt u. ſ. w. Iſt das Wiſſen, iſt das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wiſſen.“ Mir fällt dabei eine komiſche Scene ein, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Profeſſor ††, der auch Phyſiologie vortrug, war ein tüchtiger, ruhiger Arbeiter auf dem Felde dieſer Wiſſenſchaft. Mit wahrem Bienenfleiße forſcht und ſammelt er in allen Blumen; was aber das Reſultat betrifft, ſo iſt er immer eine Drohne geblieben. Wie ein Schwamm hat er das beſte, das klarſte Waſſer eingeſaugt, drückt man ihn aber ... ich will eben nicht ſagen, daß es reines Quellwaſſer war, was er von ſich gab. Hören Sie nun, was geſchah. Lenau wurde einſt geprüft; er hatte, wenn ich nicht irre, über das Blut zu ſprechen. Im Verlaufe ſeiner Antwort nun äußerte er eine der kühnſten und gewagteſten Hypotheſen, die ſo abenteuerlich fremd klang, daß der Profeſſor haſtig ausrief: „Wo haben Sie das her, Herr v. Strehlenau?“ — „Das haben Sie uns ja ſelbſt diktirt, Herr Profeſſor!“ gab Lenau ruhig Beſcheid. „So?“ meinte der Profeſſor. Darauf wurde Niembſch ſelbſtſtändig kühn; er ſprach nun eine andere Hypotheſe aus, die in keinem andern Buche als in ſeinem Gehirne ſtand, aber ſo koloſſal gewagt und abſtrakt war, daß ſie ſchon im Ausſprechen in ſich ſelbſt zerfiel. Der Profeſſor wagte es aber nicht mehr, ſich nach ihrem Urheber zu erkundigen.“

Niembſch war im Sommer 1827 wieder durch einige Zeit bei Fritz Kleyle. Er ſchrieb am 26. Juni von Altenburg nach Wien:

Liebe Mutter!

Ich bringe meine Tage allhier in nützlicher Beſchäftigung und angenehmer Unterhaltung zu, und das Landleben behagt mir trefflich. Mein Freund Kleyle bietet Alles auf, um mir meinen Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Liebe Mutter! in Preßburg ſah ich den Berke, der noch der alte gute Freund iſt.

Haben Sie die Güte, dem Schwager Schurz zu ſagen, er möchte gefälligſt mein Monatgeld mittelſt Poſtwagens nach Wieſelburg unter der Adreſſe des Friedrich Kleyle, erzherzoglichen Diſtriktsverwalters, ſchicken.

Leben Sie wohl! Ich küſſe Sie und meine Schweſtern. Ihr gehorſamer Sohn Niklas.

Nach durchfeſſenem Prüfungsmond ſehnte ſich Lenau wieder nach einem Hochgebirgsgange. Ich und ein jüngerer Amtsbruder von mir begleiteten ihn, und zwar abermal Gutenſtein und dann dem Schneeberg zu. Dießmal aber gingen wir von Berndorf über Hörnſtein nach Starhemberg.

Erſt bei einbrechendem Abend verließen wir die geſunkene Größe, mit dem Vorſatze nächtlicherweile die ſogenannte „Oede" zu durchwandeln, weil Schultes dieſelbe in ſeiner Schneeberg-Reiſebeſchreibung eine wahre Mondſcheingegend genannt, deren Felſen in der unſicheren Mondbeleuchtung ein ganz abenteuerliches geiſtiges Ausſehen bekämen. Unſer kluger Gefährte ſchwieg dazu mäuschenſtill; am Fuße des Burgberges aber, wo am „kalten Gang" eine Mühle liegt, empfahl er ſich plötzlich, um darin zu übernachten, mit dem Verſprechen, uns am nächſten Morgen nach Gutenſtein nachzukommen. Wir überſpannten Dichter jedoch ſchritten ohne weiters guten Muthes in die ſinkende Nacht hinein.

Bald trat uns rechts den Hügel herab nahe bis an die Straße ein ſtiller Friedhof entgegen mit geneigten, vom Monde überſilberten Kreuzen. Dieſer wehmüthig milde Anblick feſſelte lange unſere Augen, und noch viel länger unſere Gedanken. Hier war es, wo Lenau ſein Gedicht „Vergänglichkeit" empfing. Dieſer Todtenacker ſtand wie ein ernſter ſinniger Wächter am Eingange unſerer Mondſcheinsſchlucht. Bald im Schatten finſterer Felſen und dunkler Föhren, bald im glänzendſten Strahle des leiſe dahin ziehenden Himmelslichtes, wandelten wir ſchweigend fort und fort, aufhorchſam den mannigfaltigen, bald toſenden, bald koſenden Stimmen des Gebirgsbachs dicht neben uns; Alles ſonſt todt. Zu Walleck, jenſeits des Baches, ſchien ſogar der niedere Kirchthurm im Schlummer zu nicken.

Nach mehrſtündigem höchſt einſamem mährchenhaftem Wandel langten wir in der Geiſterſtunde vor Gutenſtein an. Ohne dießmal am Eingangspaſſe zu verweilen, begaben wir uns ſogleich in die furchtbar ſchöne Felſenklauſe an der Steinapinſting, in welche hinein, beinahe überhängend, traurig finſter das alte verödete Kaiſerbürglein ſtarrt, wie todesſehnſuchtsvoll zum Sprunge in den Abgrund bereit. Hier in der nur einige Schuh breiten Felſenklemme, die ganz von einer Holzbrücke ausgefüllt wird, ſo daß unter dieſer *längshin* die über einander taumeluden Wellen wüthend

losen, ist es in einsamer Mitternacht wahrhaft schauerlich. Wir, an den Fels gelehnt, stumm, denn Worte erlaubten uns schon der Wellen rollende Donner nicht, mit geschlossenen Augen, um nur nichts als zu hören, hingen wohl über eine halbe Stunde lang überwältigend ernsten Gedanken nach. War es doch nicht anders, als ob die Todten alle, am Weltgerichtstag aus den Gräbern aufgestiegen, laut heulend durch einander ihre Sünden und Verbrechen beichteten.

Endlich gingen wir ins Ort, dem einzigen Gasthofe zu. Der Mond war noch am Himmel, aber kein Schimmerchen mehr im todesstillen Hause. Eins schlugs. Wir konnten uns nicht entschließen, die Schläfer zu stören, und setzten uns daher voll christlicher Ergebung und Geduld auf die Bank vorm Hause, und thaten mehr als ob wir schliefen, als daß wir wirklich schliefen, denn hiezu war's in der Herbstmond-Mondnacht des Hochgebirges viel zu empfindlich kalt. Am Morgen lag der erste Reif auf den Wiesen umher, und uns auf Bart und Kleid. Husch! wie schloffen wir jetzt in die warmen Federn. Als wir Mittags halb ausgebacken an den Tisch traten, fanden wir bereits daran unsern wohlgeschlafenen, ganz gemächlich nachgekommenen Reisegefährten, der uns weidlich auslächelte. Besser hat es zwar immer die besonnene Person, aber schöner bleibt denn doch weit die edlere, süßtrunkene Poesie!

Des nächsten Tags durchmaßen wir das schöne Klosterthal seiner ganzen Länge nach. Gegen Mittag gelangten wir zum schlichten Waldbauernwirthshaus: „der Höhbauer" genannt.

Nach geendigtem ländlichen Mahle zeigte sich Niembsch plötzlich wieder in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Es schoß ihm unversehens der Gedanke durch den Kopf, wir sollten zur „Sängerin im Höllthal," wo wir übernachten wollten, nicht gemächlich in der Tiefe um den uns vor Augen ragenden, einige tausend Schuh hohen Kuhschneeberg herum schlendern, sondern vielmehr dieß steile Felsenbollwerk wacker überklimmen. Ich muß gestehen, daß ich über diese überflüssige und übermüthige Kraftvergeudung nichts weniger als erfreut war. Allein was halfs? Niembsch wollte einmal, und so mußt' es geschehen!

Oben auf dem Kuhschneeberg war damals noch ein Urwald, der erste, den Niembsch betreten. Sein Bild, demjenigen gleich, welches Lenau

ſpäterhin von einem nordamerikaniſchen Urwald entwarf („der Urwald"), prägte ſich ihm tief ins Gedächtniß ein. Eben ſo mächtig ergriff ihn des nächſten Tages das Höllthal, eines der wilderhabenſten Felſenthäler, wogegen an deſſelben Ausgange das üppige, vollkräftige Reichenauer Thal, mit herrlichem Baumplatze auf ſanften buſenartigen Hügeln, zu Füßen des Schneeberges und der Preiner Alpen, gar lieblich abſticht. Wir gelangten Abends bis Gloggnitz.

Am nächſten Tage kamen wir über die Höhen von Beſtenhof nach Nixenſtein, wo im Thale ein ſehr reicher luftreiner Born aus dem Berge an das Licht der Sonne quillt, gleichwie der noch ſchönere Kaiſerbrunnen im Höllthal ganz geräuſchlos aus dem geheimſten Buſen des gewaltigen Schneeberges emporſteigt. So quellen Gedichte aus dem Buſen eines Lenau. Zeitlich erreichten wir Buchberg, dicht am nördlichen Fuße des Schneebergs, der hier in ſeiner vollen erhabenen, ſchroffen Größe vor Augen ſteht. Den Abend benützten wir zu einem Luſtgange zum hübſchen Falle der Sirning, und durchwandelten im Abendroth vergnügt dieſes ſchweizeriſcheſte aller unteröſterreichiſchen Alpenthäler, uns zumal ergötzend an dem weithinſchallenden traulichen Rufen, womit die Bäurinnen, unter der Hausthür ſtehend, ihre auf den großen Wieſen zerſtreut weidenden Kühe und Kälber heimlocken. Das klingt noch heimiſcher als es ein Alpenhorn thun kann.

Schon bald nach Mitternacht brachen wir von Buchberg auf, um den Sonnenaufgang vom Scheitel des Rieſen genießen zu können. Und wir genoſſen ihn, ſtumm vor Entzücken.

„Liebende, die weinend mußten ſcheiden,
Und nach heißer Sehnſucht langem Leiden
An das Herz ſich endlich dürfen greifen,
Würden ſich zu küſſen hier vergeſſen!
(Lenau's dichteriſcher Nachlaß: „Die bezaubernde Stelle.")

Wir konnten uns einige Stunden lang nicht vom Gipfel trennen. Es war ein ſo reiner milder Herbſttag, daß wir uns nach abgeworfenen Röcken ins krauſe isländiſche Moos um unſern kalten Morgenimbiß herlagern konnten. Dießmal ſtieg kein Nebel auf aus dem unfernen Wetterloche, mit Bezug auf welches Lenau ſpäter ſang:

— — „ſchleudre Du
Ein Steinchen ſpielend in die Tiefen,
Du ſtörſt der Lüfte ſchwanke Ruh,
Und Nebel ſteigen, die dort ſchliefen.“

(„Leichte Trübung.“)

Auf die geſunde Bewegung in reinſter Luft, unmittelbar vom Himmel herab, o, wie ſüß ſchmeckte uns Abends wieder zu Buchberg das höchſt ländliche Mahl!

Von unſerem zweitägigen Heimgange durch durchaus ſchöne Gegenden will ich nur erwähnen, daß Lenau hier zum erſtenmal, aber nur auf einige Stunden „die neue Welt“ ſah. Es iſt dieß unferne des Schneeberges ein zugleich ſehr ernſtes und heiteres Thal. Im Jahre 1832 zog Lenau auf einen Winter weiter weg in eine andere „neue Welt“; am 22. Auguſt 1850 aber verließ er die alte Welt vollſtändig und begab ſich in eine dritte, gänzlich unbekannte „neue“, ach, gar ſo unendlich ferne Welt, für immerdar!

Nach ſeiner Heimkunft erhielt Niembſch einen Brief von ſeinem Freunde Berke, worin dieſer bat, ihn in Güns zu beſuchen, und einige Gedichte ihm dahin mitzubringen, wie auch den Spinoza, denn er würde ſich freuen, dieſen kennen zu lernen. Niembſch folgte dieſer Einladung im Weinmonde 1827, wovon ich aber nur weiß, daß er ſehr vergnügt zurück kam.

Vom Jahre 1828 habe ich eben nichts zu erzählen; auch finde ich keine Prüfungszeugniſſe daraus vor; ohne Zweifel hat daher auch Niembſch damals gar keine Prüfungen abgelegt. Eines unverſchuldeten Grundes dieſer Unterlaſſung, z. B. einer bedeutenden Erkrankung, erinnere ich mich nicht. Wahrſcheinlich hatte er das Lernen allzuweit wieder hinausgeſchoben, ſo daß er zur Zeit der gewöhnlichen Prüfungen noch nicht vorbereitet genug ſich fühlte. Als er aber ſpäter, wie früher öfter, dieſelben nachtragen wollte, wurde ihm dieß nicht mehr geſtattet, da man juſt damals in dieſer Beziehung ſehr ſtrenge zu werden begann. Sonach war auch das Jahr 1828 rein verſäumt, wie die früheren von 1816, 1819 und 1823, alſo volle vier Jahre; ein bedeutender Zeitverluſt.

„Im Jahre 1829,“ erzählt uns Seidl wieder am bereits angezeigten

Orte, „war es Niembsch, in dessen Busen ich, vor einem der wichtigsten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausschüttete. Der 23. des Ostermonats, bestimmt zum Abschiede von meiner lieben Vaterstadt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, sollte früher noch eine Fessel um meine Hand schlingen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag sollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgersmädchen den verhängnißvollen Ring zu wechseln.

„Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungestümer pochte, daß sich ein Kampf von widersprechenden Empfindungen auf meiner Stirn spiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im „silbernen" Kaffeehause betrat, wohin ich meinem Meister Niklas zu kommen versprochen hatte, um Abschied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überströmender Herzlichkeit trat er mir entgegen, und durchmaß mit mir, wie oft, in hastigen Schritten die Stube, mit seinen dunklen, sprechenden, in Momenten des Gefühles fast schwimmenden Augen mir in die verborgensten Falten meiner Seele schauend. Streng wie ein Gewissensrath forschte er mich aus, als wär' es ihm darum zu thun gewesen, mich auf einer Selbsttäuschung zu ertappen; er machte mir tausend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im schlimmen Falle meine Bahnen als Mensch und als Poet sich kreuzen könnten, mit scharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er steigerte Blick und Stimme fast bis zum Strafenden, bis er, überzeugt von dem Ernste meiner Gesinnung, von der Klarheit meines Bewußtseyns, von der richtigen und besonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt, meine Hand ergreifend und sie fest schüttelnd, ausrief: „Habt Recht, Freund; Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden; — Ihr — *für unsereins wär' das nichts!* Gott sey mit Euch; denkt in der Ferne manchmal an Meister Niklas!" — Das waren seine letzten Worte.

Im Jahre 1829 traf Niembsch am 24. Oktober der bitterste Verlust seines Lebens, der seiner innigst geliebten Mutter. Sie starb nach langwierigen unsäglichen Leiden, nachdem ihr ein von ihr darum befragter erfahrener Arzt des allgemeinen Krankenhauses geraume Zeit schon vorher die völlige Unheilbarkeit ihrer Krankheit, des Mutterkrebses, ganz

unumwunden geſtanden hatte. Die letzteren Monate hindurch ward ſie, unter ſolchen Umſtänden freilich fruchtlos, von einem der berühmteſten Aerzte Wiens beſucht, wozu die Großmutter Mittel ſchaffte. So leidenſchaftlich und leicht erregbar ſie auch ſonſt geweſen — dieſe ihre ſchweren Leiden ertrug ſie doch meiſtens ſtandhaft und ruhig; wenn ſie auch ja mitunter in lautes troſtloſes Klagen und Weinen gerieth — wie ihr geliebter Sohn eintrat, war ſie plötzlich ganz ſtill und heiter. An Pflege gebrach es ihr nicht, denn es waren drei ſchon erwachſene Töchter beſtändig um ſie, wie auch ihr zweiter Gatte, ſelbſt ein Arzt. Wie manche traurige Stunde auch ihr Sohn an ihrem Folterbette zubrachte, ſo bedurfte ſie daher deſſen doch nie als eines völligen Krankenwärters, als welcher er hie und da bezeichnet ward, wozu ihn übrigens auch ſchon ſein tiefes Gefühl, das ihn eher den zu langen herzzerreißenden Anblick leidender Geliebter zu meiden zwang, kaum geeignet haben würde.

Was Niembſch ſeiner Mutter war, und ſie dagegen auch wieder ihm, iſt aus dem Erzählten und den mitgetheilten Briefen ſchon deutlich zu entnehmen geweſen. Es obwaltet kein Zweifel, daß er ſeine großen Dichtergaben ausſchließlich nur ihr verdankte; an dieſer heißen, hellen Sonne entzündete ſich ſein gewaltiger Schöpfergeiſt. Nur brannte das Feuer bei der Mutter nach außen, bei dem Sohne nach innen; ſie war leichtblütig, gallſüchtig; er war ſchwerblütig, ſchwermüthig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohnes iſt es wohl zuzuſchreiben, wenn dieſer etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweiſe ſelbſtſüchtig ward. Letzteres hinderte jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig geweſen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, ſeine Kühnheit, die ſich raſch zu dem Aeußerſten entſchließt, von ihr, aber auch ſein Mißtrauen von ihr, ſeine ihn oft unendlich quälende Zweifelſucht. Kurz, wenn wir ſeiner, wie er da war, mit ſeinen großen Tugenden und Gaben, und nur geringen Makeln und Gebrechen, liebend, bewundernd, ja mit höchſter Verehrung gedenken, ſo dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleiſch von ihrem Fleiſche, ſondern auch Geiſt von ihrem Geiſte geweſen, nicht ganz vergeſſen. Deßhalb ſey ihr Staub auf ewig geſegnet!

Wo Lenau immer das Wort Mutter gebrauchte, darf man verſichert

ſeyn, daß er dabei immer der Seinigen gedenk war. Die fünf rührendſten Stellen ſind: „Der Abſchied“ und „Der Traum“ in „Fauſt“; dann die lyriſchen Gedichte: „Zuflucht“, „Der offene Schrank“, und endlich vorzugsweiſe ſein Sonett: „Der Seelenkranke.“

Nach ſeiner Mutter Tod verließ Niembſch ihre und zugleich auch ſeine Wohnung in der Roſengaſſe auf der Windmühle, weil er darin allzu lebhaft nur immer an ſie erinnert worden ſeyn würde, und nahm in der Stadt in der Weihburggaſſe 922, nahe am Franziskanerplatze, ein Monatzimmer in Gemeinſchaft mit einem jungen feurigen galiziſchen Edelmann, Namens Nik. Boloz v. Antoniewicz, dem nämlichen, deſſen „Abſchied von Galizien“ er ſpäterhin aus dem Polniſchen ins Deutſche übertrug. Dieß Lied nahm Niembſch nur in die erſten Auflagen ſeiner eigenen Gedichte auf, aus den ſpäteren ließ er es weg, weil es denn doch kein Urwerk von ihm ſelbſt, ſondern bloß eine Ueberſetzung war, und zwar die einzige, die er jemals gemacht. Ein Fingerzeig, in welcher Ausdehnung Niembſch die völlige Urſprünglichkeit und Selbſtſtändigkeit liebte, wogegen ſeine eigenen leuchtenden Fußſtapfen manchen mitunter nur allzu nahen Nachtreter fanden.

Aus der Zeit, wo Niembſch und Boloz beiſammen wohnten — anfangs wie geſagt, in der Weihburggaſſe, dann in der Wallzeile 784, und zuletzt in der Singerſtraße 891, nämlich vom November 1829 bis Ende Juli 1830 — vermochte Letzterer ungefähr Folgendes aus ſeiner Erinnerung beizubringen:

„Oft ſah ich Niembſch mit der Guitarre zu einer wehmüthigen Melodie — meiſtens ungariſche Lieder — oder zu improviſirten eigenen Arien, die er entweder pfiff oder ſang, ſich accompagniren. Meiſtens fing er mit Pfeifen an, dann überging es in Geſang, wozu ſich ſogleich ein Text fand, in gereimten oder ungereimten Verſen, Alles tief lyriſch, und dabei dermaßen ihn ſelbſt ergreifend, daß ihm faſt immer reichlich Thränen entfloſſen. Ich nahm viel Intereſſe an dieſen ſeinen Ergüſſen ſeiner Seele, und zeichnete vieles auf, ohne daß er es bemerkte; was ich ihm dann nach etlichen Tagen vorwies. Ohne mehr zu wiſſen, es ſeyen dieß ſeine eigenen Ideen und Gefühle, bewunderte er dann die Schönheit derſelben, indem er mir die Ehre anthat, dieſelben für die meinigen zu

halten, und nur nach vielen ernſthaften Betheurungen gelang es mir, ihn davon zu überzeugen, daß er ſelbſt ihr Schöpfer geweſen. O wie manches ſchöne Gedicht ſteht heute aus dieſen improviſirten wehmüthigen Texten da, und wie wohl thut es mir, ſo Manches aufgehaſcht zu haben, was ſonſt, nachdem in ſeiner dichteriſchen Seele Gefühle und Gedanken ſich raſtlos überſtürzten, mit dem Momente der Begeiſterung entflogen, und in Vergeſſenheit gerathen wäre!

Als Zug ſeiner Herzensgüte mag Folgendes angeführt ſeyn: Wir gingen einmal, ſchon in der Abenddämmerung, von Hernals nach Hauſe, und ſahen an einem Fenſter zu ebener Erde einen Menſchen ſitzen, der ein altes Kleid flickte; hinter ihm ſaß ſein Weib, und zertrennte ein ſolches; im tieferen Hintergrunde des ſchmalen finſteren Zimmerchens wimmelte aber etwas kleine Familie. Niembſch befragte den Mann um ſeine Beſchäftigung, und es kam heraus, daß dieß eine arme Schneiderfamilie wäre, die ſich kaum ſo viel täglich verdiente, um nur das zum Leben Allernöthigſte kärglich beſtreiten zu können. Nachdem des Mannes Schneiderkunſtkenntniſſe ſattſam erforſcht waren, beſtellte ihn Niembſch zu ſich, und gab ihm dort Tuch zu einem Frack, aber mehr, als er brauchte. „Ich will ihn ins Renommé bringen!“ ſagte Niembſch; es gelang aber nicht. Der arme Flicker, durch das Ungewöhnliche und Großartige überraſcht, machte eine Ausnahme und war aus Dankbarkeit redlich. Er verbrauchte gewiſſenhaft das ganze Material, und machte anſtatt einem Frack, einen Sack, worin der kleine, magere Nicolas halb verloren ſtak, und wie ein proteſtantiſcher Paſtor ausſah. Niembſch jedoch fand Alles recht gut, und bezahlte ohne mindeſten Abbruch das Conto, und als ich Ausſtellungen machte, die der Schneider ſelber einſah, wollte er durchaus nichts ändern laſſen, „um nur den armen Teufel nicht zu kränken.“ Kaum aber war der Schneider zur Thüre hinaus, ſo ſagte Niembſch: „Das iſt ein dummer Tropf! Er hätte hier keck eine Weſte für ſich erſparen können.“ Der Frack ſollte durch einen andern Schneider verbeſſert werden, es kam aber nicht dazu, und Niembſch nützte ihn, ſo wie er war, ab.

Einmal gingen wir auf dem Waſſerglacis ſpazieren und weit vor uns ein paar Fräulein in Begleitung eines Herrn, welcher einer davon

angelegentlich den Hof machte. Als die Damen auf einer Bank sich niederließen, bemerkte Niembsch, daß der Herr Werber seinen Platz sorgfältig mit dem Taschentuche abstaubte, die Rockschöße behutsam bei Seite schob, und sich sodann erst sehr vorsichtig setzte. „O!“ sagte Niembsch, „der verdient das hübsche Mädchen nicht. Schaue nur hin; er ist verliebt, und hat noch Sinn für seinen Rock! Ein abscheulicher Kerl! Das wird ein Knicker seyn!“

Es traf sich einmal, daß wir nach dem Souper schon spät in der Nacht nach Hause gingen. Es wehte ein Sturmwind, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten; es war etwas ganz Fürchterliches. Wie wir schon im Bette lagen, sagte Niembsch: „Es thut doch wohl, in einem ruhigen Winkel den rasenden Kerl so schnauben zu hören. Wie so Mancher muß ihn unter freiem Himmel aushalten!“ — „Der hat's besser als wir,“ gab ich ihm zur Antwort, „denn er hört ihn in seiner vollen unverkümmerten, wüthenden Tollheit, wenn er nicht etwa auch Kopf sammt Ohren in einen Mantelkragen oder sonst etwas gesteckt hat. „Auf dem Kahlenberge möcht' ich jetzt oben seyn!“ — „Das wäre so recht ein Stücklein für deine künftige närrische Lebensgeschichte,“ sagte Niembsch, „wenn du jetzt hingingest.“ — „Ich gehe hin,“ rief ich und sprang aus dem Bette, „ich will dem, der sie einst schreiben mag, Stoff liefern!“ und flugs zog ich mich an. „Bist du toll?“ staunte Niembsch. „Wenn ich's bin, so werden unser zwei draußen seyn; der Sturm kriegt gute Gesellschaft.“ — „Ein hübscher Einfall!“ lachte Niembsch. „Scheint dir das, so komme auch du mit.“ — „Omne trinum perfectum!“ rief Niembsch, stand auf, zog sich an, und wir gingen.

Unterwegs machten wir Späße und Witze, um uns das äußerst Mühselige des Ganges zu erleichtern; denn, wiewohl es nicht regnete, so gab uns doch der Sturm viel zu schaffen. Nach zwei Stunden waren wir bis zur Hälfte des Berges emporgedrungen und hatten damit schon mehr als genug. Mir war wahrlich nicht ganz wohl zu Muthe, ihm vielleicht auch, aber keiner verrieth es dem andern. Wir lachten den Sturm aus, wenn er in kurzen Intervallen wie auszuruhen und gleichsam auszuholen schien, um uns noch grimmiger zu bekämpfen. Als wir endlich doch hinauf gelangt waren, erwarteten wir oben den Tag, weil an

den Rückweg im Finstern gar nicht zu denken war. Der Tag blieb auch nicht lange mehr aus, und wir verfügten uns zum oben befindlichen Gast- und Kaffeehause, um etwas zu frühstücken. Wir klopften an. Alles schlief noch. Die Wartzeit ward nun benützt zu einem Wettlaufe um die Zeche des Frühstücks bis zu einem gewissen Punkte; wer zurückbliebe, sollte zahlen. Ich machte ein großes Wesen von meiner außerordentlichen Schnelligkeit im Laufen, und verlangte daher durchaus, Niembsch sollte zwanzig Schritte vornehmen. Niembsch, der sich in der That besonderer Raschheit bewußt war, lachte mich aber aus, meinend, das hieße mich nur um die Zeche bestehlen. Ich übertrieb nun noch mehr, und brachte es so endlich doch dahin, daß er wenigstens zehn Schritte vornahm, wobei er doch auch diese geringe Vorgabe eine große Keckheit von mir schalt. Nach dem Abmessen der zehn Schritte, die Niembsch möglichst klein machte, ging es auf sein Commando: „Drei!" vom Fleck. Er riß aus aus Leibeskräften, ich that bloß etliche Sprünge hinter ihm her, und das Uebrige ersetzte ich mit heftigem Stampfen und Strampfen der Füße, wie wenn ich liefe, mußte aber über den pfeilschnell allein Dahinfliegenden so herzlich lachen, daß Niembsch darob sich umdrehte. Als er mich nun so stehen und strampfen und lachen sah, ward er so toll über mich, daß ich alle Menschenmühe hatte, ihn wieder zu beschwichtigen. Ich habe ihn nie in einem solchen Zorne gesehen, den ich auch all meine Lebtage nie vergessen werde. „Aber die Wette hast du denn doch verspielt!" triumphirte er. „Allerdings." — „Nein," rief er, „ich bin der Gefoppte, denn du hast mich anrennen lassen; ich, ich muß zahlen." Endlich entschied der Knoten des Taschentuchs, und ich hatte zu zahlen. Ich mußte ihm versprechen, gegen Niemand etwas von der Geschichte zu erwähnen, so sehr war seine Eitelkeit, oder nennen Sie es anders, dadurch verletzt. Ich sagte auch wirklich bis jetzt noch Niemand etwas davon, und überlasse es völlig Ihnen, Freund Schurz, was Sie damit machen wollen."

Ich, Schurz, theile es aber ohne Bedenken mit; denn mein verewigter Bruder Niembsch ist jetzt über alle irdische Eitelkeit, wenn es auch je eine solche gewesen wäre, hoch hinaus; mit dem Staube hat er auch diese auf ewig abgeschüttelt; sein reiner Geist lächelte nun ihrer nur. Aber es war wohl mehr als bloß Eitelkeit. Er wähnte sich im ersten Augenblicke

mißbraucht, seine Würde verletzt, und sein Zorn entbrannte. Nur einem Freunde konnte er es wieder verzeihen; einem Feinde, ja auch nur einem Gleichgültigen, hätte er solches nie gethan. Niembsch war in gewisser Beziehung ausnehmend stolz, und dieser gerechte männliche Stolz war es eben auch, der ein Dutzend Jahre darnach in einer sehr wichtigen Angelegenheit für ihn zum entscheidenden Ausschlag viel beitrug. Man behalte also gefällig diesen Zug im Gedächtnisse. Uebrigens nehme man auch noch etwa Lenau's Gedicht „Vanitas" zur Hand. Ich möchte darin fast einige Verwandtschaft mit obigem Auftritte entdecken.

Boloz fügte auch noch bei: „Niembsch verehrte sehr Dr. Hartmann, Professor der Pathologie, und hatte auch besondere Vorliebe für diesen Gegenstand. Er kam oft voll Enthusiasmus aus den Vorlesungen Hartmanns, und nannte ihn den größten Mann Oesterreichs."

Ferner: „Sie mochten, mein theurer Schurz, nicht Unrecht haben, wenn Sie in der Skizze über Lenau im Album österreichischer Dichter sagten, daß seine innige Verbindung mit mir auf Entstehung seiner glühenden Polenlieder miteingewirkt haben dürfte. Ja, er liebte jedes freiheitsinnige Volk, und in mir vielleicht mein Land. Es ist viel Eigendünkel in dem jetzt Gesagten; aber es ahnet mir, daß es dem doch so war."

Im Jahre 1830 war's, daß Niembsch sich selbst umtaufte, indem er unter dem Decknamen „Lenau" vor die Welt trat. Sein Freund Anastasius Grün — dieß ist bekanntlich eben auch nur ein Mantelname — wollte das Gedicht von Niembsch: Glauben. Wissen. Handeln. Ein allegorischer Traum" in Spindlers „Damenzeitung" senden. Die damalige österreichische Druckvehme hätte dessen Erscheinung, selbst auch auswärts, doch nie gestattet; wenn also solche gleichwohl ohne harte Strafe bewerkstelliget werden sollte, so konnte es nur unter erborgter Larve geschehen. Niembsch, sogar auch noch im Unwahren wahr, nahm von seinem Ehrenworte „Strehlenau" die letzten zwei Sylben vorsichtig vors Gesicht, und sprang vor die schöne Welt. Dieß ist also die Geburtsgeschichte unseres geliebten Lenau.

Samstag, den 15. Mai 1830, traten wir wieder einen kleinen Ausflug zu unserem wiederholt, aber immer gern gesehenen Gutenstein an, in Gesellschaft von Freund Klemm, der in das Haus eines reichen jüdischen

Großhändlers als Erzieher gekommen war, und ſeines halberwachſenen Zöglings, dem der gnädige Papa die Freude eines Pfingſtausfluges gewähren wollte. Ein altes zwilchüberdachtes Bänkewägelchen wurde gemiethet, mit einem noch viel älteren Kutſcher, und einem, wenn auch nicht ganz ſo alten, aber noch viel bedächtigeren, mageren Gäulchen. Wir rückten daher nur ungemein ſachten Schrittes vorwärts. Als es hinter Großau ins Waldgebirg bergan ging, ſtiegen wir alle ab, um dem armen abgelebten Thierchen ſeine ſaure Laſt nach Möglichkeit zu erleichtern. Indeſſen war es Nacht geworden, die dichte Föhrenwaldung vermehrte noch die Dunkelheit, und das bedaurungswürdige Wägelchen, an deſſen Seite wir theilnehmend fortſchritten, fiel auf dem elenden Holzwege mit lautem Aechzen aus einem Loche ins andere, die obendarein auch alle voll Koth waren, denn es hatte hier einige Stunden vorher tüchtig geregnet. Endlich aber ſtürzten einmal die Räder in ſolch einen bodenloſen Sumpf, daß das gute Rößlein dieſelben nicht mehr herauszureißen vermochte. Da zeigte ſich wieder Niembſch in ſeiner ganzen Niembſchheit. „Angepackt!“ rief er lachend und ſprang an das allerkothigſte Rad. Wir ſogleich alle nach; ſogar der junge Wechsler bekam ſein Rad. Im Nu war unter Hurrah das Wägelchen wieder heraus. Hierauf tappten wir uns, kothbedeckt, nach Pottenſtein hinunter, wo wir erſt zur Geſpenſterzeit ankamen und nur mit Mühe mehr in dem ſchon grabſtillen Gaſthauſe Aufnahme erlangten.

Am nächſten Vormittag beſuchten wir den Muckendorfer Waſſerfall. Einige Felſen ſtehen zerriſſen umher in ſtarrem Schrecken, während die ſchäumend toſende Mira über andere zertrümmert am Bogen liegende ſiegjauchzend hinabſtürzt. Hier ſieht man es recht klar, wie viel der auch noch ſo ſchwache ruhelos Bewegliche ſelbſt über den ſtärkſten in träger Ruhe Verharrenden vermag.

Nachdem wir uns den ernſten Anblick ſattſam betrachtet, verfolgten wir das nun kindlich tänzelnde Schlängelbächlein abwärts. Hiebei prägten ſich unſere inneren Geſinnungen wieder deutlich in äußeren Handlungen aus. Niembſch und Klemm, die zwei Ungarn ſprangen über die Windungen des Bächleins immer Eines Satzes hinweg, während ich Oeſterreicher, geſetzt und ſchwer, ſtets harmlos gerade durchwatete, der junge Wiener Zögling jedoch, der weiſeſte von allen, ſo lange ſuchte, bis er richtig

auf großen Steinen einen ganz trockenen und unbeschwerlichen Uebergang fand. Eine Bäurin sah den alten Kindern lange, lächelnd und voll Verwunderung den Kopf schüttelnd, zu.

Von der Heimfahrt nur so viel, daß es anfangs ungemein zu lachen gab, und zwar dadurch, daß Niembsch das schnarrende Ratschen des Jüngslings beim Aussprechen des Buchstabens R meisterlich nachmachte. Es ist nichts ergötzlicher, als wenn ernste Männer wieder einmal kindische Kinder werden. Das aber konnte Niembsch manchmal recht von Herzen seyn.

In der Hälfte des Juni 1830 hatte Niembsch bereits wieder zwei Prüfungen abgelegt, wovon eine besonders glänzend. Die dritte und letzte sollte bald nachfolgen; Niembsch lernte, daß ihm der Kopf dampfte. Ich schrieb dieß unserem Schleifer, der mit Beginn des Jahres nach Schloß Ort am Traunsee in Oberösterreich als Pfleger gekommen war. „Deine Nachricht von unseres Niembsch dämonischem Studiren" — lautete die Antwort — „ist mir gar nicht spaßhaft, denn es hat sich schon Mancher zu Schanden gelernt. Ich kann und mag das nicht für gut halten. Das Abarbeiten im Schweiße seines Angesichtes mag der Körper des Pflügers, dem es gilt, und der dabei sich leidlich befinden mag, erdulden; doch auch dieser nicht übermäßig, nicht ohne Rast und Labung. Wenn ich aber sehe, daß ein wackerer Junge, wie mein Niembsch, den Geist einspannt, einjocht und hetzt, wie ein Fiakerroß, so ist das vom Uebel. Und was wird dabei gewonnen? Makulatur für das Gedächtniß und nichts weiter. Fluch über die Stubenhocker, die unsere Studienpläne ausbrüten! Aber die Kerls wissen und berechnen gar gut, daß dieses das sicherste Mittel ist, die Blume des Genies, den Dorn in ihrem Auge, im Keime zu ersticken, zu zertreten." — Und richtig den armen Niembsch wandelte am 14. Juli ein völliger Eckel vorm Lernen an. Er zwang sich, eine Stelle fünfmal zu lesen und konnte sie doch nicht behalten. Er gab einigemal Galle von sich und fieberte heftig. Erschöpft an Geist und Leib fühlte er sich. Die Prüfung, die noch am 20. Juli zu geben gewesen wäre, mußte aufgeschoben und sobald wie möglich eine Erholungsreise zu unserem Freunde Schleifer in die stählende Gebirgsluft angetreten werden. Ich that es mit ihm, in weiterer Gesellschaft eines seiner Bekannten, eines Jägeroberlieutenants, am 4. August mittelst Landkutsche, da eine

Eilwagenfahrt zu angreifend für den Geſchwächten hätte ſeyn können, der übrigens, wie er nur Wien im Rücken hatte, ſchon ſichtbar wieder aufzuleben begann.

Am dritten Tage der Reiſe übernachteten wir zu Kremsmünſter in Oberöſterreich. Im Gaſthofe dort, auf dem Gange des erſten Stockwerks, ſah Niembſch ein großes Oelgemälde mit Chriſt am Kreuze hängen; den Kreuzſtamm unten umſchlingt eine knieende, todtbleiche, wie vom Schmerz ohnmächtige Magdalena; gegenüber aber aufrecht ſteht die Mutter Gottes zwar thränenden, doch himmelangekehrten, ſchmerzverklärten Auges, und die zuckende Lippe hauchet voll Ergebung. „Du gabſt ihn — nahmſt ihn; dein Wille, o Herr, geſchehe! — Hinter ihr weint ihr neuer Sohn, Johannes, ſeinen Gram in das verhüllende Kleid. Das Bild zeigte noch einige Löcher, die demſelben im Jahre 1809 von rohen Franzoſen geſtochen worden waren. Niembſch gefiel das Bild ſehr, und er wurde darüber mit dem Wirth bald des Handels eins, ſo daß er es ſogleich zu Schleifer nach Ort mitnahm. Dort kam es einmal zur Frage, welche Geſtalt die ſchönſte am Bilde wäre? Niembſch entſchied ſich raſch für die leidenſchaftlichſte darunter: Magdalena.

„Zu meiner Seele Trauer
Die Buche beſſer ſtimmt,
Daß ſie den Winterſchauer
Sich ſo zu Herzen nimmt,"

wogegen ich mich ſehr eifrig für die auch im ärgſten Winter grüne Tanne: Maria — ausſprach. Schleifers freundliche Gattin, zur Schiedsrichterin erkieſen, äußerte ſich ganz nach Schiedsrichterweiſe: „Sie — wählten die Magdalena; Sie — die Maria; nun, ſo wähle ich mir — den Johannes!" Der Streit ſchloß ſich ſo ſehr heiter, aber der Ausſpruch Lenau's kennzeichnete ihn ſelbſt ſehr ſcharf. Nur Leidenſchaftlichkeit, ſogar bis zur Bewußtloſigkeit; nur nicht Beherrſchung, da ſie Kaltſinn ſcheint! — — Das Bild iſt längſt ſchon in meinem Beſitze; es ſoll ein Nachbild nach Rembrandt ſeyn.

Am vierten Vormittag lagen wir ſchon in unſeres Freundes Armen. Schloß Ort am weſtlichen Ufer des Traunſees, gerade gegenüber dem ehrwürdigen Traunſtein, beſteht eigentlich aus zwei Schlöſſern, wovon

das ältere auf Bürſten im See ſelber liegt, und durch eine Brücke mit dem neueren am Geſtade verbunden iſt. Wenn ich aus unſern Fenſtern in dieſem jenes altergraue ſo ſchweigſam ernſt in den Fluthen ruhen ſchaute, gedachte ich immer Chillons im Genferſee mit ſeinem ſo rührenden Gefangenen. Ich hatte um ſo mehr Grund hiezu, als Schleifer auch gern unſern Lenau mit dem gewaltigen Byron, des Gefangenen Dichter, zu vergleichen pflegte. Unſer Hauptgeſpräch war natürlich immer die Dichtkunſt; wir fanden deſſelben faſt kein Ende.

Gedichtet ward damals von Lenau die vortreffliche „Wanderung im Gebirge", worin die freilich auch unvergleichliche Stelle:

„Süß träumt es ſich in einer Scheuer,
Wenn drauf der Regen leiſe klopft;
So mag ſich's ruhn im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft,"

den alten Freund Schleifer bis zu Thränen ergriff.

Aber auch die Welthändel beſchäftigten uns oft, denn damals war eben wegen der unterdrückten Preßfreiheit der große Lärm in Paris losgegangen, und Karl der Zehnte verjagt worden. Allein neben Gemüth und Verſtand fand auch der Gaumen köſtliche Labung. Frau Nani, unſeres Freundes noch eben ſo hübſche, als gutmüthige Gemahlin war aus allen Kräften bemüht, uns — wie ſie ſich gut öſterreichiſch ausdrückte — „ein bißl was hinauf zu füttern." Bei mir gelang es ihr auch ſichtbar; minder bei Niembſch, was ihn in den Verdacht bei ihr brachte: er müſſe doch wohl minder gut ſeyn denn ich. Gleichwohl ließ auch er es ſich gut ſchmecken, vor allem gebackene Teigrollen, mit ſüßer Salſe gefüllt; dieſe waren und blieben ſein Leibgericht.

Aber auch das Ohr genoß köſtliche Schmäuſe. Nach Tiſche machten wir gerne von Ort die heilſamen tauſend Verdauungsſchritte ins nahe Gmunden zum damaligen Schullehrer, deſſen Tochter, ein in jeder Beziehung wohlgebildetes und hochachtbares Mädchen, mit ebenſo viel Gefühl als Kunſt ſang, wobei ſie ſich ſelbſt auf den Taſten begleitete. Sie durfte uns faſt nichts als „Schubert" ſingen, welcher leider damals ſchon todt war. Nach einer Mittheilung des Dichters Frankl S. 34 ſagte Niembſch einmal lächelnd: „Wie Alexander klagte, daß er keinen Homer habe, ſo

ſchmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erſcheinen meiner Gedichte geſtorben iſt.“ Es läßt ſich daher leicht erklären, wie er nur immer ihn ſich vorſingen ließ.

Der damaligen ſüßen Schwelgerei Lenau's in Schubert iſt es wohl auch vorzüglich zu verdanken, daß er dieſen im nächſten Jahre (1831) nach Schwaben heiß mit hinaustrug, „woſelbſt — wie Frankl meldet — Schubert bis dahin noch völlig unbekannt geweſen, welchen Geſchenkes an die Schwaben ſich auch Lenau öfters ganz beſonders rühmte.“ Gleichwohl ſoll er ſich in ſpäteren Jahren (nach Emma Niendorf, S. 11) immer mehr von Schubert entfremdet haben. Nicht daß dieſer keinen Eindruck mache; er errege ſehr; aber Diſſonanzen, die er nicht harmoniſch auflöſe; er ſey zu warmblütig; er wühle ſo viel auf; es ſey eine ſentimentale Verliebtheit. In Beethoven dagegen Alles idealiſirt — Liebe und Schmerz. — Dieſes Urtheil dürfte von Niembſch in ſo ferne einigermaßen Wunder nehmen, als er ſelbſt in ſeinen Gedichten manche Diſſonanz unaufgelöſet ließ.

Wir unternahmen drei größere Ausflüge von Ort. Unſer erſter war der weiteſte; er erſtreckte ſich bis Hallſtatt. Wir beſtiegen mit Schleifer am 10. Auguſt des Morgens ein Schiff in Ort und ließen uns den grünen See entlang wiegen. In Traunkirchen, das wie eine Seeburg prangt, ſtiegen wir aus und beſahen die ernſte Kirche, und dann das ſtille Klöſterlein, worin einſt Nonnen und dann Jeſuiten gehaust. Lenau hatte nicht wenig Luſt, ſich auch dort einſam anzuſiedeln. Darauf ruderten wir bis an das obere Ende des See's, nach Ebenſee, und fuhren dann mit Poſt nach Iſchl, das damals noch minder reich beſucht war. Die Lage von Iſchl gefiel Niembſch ſehr; doch ließ er ſich nicht träumen, daß er es ſpäterhin faſt Herbſt für Herbſt wiederſehen würde. Es war gewöhnlich ſeine Raſtbank auf den ewigen Wanderungen zwiſchen Wien und Stuttgart.

Abends waren wir in Hallſtatt, deſſen ſchauerlich wilde Lage bekannt iſt. Wir ſtiegen ſogleich zum Gottesacker empor, der um die alte Kirche herumruht. Viele Gräber haben Kreuze mit vortrefflichen Aufſchriften, die an dieſem feierlichen Platze tief ergreifen. Unter einem grauen Nebenkirchlein befindet ſich ein Beinhaus, durch deſſen Gitter klafterhoch aufgeſchichtete

Todtenschädel trübselig herausgucken, deren jeder den Namen seines vorigen Besitzers an die Stirne geschrieben trägt. In der Außenmauer aber ist eine kleine Nische, woraus ein schneeweißer Todtenkopf unverwandt in die düstere Gegend hineingrinst. Als wir das erstemal dort waren, dämmerte es bereits, und der Eindruck war auf uns alle, Niembsch, Schleifer und mich, so stark, daß wir ganz traurig und stille wurden. Niembsch und ich gingen später abermal hinauf, als die Sterne schienen und ein laues Lüftchen über die Gräber hauchte. Lange saß Niembsch, der Vergänglichkeit Sänger, unter den Vergangenen, mit in die hohle Hand gesenktem Haupte, indessen ich von dem Grabtuche des dunklen See's mild freundliche Sterne im Widerscheine tröstlich heraufblinken sah. Unsere Trauer ward ein sanfter Ernst.

Dieß war ein würdiges Seitenstück zu unserem Mondscheinfriedhofe bei Starhemberg und zur hehren Mitternacht in der Steinapinstingklause.

Den nächsten Morgen wandelten wir durch ein einsam Schluchtenthal voll riesiger Felsblöcke und übermooster Geröllhügel — wir werden später eine holdere Gestalt über letztere klimmen sehen — zum herrlichen Strubbach, dem Dachsteingletscherjungen, der mit unbezähmbarer Wildheit jauchzend über die Mauern herab ins Thal springt, daß ihm die nassen Locken im Winde weithin sich zerstäuben.

Bis Abends gelangten wir glücklich in unser geliebtes Ort zurück, eine neue Welt im Busen.

Lenau's Geburtstag, den 13. August, wollten wir auf dem Traunstein feiern. In zwei Drittel Höhe von diesem ruht ein stiller, kleiner See, der Laubachsee, zur Hälfte von senkrechten spitzen Felsen, Orgelpfeifen gleichend, umstanden; das diesseitige Ufer dagegen ist flach, dicht umwaldet, und nicht ohne einiges Schilf, das schwermuthsvoll mit einem einsamen Hüttlein koset. Hieher lagerte sich, nach ein paar Stunden steilem Klimmen, unsere Gesellschaft, von einer Sennin vermehrt, welche die eigene Kunst verstand, so eigenthümlich abgebrochen zu jauchzen, daß der vielfache Widerhall der zerrissenen Felsen jenseits des See's nicht sowohl ihre Töne wiederzugeben, als vielmehr solche zu einem mehrstimmigen, fast abenteuerlichen, aber zugleich höchst schönen Liede zu verflechten und zu ergänzen schien. Die Felsen belebten sich ordentlich an der Maid

(ſ. Lenau's Gedicht: „die Sennin.“). Hier ſey unter einem eines anderen abſonderlichen Echo's nebenbei erwähnt, das Niembſch in ſpäteren Jahren bekannt wurde, und zwar beim hinteren Langbathſee nächſt Ebenſee, wenn kein Irrthum obwaltet. Niembſch nahm einen Burſchen dahin mit, „denn man muß im Gebirge immer wiſſen, was man braucht,“ ſetzte er lächelnd hinzu. Dieſer Burſche mußte ihm pfeifen. „Das war aber merkwürdig, es war, als wenn lauter Vögel in den Felſen ſäßen.“ (Nienborf 151.)

Das war ein fröhlicher Lenau-Geburtstag, ſein neun und zwanzigſter. Lenau zeichnete an Ort und Stelle ſich ſelbſt und einen gemüthlichen Gmundner Kaufherrn, wie er ſelbſt — die Führerin und dieſer — die Sennin traut umſchlang, während wir übrigen drei: der Jägeroberlieutenant, ich, und der ſchmucken Führerin Bruder, ein heiterer, friſcher Burſche, die vollen Gläſer hoch anſtießen. Dieß Blatt, von ihm der Großmutter nach Wien geſandt, entlockte ihr lautes Gelächter.

Einen nicht minder ergötzlichen Abſprung machten Lenau und ich ganz allein in die Viechtau nach Neukirchen. Aus der Viechtau kommen die Sturmwinde, die den See brüllen machen und mit Schaum bedecken, und dieſe Viechtau brauet die Hagelgewitter, welche häufig dort die Saaten bis auf den letzten Halm zerſtören. Nur durch eine mäßige Höhe vom Traunſeekeſſel getrennt, iſt ſie bedeutend doch ſchon rauher als wie dieſer. Wir gingen hinüber, uns das Ungethüm zu beſehen, da aber eben ein ſehr ſchönes Wetter war, ſo lächelte uns jenes gar lieblich an, und wir wurden an ihm ganz irre. Auch die Menſchen ſogar ſchienen uns faſt noch freundlicher als irgendwo, wenigſtens die Frau Wirthin in Neukirchen, ſehr hübſch, von etwa gegen die dreißig, und ihr holdes Jungfer Schweſterlein, von etwa gegen die zwanzig. Die letztere hieß Zilerl, d. i. Cäcilia. Lenau, der, wenn er aufgelegt war, äußerſt liebenswürdig ſeyn konnte, neckte ſich baß mit Zilerl, und ſo blieb mir die Wirthin zu unterhalten, während ſie beide ein treffliches ländliches Mahl uns bereiteten. Da geſchah's, daß Zilerl einen vorübergehenden Burſchen, dem ſie etwas aufzutragen hatte, bei ſeinem Namen „Ruderl“ (Rudolph) anrief. Darob war bei Lenau der Teufel plötzlich völlig los, und er konnte ſich vor Lachen kaum mehr halten, denn nicht bald ſchienen ihm zwei Namen beſſer

ſich zuſammenzuſchicken, als Ruderl (Ruderlein) und Zilerl (Kähuchen, von „Zille“, Kahn); und er erbot ſich ſogleich ſelbſt mit maßlos ſteigendem Gelächter für ewig dem „Zilerl“ zum „Ruderl.“ So vermochte denn auch einmal ein einziges kleines Wort den Dichter, den oft nur ein Wörtlein ſchon zum Tode betrübt machen konnte (ſ. „Leichte Trübung“), zum freilich geringen Entgelt auf den Gipfel harmloſeſter Luſtigkeit zu erheben.

Das Schäckern dauerte bis Nachmittag. Da ſchlichs plötzlich an den Fenſtern vorüber, und zwei Augen blitzten ins Zimmer herein. Der Herr Wirth war heim. Es grollte wie Viechtaudonner dumpf, und wir empfahlen uns dem Herrn, bei deſſen unfreundlichem Anblick uns eine Ahnung anwandelte, daß es denn doch in der Viechtau böſe Stürme und Hagelſchläge geben könnte.

Gleich darauf, Anfangs September 1830, mußte der völlig wiedergeſtärkte Niemſch unmittelbar nach Wien zurück, um ſich für die rückſtändige Prüfung vorzubereiten; ich aber, da ich noch vierzehn Tage Urlaub hatte, ging noch zum Gollinger Waſſerfalle und zu dem ihm nahen Salzöfen in Salzburg und zum Königsſee in Berchtesgaden. Beide riefen wir, indem wir von Gmunden Abſchied nahmen, die Schlußworte meines Gedichtes „Gmunden“:

„Ach, Gmunden, immer, immer ſchön,
Dir laſſ' ich meine Seele!“

Niembſch wohnte in Wien jetzt bei uns, am Alſerglacis, im Schwarzſpanierhaus, Z. 200, das ehemals ein Kloſter für aus Spanien gekommene ſchwarzbekuttete Mönche war, und dadurch ſehr merkwürdig iſt, daß der große Beethoven im Jahre 1827 darin ſtarb. Das Zimmer, worin nun Lenau dichtete, und worin vielleicht noch fünfzig Jahre früher ein finſterer Mönch ſich blutig geißelte, lag rückwärts im zweiten Stock, und ſein Fenſter, das äußerſte, ſah gegen den damaligen ſehr ſchönen und großen Garten. Niembſch lernte eifrig. Aber noch in dem nämlichen Monate erkrankte die ſonſt noch ſehr rüſtige Großmutter heftig und ſtarb den 26. September 1830 am Brande der Alten. Es war kein gültiger letzter Wille vorhanden, und ſo wurde das hinterbliebene Vermögen von beiläufig 30,000 fl. in Silber nach dem Geſetze zu gleichen Theilen den

drei Enkeln, Thereſe, Nikolaus und Magdalena, zugeſprochen. Kaum ſah ſo Niembſch für längere Zeit ſeine Zukunft geſichert, ſo beſchloß er, die ihm ſchon ſo bitter verhaßte Schullernerei, die er nun ſchon durch mehr als zwanzig Jahre wie in der Frohne betrieb, wenigſtens vor der Hand, auszuſetzen. Vergebens beſchworen ihn ſeine Freunde, er ſollte mindeſtens die ſchon ſo nahe Meiſterweihe in der Heilkunde noch erſtreben, damit wenn die mäßige Erbſchaft, deren Zinſen ihm kein genügendes Auskommen gewährten, allmählig zerſchmölze, er ihr unbekümmert nachblicken könnte. Insbeſondere ſchrieb ihm in dieſer Angelegenheit Freund Schleifer am 13. November 1830.

Mein theurer Freund!

Empfange aus vollem Jubel meines Herzens den Glückwunſch zu dem ſchönen Looſe der Freiheit, des herrlichſten Geſchenkes, das Gott nur ſeinen Geliebteſten aufbewahrt; ich fühle den hohen Werth ſolch eines königlichen Lebens ſo gut als Du, und theile das erhebende Gefühl Deines Buſens. Auch die Begeiſterung, mit der Du Deiner Braut, der Muſe, gedenkſt, findet ihren treuen Wiederhall in meiner Seele; ja, dieſe Braut iſt Deiner und der Liebe aller Edlen werth, und ſie wird nicht ermangeln, mit reichem Segen ihrem hochherzigen Paladin zu lohnen; aber ... ein aber noch? — Ja, dieſer Paladin muß noch mehr thun, als ſeiner Braut anhangen, und nur mit den Preiſen geſchmückt, die er für die Sache der Menſchheit gewonnen, darf er um die ihrigen in die Schranken treten. Alſo nicht ſollſt du Arzneikunde üben, nur damit Du von ihren Spenden den Bäcker- und Fleiſcher-, den Schuſter- und Schneider-Conto befriedigſt, ſondern damit Du hier einen Vater ſeiner jammernden Gattin, ſeinen vor Angſt ſinnloſen Kindern wiedergibſt; dort einer verzweifelnden Mutter den einzigen Sohn, und dort einem trefflichen Mädchen ihr Eins und Alles auf Erden, ihren Bräutigam, retteſt; und dafür forderſt Du nicht den gemeinen Taglohn der Viſitenmacher, den verſchmäheſt Du! ſelbſt die Thränen des Dankes und Entzückens der Geretteten genügen Dir nicht, aber mit dem Göttergefühle des Bewußtſeyns Deiner That ſollſt Du heimkommen in die ſtille Kammer Deiner ſüßen Braut, und ihre Umarmung voll Inbrunſt wird Dich emportragen durch alle Himmel, und Geſichte wirſt Du ſchauen, zu denen hinan noch keines Sterblichen

Auge ſich gewagt hat. Ein reiches Talent war Dir verliehen, und Rechenſchaft wirſt Du geben, wie Du damit gewuchert haſt; es gibt, ja es gibt ein zweites ſchöneres Daſeyn, und eben des Dichters glühender Durſt ſpricht dafür als ſeines vorausgeſandten Herolds, und es ſteht nur bei Dir, ob jene Ringer auf dem Sterbelager Dir jenſeits mit dem freundlichen Lächeln des Dankes, oder — verſäumt und verlaſſen von Dir — mit trotzig abgewandtem Geſichte, wie Dido dem Aeneas, begegnen ſollen.

Du ſiehſt wohl, ich könnte Bögen voll ſchreiben, wollte ich meine Anſicht ſchulgerecht vertheidigen und durchführen; doch wozu? Ich habe meine Pflicht gethan und geſprochen; erfülle nun Du die Deine, und denke darüber nach. Schwerer und mühvoller iſt allerdings das Ziel, das ich Dir ſtecke, zu erringen; aber das darf dich nur anſpornen, nicht zurückſchrecken.

O mein edler Freund, welch ein Gedanke, wenn ich, mein Weib, meiner Kinder eines krank würde, und Du unſer Arzt, unſer Retter! — Und doch, um ganz ehrlich zu ſeyn, muß ich Dir ſagen, nachdenken magſt Du wohl über meine Worte, aber entſcheiden dürfen ſie nicht; denn von Dir in der ſtrengſten Perſönlichkeit iſt die Rede. Greif' in Deinen Buſen und handle! Nach dem Sinne eines Andern kann niemand leben und gedeihen.

Lenau blieb bei ſeinem Entſchluſſe. Er verſprach, wohl mehr nur zur Beſchwichtigung ſeiner Freunde, ſich's angelegen ſeyn zu laſſen, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es ſchneller ginge, das Doktorat zu erlangen. Vor allem wollte er jetzt ſeine Gedichte ſichten und ſammeln, und da er ſie in Oeſterreich unmöglich herausgeben konnte, ſie zum Drucke nach Stuttgart tragen, wenn ſich dazu nicht etwa anderwärts Gelegenheit böte. Zu dieſem Ende ſchrieb er dann auch an Braun von Braunthal nach Berlin, mit dem er in Wien viel Umgang gehabt, und der ſich damals als Dramaturg des königsſtädtiſchen Theaters zu Berlin befand. (S. „der Wanderer." Wien 14. März 1851. Z. 123.)

Wien, den 17. Juli 1831.

Lieber Braunthal!

Ich hatte eine große Freude darüber, daß Sie meiner gedachten, und ſo warm, ſo freundlich gedachten. „Ein Gedicht iſt kein Glaubens-

bekenntniß," ſagt Eulogius Schneider in ſeiner Vorrede, dieſer alte Eſel; er hat aber Recht. Was mein Braunthal in einem Gedichte über Freundſchaft ſagt, kam auch nicht vom Herzen; gerade der iſt einer von den wenigen, denen es nicht genug iſt, die Freundſchaft zu nennen. — Alſo Sie ſind ſtarken und guten Muthes. Das iſt recht, und iſt, was mich an Ihnen immer erfreut hat. Hätte ich nur auch dieſe herrliche Zuverſicht, dieſes Selbſtvertrauen! Sie treten kühn unter den wühlenden, polternden, ſchweißtriefenden Menſchenhaufen, und rufen mit ſtarker Stimme: „Haltet ein! Wiſcht euch die Stirne ab; ich werd' euch ein Lied ſingen, das euch erquicken ſoll und laben; horchet!" Der Schwarm ſteht ſtill, lauſcht, und iſt beglückt durch die Gabe des Sängers. Dieſer Stolz, der zuverſichtliche, mit dem Sie ſagen: „meine Lieder müſſen gefallen!" iſt eben ein Bürge dafür, daß Ihre Lieder von oben ſind, daß Sie, von Weihe durchdrungen, ſich als den Geſchäftsführer der allerhöchſten Majeſtät, des Liedergottes, fühlen; daß Sie es als einen zufälligen Umſtand betrachten, warum er gerade Sie zu ſeinem Geſandten erkoren und Ihnen das Creditiv geſchrieben hat auf Herz und Stirn. Sie reden im Namen Ihres Herrn; darum ſo keck, darum aber auch ſo ſchön. — Ich lebe auch, bin auch geſund, und ſeit ich Ihren Brief erhalten, geſunder als zuvor. Geſundheit iſt auch anſteckend. Die Poſt iſt das einzige Fenſter, durch welches manchmal friſche Luft hereinſtreicht in unſer großes Noſocomium, wo Kranke aller Art herum liegen, von denen einige unter ihrer Decke ſchreiben, denen aber die wohlmeinende, aufſichtige Wärterin Cenſur von Zeit zu Zeit ihr kühlendes Elixir herumreicht. Doch vielleicht wird die gute Frau doch einmal abgedankt. Doch nihil de odeosis! „So höre doch einmal auf mit deinem doch, du ſchlechter Proſaiſt!" werden Sie ausrufen. Ich habe ſeit Ihrer Abweſenheit wieder einige Gedichte gemacht. Meine Sammlung wünſchte ich herauszugeben unter einem Pſeudonym. Wiſſen Sie mir nicht Rath dazu? Kennen Sie in Berlin keinen Verleger? Ich würde Ihnen das Manuſcript ſchicken. Sie ſind der einzige Menſch, in deſſen Hände ich meine Gedichte, mein um und auf dieſes Lebens, vertrauen möchte. Schreiben Sie mir darüber. Wenn Sie im Mai noch in Berlin ſind, ſehen wir uns vielleicht, da ich nach Schleſien reiſen werde, von wo aus ein Abſtecher zu Ihnen nicht viel

Umstände machen dürfte. Ich möchte Sie in Ihrer dermaligen Thätigkeit gar so gerne belauschen, wie Sie durch Ihre vielartigen Geschäfte mit ruhiger Faust hindurch steuern; Sie freuen und sehnen sich nach unserem Oesterreich zurück. Ja das Land! das Land ist göttlich; noch göttlicher durch den Contrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinauf klettern zu hohen Gedanken und Empfindungen. Einst waren die Menschen hier gewiß anders; einst haben tapfere Männer, heldenmüthige Ritter hier gelebt. Aber was uns an jene Zeiten erinnert, schmerzt uns. Jede Burgruine kommt mir in diesem Lande vor wie eine versteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Gestein herabgrinst in das entartete Herz.

Das Gedicht, so Sie mir geschickt, hat mir recht gefallen. Es herrscht darin eine besonnene Begeisterung, wie solche vielleicht nur Ihnen eigenthümlich ist. Auch den Wogen Ihres Busens, wie den Wogen des Lebens, rufen Sie ein gebieterisches: quos ego! — Neues weiß ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß ein Lustspiel von H., genannt: „Das Lustspiel," auf dem Burgtheater gespielt worden, und daß der Verfasser dabei seinen Ruf als dramatischer Dichter verspielt hat. Das ist nun freilich kein Morgenstrahl für Oesterreichs goldene Zeit, die Sie mir in Ihrem Briefe verheißen; aber ich glaube doch an eine solche.

Schreiben Sie mir ja recht bald und schicken Sie was Neues von Ihren Gedichten.

Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren Freund Niembsch.

Niembsch an Braunthal.

Wien, den 11. Mai 1831.

Mein theurer Braunthal!

Vergib, daß ich Dir erst heute schreibe. Ich war krank, und zwar an einer Gallsucht! Gelb die Haut bis unter die Haare, gelb das Auge und alles, was ich damit ansah. Nun verschwindet das Uebel wieder langsam; es hat mir gerade keinen Schmerz verursacht, aber eine große

Niedergeſchlagenheit, Mattigkeit, Unbehagen, und du weißt, das iſt ärger als Schmerz. Nun bin ich ein Geneſender, und zwar ein Geneſender im Frühling! Ich mache nun täglich meinen Spaziergang ins Grüne; wir haben herrliches Wetter, die Bäume ſchlagen aus, die Vögel ſind wieder da mit ihren Geſängen, und mein Herz iſt voll ſüßer Freude, ſeit mir der Lenz hinein geweht! Siehſt Du, Freund, das wollt' ich abwarten, bis ich Dir ſchriebe; ich hätte es als einen Verrath an mir ſelbſt betrachten müſſen, hätt' ich dir früher geſchrieben und deinen in jeder Hinſicht und durchaus herrlichen Brief nicht heiterer Seele beantwortet.

Es frohlocket in mir die Ueberzeugung, zwei Künſtler können Freunde ſeyn, ja ein Künſtler kann nur einen ſolchen zum Freunde haben. Ein Ziel! aber nicht ein Weg dahin! Zu ſehen, wie der Freund ſich Bahn macht, wo noch keiner gegangen; wie Felſen, die einen andern in die Tiefe ſchleuderten, ihm dienſtbar ſind und ſeiner Sohle liebkoſen; wie Abgründe ſo zahm um ſeine Pfade herum liegen, und ſich fürchten, ihre Schrecken vor dem zu zeigen, der ſie hinweg lächelt in ſeiner männlichen Sicherheit; zu ſehen, wie er ſo weiter ſchreitet immer dem Ziele zu, iſt das nicht gerade die höchſte Freude der Freundſchaft? Kann ein Dichter einen Menſchen zum Freunde haben, den er gerade in den ſchönſten Stunden ſeines Lebens, in den Stunden der Weihe, nicht mitnehmen kann in die ſelige Heimath hinauf, ſondern zurücklaſſen muß auf der Erde, und als Ballaſt über Bord werfen? Deinem Innerſten kann ein ſolcher Menſch nie nahe kommen; als ein Fremder muß er dir erſcheinen, der eine ganz andere Sprache ſpricht, und die deinige nicht verſteht.

Colliſionen können unter Künſtlerfreunden auch nicht entſtehen, denn gewiß, zwei wahrhaft originelle Menſchen werden ſich nie auf den Fuß treten; die Sterne ſtoßen nicht zuſammen, die Vögel der Luft fliegen ſich nicht in den Weg; in den Weg kann man ſich nur treten, nur die Heerde, die das Leben durch ſeine engen Straßen treibt, ſtoßt und reibt ſich. Wenn Seneca ſagt: „non arietant, nisi in eodem ambulantes,“ ſo hat man das ambulantes nicht ſo ſtreng zu nehmen; das iſt mehr das Drängen und Treiben der arbeitenden Menſchen, als das freie Luſtwandeln des künſtleriſchen Lebens. Freilich müſſen die wie zwei Böcke

aneinander fahren, wenn ſie ſich auf einem Plätzchen begegnen, wo beide zugleich den breiten, platten Fuß ihres Eigennutzes aufzuſetzen begierig ſind.

Mein theurer Braunthal, o wärſt Du hier! Mir iſt immer, als ob wir uns nie mehr ſehen würden. Ich bin ein unſtäter Menſch auf Erden. Wäreſt Du hier, daß ich den Frühling mit Dir genießen könnte! Mich hat in meinem Leben kein Frühling ſo gefreut, wie dieſer. Mich hat eine unwiderſtehliche Sehnſucht überkommen, fort zu gehen ins Gebirge; in einigen Tagen geſchieht es, könnte es mit Dir geſchehen!

Ich danke Dir für Deine Sorgfalt in Betreff der Herausgabe meiner Gedichte, daß Du mir den Copiſten genannt und die Wege angezeigt, wie ich meine Kindlein hinausbringen ſoll. Copirt werden ſie bald ſeyn; ob es aber räthlich, ſie mit dem Poſtwagen abzuſchicken, bezweifle ich.

Hier überſende ich Dir ein Gedicht mit der Bitte, es baldigſt drucken zu laſſen; das Wo bleibt Dir zu beſtimmen.

Ich ſchreibe Dir bald wieder. Lebe wohl, ich umarme Dich. Dein Freund Niembſch.

Das überſendete Gedicht war: „Die Zweifler.“ v. Braunthal ließ es in dem Berliner Tagesblatte „Der Freimüthige“ abdrucken.

Lenau hatte im Hornung geſchrieben, daß er nach Schleſien reiſen würde. Seine Abſicht war geweſen, ſeinen Freund Fritz Kleyle zu Friedeck in kaiſerlich Schleſien, woſelbſt derſelbe Oberleiter der Erzherzog Karlſchen Güter geworden war, wieder einmal zu beſuchen. Die Gelbſucht, die ihn befiel, hielt ihn davon ab. Um dieſe zu vertreiben, band ihm ſeine Schweſter, meine Frau, einen Aalfiſch zwiſchen die Schultern. Es half ihm aber nicht, weil er ſich darüber nicht entſetzte.

Im Mai ſchrieb er, demnächſt ins Gebirge fortgehen zu wollen. Er hatte ſich durch ſeinen Freund Berke, welcher zu Güns in Ungarn, unferne der öſterreichiſchen und ſteiriſchen Grenzen, in herrlicher Gebirgsgegend wohnte, ein Stündchen davon zu Rattersdorf ſchon ein Stübchen in einem Bauernhauſe für einige Wochen miethen laſſen. Er ging aber auch hieher nicht, weil dazumal die Gallbrechruhr dort drohte, von welcher

er leicht in den dortigen bekannten „verdammten“ Gottesacker hätte geliefert werden können. Das sehr liebliche Gottesäckerchen dort wird nämlich weder von Planke noch Mauer, sondern nur von einem kleinen Damm umschützt, der wohl zwar das größere Vieh davon abhält, die Hühner der nahen Hütten aber nicht, welche ganz harmlos ihre Eier in das Gras der Gräber legen. Wie traulich gesellen sich so Leben und Tod!

Zweiter Abſchnitt.

Die zwei „prägnanteſten" Jahre.

Lenau wollte alſo von Wien nach Stuttgart, um dort ſeine Gedichte herauszugeben. Hiezu trieb ihn nicht nur wohlanſtehender Ehrgeiz, nicht bloß die kühne, erhabene Luſt, den Flügelgaul vor den Augen einer bewundernden Welt zum Himmel empor zu ſpornen, auch irdiſche Vorſorge nöthigte dazu. Lenau war nie ein Verſchwender, aber er meinte denn doch: ein Edelmann, und zumal ein Dichter, der auf der Höhe der Menſchheit geht, dürfe nicht wollen wie ein Schuhknecht leben. Zu ſeinem Bedarfe reichte aber der Ertrag des nur ſehr mäßigen Vermögens, das aus Bankantheilen und Staatsſchuldbriefen beſtand, bei weitem nicht hin.

Ueberdieß war aber zu jener Zeit, wo Frankreich, Belgien und Polen in Aufſtand ſich befanden, und es ſogar in Deutſchland mächtig gohr, der Geldmarkt äußerſt ſchwankend. Lenau befürchtete eine große Entwerthung ſeiner Papiere, wenn er ſie nicht bald verkaufte. Auch hatten ein paar Börſenmänner unter ſeinen Bekannten ihn aufgemuntert, unter ſolchen Schwankungen, wo ein günſtiger Wurf über Nacht einen bedeutenden Gewinn bringen könnte, auch ſein Glück zu verſuchen: „Wer wagt, gewinnt!" Er thats, aber nicht mit gehofftem Erfolge. Wie könnte auch ein Dichter auf dieſem Wege gedeihen! Mit vielleicht ſchon gehälftetem Vermögen begab ſich Lenau Ende Juni 1831 nach Stuttgart auf den Weg; aber bereits damals trat aus dem Hintergrunde ſein Plan zuweilen hervor, den Reſt ſeiner Baarſchaft nach Nordamerika zu flüchten, und Ländereien dort zu kaufen, deren Wälder in reichliche Gelder ſich verwandeln ſollten.

Der Abſchied fiel ihm denn doch ſehr ſchwer, aber unendlich ſchwerer

noch ſeiner treuen Schweſter Thereſe. Sie war Anfangs Juni mit den Kindern nach Mödling gezogen, nachdem er ſich ſchon früher ein Zimmer in der Stadt, in der Kärnthnerſtraße, im Eckhauſe der Himmelpfortgaſſe, 967, neben dem Gaſthofe zum Erzherzog Karl, genommen. Beim Abſchiede in Mödling ſchnitt er ihr eine Haarlocke ab, die er mitnahm. Als er dreizehn Jahre darnach dieſe zufällig wieder einmal zu Geſichte bekam, benetzte er ſie noch mit Thränen der Rührung. Sie iſt noch vorhanden. Kaum war er von Mödling fort, ſo ſchrieb ihm ſeine Schweſter nach Wien nach:

Liebſter Franz! Deine Reiſe macht mir viel Schmerz; unzählige Thränen habe ich heute ſchon vergoſſen. Wann werde ich Dich wiederſehen, mein Franz? Sage mir etwas Tröſtendes! Ein Jahr iſt eine ſehr lange Zeit; mir iſt ſo bange um Dich. Beginne nichts Außerordentliches, lieber Bruder! und ſchone Deine Geſundheit, wenn Du das Spital beſuchſt; ich beſchwöre Dich darum. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe! Lebe wohl und denke an Deine traurige Schweſter Theres.

Seine Antwort darauf, ein ganz kleines graues Zettelchen, welches Theres noch immer wie ein Heiligthum bewahrt, lautet alſo:

Liebe Schweſter! Mir iſt ſehr leid, daß Dir meine Abreiſe ſo viel Kummer macht; ich hoffe, daß Du mir eine Schweſter biſt, wie wenige ſind, ſo wie Du überhaupt ein Weib biſt, wie es wenige gibt auf Erden. Mit ſchwerem Herzen verlaſſe ich Dich, Du meine liebe gute Reſt! Ich komme gewiß bald zurück. Ich verſpreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlaſſe, ſo lange Du darin biſt, und daß ich die Erde nicht verlaſſen möchte, ginge mir es auch noch ſo ſchlecht, ſo lange Du ſie mir durch Deine Liebe verſchönſt. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienſt. Gott ſegne Dich und die Deinigen. Dein Bruder.

Am 9. Juli 1831 ſchrieb mir Niembſch aus Gmunden:

Mein lieber Bruder!

Du haſt Dich nicht verrechnet, ich bin ſeit dem 3. in Gmunden. Es hat doch einen eigenen Zauber, dieſes Gmunden, und wie vor einem

Jahre, fühl' ich das Bittere des Scheidens auch jetzt. Uebermorgen, d. i. den 11., reise ich ab nach Salzburg.

Bruder! ich umarme Dich herzlich in Gmunden, unserem geliebten! Wie schön ist es hier, wie schnell sind mir die Tage wieder vergangen! Wenn nur Du hier wärest! jeder Busch, jeder Stein, jede Welle scheint mich nur mit halber Freundlichkeit zu grüßen und zu fragen: hast du den nicht mitgebracht, der uns so schön besungen? Auch die Menschen haben so gefragt, besonders unsere trauten Wirthe zu Ort. Da wurden denn wieder Pfannenkuchen gemacht, und frohe Gesichter, wenn ich weiblich einhieb in diese wahrhaft klassischen Rollen, bullao anreao.

Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr ¾ Stunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgel und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, so werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen." Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth! Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: „jetzt kommt eine gefährliche Stelle!" so lachte ich und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „das ist Kuraschi, da ist noch keiner von den Stadtherren außitreten." Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit; er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! Trotzig

hinabzuſchauen in die Schrecken eines bodenloſen Abgrundes und den Tod heraufgreifen ſehen bis an meine Zehen, und ſtehen bleiben, und ſo lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz ſehen, bis es ſich erheitert, gleichſam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menſchengeiſtes, bis es mir ſchön wird, das ſchreckliche: Bruder, das iſt das Höchſte, was ich bis jetzt genoſſen, das iſt ein ſüßer Vorgeſchmack von den Freuden des Schlachtfeldes. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommſt, geh zum Jagerhiesl hinterm Traunſtein: ſein Sohn Hansgirgl ſoll Dich auf den Traunſtein führen, und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus, und denke dann in der ſeligſten Minute Deines Lebens an mich. Du wirſt mich dann noch mehr lieben. Ich brachte dann den größten Theil des Tages auf der Spitze des Berges zu. Ha, wie ſchmeckte das Pfeifchen Ungartabaks! Wie ſchmeckte der treffliche Wein und der Blick aus dem blauen Auge des Mägdleins! Vivat Traunſtein! Abends um 6 Uhr ging es hinab, rüſtig und ſchnell, in ¾ Stunden waren wir unten in der Waralm; ich lernte den Gebrauch des Greisbeils bald; ſtellenweiſe fuhren wir auch ab über das Geröll, thaten manchen luſtigen Sprung, und trieben allerlei Kurzweil, beſonders über ein Pflänzlein, an der Spitze des Traunſteins gepflückt, und Nimmernix genannt. Du erhältſt es in dieſem Briefe. Die Senninnen geben ihren Burſchen, wenn ſie von ihnen beſucht werden, immer einen Blumenſtrauß; findet ſich darin dieſes Nimmernix, ſo iſt es nix. Mit unſerem lieben Schleifer habe ich einige Götterſtunden verlebt; ich finde ihn heiterer als voriges Jahr. Und nun ſetzen die letzten Zeilen meiner lieben Schweſter geſchrieben. Sie erſcheint auf dem Boden dieſes Briefes, wie ſie auf dem Boden meines Herzens ruht. Du liebe, gute Schweſter! wie oft hab' ich an Dich gedacht, und Dein weinendes Antlitz geſehen in der Ferne! Bruder, Du haſt ein edles Weib, bewahre ſie wie Dein Auge.

Nun lebt wohl, meine Lieben, ich küſſe euch herzlich, euer treuer Bruder Franz. Meine Adreſſe erhältſt du von München aus. Lebt wohl! — Grüße meine Freunde; bald ſchreib ich einem und dem andern.

Man ſieht aus dieſem begeiſterten Briefe, welchen ungeheuren Eindruck die ſo ſchönen öſterreichiſchen Alpen auf den empfänglichen Sohn

der unermeßlichen ungariſchen Flächen zu machen pflegten. Ferner zeigt uns ſeine Erzählung, wie reich auch Lenau mit Körperkräften ausgeſtattet, wie muthig, ja, wie tollkühn faſt er war und wie heiß das kriegeriſche Blut ſeiner Ahnen durch die Adern ihm wallte, da er „die Freuden des Schlachtfelds“ über alle anderen ſtellte. Eher klein als groß, aber ſtämmig; um die Schultern breit; von vortrefflicher Lunge und Bruſt, mit ſehnigen Armen und Beinen; dazu voll Muth und Verwegenheit und ſtets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Huſarenoberſt geweſen. Sein ſehr großer Schädel zeigt die Hülfsmittel des Dichters in höchſter Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne beſonders breit, über der kräftigen, ſanftgeſchwungenen Naſe gern ſich ſtark faltend; die Brauen, wie bei Vieldenkern, oft ſich zuſammenziehend, die Backenknochen, wie bei Slaven — wie denn überhaupt Lenau's Geſicht an einen edlen Serben mahnte, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten und einmal ein Tyroler dem tyroliſchen größten Volkshelden Speckbacher ſehr ähnlich finden wollte — etwas hervorragend; die unaufgeworfenen ſchmalen Lippen entſchloſſen geſchloſſen; das Kinn wie abgehackt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geiſt, Tiefſinn und Schwermuth ... welch ein herrliches Geſicht! Hand und Fuß ariſtokratiſch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlaſſen; meiſt gebeugt ſitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knieen ſich ſchwingender Gang; in Kleidung gewählt und zierlich faſt, ſtets rein behandſchuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft; ſo, ſo war Lenau zu jener Zeit, als ſein Name zuerſt durch die Welt flog.

Als theilweiſer Beleg und zur Ergänzung des Vorſtehenden möge hier angeführt werden:

Unter den drei Dingen, die er gern vollbracht hätte, ſtellt Lenau ſelbſt das Stehen in einer Schlacht oben an:

„Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Geſtanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut errungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geſchwungen.“

(„Der Pechvogel.“)

Lenau wollte als Jüngling in der That Huſar werden, wie einige ſeiner mütterlichen Verwandten, aber ein ſtreitender, nicht bloß ein reitender; und ſo hielt ihn der damalige ausſichtsloſe Frieden davon ab. — Lenau's kriegeriſcher Geiſt glüht uns aus vielen ſeiner Lieder an, z. B.: „Die Werbung," „Huſarenlieder," „Miſchka an der Theiß," „Johannes Ziska," „die Albigenſer" u. v. a.

Seine obenerwähnte ſtarke Stirnfalte, draus die Zornsader aufſprang, zeichnete Lenau ſelbſt ſehr kräftig in mehreren Stellen. Siehe: „Fauſt: „Die Warnung" und „der Mord"; dann auch „das Gewitter," in „Wanderung im Gebirge."

Als dießmal Niembſch bei Schleifer war, führte ihn dieſer ans Fenſter und gab ihm ein Fernrohr in die Hände: „Siehe dorthin nach Traunkirchen! Du magſt die blitzenden Fenſter zählen des hervorragenden ſtattlichen Pflegerhauſes, das ſich im See wiederſpiegelt und rings der herrlichſten Ausſichten genießt Deinem Traunſtein gegenüber. Es iſt jetzt billig verkäuflich und frohbereit, einen jungen Dichter ſammt etwaiger Braut aufzunehmen, die ſich wohl auch bald ganz in der Nähe finden laſſen würde." — Schleifer ſprach alſo, weil ihn Niembſch noch im Anfang November 1830 ſchriftlich erſucht hatte, ihm irgend ein ſchöngelegenes Häuschen am Traunſee anzukaufen. Niembſchens Anſichten hatten ſich aber binnen weniger Monate weſentlich verändert; anſtatt ſich anzuſiedeln, gedachte er jetzt zu reiſen. Die Schmälerung ſeines Vermögens rückte Hauskauf und Verehelichung in unbeſtimmte Fernen.

Am 11. Juli 1831 alſo ſetzte Niembſch ſeine Reiſe über Salzburg fort. Am 16. meldete er aus München ſeine baldige Abreiſe nach Heidelberg an Schleifer. Am 22. aber ſchrieb er mir aus Karlsruhe folgenden Brief:

Mein lieber, guter Bruder!

Da bin ich ſeit zwei Tagen in Karlsruhe und denke ſehr oft an Euch. Keine einzige bekannte Seele hab' ich in der ganzen Stadt; doch, doch; geſtern gab man den göttlichen „Fidelio" von Beethoven, das war eine bekannte Seele. Da war ich wieder von einem Sturme der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichſte auf Erden. Wenn ich an ſolche Genüſſe zurückdenke, ſo vergeht mir der

Muth, mit dem Schickſal zu rechten, denn es könnte das Schickſal auftreten mit dieſen Götterſtunden und ſie mir vorhalten, und ich müßte mich ſchämen, daß ich ſie für zu theuer bezahlt gehalten mit einer Reihe von leeren, verdrießlichen. Noch klingt mein ganzes Weſen von der herrlichen Muſik. Bruder, du kennſt ſie ja. Beethovens Geiſt trieb auch dich fort, wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Geſanges, vorbei an wilden, erhabenen Felſenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grauſen Kerkergewölben, immer ſchneller, ſtürmiſcher fort, bis ſich der Strom ergoß in ein lachendes Meer von unendlicher Liebe und Freude. Gott im Himmel, iſt das ein Geiſt! Ich war ganz erſtaunt über die vortreffliche Ausführung. Sehr brav iſt das Orcheſter, und von den Sängern ſind drei, vier ganz ausgezeichnet.

Allerlei Bemerkungen hab' ich auf meiner Reiſe gemacht über die Menſchen. Baden, Württemberg, Bayern hab' ich kennen gelernt. Gleich nach meinem Eintritt in Bayern fiel mir Manches auf. Unter Anderem ein öffentlicher Anſchlagzettel des Landgerichtes N. N.: „Es ſind durch das voreilige Einbringen des noch feuchten Heues mehrere Scheunen in Brand gerathen; man findet ſich verpflichtet, ſolches zur warnenden Kenntniß zu bringen." Alſo nicht: „Das Einführen des noch feuchten Heues wird bei Strafe verboten," wie's vielleicht anderswo geheißen haben würde, ganz im Einklange mit dem Grundſatze: Der Herr einer Heerde mag dafür ſorgen, daß ſie ſich die Wolle nicht verſenge.

Ferner eine gewiſſe Reinlichkeit und Ordnungsliebe ſind mir aufgefallen. Das beweiſet, daß die Menſchen ihres Daſeyns froh ſind. Die Fenſter, alle ſo blank meiſt mit Blumen geſchmücket, ein Gärtchen vor dem Hauſe mit ſorgfältig gehegten Roſen. Gute Zeichen. Das Land wurde auf meiner Reiſe je weiter gegen Baden, je ſchöner. In Württemberg weht bereits eine mildere Luft als in Bayern, der Himmel hat ein ſchöneres Blau, die Menſchen ſind wärmer. Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und in Baden, wie ich noch nicht geſehen. Freundlich iſt der Anblick eines ſo gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings, und erfreulich für's Herz, denn man denkt ſich auch gleich die Menſchen hinzu, die das alles genießen werden, und froh ſeyn; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewiſſen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht verwehren,

und armſelig kam mir der Menſch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, ſeine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch ſteckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da ſpricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachläſſigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens ſein Korn in die ſeichte Furche wirft, und ſeinen Weinſtock mit ein paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hauſe geht und Tabak raucht. Die ſchönen Tokaierweinberge (jetzt ſeh' ich dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abſtehenden Weinſtöcken, mit ihren dazwiſchen gepflanzten Obſtbäumen ſehen viel beſſer aus, als die badiſchen mit ihren terraſſenförmigen Abſtufungen und enge zuſammengedrängten Reben. In Ungarn iſt der ganze Landbau eine beſcheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß ſie kommen möge mit ihren köſtlichen Gaben; die Fauſt des Deutſchen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt ſie ſo gewaltig, daß ihr das Blut aus Naſ' und Ohr hervorquillt.

Eine ſchöne Achtung vor den Menſchenrechten ſpricht hier aus allen Zügen des Privatlebens. Hier werden z. B. die Kellner nicht mehr gebuzt, ſondern lächerlich tropiſch Herr Keller genannt. Hier iſt viel öffentliches Leben, die Politik dringt bis in jene Keller hinunter, und es tönt gar nicht dumm heraus aus jenen Kellern.

Hier hört man ſchwäbeln, Bruder! Abends geht es immer an ein allgemeines Promeniren. Da ſieht man alle Frauen und Mädchen der Stadt, und zwar je zwei, drei Weiber, meiſt ohne Mann herumgehen, mehr aber noch hört man ſie, denn ſie ſind ungemein geſchwätzig. Da ſeh' ich Abends aus meinem Fenſter, der Mond ſcheint hell herab auf die luſtwandelnden Schwäbinnen, und gar heiter tönt das hohe offene A herauf zu mir; aber nicht in mein Herz; ich weiß nicht, was es iſt, aber ich könnte mich ſchwerlich in eine Schwäbin verlieben. Wahrſcheinlich iſt es ihre Geſchwätzigkeit. Der ſchwäbiſche Dialekt klingt mir übrigens ſehr angenehm.

Geſtern hab' ich von hier aus an Guſtav Schwab nach Stuttgart geſchrieben, und ihm zwei Gedichte überſchickt mit der Bitte, ſolche ins Morgenblatt zu rücken. Das eine von mir: „Der Gefangene;" das andere von Schleifer: „An den Schmerz" (ein treffliches Gedicht, nicht wahr?)

Ob Schwab dieſe Gedichte aufnehmen werde; ob er nach der erſten Probe vielleicht Luſt habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald ſchreiben; und iſt nur erſt ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, ſo will ich ihn auch mit Dir bekannt machen. Was macht Speckbacher?

Karlsruhe iſt eine ſchöne Stadt, wenn eine Stadt ſchön ſeyn kann. Aber fürchterlich regelmäßig, auf keinen Fall ein poetiſcher Aufenthalt. Mathematik ließ ſich da gut treiben. Hier liegt ziemlich viel Militär. Die badiſchen Officiere ſind hübſche, artige Herren. Auch einige von den Deputirten lernt' ich kennen, Alles geſcheidte, freiſinnige Männer von hoher Rechtlichkeit. Heute will ich einer Sitzung beiwohnen. Das iſt nun alles recht ſchön, Bruder; aber Oeſterreich, beſonders Oberöſterreich!

Morgen geh' ich nach Heidelberg. Vielleicht hab' ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem halben Jahre erreicht. Ich will ſchon arbeiten, daß ich wieder zu Euch komme. Du liebe, gute Schweſter, was machſt Du denn? Was machen Deine lieben Kinder? Wenn ich jetzt aus dem Hauſe geh', ſo ruft mir Niemand nach: „Herr Onkel!" und kein Toni begleitet mich bis zur Barriere; und komm' ich Abends nach Hauſe, ſo find' ich kein trauliches Geſpräch mit meiner guten Reſi. Wie gerne möcht' ich nun alle Deine tauſend kleinen neugierigen Fragen beantworten, liebe Schweſter, wenn Du da wäreſt, oder ich dort! Ich habe einen Heidelberger Doctor medicinae, Namens B., zu Dir geſchickt mit einem Briefe; war er bei Dir? Nächſtens ſchreib' ich Dir, mein Bruder, von Heidelberg, und ſchicke Dir meine Adreſſe. Und ſomit lebt wohl, Geſchwiſter; denket an Euern Bruder Franz. Du kannſt mir ſchreiben an die Carl Groß'ſche Buchhandlung in Heidelberg.

Der Heidelberger Arzt fand ſich zu meinem Bedauern nicht ein mit dem Briefe, der uns alſo verloren ging. Aus Heidelberg aber glauben wir einen erhalten zu haben, der ſich aber leider nirgends mehr auffinden läßt. Irren wir nicht, ſo enthielt er die Mittheilung, daß in Baden-Baden die auf den Spieltiſchen aufgehäuften Goldberge Niembſch gewaltig angelockt hatten, doch einmal auch ein Glück zu verſuchen. Er that es auch wirklich, aber mit Zurückhaltung, wobei ſich Gewinn und Verluſt ſo ziemlich ausglichen. Als er aber den argen Spielteufel in ihm immer

größer werden fühlte, gedachte er all des unsäglichen Elends, worein jener seinen armen verblendeten Vater voreinst gestürzt, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse damals um so eher vom Spiele los, als er gleichzeitig einen jungen Wiener Ritter alles, was der eben mit sich hatte, verlieren sah, so daß er diesem ein Darlehen geben mußte, um ihn in der Fremde nicht ganz hülflos zu lassen. Dieser leichtsinnige, aber immer heitere und darum Niembsch nicht unangenehme junge Ritter machte auch späterhin noch einige Anläufe, ihn zum Spiele zu drängen, glücklicherweise aber immer vergeblich. Ich selbst sah niemals eine Karte in Niembschens Händen.

Lenau's erstes Erscheinen in Stuttgart erzählt die „Schwäbische Kronik" vom 16. Oktober 1850, Z. 248, dergestalt:

Im Sommer 1831 erhielt der damalige Redakteur des poetischen Theils des Stuttgarter Morgenblattes, Professor G. Schwab, eine einfache Zuschrift mit dem unbekannten Namen: Nik. Lenau und einigen Gedichten, die der Einsender jener Zeitschrift anbot. Ehe Schwab, der viel Mittelmäßiges für das Blatt erhielt und zu sichten hatte, die angeschlossenen Blätter entfaltete, trat (9. August 1831), als eben der junge Dichter Gustav Pfizer sich bei ihm befand, der Verfasser selbst, von einem Lohnbedienten geleitet, in das Zimmer, und wollte die Antwort, die etwa seit einer Woche zögerte, abholen. Der Redakteur eilte verlegen in seine Studirstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte, und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere, eigenthümliche Gedichte aus neu herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer, in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Literatur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab,

daß das neue Freundesbündniß ihn unwiderſtehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er ſich an dem Herde ſeines neuen Gaſtfreundes ein, den er, ab- und zureiſend, vier Monate lang als ſeine Heimath betrachten durfte, und wo er in die innigſten Beziehungen zu der Familie trat."

Der Vertrag mit der Cotta'ſchen Buchhandlung über den Verlag der Gedichtſammlung wurde am 29. Auguſt 1831 abgeſchloſſen; die Herausgabe aber verzog ſich wegen verſpäteter Lieferung der Handſchrift bis in den Sommer 1832.

Nach einer vorhandenen brieflichen Angabe hatte Niembſch, welcher nach obigem wohl noch vor Auguſt aus München wieder zu Schwab zurückgekehrt ſeyn wird, die Abſicht, am 7. September 1831 abermals von Stuttgart abzureiſen, um noch einige Zeit bei Schleifer in Ort zuzubringen, bevor er an die Vollendung ſeiner ärztlichen Ausbildung nach Heidelberg ginge, und er dürfte auch — nachdem er noch früher Uhland in Tübingen, Mayer in Waiblingen und Kerner in Weinsberg kennen gelernt — in der That die Reiſe nach Ort angetreten haben, und bis München gelangt ſeyn, wie ein ſpäterer Brief ſeines Freundes Klemm annehmen läßt. Da jedoch, wie Lenau's nachfolgendes Schreiben zeigt, die arge Cholera ihrem Ausbruche in Wien ſchon ſehr nahe und die Grenze Bayerns gegen Oeſterreich deßhalb bereits abgeſperrt war, zog er es vor, zum zweitenmal von München zu ſeinen neuen Freunden nach Stuttgart zurückzukommen, in deren Mitte er denn auch bis Ende Oktober verblieb und ſelige Tage genoß, wie ſeine nachfolgenden Briefe an mich beweiſen.

Stuttgart den 5. Oktober 1831.

Theurer Bruder!

Ich lebe jetzt in Stuttgart im Hauſe meines innigen Freundes, Profeſſors Schwab, und meiner einigen Freundin, deſſen Gemahlin. Vielbereichert an ſchönen Erfahrungen über den wahren Menſchenwerth, reicher an manchem Freunde und an Lebensmuth und an Selbſtvertrauen bin ich geworden ſeit unſerer Trennung. Bruder! ich habe eine poetiſche Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Juſtinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, mein ganzes Leben war ein höchſt poetiſches. Die lebhafteſte Theilnahme, die feurigſte Ermunterung wurde mir zu Theil von Allen,

die ich hier genannt habe. Aber enthuſiaſtiſch war ſchon bei unſerer erſten Begegnung Schwab von meiner Poeſie ergriffen. Ich muß Dir geſtehen, daß es mir unendlich behaglich war, zu ſehen, wie jeder Gedanke ſogleich zündete in dem empfänglichen Gemüthe dieſes Mannes; eine ſolche Wirkſamkeit hätte ich meinen Leiſtungen nicht zugetraut, iſt auch Vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu ſetzen. Am erſten Tage meines Hierſeyns führte mich Schwab Abends in einen Leſeverein und trug hier mehrere meiner Gedichte ſelbſt vor mit großem Feuer. Als ſich die Geſellſchaft getrennt hatte, blieben nur Schwab, ich und ein junger Dichter, Guſtav Pfizer, zurück. Da wurde noch geleſen, getrunken, Bruderſchaft getrunken, geſtrafet auf mancherlei Art bis ſpät nach Mitternacht. Es war der 9. Auguſt. Einige Stunden waren genug, uns zu Freunden zu machen. Wie träge ſind dagegen die Entwürfe der Freundſchaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unſerem Glücke, mein Bruder! Was ſoll ich Euch noch ſchreiben von mir? Was ich mit Uhland, Kerner u. ſ. w. verlebt, ein anderesmal. Mit Ende dieſes Monats geh' ich nach Würzburg, wo nach allem die beſte Anſtalt iſt. Cotta hat die Gedichte von Lenau angenommen für ein Honorar von 50 Dukaten. Iſt doch gut! Mit Ende Oktobers werden ſie erſcheinen. In drei Monaten iſt man hier mehr bekannt, als zu Wien in drei Jahren. Was macht Speckbacher? Der ſoll auch zu Cotta. Nur heraus aus dem Pult in die friſche Luft der Welt! Nun aber, lieber Bruder, wie geht es Dir, meiner innigſt geliebten Reſi, euern Kindern, Verwandten? Ich habe das feſte Vertrauen, daß Ihr geſund ſeyn, weil man doch mit guter Diät ziemlich ſicher vor der Anſteckung und ſelbſt im Falle einer ſolchen durch ſchleunige Hülfe leicht gerettet iſt. Gott gebe, daß ich mich nicht täuſche! Ich erwarte mit Ungeduld Briefe von Dir und Schleifer, dem ich ſchon öfter geſchrieben, wie Dir, ohne Antwort. Ich habe die Briefe, die mir allenfalls nach Heidelberg geſchickt werden ſollten, durch eine dortige Buchhandlung nach Gmunden adreſſiren laſſen, weil ich einen Ausflug zu Schleifer zu machen glaubte, was aber wegen der Contumazgeſchichten unterbleiben mußte. Nun liegen dieſe Briefe, wenn Ihr mir anders geſchrieben, noch in Heidelberg oder in Gmunden. Schreibe mir doch auf der Stelle, lieber Anton.

Ich bin heute ſehr verdrießlich, habe Kopfſchmerz, drum ſchreib' ich Dir auch ſo wenig ausführlich und ſo viel ſchlecht.

Lebt wohl, liebe Geſchwiſter, zu tauſendmal! Gott ſey mit Euch! Auch meine liebe, gute Reſi ſoll mir ſchreiben.

Hier habt Ihr ein Gedicht an Euch: „Das Poſthorn.“

Lebt wohl, lieber Bruder, liebe Schweſter, liebe Kinder, lebt wohl! Die letzte Strophe bitte ich der Thereſe nicht zu leſen.

Deinen Brief adreſſire nach Stuttgart poste restante.

Heidelberg den 8. November 1831.

Lieber Bruder!

Ich bin jetzt in Heidelberg und bleibe den Winter über hier, weil ich in Würzburg vor einem Jahre nicht promoviren konnte, was hier bis zum Frühling möglich iſt. Mir geht es recht gut, und wohlbekommt mir jetzt der Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu Stuttgart, wo Alles nur den Dichter haben und genießen wollte, in das ſtrengere Leben der Wiſſenſchaft. Ich beſuche die Kliniken nebſt einigen Vorleſungen und erwarte große Ausbeute für mein Wiſſen. Das freie ſelbſtſtändige Studiren ſagt mir beſſer zu als das zwangsmäßige. Ueberdieß fällt hier ein großer Theil des Gedächtnißkrames, z. B. Mineralogie, Zoologie u. ſ. w., weg. Was ich nach Beendigung meines Curſes thun werde, wiſſen die Götter. Vielleicht findet ſich dann eine Ausſicht, als Choleraarzt nach Frankreich, England zu reiſen. Ich würde ſo etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menſchenlebens in ſeinen mannigfachen Erſcheinungen iſt mir der größte Reiz, nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebſte Freundin, und das Menſchenleben iſt ohnehin nur das Bild der Natur, wie es ſich macht in den bewegten Wellen unſerer Triebe. Die Poeſie bleibt nicht deine liebſte Freundin? fragſt Du vielleicht. Nein, ich kann ſie keine Freundin nennen; ich glaube, die Poeſie bin ich ſelber; mein ſelbſteſtes Selbſt iſt die Poeſie. Gib Acht auf dich, ob's nicht auch ſo iſt. Wann wirſt Du dich lebhafter inne, als wenn Du dichteſt? Woher ſonſt die beſeligende Sammlung nach einem vollendeten Gedicht? Schön aber iſt es, wenn uns die Poeſie Herzen gewinnt. Mancher Freund iſt mir geworden durch

ſie, einer aber fiel mir zu mit beinahe leidenſchaftlicher Anhänglichkeit. Das iſt der Dichter Karl Mayer, von dem Du vielleicht im Wendtiſchen Muſenalmanach geleſen haſt. Er iſt ein Mann von vierzig Jahren[1] mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moraliſchen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie. Und noch ein Herz iſt mir zugefallen. Bruder! ein herrliches Mädchen liebt mich. Darüber erlaube mir etwas weiter zu reden. Den 22. Auguſt, alſo bei meinem erſten Hierſeyn,[2] machte ich mit Schwab, ſeiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und geſellte ſich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir ſelber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg ſich auch ſo ängſtlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie immer ſo voraus, daß ich wenig Muße hatte, ſie zu beobachten. Wir kommen nach Hauſe, ſprechen vom Klavierſpiele, und mein ſchüchternes Lottchen muß ſich gedrungen zum Klavier ſetzen. Sie ſpielte ein ſehr ſchönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das ſah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn ſie ſpielte bei aller Beklommenheit mit bezaubernden Ausdrucke. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor ſich und ich war heiter und unbefangen, wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Geſellſchaft an einem ſehr ſchönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorfe, wo ein hübſcher Garten die lieben Stuttgarter oft zu verſammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den erſten Eindruck auf ſie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine Waldkapelle vor. Das gefiel Allen, beſonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war muſikaliſche Unterhaltung, und hier ſang ſie die Adelaide von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, ſtellt' ich mich hinter einen eiſernen Ofen, und drückte und biß das harte Eiſen und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir ſetzen uns im Kreiſe zum Thee, und ich ſehe

[1] Mayer, am 22. März 1786 geboren, war damals 45 Jahre alt.

[2] Am 9. Auguſt befand ſich Niembſch bloß auf der Durchreiſe. — An einem 22. Auguſt, 19 Jahre darauf, ſtarb auch Niembſch.

Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im Morgenblatt erscheinen werde (die „Waldkapelle" ward mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das Alles nicht zum Teufel holen ist? — Noch immer hielt ich mich ferne. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang, und zwar auf die Solitude, ein einsames Lustschloß des Württemberger-Königs, in ziemlich großer Gesellschaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofräthin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin. Diese verwickelte mich so sehr in ein interessantes Gespräch über Kunstgegenstände, daß ich aushalten mußte, wollt ich nicht unartig seyn. Im Schlosse wurde gegessen, und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich sehr, auch blickt' ich einigemal scharf auf die Lotte hin, und drückte dem Schwab die Hand, daß er aufschrie. Nach Tische lagerten wir uns alle in einem Walde, die Frauenzimmer sangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Hause, ich aber sagte der Lotte nichts. In einigen Tagen sagt mir die Schwab, welche meine vertrauteste Freundin ist, und mir einigermaßen meine liebe Resi ersetzt, sagt mir die Schwab: Lottchen hat bei Tische (auf der Solitude) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein K., gebeten, den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder das ist zu arg. Das fuhr mir so schmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die ganze Nacht schwebte mir ihr Bild vor. Hier hast du auch ein paar Züge davon. Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht. Daher leichter Gang, Anmuth aller Bewegungen; besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirne kindlich-fromm-gütig, und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist

mir verdächtig. Ich möchte mir faſt einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abſchieds und mir vom Schickſal gegeben, daß ich mit einem beſſeren Begriffe von ſeiner Gaſtfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das iſt mir verdächtig.

Was macht meine liebe, liebe Schweſter? Schwabs Frau läßt ſie grüßen, ja, der Vetter des Königs von Würtemberg (der Erlauchtige Graf Alexander von Würtemberg, dem ich, wie Allen, von meiner lieben, guten Schweſter erzählt) läßt ſie herzlich grüßen. Der Alexander iſt ein prächtiger Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf ſeinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderſchaft. Schleifer hat mir geſchrieben einen herrlichen Brief; jede Zeile hat die Weihe ſeines edlen Herzens. Meine Gedichte ſind noch nicht da. Ich ſoll nur das Manuſcript corrigiren, dann geht der Druck an, aber ich bin ſo indolent in der Sache.

Meiner Reſi will ich nächſtens ſchreiben. Oft leſ' ich ihren lieben Brief, ſowie jenen Zettel, den ſie mir noch vor meiner Abreiſe aus Mödling ſchickte. Den Chriſttag will ich in Stuttgart zubringen; wäret Ihr nur auch dabei! Ich küſſe Euch und eure lieben Kinder zu tauſendmal. Schreibe mir bald poste restante. Euer Bruder Niklas.

Paßweſen: Scheiner ſoll um Verlängerung einkommen; was hab' ich ihm denn noch zu ſchicken?

Einmal ſpeiste Niembſch bei Mayer in Geſellſchaft Uhlands, Eberts und Schwabs, wobei ihnen Ebert ſein „Kloſter" vorlas, und die liebenswürdigen Neckereien des einander zum erſtenmal begegnenden ungariſchen und böhmiſchen Dichters, in Betreff ihrer verſchiedenen Landsmannſchaften den Schwaben viel zu lachen gaben. Zu Uhland in Tübingen wallfahrtete einmal Niembſch mit Mayer, und dort machten alle drei Dichter einen Luſtgang zu der ſchönliegenden weitumblickenden „Wurmlinger Bergkapelle," welche ſie ſo entzückte, daß alle drei Dichter ſie ſodann beſangen.

Frankl läßt in ſeinem Buche: „Zu Lenau's Biographie" S. 35 dieſen Folgendes erzählen: „Als ich nach Württemberg kam, fuhr ich nach

Weinsberg, um Juſtinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, ſie war leer; ich wartete eine Weile; da mir aber niemand entgegen kam, öffnete ich die Thür der zweiten Stube, auch dieſe war leer; in die dritte endlich eingetreten, ſah ich ein wunderliches Bild. Auf dem Boden ausgeſtreckt lag ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur linken und rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich bemerken, daß ſie lebten. Ich blieb betroffen ſtehen; die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ah, willkommen lieber Niembſch. Wir probiren da eben, wie es ſeyn wird, wenn wir ſo nebeneinander im Grabe liegen werden.“

Kerner an Niembſch in Heidelberg.

Weinsberg, den 7. November 1831.

Beſter Waldbruder mein!

Das iſt aber arg, daß wir Sie nicht ſehen!! Und wo iſt der Pater Suſo? Ich glaube, daß der Pater Suſo Sie ſo bekehrte, daß Sie irgend in einem Walde, vielleicht beim Wolfsbrunnen, in einer Höhle leben und geiſtliche Lieder dichten, die Sie mir aber beſtimmt für meine Blätter aus Prevorſt ſenden müſſen. Freilich ſo ganz bekehrt waren Sie noch nicht auf Ihrer Reiſe von Stuttgart nach Heidelberg, wenigſtens fand Sie da ein lutheriſcher Suſo (oder vielmehr Pater), der auch in Ihrem Wagen fuhr, noch ſehr hartgläubig; vielleicht aber geſchahen inzwiſchen durch Suſo Wunder, und Sie leben ſo ascetiſch, daß Sie nur gefallenes Laub zum Schreiben haben, ſonſt hätten Sie mir gewiß ſchon geſchrieben, da Sie mich übergingen, vorbeifuhren. Der Kürbis mit Ihrem Namen iſt abgefallen und ſteht auf meinem Schreibtiſche. Er ſoll den ganzen Winter mein einziges Nahrungsmittel ſeyn, um Sie noch an Kaſteiung des Fleiſches zu übertreffen. Mein Lieber! wir denken Ihrer täglich, denn Sie wiſſen ja, wie man Sie lieben muß! Karl Mayer beſuchte mich kürzlich auch kurz, und da war Alles Ihres Lobes voll. Aber — man verderbt Sie! Man muß zu Ihrem Seelenheil auch über Sie ſchimpfen und das will ich thun, wenn Sie nicht bald ſchreiben und

mich nicht verſichern, daß Sie mich lieben. Gott mit Ihnen und von uns Allen tauſend Grüße! Ihr Kerner.

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Heidelberg, was weiß ich, den wievielten November (Dienſtag). [1]

Mein lieber Freund!

Wie überhaupt viel Närriſches vorkommt in meinem Leben, war auch die Eilfertigkeit, die Unaufhaltſamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete, und an Ihnen vorüberfuhr, reine Narrheit. Doch das iſt ſchlechte Entſchuldigung. Um ſo mehr werden Sie ſich ärgern, daß Sie den heißen Narren nicht zu ſehen kriegten; wie gerne würden Sie nicht einige Experimente mit ihm gemacht haben: ihm einige patres Susones um den Kopf zu ſchlagen, oder dergleichen. Zum Asceten, lieber Freund, hab' ich verflucht wenig Talent! Erſtens: glaub' ich, daß Kälber, Haſen und Rebhühner nicht umſonſt in der Welt herumblöcken, laufen und fliegen, und daß man ſchon in forſtpolizeilicher Hinſicht kein Ascet ſeyn, ſondern von dieſen und ähnlichen Dingen Gebrauch machen ſoll, weil ſich ſonſt das Wald- und Feldvieh ſo vermehren würde, daß ꝛc. ꝛc. Doch wäre es vielleicht die ſchönſte Höhe der Ascetik, von Schweinen gefreſſen zu werden? — !

Zweitens: iſt der der beſſere Reiter, der einen friſchen Wildfang herumtummelt; eine verhungerte, beinſchlotternde Mähre kann jeder Elende reiten. Und ſo bin ich der Meinung, daß es auch männlicher iſt, ſein aufrühreriſches ſchlimmes Fleiſch zu bändigen, als ſein ſieches zahmes Ascetenfleiſch. Es liegt, mein' ich, was Feiges in dieſem Abzapfen der Menſchlichkeit. Sie werden mir vielleicht einwerfen: ja, aber die Abtödtung ſelbſt koſtet die keine männliche Feſtigkeit? — und ich antworte: das iſt die Tapferkeit der Furcht. Es gehört mehr dazu, ſeinen Feind gefangen zu nehmen, als ihn zu erſchlagen. Aus dieſen Vorderſätzen werden Sie mit einiger Wahrſcheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß ich nicht im Wolfsbrunnen ſitze und geiſtliche Lieder ſinge. Ich würde meinem Gotte langweilig zu werden befürchten, wenn ich das thäte, und

[1] Ohne Zweifel am 15. November 1831, der ein Dienſtag war.

meinem leeren Magen zum Reſonanzboden meines begeiſterten Herzens machte. Nein, nein, ich wohne hier in Heidelberg im König von Portugal und eſſe mich ſatt, wie andere ehrliche Leute, die was zu eſſen haben und keine Asceten ſind.

Ich bin alſo auch nicht gezwungen, Ihnen auf gefallenes Laub meine Briefe zu ſchreiben. Wenn Sie aber in Ihren Garten gehen und die welken Blätter, dieſe ſäuſelnden Elegien des Herbſts, fallen ſehen, ſo denken Sie mein: was Ihnen die Blätter ſagen, iſt die Sprache meines Herzens, wenn ich ſie auch nicht darauf hinſchreibe. Und ſo kann es Ihnen nicht fehlen an Briefen von mir, dieſen Winter hindurch. O Kerner! Kerner! ich bin kein Ascet, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieſer Schwermuth, die ſich nicht wegſcherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft ſo ſchwer, als ob ich einen Todten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die einmal zerſchnitten, nie wieder ganz werden. Mir iſt, als wäre etwas in mir zerriſſen, zerſchnitten. Hilf, Kerner! — Hier erhalten Sie ein Herbſtblatt, das meinem Herzen entfallen iſt:

Herbſtgefühl.

Ja, Sterben iſt das End' vom Lied. Und was das heuer für ein Regen iſt! Und keinen Menſchen hab' ich, dem ich ſagen kann, wie mir iſt. Die Spatzen aber ſchreien ganz luſtig auf meinem Dache; vielleicht iſt mein Fruchtſack aufgeplatzt. Sie wiſſen den Teufel davon, daß unterm Dache Einer ſitzt und Trübſal bläst. O gleichgültiges Geſindel der Natur! Jedes Geſchöpf lebt ſein Privatleben. Das muß anders werden. Der Tod wird euch ſchon zuſammenſchaufeln. Alle Individualität muß aufhören. Der Tod wird uns Alle wieder eintreten und kneten in den großen Teig (der ewigen Subſtanz nach Spinoza), in den großen Oſterkuchen der Welt. Freilich verlier' ich dann viel. So z. B. daß mein Name nicht nur im Kürbis meines geliebten Kerner verfaulen wird, ſondern mit und in ſeinem redlichen Herzen. Aber getroſt, mein Freund, wenn wir in eine Gottheit uns zurückverlieren, darin verſinken, ſind wir uns um ſo näher.

Kommt Mayer nicht bald wieder nach Weinsberg?

Gott ſegne Ihre lieben Angehörigen! Gott ſegne Sie, der Sie mir einer der Liebſten ſind auf Erden!

Ich grüße und küſſe Sie Alle inniglich. Ihr Niembſch.

Schreiben Sie mir bald wieder!

Kerner an Niembſch.

Weinsberg, 18. November 1831.

Geliebteſter!

Ihr lieber Brief erfreute uns Alle herzlich, nur ſchmerzt mich die trübe Stimmung, die aus ihm hervorleuchtet.

Ach, Lieber! ich habe die gleiche und wäre für Sie ein ſchlechter Tröſter.

Es iſt doch in Ihrer Liederquelle, in der Sie Linderung trinken können, die in mir aber mit den Thränen immer mehr verſiegt, daß mein Leben zum trocknen ſtummen Hinſtarren wird.

Im Jahre 1811 wurde auch ein Kind von mir in Heidelberg ans Licht gebracht, meine „Reiſeſchatten.“ Sie müſſen ſie leſen, damit Sie ſehen, daß ich auch einmal recht tiefen Schmerz hatte, denn jener Humor konnte nur aus tiefem Schmerz hervorgehen; ich hatte dazumal aber wohl auch den Glauben wie Sie und der viel ſchwärzer iſt als der ſchwärzeſte Geſpenſterglaube.

Ich habe kein Exemplar der Reiſeſchatten. Laſſen Sie ſich dieſelben von Heidelberg kommen. „Reiſeſchatten vom Schattenſpieler Luchs. Heidelberg bei Braun. 1811.“

Mir fällt Suſo ein. Wo iſt er? Wann erhalt' ich ihn wieder? Ich entbehre ihn ſo ungern!! Kommen Sie doch über die Chriſtfeiertage hieher; Mayer kommt dann auch.

Alles grüßt Sie innigſt! Mein Herz! Ewig Ihr Kerner.

Niembſch an Karl Mayer in Waiblingen.

Heidelberg, den 1. December 1831.

O mein theurer Freund, warum haſt Du mein Herz verletzt durch den Eiſeshauch von Mißtrauen, der mir aus Deinen Blättern weht?

Ich halte mich für keinen guten Menſchen; aber ich müßte mir das Herz aus dem Leibe reißen, das ungerührt geblieben wäre von ſo viel Liebe, wie Du mir geſchenkt, Du, den ich lieben mußte, und wäre ich Dir ewig gleichgültig geblieben. Aber ich glaubte, unſere Liebe ſey ſtark genug, eine Weile auch ohne Nahrung leben zu können. Gerade darin, daß ich Anderen eher geſchrieben als Dir, hätteſt Du ein Zeichen finden können, daß ich bei Dir vor jedem Gedanken an ein Erkalten meiner Freundſchaft am ſicherſten zu ſeyn glaubte. Was war es denn nun, was dich abhielt zu ſchreiben? wirſt Du fragen. Nichts, als meine äußerſt trübe Stimmung, deren Ende ich abwarten wollte, um Dich nicht auch hineinzuziehen, denn ich bin nun einmal der feſten, freudigen Ueberzeugung, daß Du den innigſten Antheil nimmſt an mir.

Lege Deinen Scharfſinn bei Seite, geliebter Freund, und wolle damit nicht erforſchen, ob es Liebe ſey, was ich zu Dir ſpreche, oder liebesähnliche Gutmüthigkeit, wie Du ſchreibſt. Sondern thu' Dein Herz auf und laſſe mein Wort hineinſtrömen, voll Vertrauen, daß es aufrichtig iſt.

Von meinem Leben in Heidelberg kann ich Dir nicht viel Erfreuliches ſagen. Das hieſige Klinikum iſt äußerſt arm an lehrreichen Krankheitsfällen, ſo daß ich meinem Zwecke, praktiſche Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Meine Seelenverſtimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte ſchwinden. Möchte es doch damit ſo fortgehen! Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark geſenkt. (S. „Robert und der Invalide.") Das einzige Palliativmittel für mich iſt Vertiefung in ein geiſtreiches Werk. Und ſo hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinoza's vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiet der Poeſie oder der Philoſophie, ſo ſtöbert und ſchnuppert mein Scharfſinn vor mir herum, ein unglückſeliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholiſche Sumpfgeflügel der Welt aus ſeinem Verſtecke. Doch ich plage Dich hier mit meinen odiosis und Du haſt doch deren eigene genug. Biſt nun gar Deputirter worden, biſt eine Volksſtimme worden, für die es, Gott ſey's geklagt, keine Ohren gibt auf Erden. Redet aber nur immerhin eure Herzensmeinung in die Luft, es iſt auch das eine Erleichterung. — Wer weiß, ob es nicht auch noch beſſer wird? Auf jeden Fall wünſch' ich den

Weinsbergern Glück zu ihrer Wahl; sie haben sich einem eben so Verständigen als Redlichen anvertraut. Vernachlässige darüber die Poesie nur nicht allzusehr. Deine neuen Gedichte sind in mein einsames Zimmer hereingeflogen, wie süße Blüthenflocken aus einer andern Welt, sie haben mir die Kerkerluft meines trüben Gedankennestes balsamirt mit frischem Waldesduft. O Mayer, wenn Du stirbst, kommt keiner mehr, der singt wie Du. Du bist Volksstimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene wunderbare Volk der Naturkräfte hat Dich schon in Deiner Wiege erkoren zu seinem Deputirten Wenn ich ein Gedicht von Dir lese, mein' ich immer die Natur selbst zu hören, die mir einmal die Freude machen will, in meiner Sprache zu reden. Es gibt Vögel, die grün sind, wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen, wie ein singendes Blatt. So erscheint mir Deine liebliche Muse. Du solltest nicht sterben.

Meine Poesien tauchen hier und dort wieder auf. Hier erhältst Du ein Gedicht, welches ich am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich saß mit den hiesigen Burschen (eine abgeschlossene Gesellschaft, mitunter sehr tüchtiger Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; da überfiel mich plötzlich die schmerzliche Erinnerung, ich ging nach Haus und schrieb Folgendes: „An die Heidelberger Burschen, 29. November.“ [1]

Ein längeres Gedicht hab' ich jetzt in der Arbeit, wovon die erste Abtheilung fertig ist.

Auch das erhältst Du hier, so wie ich Dich auch in Zukunft heimsuchen will mit allen neuen Gedichten, gleich nach ihrer Entstehung; wenn sie noch warm sind von meinem Herzen, sollen sie in Deines hinüber: „Die Marionetten. Erster Gesang: der Gang zum Eremiten.“

Das Weitere, wenn ich damit nicht lästig bin, erhältst Du, wie es fertig ist.

Das allerliebste Gedicht [2] von unserm Uhland hab' ich mit großer Freude gelesen. Dieser gediegene Schmerz, wie Alles von dem herrlichen Manne gediegen ist, treibt nur starke, vollsaftige Sprossen, ohne alle unnütze Schößlinge.

[1] Spätere Ueberschrift: „In der Schenke.“

[2] Nachruf. 5.

Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich Uhland auch beſuchen. Unvergeßliche Tage ſind mir die in Tübingen verlebten. Empfiehl mich deiner lieben, trefflichen Frau, und verſichere ſie meiner innigſten Hochachtung; dein zweifelfertiges Herz aber verſichere, daß ich dein Freund bin ewig, ewig, und küſſe mir deine lieben Kinder. Niembſch.

Niembſch an Karl Mayer.

Heilbronn, den 6. Jänner 1832.

Lieber, lieber Freund!

Ich ſchreibe dir dieſe Zeilen auf dem Zimmer deines lieben Karl in großer Eile. Meine Abreiſe aus Stuttgart wurde durch einen mir ſehr angenehmen Streich Schwabs bis heute, Freitag, verſchoben; er hatte nämlich, während ich den letzten Tag in Waiblingen war, den für mich bereits bezahlten Platz im Eilwagen an einen Anderen abgetreten, damit wir noch einige Tage zuſammen ſeyn und uns wieder auf den ſchönen Wegen der Freundſchaft ergehen konnten. Wir waren noch ſehr vergnügt. Und wie gerne hätt' ich dich dabei gehabt! aber ich fürchtete allzu ſehr für deine theure Geſundheit, als daß ich dich wieder aus deiner kaum gewonnenen Ruh' in das bewegte Treiben unſerer Herzen hätte reißen mögen; dann ſcheute ich auch das kalte Wetter für Dich. Karl ſteht nun vor mir, indem ich dieß ſchreibe, ein herrlicher Knabe, voll blühender Geſundheit, voll freudig wachſenden Geiſtes. Gott erhalte ihn Euch; Ihr werdet gewiß recht froh werden an ihm.

Was macht deine Minele Mayer, deine übrigen lieben Kinder? Küſſe mir alle herzlich, wie deine herrliche Frau! Schreibe mir bald nach Heidelberg. In wenig Minuten wird mein Eilwagen fortjagen. Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Weſen durchdrungen hat auf ewig, das fühle ich. Ich verſpreche dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherſtellung, die du zuerſt in Gang gebracht haſt.

Leb' wohl, lebt wohl, ganz und ewig Euer Niembſch.

Iſt deine Schwiegermutter noch bei dir? Herzliche Grüße. Lebt wohl!

Klemm an Niembsch.

Paris, den 6. Jänner 1832.

Kaum in Stuttgart angekommen, war mein erster Gang zu Schwab, um deine Wohnung zu erfahren. Von ihm, der mich so sehr freundlich aufnahm, erfuhr ich zu meinem nicht großen Vergnügen, daß Du in Heidelberg seyest. So sehr leid mir es auch that, meine Hoffnung, dich in Paris bei mir zu haben, vernichtet zu sehen, so konnte ich Dir doch so unrecht nicht geben, und verzeihe Dir daher Deinen Wortbruch. Die Freundlichkeit Schwabs und seiner lieben guten Frau verschafften mir in Stuttgart einige sehr angenehme Stunden. Bei Schwab, der die Güte hatte, mich zu einer Abendgesellschaft zu sich zu laden, lernte ich Pfizer und Deine liebenswürdige Lotte kennen. Du kennst meine Unbehülflichkeit in nicht ganz bekannter Gesellschaft, und besonders bei Frauen: bin ich aber so glücklich oder unglücklich — wie Du willst, mein Alter — mit einer zusammen zu kommen, die mir recht sehr gefällt, so übersteigt diese Unbehülflichkeit alle Grenzen, denn je mehr sie mir gefällt, desto weniger bringe ich es über mich, sie anzusprechen, so daß, wenn Du einmal hören solltest: ich sey mit einem Mädchen drei Wochen täglich in Gesellschaft gewesen, und habe auch nicht ein einziges Wort mit ihr gesprochen, Du darauf wetten kannst, meine erste Anrede werde ein Heirathsantrag seyn. Es wird Dich daher nicht wundern, wenn ich Dir sage, daß ich mit Lotten keine Sylbe sprach, und auch wahrscheinlich in den nächsten vierzehn Tagen keine gesprochen hätte, wenn ich nämlich so glücklich gewesen wäre, so oft ihre Gesellschaft zu theilen. Sie ist nicht das schönste Mädchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart sah ich mehr als ein anderes, das meinem Auge mehr gefiel, aber meinem Herzen hat seit Marien keine wie sie gefallen. Diese Anmuth, diese jungfräuliche Grazie bei aller Ueppigkeit der Formen, dieser göttliche Blick, diese weiche, eines Engels würdige Stimme, und — sie hat auch gesungen. Ich habe ihr ins Auge gesehen, freilich nur selten und verstohlen, habe sie sprechen gehört, sie hat gesungen — und ich hätte sie anreden sollen! — Narr!!..

Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? — Ich promovirte, kaufte mir ein kleines Gütchen bei Stuttgart, suchte mir eine kleine Praxis und begehrte Lotten zur Frau; ich bin überzeugt, man schlägt Dir sie

nicht ab. Dieß iſt kein Scherz, ſondern mein allertrockenſter Ernſt. Bei dem, was Du haſt und weißt, kann von einem Mangel an Auskommen gar nicht, und bei dem, wie Du biſt, und wie ſie auch ganz gewiß iſt, kann nur von einem unendlichen Glücke die Rede ſeyn. Was ſoll Dir die neue Welt, dem das Glück in der alten plötzlich ſo freundlich und ſo unerwartet lächelt? Das Glück iſt ein Weib, lieber Alter, von dem am leichteſten angezogen, der es am wenigſten ſucht, aber mit unerſättlichem Haſſe den verfolgend, der ſeine Gunſt einmal verſchmähte. Das wäre eine Freude, wenn ich ſo nach Stuttgart zurück käme, und Du ſie mir als Deine Braut aufführteſt! Ja, dann wäre es ein anderes, dann würde ich ſchon mit ihr reden!.. Immer Dein alter J. E. Klemm.

Kerner an Niembſch in Heidelberg.

Weinsberg, 9. Januar 1832.

Niembſch!

„Die Eilfertigkeit, die Unaufhaltſamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete und an Ihnen vorüberfuhr, war rein Narrheit. Doch das iſt ſchlechte Entſchuldigung."

Dieſe Narrheit ſcheint Ihnen auch noch im neuen Jahr anzuhängen, denn ich weiß gar wohl, daß Sie Wochen lang in Stuttgart und Tübingen herumfuhren, in Heilbronn noch einen Brief an Mayer ſchrieben, den Sie kaum verlaſſen, an Weinsberg aber wohl dachten, aber dahin kein Sehnen hatten. Ja, Sie ſchreiben an mich nicht einmal, nicht einmal einen Brief. Wie leicht wäre uns eine Zuſammenkunft in Heilbronn geweſen, hätten Sie ſich auch nicht die Mühe nehmen wollen, nach dem Weinsberg, das Ihnen freilich, beſonders im Winter, nichts Befriedigendes darbieten kann, zu kommen.

Wäre ich nicht, beſonders ſeit der Zeit, wo ich Geiſter nicht bloß wie Sie und Andere in Novellen und Gedichten aufführe, ſondern Beweiſe für deren Wirklichkeit anführe, gewohnt geworden, daß auch ſehr gute Freunde mitleidungsvoll über mich den Kopf ſchütteln und mich auch bei Andern zu verdächtigen ſuchen, ſo könnte mich Ihre Unfreundlichkeit befremden, ſo aber bin ich derlei, wie ich ſage, ſchon ſeit Jahren auch

an älteren Freunden gewohnt, und es iſt nun einmal ſo, und ich kann mich tröſten.

Ich bitte Sie aber nur um die Freundſchaft, mir meinen Suſo zuzuſenden, ein Buch, deſſen Inhalt mich auch noch über Schwereres tröſten kann. Herzlich Ihr Juſtinus Kerner.

Niembſch an Kerner.

Heidelberg, 11. Januar 1832.

Mein aufbrauſender, doch gar ſehr geliebter Freund!

Sie haben mich ſchnell und ſtreng verurtheilt; aber mit Unrecht. Ja, ich bin wochenlang in Stuttgart und Tübingen herumgefahren; aber ich dachte auch nicht nur an Weinsberg, ſondern hatte auch den feſten Willen, meine lieben Freunde daſelbſt zu beſuchen. Da bekam ich aber knapp vor meiner Abreiſe von Stuttgart einen ganz deſperaten Brief aus Paris von einem Freund und Landsmann, der dort ſein ganzes Geld verſpielt hatte, und mich um Gottes und aller Heiligen Willen beſchwor, ihm Geld zu ſchicken. Ich hatte Geld in Heidelberg liegen, und eilte alſo über Hals und Kopf dahin, oder vielmehr daher, um meinem unglücklichen Freunde zu helfen. Dießmal war es nicht reine Narrheit, was mich an Ihnen vorüberjagte. Lieber Kerner! Sie hätten doch einen Augenblick nachdenken können und ſollen, ob nicht irgend ein beſonderes Ereigniß mich abgehalten haben dürfte, Sie zu beſuchen. Lieber, guter Kerner! ſehen Sie mir nicht gram, ich liebe Sie ſo herzlich. Schreiben Sie mir doch recht bald, daß Sie nicht mehr böſe ſind auf mich, ich bin ſehr unruhig darüber. Und Ihre liebe Frau und Ihre liebe Tochter werden mich für einen Undankbaren halten. Rufen Sie doch beide auf der Stelle herbei, bevor Sie meinen Brief ausgeleſen haben, und ſagen Sie ihnen, daß ich nicht undankbar bin, ſondern gar tief im Herzen alle Freundlichkeit bewahre, die mir zu Theil geworden von meinem lieben Kerner und den Seinigen. Und ferner halten Sie ein kleines Conſilium mit Ihren lieben Frauen, ob ich es wagen dürfe, nach Weinsberg zu kommen, das für mich im Winter eben ſo reizend iſt, als im üppigſten Frühling, denn je mehr ſich die Natur vor mir verſchließt, deſto tiefer

und seliger werd' ich hineingedrängt in das schöne Gemüth eines Freundes. Lieber Kerner, darf ich kommen und zwei Wochen bleiben?

Was Sie mir schreiben von schlechten guten Freunden, und Geisterſehen und Verdächtigungen, verſteh' ich nicht und mag es nicht verſtehen. Verdächtigen? wer soll Sie mir verdächtigen? warum solche Worte? was führen Sie solche Dolche gegen mich? Wer Sie nicht achtet und liebt, den hole der Teufel; mit dem hab' ich nichts gemein; ist mir aber auch noch kein Solcher begegnet.

Schönen Dank für Ihre Polengedichte, die herrlichen, und die herzlichen Worte, womit solche begleitet waren. Desto empfindlicher war mir Ihr harter Brief, der drückt mich sehr auf der Seele; schreiben Sie doch bald einen andern.

Den Suso wird Ihnen Mayer schicken.

Leben Sie wohl, und, wo möglich, stellen Sie mich wieder her in Ihrer Liebe, deren Verlust unendlich betrüben würde Ihren armen Freund Niembsch.

Einen herzlichen Gruß an lieb Frau und Kind.

Niembsch an Schurz.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Mein geliebter Bruder!

Ich danke Dir für den Paß, und wünsche Dir und Deiner lieben Tertschi ein glückliches neues Jahr. Auch Deine Kinder mögen gedeihen in diesem Jahre, wie sie im vorigen zu Eurer Freude herangewachsen sind. Hab' ich Euch nicht immer gesagt: unser Toni wird ein Mordkerl!? Den lieben blonden Pepi hab' ich neulich in Stuttgart gesehen. Ein wunderliebliches Bild von Dietrich ist im dortigen Kunstverein ausgestellt. Ein schöner blonder Knabe von etwa fünf Jahren — Deinem Pepi so ähnlich, daß ich darüber erschrak — ganz nackt, ist eben aus dem Bache gestiegen, worin er gebadet und gefischt, und ist auf einem moosbedeckten Felsen sitzend eingeschlafen. Rings herum treten die Büsche zusammen, und schließen ihn ein, gleichsam vergnügt über den holden Besitz. Selig schlummernd lehnt der Knabe da, die linke Hand schlaff herabhängend,

die rechte ein Glas haltend, worin ſeine gefangenen Fiſchlein herumſchwimmen. Könnteſt Du doch das Bild ſehen; iſt durchaus Deinem Pepi ähnlich, bis ſogar auf den Wurf der Locken und jedes Schättchen im Geſichte. Lange bin ich davor geſtanden, und habe mich zu Euch zurückgeträumt und geſehnt. Gebt nur Acht; auf einmal wird Euer närriſcher Bruder ins Zimmer ſtürzen, und Euch in ſeinen Umarmungen herumtummeln, bis Ihr ſchwindelig werdet.

Die Feiertage hab' ich in Stuttgart zugebracht und in Tübingen bei Uhland, mit dem ich Bruderſchaft getrunken, und in Waiblingen beim Oberamtsrichter Mayer, dem zärtlichſten meiner Freunde. Das iſt ein wunderbarer Menſch. Gleich bei unſerem erſten Zuſammentreffen hat er eine wahrhaft leidenſchaftliche Liebe zu mir gefaßt, welche ihm von meiner Seite getreulich erwiedert wird. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch jener Gedichte im Wendtiſchen Muſenalmanach von Karl Mayer, jener lieblichen Waldſcenen, wo Rehe am ſtillen Weiher herumirren ꝛc., jener ſanften Naturhauche. Das iſt der nämliche Mayer. Wenn ich nach Wien komme, ſollt Ihr die Briefe leſen, die er an mich geſchrieben. Einer der liebenswürdigſten herrlichſten Menſchen auf Gottes weiter Erde. Wir wollen ihn einſchließen in unſern heiligen Ring; hörſt Du, Schnrz und Schleifer?

Meine Gedichte ſiud endlich unter der Preſſe. Bis zur Oſtermeſſe erſcheinen ſie jedenfalls. Weil mein Freund Schwab ſich ihrer ſo warm angenommen hat, und es eigentlich war, der mich in der literariſchen Welt bekannt gemacht hat, will ich ihm die Sammlung widmen.

Was Deine Gedichte betrifft, ſo glaub' ich, das Beſte wäre, vorher eine ziemliche Anzahl ins Morgenblatt rücken zu laſſen, denn es iſt ſehr ſchwer, den Cotta zur Verlagnahme ſolcher Gedichte zu bewegen, die noch gar nicht bekannt ſind. Ich hätte die meinigen auch noch nicht untergebracht, wenn nicht Schwab, mein Manuſcript in der Hand, gleichſam Sturm gelaufen wäre gegen alle Bedenklichkeiten. Schicke mir alſo recht bald eine Anzahl Deiner Gedichte zur weiteren Beſorgnng.

Meine Thätigkeit iſt jetzt ſehr rege. Ich habe mit einem Kapellmeiſter einen Vertrag geſchloſſen, ihm einen Operntext zu ſchreiben, der mir einige Hundert Gulden tragen wird. Auch anderweitige literariſche

Verträge ſind bereits eingeleitet. Hier können einen die Leute doch brauchen.

Mein liebes Lottchen! o, daß ich ihr nicht entſagen müßte! Ich habe ſie wieder geſehen. So gibt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den Du ſo köſtlich fandeſt, iſt etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht ſchreiben; aber erzählen will ich Euch einſt. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie iſt anbetungswürdig. Genug! ich werde ſie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe.

Was macht meine liebe Reſi? Wie ſteht es mit dem halben Dutzend? Denkt ſie viel an mich? Hat ſie mich noch ſo lieb?

Schreibe mir doch von Dräxler. Iſt er noch in Wien? Geht er nicht nach Peſth, um die projectirte Zeitſchrift herauszugeben? Vielleicht wäre was damit anzufangen. Schreibe mir darüber.

Wie geht es meinem lieben Schleifer? Seine Gedichte werden nächſtens in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ recenſirt werden, und zwar von einem tüchtigen Manne. Ich werde Schleifer nächſtens ſchreiben.

Geh doch einmal zu Neuner und grüße mir meine Freunde, beſonders den lieben wackern Dürfeld, und ſag' ihm, er ſoll mich nicht vergeſſen. Was macht Auersperg? Weigel? der langweilige *? Auf dieſen hab' ich erſt geſtern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philiſtern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wußte mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, daß ich im Stillen eine Unterſuchung anſtellte, welcher von beiden der Langweiligere ſey; doch umſonſt! Da dacht' ich an *, der ſie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über dieſe zwei Gebirge von Langweile.

Gott ſegne Euch, liebe Geſchwiſter, und eure Kinder. Schreibt bald Eurem treuen Bruder Niklas.

Was machen denn meine Schweſtern Marie und Mimi? Küſſe ſie mir herzlich und bitte ſie, beinem nächſten Briefe ein paar Zeilen beizuſchließen.

Ich umarme Euch abermal. Gott ſegne meine geſegnete Reſi! Du gute liebe Schweſter, lebe wohl!

Niembſch an Guſtav Schwab.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Ich thue Alles, mich zu einem erträglichen Menſchen zu machen, nur ſchade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner ſauertöpfiſchen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühle erkenne ich es, wie Ihr Eure ganze Duldſamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen, wie es im Umgange mit Euch ein demüthigendes Loos war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein ſüßer Troſt in ſolcher Demüthigung; ich habe die Größe Eurer Freundſchaft erfahren, ich bin Euch ernſt verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr längſt mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.

Mayer hat mir einen Theil ſeiner Gedichte überſendet. Es quillt ein ſo milder Balſam aus dieſem Gemüthe, ſo heilkräftig fließen mir ſeine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich geſtärkt fühle durch dieſe Lectüre. Ich leſe mir dieſe Gedichte laut vor.

Sage Deiner verehrten Frau, daß ſich über ihrer Geduld ein Gewitter zuſammenziehe, denn nächſtens ſoll ſie mit einem langen Briefe von mir heimgeſucht werden. Nun lebe wohl, lieber, guter Freund, und ſchreibe mir bald, wie es Euch geht.

Kerner an Niembſch zu Heidelberg.

Weinsberg, 18. Jänner 1832.

Niembſch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, ſonſt wäre Ihnen mein Klaggeſchrei nicht aufgefallen. Ich liebe **innigſt** und komme ſogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verſtoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweiſen, denn von dieſen glaubte ich mich auch ſchon oft verlaſſen. Seit dieſe Weiber genommen, ſind ſie ſo ganz erkaltet; ſo wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht ſo gehen! Bleiben Sie ledig wie — Snſo!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich

warm und getreu; um desto mehr schmerzte es mich an den Andern. Oder wären Sie auch wie ich? — Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch seine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantasie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir: denn ich sah ihn nie, schrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor sechs Jahren nun reiste dieser hier am Häuschen vorüber, ich erfuhr es, als er schon zu Straßburg war; da befiel mich eine so schreckliche Liebessehnsucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreisen wollte, und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefste Trauer. Jetzt schreiben wir uns schon längst und sind innige Freunde, sehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in diesem Winter ein Brief von Schubert aus, und schon war ich Wochen lang sehr verzweifelnd und wollte mich gerade niedersetzen und an ihn schreiben, so wie ich an Sie schrieb — da kamen im Monate, als ich dazu die Feder ergriff, z w e i Briefe von ihm auf einmal! —

O Niembsch, ich bin innen nicht so dick, wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie sind ein glühendes edles Metall, an dem die Andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer gestählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichsten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment schrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn gewesen, hätte ich ihn gerne wieder zurückgenommen: denn es sagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergessen.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir ist, seit ich von Menschen, die sich Jahre lang meine Freunde nannten, und denen ich mit unsäglicher Offenheit und Wärme entgegen kam, in der That verrathen und mißhandelt wurde. Das that aber keiner von denen Menschen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Genug hievon! Sie trösten mich ja auf's Beste dadurch, daß Sie mir versprachen, auf vierzehn Tage (o, wären es vierzehn Jahre) zu uns zu kommen. Glauben Sie nur, daß das uns allen die herzlichste Freude machen wird.

Mein Rickele grüßt Sie auch tauſendmal, und iſt nun auch wieder verſöhnt; denn Sie ſind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie!

Friede und Freude! — Ewig Ihr J. Kerner. Sind Sie denn immer dazu beſtimmt, Spielern Geld zu geben? Dieſe Menſchen ſollen nicht ſpielen; ſie ſollen den Pater Suſo (!!!) leſen! —

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, 15. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dir wieder lange nicht geſchrieben, habe aber recht viel an Dich gedacht und mich ſehr nach Dir geſehnt. Meine Ankunft in Heidelberg war eine große Freude für mich, denn Du ſtandeſt als ich ins Zimmer trat, hinter der Thüre, und ſprangſt mit einer Umarmung hervor. Wie hat mich Dein Brief gefreut, der mich in Heidelberg erwartete. Und ein zweiter lieber Brief iſt von Dir gekommen. Wie ſorgſt Du ſo freundlich für mein Herz! Ja nicht nur für mein Herz, ſogar auf meinen kranken Daumen erſtreckt ſich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt, denn ich glaube, außer meiner ſeligen Mutter würde ſich Niemand ſo weit um mich bekümmert haben. Deine Freundſchaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen ſpür' auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O Du mein lieber Freund!

Du verlangſt etwas zu vernehmen vom Zuſtande meines Innern. In großer, gar großer Bewegung iſt mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen geſucht, das gelang mir ſchlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerſtreuen meine Tages über mit Leſen, Guitarreſpielen, Schreiben, Herumlaufen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich dieſe Nacht plötzlich erwacht, mit laut pochendem Herzen und naſſen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erſchüttert iſt. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine ſaß und ſang: „Ich hab' meine Sache auf nichts geſtellt, juchhe!" — ſie trat zu mir, um Abſchied zu nehmen. Ich meinte,

ich müßte ſterben vor Schmerz, und ließ ſie doch gehen. Doch das alles ſey nur Dir geſagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerſtes Weſen iſt Trauer, und meine Liebe ſchmerzliches Entſagen.

Nun von was anderem: Deine Gedichte leſe ich mit großer Freude durch. Viele davon ſind, glaube mir, von ausgezeichneter Schönheit. Gleichwohl glaube ich über manche Manches bemerken zu müſſen. Und ich gehe mit meinem kritiſchen Meſſer ſo ſchonungslos und ruhig darüber her, wie ich es bei den Gedichten keines Andern thun könnte. Du biſt dimidium animo meae, und ich behandle Deine Gedichte, als wären ſie meine eigenen. Ich habe mit Cotta geſprochen über die Verlagnahme Deiner Gedichte; er hat ſich geneigt finden laſſen, dieſelben zu drucken, wofern Du anders beſcheidene Bedingungen ſtellen werdeſt, was ich ihm in Deinem Namen zuſicherte. Geh' alſo zu ihm und ſchließe ab. Viele Freunde werden Dir Deine Gedichte gewinnen, manches Herz wird Troſt finden darin und die Natur verſtehen lernen. Das freut mich, daß wir zuſammen auftreten!

Kerner hat mir geſchrieben. Er iſt ſehr gekränkt, daß ich ihn nicht beſucht. Ich habe mich aber bereits gerechtfertigt bei ihm. Mir würde es unendlich weh thun, wenn er wirklich glaubte, ich liebe ihn nicht.

Hier erhältſt Du, was ich ſeit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht (Schilflieder. Winternacht).

Nun lebe wohl, geliebter Freund! Leben Sie wohl, theure Freundin! Lebt wohl, Ihr lieben Kinder! Euer Niembſch.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, im Jänner 1832.

Niembſch iſt freilich ein großer neuer Genius. Er verſprach mir zu kommen und dann mußt Du auch kommen. Ihr könnt im Alexandershäuschen im großen Garten wohnen, das drei Piecen hat, die man einheizen kann.

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, am 21. Jänner 1832.

Mein innigſt geliebter Freund!

Deine beiden Briefe, den einen in Moll, den andern in Dur, hab' ich geſtern erhalten, und zwar mit großer Freude, denn ich vernahm in Moll und Dur die himmliſche Melodie Deiner Freundſchaft. Ich ſetzte mich ſogleich nieder, Dir zu antworten, ſchrieb einen langen Brief, aber im Rauſche, worein mich Dein Schreiben verſetzt hatte, fiel er ſo närriſch aus, daß ich einen andern ſchreiben muß. Hätte ich's nur mit dem letzten Brief auch ſo gemacht, den Du von mir bekommen haſt; aber der mußte gleich fort, als hätt' er die dringendſten angenehmſten Neuigkeiten für Dich enthalten. Beurtheile mich nicht nach jenem Brief; nach einem trüben Traume, gleichſam noch in der Atmoſphäre dieſes Traumes geſchrieben, mag er Dir zu nichts weiterem dienen, als zur Beſtätigung der Wahrheit: Gemüthskrankheiten laſſen ſich nicht plötzlich abſchneiden; auch im Stadium der Reconvalescenz kommen noch kleine Rückfälle vor, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer ſchwächer werden, ſetzt ſich die empörte Fluth zur Ruhe. Verzweifle nicht an mir, mein theurer Freund! noch bin ich nicht ſo bettelarm an moraliſcher Kraft, daß ich mich nicht aufraffen könnte, und wäre es auch nur Dir zu Liebe.

Wenn Seneca ſagt: „ingentis animi est, aliena causa ad vitam reverti," ſo iſt das Großſprecherei. Er hätte höchſtens ſagen ſollen: honesti animi est; denn wer ein nicht ganz verkrüppeltes, lahmes Herz hat, der wird gerne und kräftig zurückkehren ins Leben, wenn er dadurch einen Freund erfreuen kann, wie ich an Dir einen habe.

Sey getroſt, Dein Werk ſteht gut, ſehr gut! Ich bin heiter, wie ich es ſeit Jahren nicht geweſen. In meinem finſteren Hofzimmer[1] kann man recht fröhlich ſeyn. Du ſollſt mir nicht ſchimpfen über dieſes Zimmer. Ich habe manches Gedicht darin gemacht, an manches Liebe darin gedacht, manchen Deiner Briefe darin geleſen. Freilich, ein Menſch wie ich war, mag das ſchönſte Zimmer im Himmel beziehen, er wird alle Wände mit ſeiner ſchwarzen Tapezerei behängen.

[1] Im Gaſthof zum König von Portugal.

Ich ſpiele nun fleißig Guitarre in meiner Speluncа, pfeife mir meine ſteiriſchen Ländler, und ſchlage oder vielmehr ſchnalze mit meinem wieder gefunden Daumen (der Dir freundlich danken läßt für Deine freundliche Sorgfalt für ihn) die Caſtagnetten dazu; ich verdampfe eine Pfeife nach der andern, eine Cigarre nach der andern, und gehe viel auf den ſchönen Bergen herum, die mir täglich beſſer gefallen. Ueber meine Abreiſe nach Wien hab' ich noch nichts beſchloſſen. Aber den lieben Kerner will ich nächſtens beſuchen auf einige Tage. Sollt' es dir möglich ſeyn, auch zu kommen, ſo will ich warten, bis das geſchehen kann; ſchreibe mir darüber. Dein liebes Haus werd' ich auf jeden Fall auch noch beſuchen. Ich will bei Deiner Frau und Deinen Kindern ein freundlicheres Bild von mir zurücklaſſen, als ſie jetzt haben. Auch Deinem lieben Karl will ich in die Phantaſie hinein corrigiren. Das iſt ein gar herrlicher Knabe; Gott gebe, daß ich ihm einſt nützen kann. Ja, Freund! ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entſcheide, für wen und wozu. Du haſt mich ſo ganz wieder geſtellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leiſten in der Kunſt; ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entſchloſſen bin, nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens ſchon durch eine ſtille Liebe geſtört. Nein, ich will dieſe Liebe bewahren, ſie ſoll mir mein Leben verſchönen für alle Zeit.

Du erinnerſt mich, daß Uhland ſeinen Gruß von mir noch nicht habe. Iſt Uhland nicht verſtimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von Uhland, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich geſtehe Dir, ſehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Dieſen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen.

Hier ſende ich Dir einen Abdruck der zwei Gedichte, die ich in die politiſche Zeitſchrift „Mikrokosmus“ habe drucken laſſen. [1]

[1] „Am Grabe eines Miniſters“ und „In der Schenke.“

Nun lebe wohl, mein geliebter Freund! tauſend Herzensgrüße an Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder. Bald ſollſt Du Deine ſchönen Gedichte nebſt meinen Bemerkungen zurückerhalten. Die Deines Bruders[1] hab' ich noch nicht geleſen. Komm, laß Dich umarmen! Lebe wohl, theurer Freund!

Ich danke Dir für die gütige Ueberſendung des Pariſer Briefes und bitte das dafür ausgelegte zum Suſo zu rechnen. Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie Schwab.

Heidelberg, den 24. Januar 1832.

Theure Freundin!

Ich bin nicht mehr ſo traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unſerer Trennung geweſen. Ich müßte ja ſchon todt ſeyn, wenn dieſe Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Muthe, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — geſtoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht geweſen. Als wir den letzten Abend zuſammen ſaßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mirs ſo herzlich zu auf meine Wiederherſtellung und Sie ſtießen an und der tiefe, warme Himmel der Freundſchaft grüßte mich ſegnend aus Ihrem ſchönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, den 28. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Morgen reiſe ich zu unſrem Kerner. Weil Du auf meine kritiſchen Bemerkungen ſo begierig biſt, hab' ich Dir in der Eile einen Theil davon zuſammengeſchrieben. Die Gedichte, worüber ich nichts ſage, gefallen mir durchgängig, die kritiſirten aber bis auf die Kleinigkeiten, die ich daran auszuſetzen habe. Viele ſind von ausgezeichneter Schönheit, und Du thäteſt ſehr Unrecht, wollteſt Du ſie der Welt entziehen. Dieſe müſſen

[1] Auguſt Mayer, jünger als Karl. Gedichte von ihm in Körners poetiſchem Almanach von 1812, und Deutſchem Dichterwalde von 1813. Er iſt ein Opfer des ruſſiſchen Feldzuges von 1812 geworden.

allgemein gefallen. Bei vielen liegt die Schönheit in geheimeren Beziehungen, die ein geweihtes Auge verlangen, und es wäre wieder Unrecht, wenn Du sie dem, wenn auch seltenen Freunde und Kenner der Poesie entzögest.

Laß Dich also nimmermehr abbringen von der Herausgabe Deiner Gedichte. Mit meinen Bemerkungen folgt zugleich ihr Gegenstand. Die übrigen Gedichte nebst Kritik wirst Du auch bald erhalten. Ich nehme sie mit nach Weinsberg, um wenigstens Deinen Geist dort zu haben, wenn mich schon die leidige Justiz um Deine Person bringt. O mein Mayer! könnt' ich Dir doch den Händedruck beibringen, der jetzt in meiner Rechten zuckt! Der Teufel hole den Raum und auch die Zeit! Dieses Ehepaar führt die Wirthschaft hier auf Erden. Alles muß bei ihm einkehren, und jede Freude mit Sehnsucht bezahlen und Thränen.

Du hast mich in Deinem letzten Brief einen nicht allzu vollständigen Briefbeantworter gescholten. Darum will ich Deinen lieben Brief Punkt für Punkt wenigstens dießmal beantworten. Also meine steirischen Ländler möchtest Du hören? Ja, die sind wahrhaftig schön! Hörst Du einen wahren Steirerländler, so hörst Du mitten aus dem Getümmel der irdischen Freude die allmächtige Stimme der Sehnsucht heraus tönen, der Sehnsucht nach dem Heimathlichen, Göttlichen. Ja, gewiß liegt ein gewisses göttliches Heimweh in diesen Gebirgsmelodien. Wie geht es mit Deinem Husten, lieber Freund? schreibe mir doch gleich nach Weinsberg. Ich fürchte beigetragen zu haben zu Deinem Uebelbefinden durch den Sturm der Empfindungen, worin ich Dich mit hinein gerissen. Wenn es doch bald besser würde oder schon wäre!

Du fragst mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen. In der Feder eine Grille, in dem Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und seine gastfreundliche gute Emma lieben, wenn sie mich auch gar nicht mehr mögen sollten. Aber das ist ja nicht der Fall. An Schwab und seine liebe Frau hab' ich schon einigemal geschrieben. Es ist Gottlob Alles im Alten.

Die Geschichte mit Hochwächter ist mir etwas fatal. Sehr unangenehme

Folgen dürften nicht ausbleiben, wie ich die österreichische Regierung kenne.[1]

Aber wir wollen schon sehen, was zu machen. So was kümmert mich weniger, als die Herzenssachen. Die stehen jetzt gut, also Alles gut. Deine Gedichte, glaub' ich, wären mit Lieder am besten überschrieben.

Noch Eins hab' ich Dir zu beantworten. In meinem närrischen, nicht expedirten Briefe stand nichts von gekränktem Stolze, auch machte ich mich darin durchaus nicht lustig über Dich, wie Du glaubst. Sondern es herrschte eine ausgelassene Freude darin über die Fülle Deiner Liebe und darüber, daß Du dem verabschiedeten Griesgram, dem in die Flucht geschlagenen Hypochonder noch so tüchtige Wurfspieße nachsandtest, um ihm ja jede Lust zur Wiederkehr zu vertreiben. Meiner Sitte getreu send' ich Dir hier noch ein Gedicht: „Die Wurmlinger Kapelle."

Dich, Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder umarme ich in herzlicher fester Umarmung. Ewig Dein Niembsch.

Deinen Karl seh' ich morgen, den prächtigen Buben. Leb' wohl, mein Mayer! Leb' wohl! Schone Deine Gesundheit und schreibe bald. Vale! fave! scribe!

Niembsch an Mayer.

Weinsberg, den 5. Februar 1832.

Geliebter Freund!

Gestern erhielt ich Dein liebes Schreiben an mich und Kerner, und eile um so mehr, es zu beantworten, als es sich um Beseitigung eines Irrthums handelt, der unserm guten Kerner sehr weh thut. Veranlassung des Irrthums, als sey Kerner schuld an der fatalen Hochwächteriade, war vermuthlich der Umstand, daß auch Kerners Polengedichte im Hochwächter erschienen sind.. Das war aber ebenso ein Gewaltstreich der Redaction, als es der Druck meines Gedichtes war. Kerners Polengedichte wurden R. qua tali privatim mitgetheilt, durchaus nicht zum Drucke. Mein Gedicht hat der Pfarrer von N. bei Oehringen in Kerners Hause,

[1] Sie blieben aus.

bei deſſen Abweſenheit, auf einem Tiſch liegend gefunden, abgeſchrieben und mittel- oder unmittelbar an R. befördert. Daß nun R. ſo ganz mit Leib und Seele Hochwächter iſt, und den Privatmann vom öffentlichen, den Freund vom Redacteur nimmer unterſcheiden kann, das allein iſt zu beſchuldigen. Ich bitte Dich alſo recht dringend, auch unſerm lieben Schwab die Sache aufzuklären und ſo viel möglich allen Andern, die in gleichem Irrthum ſind.

Hier ſend' ich Dir wieder einen Theil Deiner Gedichte und meine Bemerkungen darüber. Sind letztere zuweilen etwas vorgreiflich, indem ſie zugleich ſagen, wie manches zu ändern wäre, ſo verzeih' mir das; ich zweifle nicht, daß Du ſelbſt darauf gekommen ſeyn würdeſt; aber wenn, wie ich glaube, mir das Richtige zuweilen vorſchwebt, ſo kann ich es nicht verſchweigen. Du kannſt ja ſolche Stellen in meinen Bemerkungen übergehen, um Dir die freie Unbefangenheit bei etwaiger Aenderung manches Deiner Gedichte nicht zu nehmen. Auch ſind meine Bemerkungen manchmal etwas derb ausgefallen. Ich erhitze mich leicht beim Lobe, wie beim Tadel.

Ich habe nun ſchon eine ganze Woche bei unſerm Freunde ſehr angenehm zugebracht. Neulich waren wir in Heilbronn und wohnten dort im Hauſe des Herrn Oberamtsrichters Rümelin einem Kindertheater bei. Dein Karl hat ſich beſonders hervorgethan durch ſein lebendiges, humoriſtiſches, möcht' ich beinahe ſagen, und doch ganz kindliches Spiel. Am Ende wurde er heraus applaudirt, und bedankte ſich für den Beifall wieder ganz artig und originell. Ein Teufelskerl. Ich hätte ihn von der Bühne herunter reißen und küſſen mögen, ſo excellent hat er ſeine Sache gemacht.

Von unſeres lieben Schwabs hab' ich ſchon ziemlich lange keine Briefe. Da die arme Frau wieder krank war, kamen ſie freilich nicht zum Briefſchreiben. Melde mir doch ſogleich, lieber Freund, wie es mit der Geſundheit der vortrefflichen Frau ſteht, die ich herzlich bedaure, daß ſie von der fatalen Roſe ſchon wieder befallen iſt. Auch über Deine Geſundheit hätte ich gern eine Nachricht von Dir erwartet auf meine Erkundigung; doch Du biſt in dieſem Punkte etwas leichtſinnig. Ich fordere genaue Nachricht hierüber, debes amico, debes medico. Deiner lieben Frau

wünsch' ich von Herzen ein heiteres Gemüth und gesunde Tage, damit sie gestärkt werde für die bange Stunde, die ihr bevorsteht. Gott segne sie! Nicht mehr lange wird es währen, so bin ich auch in Deinem Hause, Du mein geliebter Freund, und genieße einige selige Tage. Sag es nur dem kleinen holdseligen Minele, daß Bart kommen wird.

Was macht unser Uhland? seine gute Frau? Richtig! Eins hätte ich bald vergessen. Du sprichst von Deinem Gedichte, wo die Schnecke vorkommt. Ja freilich ist der scherzhafte Ton darin nicht getroffen. So viel ich mich erinnere, kommt der Ausdruck darin: daß du dich in Nachtheil setzest. Das ist aber nun ein gar prosaisches, ungeschlachtes Wort für ein Gedicht dieser Art, wo jedes Wort hüpfen und flattern soll. Und so ist das Ganze etwas steif gehalten. Versuch' es anders zu bearbeiten. Vielleicht gefällt dann das Gleichniß besser. Auf jeden Fall ist es aber ein Gleichniß, das erst durch die Darstellung zu poetischen Ehren und Würden gelangen kann, dann aber vielleicht recht viel Glück macht; man kanns nicht wissen vorhinein. Versuch es.

Im Allgemeinen glaub' ich Dir noch bemerken zu müssen, daß Du Dich etwas seltenerer Reime befleißen solltest, daß Deine Construction nicht immer poetisch ist, sondern manchmal eine prosaische Disposition über die Gedanken, ein gewisser numerus oratorius darin erscheint. Ich meine das besonnene Anordnen der Vorder- und Nachsätze, das logische Gerippe, das hier und dort zwischen den Blumengewinden bleich und kalt hervorguckt.

So eben hat Kerner seinen alten Gaul anspannen lassen. Ich fahre mit ihm aus. Glaube nicht, daß wir Deiner vergessen in unserem Glücke. Ja, ich bin wirklich sehr glücklich hier in Weinsberg. Kerner hat eine unergründliche Seelengüte. Sein Rickele ist auch so lieb und gut. Wir leben so traulich zusammen mit den lieben Kindern. Aber wir denken Dein und der Deinigen mit inniger Liebe. O Mayer, wärst Du da!

Lebt wohl, meine Lieben, viele herzliche Grüße von Kerners, leb' wohl, geliebter, treuer Freund! Ewig Dein Niembsch.

Nächstens schicke ich Dir den letzten Theil der Gedichte sammt meinen Gedanken darüber. Mein Aufenthalt in Weinsberg dauert bis Samstag

den 10. Februar 1832. Vale! dimidium animae meae! Das ist das schönste Wort Horazens.

Niembsch an Klemm in Paris.

Heidelberg, den 17. Februar 1832.

Mein guter, treuer Bruder!

Ich habe einige Wochen bei meinem Freund Justinus Kerner in Weinsberg zugebracht, darum antworte ich Dir auf Deinen lieben Brief so spät. Ich hoffe, Du werdest über mein langes Stillschweigen wohl nicht ungehalten gewesen seyn. Es gibt eine Liebe, die gar lange ohne Nahrung fortleben kann, und ich glaube, die unsrige ist von solcher Art.

Als ich zu Weihnachten nach Stuttgart gekommen war, und sogleich zu Schwab eilte, um den Christabend bei ihm zu feiern, fand auch ich meinen Platz sammt Christbescheerung auf dem großen Tische, um welchen die liebe Jugend frohlockte; und auf dem Opferteller lag ein Papier und ich erkannte sogleich die lieben, wenn auch etwas steifen Züge Deiner Hand. Ich danke Dir herzlich für das schöne Christgeschenk. Du warst mir immer ein treuer lieber Bruder; bleibe es, bis uns die letzte Stunde schlägt. Beim Scheine der Feuerblüthen, die den heiligen Christbaum schmückten, las ich Deine Schrift, und das Zeichen Deiner Freundschaft nahm sich gar schön aus in so lieblicher Beleuchtung.

Du schreibst mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß sie auch Dir gefallen müsse. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst,[1] tief verletzt, und scheinet mir darin eine Sehne gerissen zu seyn, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll[2] sagt: „Zweimal ist kein

[1] Bertha.

[2] J. L. Stoll, geboren zu Wien 1778 und dort gestorben 1815, ein Freund Kerners. Näheres über denselben bei Emma Niendorf S. 134—137.

Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Ich habe nicht den Muth, dieſe himmliſche Roſe an mein nächtliches Herz zu heften; dieß ſchrieb ich einmal an meine Freundin Schwab, und ich ſchreib' es auch Dir. Alles in der Welt hat ſeine Zeit. Bei uns, Bruder, iſt die Zeit der Liebe, täuſchen wir uns nicht! vorüber. Vorüber iſt die ſchöne Zeit, wo die ganze Sehnſucht unſerer Seele von einem lieben Weibe gefeſſelt wird, und wir uns mit ihr einſchließen in eine Hütte in ſeliger Genügſamkeit. Der Ernſt des höheren Lebens hat uns ergriffen, und die tiefere Sehnſucht nach einem andern Daſeyn. Verſuchen wir es aber, uns einzuſchließen in die Hütte der Liebe, ſo wird jener Ernſt an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das ſeinen ſüßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und ſie wird weinen und unglücklich ſeyn. „Zweimal iſt kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Wir wollen uns abwenden von dem ſchönen Bilde, oder es lieber mit dunklem Flor behängen. Komm, Alter, gehen wir zu was Anderem!

Von Deinen Aphorismen ſind zwölf gedruckt worden im „Mikrokosmos," einer polemiſchen Zeitſchrift für Staatskunſt und Staatsrechtswiſſenſchaft. Ich werde Dir Dein Exemplar wahrſcheinlich in München übergeben, wo ich Dich zu ſehen hoffe. Erfragen wirſt Du mich dort bei Profeſſor Schubert können, dem zu Liebe ich vermuthlich den ganzen Sommer über in München bleiben werde. Doch wir ſchreiben uns ja bis dahin noch öfter. Ich wollte einen Operntext ſchreiben, wozu ich von einem geſchickten Kapellmeiſter aufgefordert war; aber die Geſtalten fielen zu derb und heftig aus, ſo daß ich davon abgegangen bin und jetzt an einem Trauerſpiele arbeite. Dieſen Sommer wird es wohl fertig. Eine ziemliche Anzahl neuer lyriſcher Gedichte iſt meiner Sammlung zugewachſen, ſeit wir uns getrennt haben. Ich will Dir einige mittheilen: „Schilflieder 1—5;[1] Die Wurmlinger Kapelle."

Deinen nächſten Brief, lieber Bruder, adreſſire nach Weinsberg in

[1] Die fünf Schilflieder zählte Niembſch (nach Mayer S. 26) zu den ihm liebſten ſeiner Gedichte; nach Emma Niendorf (S. 14) hatte er ſie für Lotte in Stuttgart gedichtet, daher dieſe ſelbſt auch ſpäterhin „Schilflottchen" in einem dortigen Kreiſe genannt wurde. (S. 80.)

Württemberg, an den Dr. med. Justinus Kerner. Ich werde noch einige Zeit dort verweilen, bevor ich nach München gehe. Hier bleib' ich nur noch ganz kurze Zeit. Die Leute hier sind so ganz trockene geistlose Wissenschaftler, daß mir angst und bange wird unter ihnen. Leb' wohl, zu tausendmal gegrüßt und geküßt von Deinem treuen Bruder Niembsch.

Auch in Tübingen bin ich seitdem gewesen und habe mit dem herrlichen Uhland, gleichwie auch mit Paul Pfizer (dem Verfasser des Briefwechsels zweier Deutschen) Bruderschaft getrunken und zwei glückliche Tage gelebt. Einen aber mußt Du auf jeden Fall kennen lernen, wenn Du Dich in Stuttgart etwas aufhältst auf Deiner Rückreise nach Wien, das ist der Oberjustizrath Karl Mayer in Waiblingen, zwei Stunden von Stuttgart. Einer meiner allerinnigsten Freunde und der besten Menschen auf Erden; auch ein sehr braver Dichter. Ferner wünscht' ich, daß Du den Hofrath Reinbeck in Stuttgart besuchst, einen sehr guten, lieben Mann, dessen Frau, eine ausgezeichnete Landschaftsmalerin, Dir zwei Gemälde zeigen wird, welche sie über meine „Waldkapelle" gemalt hat.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 11. März 1832.

Herzliebster!

Dein Brief an Niembsch kam von Heidelberg hieher, denn Niembsch ist schon seit zehn Tagen wieder bei mir. Jetzt, wo er heute nach Bönnigheim fuhr, aber Nachts wiederkehrt, will ich Dir schreiben, weil er Dir wahrscheinlich erst in zwei bis drei Tagen schreiben wird. Niembsch ist von Amerika ganz *besessen*, schrieb sich in die Actiengesellschaft ein und schifft am 1. Mai dahin. Er läßt sich nichts einreden: denn seine ganz dämonische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind.

Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr fehlen), allein in Heidelberg

wieder vierzehn Tage ſich ſelber überlaſſen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere ſchießen und Urbäume niederreißen will. Es iſt völlige Wahrheit, daß in Niembſch ein Dämon iſt, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelſtunde ſein Geſicht zwanzigmal verändert. Derſelbe zeigt ſich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die ſich durch ein augenblickliches Erſtarren namentlich ſeines Geſichtes, ausſprechen. So lange dieſer Dämon nicht aus ihm getrieben iſt, iſt er furchtbar unglücklich und macht auch andere düſter. Ich will noch Alles anwenden, denſelben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt ſehr! Denn die amerikaniſche fixe Idee, die ihm dieſer eingeflüſtert, hat furchtbar feſte Wurzeln in ihm gefaßt. Er fuhr heute nach Bönnigheim zu einem amerikaniſchen Commiſſär. Nach Stuttgart wird er wohl bald auch kommen. Gedichtet hat er inzwiſchen gar nichts, ließ auch ſeine Tragödie liegen.

Alles dieß Dir in Liebe zu Niembſch geſchrieben und ſage ihm nichts davon, bei unſrer ältern Liebe!

Nachts.

Niembſch kehrte von Bönnigheim zurück und unterſchrieb ſich mit 5000 fl. in die amerikaniſche Geſellſchaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es iſt nun nichts mehr zu machen, als zu dieſer Sache das Beſte zu ſagen. Es iſt vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne ſeine weiſen Abſichten zulaſſen. Betrachtet man es wieder von andern Seiten, ſo läßt ſich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden; Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird oft ganz bang in ihm.

Die Polen! Ja, beſter Mayer! mit dieſen leb' ich ſeit acht Tagen perſönlich und da fällt einem erſt ihr Jammer auf's Herz. Auch dem Niembſch machten dieſe Bekanntſchaften große Freude und die Polen ſchloſſen ſich ſogleich traulich an den Ungarn an.

Morgen fahren wir mit Niembſch nach Oehringen. Niembſch ſagte mir, daß er in ein paar Tagen nach Heidelberg müſſe, um ſeine Geldgeſchichten zu ordnen. Alexander ſchrieb auch, er komme. Niembſch wird Dir das Weitere ſchreiben, und vielleicht auch die Tage, wo Du ihn hier, worauf wir uns Alle herzlich freuen, treffen könnteſt, beſtimmen. Niembſch

hat alle Stunden einen andern Plan, und ich kann Dir also leider gar nichts Bestimmtes schreiben, als das, daß er von gar nichts mehr spricht und an gar nichts mehr denkt, als an die Reise und an das Wesen in Amerika.

Gott sey mit Euch und uns Allen! Dein immer sehr traurig J. Kerner.

Niembsch an Mayer.

Weinsberg, den 13. März 1832.

Mein lieber Mayer!

Ich reise diesen Frühling nach Amerika. Längstens bis 1. Mai, vielleicht aber auch schon in drei Wochen werd' ich mich einschiffen. Das war es, warum ich so lang nicht geschrieben; ich hatte theils viel herumzureisen und auszukundschaften, theils wollt' ich Dir einen letzten festen Entschluß mittheilen; nun ist er gefaßt. Um in Amerika etwas Halt zu haben, bin ich in den Stuttgarter (eigentlich Ulmer) Verein der Auswanderer mit einigen Actien eingetreten. Die Gesellschaft, bereits aus 200 Köpfen bestehend, wird sich am Missouriſluß niederlassen, vorläufig aber eine Commission dahin absenden, um Land anzukaufen und die Colonisation vorzubereiten. Wahrscheinlich werd' ich mich an diesen Vortrab anschließen, denn sehr interessant wär' es mir, die ersten Rudimente einer Ansiedelung zu beobachten, vielmehr selbst theilzunehmen daran.

Gefällt es mir in Amerika, so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben; wo nicht, kehr' ich um und überlasse mein Eigenthum der Gesellschaft zur Administration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath schöner Naturscenen ist in fünf Jahren kaum erschöpft, und meine lieben Freunde find' ich dann doch alle wieder. Dort will ich meine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken, mein Herz aber durch und durch maceriren in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemüthes, betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst Du Dich des Gedichtes an Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich

ſelber ans Kreuz ſchlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere gerne in die Schanze ſchlägt, der Kunſt zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab ſagt in einem ſehr ſchönen Gedichte: „Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit;" ich möchte ſagen: „die Kunſt iſt Sorge und viel Arbeit." Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegenſätzelnd ſagt: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt;" ich ſehe mehr Ernſt in der Kunſt, als im Leben, wo Alles vergeht, Luſt und Schmerz, während in jener allein Beſtand iſt und Ewigkeit. In der Religion doch wohl auch, wirſt Du meinen; aber ich glaube, Religion iſt nichts, als tranſiente Religion, der reinſte Kultus. Der ſterbende Menſch ſchneidet zum Zeichen ihrer Freundſchaft ſeinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verſchlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den friſchen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche ſeine Brüder lachend und weinend und eben auch ſterbend dahin wandern. Ewigkeit iſt freilich zu viel geſagt von der Kunſt und ihren Werken; doch währt's was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundſchaft. Doch genug des Geplauders über unausſprechliche Dinge.

Ich ſitze wieder bei meinem Kerner und genieße ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit in vollen Zügen. Bald aber komm' ich nach Stuttgart und Waiblingen, um noch zu guter Letzt an Deinem treuen Herzen mich zu ſtärken für die Reiſe nach Amerika.

Deine Gedichte ſind alle bereits durchkritiſirt. Ich bringe ſie Dir ſelbſt mit.

Leb' wohl auf baldiges Wiederſehen! und grüße mir die Deinigen herzlichſt von Deinem Niembſch.

Mit den Aenderungen, die Du auf Anlaß meiner Bemerkungen an Deinen Gedichten getroffen, bin ich vollkommen einverſtanden. Es wird eine herrliche Sammlung von Gedichten geben. Du ſendeſt ſie mir nach über's Meer und ich werde ſie den ſchönſten ſinnenden Blumenbäumen Amerika's vorleſen. Deine lieben Worte werden wie ſchöne Vögel herumflattern im wundervollen Gezweige des Urwalds. Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält ſeinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieſer Bezirke wird eingeweiht mit dem ſchönſten Gedichte ſeines Patrons, und der ganze Urwald

wird von Sehnſucht ergriffen werden nach Euch, und er wird lange ſeufzen und ſeinen Vögeln ſagen: zieht hin nach Europa und ruft mir die lieblichen Sänger herüber; und an einem Tage wird in Weinsberg und Tübingen und Stuttgart und Waiblingen ein ſeltſamer ſchöner Vogel ſich zeigen, und an Eure Fenſter klopfen und dringend rufen, daß Ihr kommen ſollt dahin, wo die Freiheit blüht.

Kerner ſetzte bei:

Beſter Mayer!

Das iſt Alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich ſeinen Dämon; es iſt ein haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanz; der flüſtert ihm von jenen Urwäldern ſo zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm' hieher und rette mit mir den lieben Niembſch aus dem Wickelſchwanze dieſes amerikaniſchen Geſpenſtes! — Dein Kerner.

Dienſtag, den 14.

Heute früh reiste Niembſch nach Heidelberg ab, will aber wiederkehren. Niembſch ſchifft ſich jetzt ſchon am 24. dieſes Monats ein, wird alſo wahrſcheinlich ſehr bald zu Euch kommen. Dieſe Geſchichte zerrüttet mich ganz. Ich kann gegen Niembſchs Entſchluß nichts ſagen, da ich bei gleicher Kraft, Phantaſie, Lage vielleicht das Gleiche thun würde, aber ich liebe ihn zu ſehr, daß es mir dadurch nicht angſt und bange werden ſollte, und ſo wird es Dir auch gehen.

Niembſch an Kerner.

Heidelberg, (15.) März 1832.

Mein Herzens-Kerner!

Ich kann heute noch nicht zu Dir zurück, meine Gefühle allhier halten mich noch ein Paar Tage auf. Sey ſo gut, mir den Brief aus Wien mit umgehender Poſt hieher zu ſchicken. Auch ein ganz wunderkleines Schlüſſelchen hab' ich bei Dir liegen laſſen; das ſchicke mir auch. Die Seherin von Prevorſt ſchicke mir auch, ich bin hier ſehr darum erſucht worden. Bis Sonntag ſehen wir uns wieder. Ich werde doch kaum mit

der Commission nach Amerika abgehen können, sondern bis Mai warten müssen. Siehst Du den Klecks auf dem Papier da? so eben hat mir ihn ein unsichtbarer Dämon hergetropft. Gestern Abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmerle, dem lieben, ehrwürdigen alten Juden; es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischer Weihe, bis meine Augen dabei so kurios herumschweiften, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schaudern. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte.

Leb' wohl, liebes Rikele, Mariele, Emmale, Madam Hochstätterle, liebwerthe Fräulein Kieberle-le und Du mein Kerner, ich küsse Dich und ich erdroßle Dich in meiner Umarmung. Euer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Heidelberg, den 16. März 1832.

Liebster Bruder!

Gleichwie Du stundenlang bei einem Freunde sitzen, wohl auch an ihn denken kannst, ohne die leiseste Sylbe mit ihm zu sprechen, so kann ich monatelang an meine lieben, liebsten Leute denken, ohne ein Wort an sie zu schreiben. Beides ist eine Unart, die meinige die größere, das weiß ich; aber Ihr verzeiht mir ja doch. Bei uns regt sich der Frühling schon gewaltig; gestern hört' ich die erste Nachtigall (im Käfig jedoch), und da erwachte denn in mir die Sehnsucht zu wandern fort und fort. Ich habe durch einige glückliche Spekulationen mit Staatspapieren 1200 fl. gewonnen, Reisegeld genug zu großen Wanderungen. Bevor ich also nach Oesterreich heimkehre, will ich noch ein Tüchtiges herumreisen. Nach München würde ich gerne gehen, den berühmten Schubert, den Naturforscher, kennen zu lernen und einige Collegien bei ihm zu hören; aber ich weiß mir noch ganz andere Collegien. Nämlich ich will meine Phantasie in die Schule — in die nordamerikanischen Urwälder schicken; den

Niagara will ich rauſchen hören und Niagaralieder ſingen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poeſie lebt und webt in der Natur, und in Amerika iſt die Natur ſchöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichſten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt, wie der Boden der Urwälder. Ich verſpreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüth. Die Reiſe auf einem Dampfſchiffe geht ſehr ſchnell und ohne Gefahr; in Amerika ſelbſt reist man auch völlig ſicher, denn Bettler und Diebe ſind dort nicht zu finden, weil ſich die Menſchen ihr Brod auf bequemeren Wegen verſchaffen können. Von wilden Thieren iſt gar nichts zu fürchten, mindeſtens weniger, als in Europa von wüthenden Hunden. Zudem reiſe ich in großer Geſellſchaft von etwa 80 Perſonen, die ſich in Amerika koloniſiren werden. Ich will mich etwa zwei Monate dort aufhalten und dann unendlich bereichert zurückkehren in mein geliebtes Oeſterreich. Glaube mir, Bruder, die Oeſterreicher ſind die beſten Menſchen auf der Welt. Wie wohl wird es meinem Herzen thun, wenn ich wieder die erſten Alpenlieder höre, und mit den gemüthlichen Gmundnern und Wienern zuſammenleben kann! Aber zuvor muß ich mich ſchon noch eine Weile herumtreiben. Das iſt wirklich höchſt nothwendig; glaub' es mir auch Du, liebe Reſi! Vielleicht geht mir mit der neuen Welt zugleich eine neue Welt in der Poeſie auf. Ich fühle wirklich etwas in mir ſchlummern, ganz verſchieden von dem, was ich bis jetzt geweſen; vielleicht wird dieſes Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara. Wie ſchön iſt ſchon der Name: Niagara! Niagara! Niagara! Auch wird mir's lieb ſeyn, wenn ich eine Zeitlang nichts von der verdammten Politik werde zu hören kriegen. Bruder, die Politik iſt wirklich etwas Ekelhaftes, zumal, wenn man ein ewiges Politiſiren hört, wie hier zu Lande. — Deinen Speckbacher, wenn er bald fertig iſt, oder einen beträchtlichen Theil Deiner Gedichte möcht' ich gerne mitnehmen auf die Reiſe. Manches Deiner ſchönen Gedichte würde ich dann den ſtillen, ſinnenden, wunderbaren Blumenbäumen vorleſen, mit lauter Stimme, ſo daß der Urwald plötzlich von Sehnſucht ergriffen würde nach dem lieblichen Dichter, und er ſeinen ſchönſten Vogel nach Dir ausſchicken würde, der dann, weit über's Meer herbeigeflogen, auf

einmal an Deinem Fenſter ſäße im Schwarzſpanierhaus, und anklopfte und rief: „Komm, komm nach Amerika!“ Schleifers Gedichte werden zu gleichem Zwecke auch mitgenommen. Eine Geige auch, damit das alte Rakozilied in den heiligen Schatten des Urwalds ertöne. Das wird ein Leben werden, lieber Alter.

Von meiner Reiſe bitt' ich Dich und die Thereſe gegen niemand etwas zu äußern. Ich habe meine Gründe; gegen niemand! Wenn Ihr mich aber in Gedanken begleiten wollt, ſo leſet die Beſchreibung von Nordamerika, die kürzlich ein gewiſſer Duden herausgegeben hat. Der Miſſouriſtaat und (früher) der Niagaraſtrom, ſind die zwei Hauptgegenſtände meiner Wanderſchaft.

Meine Gedichte hat Cotta bis Oſtern verſprochen.

Grüße mir doch meinen Berke recht herzlich und ſage ihm, daß ich ihm nächſtens ſchreiben werde. Vom Schleifer erwarte ich eine Antwort; ich glaube ihm aber meine Adreſſe nicht geſchrieben zu haben. Darum ſey Du ſo gut, es in Deinem nächſten Briefe an ihn zu thun; Du ſchreibſt ihm ja doch gewiß bald. — Meine Schweſtern Marie und Mina tauſend ſchöne Grüße.

Unter Anderem! iſt nicht wer von meinen Bekannten geſtorben? Geſtern, den 15. März, um 6 Uhr Morgens? — Ich lag in leichtem Schlummer und träumte ruhig unbedeutende Dinge; da weckt mich auf einmal ein lauter Schrei: „Niembſch!“ hart an meinem Bette, ſo daß ich auffuhr und mich umſah, aber nichts erblickte. Neben meinem Zimmer ſchläft ein Studioſus, der hört zur ſelben Zeit einen ſtarken Schlag an ſeiner Thüre, daß er auch aufwacht und vergebens nachſucht, wer da geklopft habe. Auch war ihm im Schlafe, als habe er auch „Niembſch!“ rufen hören. Das iſt eine kurioſe Geſchichte.

Schreibe mir bald, lieber Bruder. Anfangs Mai werd' ich abreiſen, im Spätherbſt wieder kommen.

Leb' wohl, lieber Alter. Adieu, liebe gute Schweſter! Ich umarme Euch herzlich vieltauſendmal. Dem lieben Tonerl danke ich für ſein Brieflein; der muß auch einmal nach Amerika reiſen. Das wird ein Urkerl werden. Die liebe Kati muß ja ſchon recht groß und hübſch ſeyn. Hat ſich ihr ſpecifiſches Gewicht noch nicht verändert? All' ihre Eingeweide

müſſen gediegen Blei ſeyn. Joſeph, Lori, Reſi, Alle küſſe ich. Euer Bruder N.

Thereſe Schurz an Niembſch.

Wien, den 26. März 1832.

Geliebteſter Bruder!

Meinen Schmerz über Deine Reiſe kann ich Dir nicht ſchildern. Der Gedanke, daß Du in einem anderen Welttheile und weit, weit überm Meere, von uns Allen getrennt ſeyn wirſt, macht mich ganz troſtlos. Ich habe wenig Hoffnung, Dich, mein einziger, geliebter Bruder, je wieder zu ſehen; denn gewiß, Jahre werden vergehen, ehe Du heimkehrſt, und ich vielleicht dann nicht mehr ſeyn! — Wenn Du wüßteſt, wie viele Thränen mir dieſe Reiſe nach Amerika koſtet, Du würdeſt gewiß den Niagara nicht rauſchen hören. Auch dort wirſt Du nicht Alles finden, wie es Deine Phantaſie und unruhiger Geiſt hofft. Die Natur muß wohl großparadieſiſch in jenem Lande ſeyn; wenn aber die Menſchen ſo wären, wie mein Anton glaubt?! [1] — Wirſt Du Dich da auf der fremden Erde nicht entſetzlich verlaſſen fühlen, und nach einem theilnehmenden Herzen ſehnen? — Wenn Du mich liebſt, mein Bruder, ſo gehe dorthin nicht! mache mir nicht immer gar ſo vielen Kummer mit Deinen Reiſen! Wenn ich mir im Geiſte vorſtelle, daß Du Dich dem großen, unermeßlichen Meere anvertraueſt, ſo wird es mir ganz dunkel vor den Augen. — Wenn Du es denn für unumgänglich nothwendig hältſt, Deinen Geiſt zu bereichern mit Naturſcenen, ſo bleibe doch wenigſtens in Europa. Wie himmliſch ſchön muß es nicht in der Schweiz und am Rhein hinab ſeyn, und wie viel beſſere Menſchen wirſt Du da finden!

Mein Bruder, denke an Deine Schweſter, die Dich ſo unausſprechlich liebt, und mache ihr nicht ſo großen Schmerz! — Lebe wohl, Deine Reſi.

[1] Ich hielt die Nordamerikaner für die eingefleiſchteſten Krämerſeelen auf Gottes weiter Erde.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 1. April 1832.

Herzliebſter Kerner!

Wie lange ich nun ſchon wieder in Stuttgart ſitze! Geſchäfte! Geſchäfte! Der Druck meiner Gedichte hat begonnen, freilich nur, weil ich ſelbſt, ein kleiner Hannibal ante portas angerückt kam, mit der Drohung, das Manuſcript wegzunehmen. — Du, lieber Bruder, mit der Actiengeſellſchaft ſtinkt es, iſt allerlei Geſindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht, Missouri, ubi vos estis pecuniam perdituri, und dergleichen ſchlechte Witze mehr habe ich zu hören gekriegt, und ich bin dadurch ſo heillos erſchüttert worden, daß ich zitterte an Händen und Füßen und mein guter Kaiſer Franz, den ich im Sacke trug, auf einige Kronthaler geprägt, bekam das Zähneklappern; ich ziehe mich zurück von den Actien. Sage meinem Matuſſinsky, wir werden nach Florida gehen auf eigene Fauſt. Ich zittere noch immer; vor mir liegen zwei Kronthaler mit beſagtem beliebten Bildniſſe, mein Landesvater ſieht noch immer ſehr erſchüttert aus, deutlich ſeh' ich ihm Thränen in den Augen ſtehen.

Gar lange bleib' ich nimmer aus. Ich lebe hier lange nicht ſo in Saus und Braus, wie Du vielleicht glaubſt. Nein, nein, ganz ſtill. Ich fürchte den Guas-Upas-See, i. e. die große Theekanne. Ganz ſtill! ſtill!

Alſo bald, bald bin ich bei Euch. Grüße mir meinen Matuſſinsky aus meiner tiefſten Seele; er ſoll nur fleißig engliſch lernen.

Tauſend Grüße an meine Herzensfrau, die liebe Rickele, an die gute Marie, Emma, Theobald.

Leb' wohl! Ewig Dein treuer Niembſch.

Niembſchs Tabakspfeife im Munde ermangle ich nicht, Dir mit den aufſteigenden Wolken Grüße zuzuſenden. Dein Mayer.

Niembſch an Anton und Thereſe Schurz.

Stuttgart, den 21. April 1832.
(Im Gaſthofe zum König von England Nro. 41.)

Mein lieber Bruder!

Wo bleibt denn Dein Speckbacher? Schicke mir ihn doch recht bald, denn meine Abreiſe iſt nahe. Ja, dieſe Reiſe! ſie iſt ganz herrlich, und nie hat mich etwas ſo freudig beſchäftigt als dieſe Reiſe. Das einzige, was mir davon mißfällt, iſt, daß ſie meiner lieben Schweſter Thränen gekoſtet hat. Weine nicht, liebe Theres, wir werden uns gewiß bald wieder ſehen. Ich kann Euch ja nicht entlaufen. Das fühl' ich nur zu gut. Amerika wäre kein Land für mich, um dort zu bleiben, weil es dort keine Antons und Thereſens gibt, keine Schleifers und Traunſteins. Bei Gott, ich komme wieder zu Euch! Ich müßte ja gar ein verlorner Kerl ſeyn, wenn ich Euch und alle lieben Erinnerungen meines Lebens fahren ließe auf immer. In den Urwäldern wird mir kein Bär was vorleſen und die Affen werden für die Dauer ein ſchlechtes Publikum ſeyn für meine poetiſchen Produktionen; auch werden ſie mir das Frühſtück nicht ins Bett bringen, wie mirs meine liebe Schweſter gethan. Alles, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt, manet alta mente repostum. Ich komme wieder, ſo wahr ich kein Dieb bin. Mich freuet es, lieber Bruder, daß Du meinen Entſchluß nicht mißbilligſt; das iſt ſo männlich von Dir, wie ich es erwartet habe. Da gibts doch einmal was zu erzählen. Ich ſehe ſchon Deinen Toni, wie er ſeine Augen aufreißt und mir geſpannt zuhört,

Dem Wanderer, der von fernem Land,
Von ſchönen Wundern viel erzählt
Auf ſeiner Irrfahrt durch die Welt.

(Die Zweifler.)

Unter Anderem! meine Gedichte ſind beinahe fertig. Zehn Bogen liegen gedruckt auf meinem Tiſche, könnt' ich ſie doch auf den Deinigen hinzaubern! Es iſt manches Neue entſtanden. Mit meiner Klara Hebert (zehn Romanzen) bin ich zufrieden; außerdem ſind noch verſchiedene Gedichte, als fünf Schilflieder, Winternacht, der Raubſchütz, eine Bergkapelle, Reiſeempfindung, der Maskenball ꝛc. hinzugekommen. Die Auflage wird

ſehr ſchön; 450 Exemplare auf Prachtpapier, 600 auf ſchönem Druckpapier; Cotta ſcheint eine Freude daran zu haben, daß er ſie ſo gut ausgeſtattet hat. Das Ganze wird ungefähr ſiebzehn Bogen betragen. Du warte mit Herausgabe Deiner Gedichte, bis ich zurückkomme. Ich will dann den Cotta ſchon bewegen, daß er ſie verlegt; ich gelte viel bei dem Alten. Ich habe einen ſehr lieben Freund zum Reiſegefährten, einen polniſchen Stabsarzt, durchaus gebildet und ſehr liebenswürdig; außer ihm noch hundert Menſchen, die ſich drüben anſiedeln werden. Matuſhinsky heißt mein Pole; er iſt Virtuos auf der Flöte und ſehr empfänglich für Poeſie, hat auch einen richtigen Geſchmack. Die Paßgeſchichte wollen wir ſchon ſo wenden, daß Scheiner nicht in Verlegenheit kommt. Vor meiner Abreiſe ſende ich dir auf jeden Fall meinen alten Paß; Scheiner ſoll mir dann einen neuen löſen auf eine Reiſe nach Frankreich und England auf ein Jahr, und ſo wirds gehen. Haſt Du nichts von Antoniewitſch gehört?

Ich bin jetzo ſehr geſund. Das Reiſen hat mir gut angeſchlagen, und die Betriebſamkeit thut mir wohl. Schleifer hat mir noch nicht geſchrieben; er ſoll es doch thun. Adreſſirt Eure Briefe nur an den Profeſſor Schwab in Stuttgart.

Bald ſchreib' ich Dir wieder. Leb' wohl, Herzensbruder! Ewig Dein N.

Liebſte Schweſter!

Du ſchreibſt, ich ſoll nicht nach Amerika reiſen, wenn ich Dich liebe. Warum bindeſt Du an meine Liebe ſolche Bedingung? Das iſt ja eigenmächtig, liebe Reſi. Ich laſſe mir das nicht gefallen. Ich liebe Dich, wie nur ein dankbarer Bruder eine ſo gute, ſeltene Schweſter lieben kann; aber warum ſollt' ich deßwegen nicht reiſen? Ich nehme Dich ja mit in meinem Herzen; wir ſind ja nicht getrennt. Faſſe Dich nur, treue Seele, ſtärke Dich an Deinem wackeren Anton; Dein Bruder geht Dir nicht verloren; ich würde ja mehr verlieren als Du, weit mehr, wenn ich Dich verließe auf ewig. Du haſt Mann und Kinder, die Dich lieben; ich habe keinen Menſchen, der durch Familienbande an mir hängt, als Dich. Blutsverwandtſchaft iſt ein heiliges Myſterium in der Natur. Was ich für Dich fühle, kann mir ſelbſt die begeiſtertſte Freundſchaft nicht einhauchen. Sey getroſt, Du liebe Schweſter, wir laſſen einander nicht;

bald ſchreib' ich Dir wieder. Küſſe mir Deine Kinder und meine Schweſtern. Leb' wohl! Dein treuer Bruder.

Kerner an Niembſch in Stuttgart.

Weinsberg, 25. April 1832.

Beſter Niembſch!

Dich ſegne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun ſo feſt, daß Du mit Deinem Leibe thun kannſt, was Du willſt.

Die Lotte ließ' ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menſchen. Ich würde ſie noch ſprechen, ihr ſagen, daß ich ſie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, ſie würde mich — wie es dem Novalis ſeine Geliebte that — zur höchſten Poeſie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber ſie im Herzen, und traulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, ſey's, wo es ſey. Die Lotte iſt äußerſt lieb und ich ließe ſie keinem Herrn aus Stuttgart. Faſſ' ſie, aber behalt' ſie auch treu auf ewig, wie ich mein Rickele!! Dein Kerner.

Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas verſprichſt, und ihr dann nicht ſtrenge Wort hältſt, ſo hole dich der Teufel; das ſag' ich Dir auch! —

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Stuttgart den 4. Mai 1832.

Liebſter Kerner!

Wie gehts Dir? Was macht die mediciniſche Praxis? Was macht dein liebes, gutes Rickele? Deine Maria, Emma? Theobald? Matuſhinski? Bald bin ich wieder bei Euch und will dann auch meinen ehren- und fleiſchhaften Herrn Onkel noch einmal ſehen. Du haſt mir viel Schönes von Lotte geſchrieben; mich freut es, daß ſie Dir ſo wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man ſie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blüthenreiſe fortgenommen. Ja, ſie iſt wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verdrießlich, manchmal auch wüthig, wie ein angeſchoſſener Bär, und kratze mich ſehr oft nach Art der wilden Thiere. Bei

Reinbecks und Hartmanns bin ich täglich. Das ſind herrliche Leute, mir iſt unendlich wohl unter ihnen. Könnt' ich ſie nur alle mitnehmen nach Amerika, und Dich auch mit den Deinigen, Deinen alten Gaul und die mediciniſche Praxis ausgenommen, und den ſchwappacher und rappacher Dreck ausgenommen, der Dir noch an den Stiefeln klebt, und den Du vorher noch ſäuberlich abſchaben müßteſt, bevor Du das Schiff beſtiegeſt. Heute bin ich wieder bei Reinbecks auf ein großes Spargeleſſen. Spargel wie Kirchthürme werden da gefreſſen. Ich allein verſchlinge 50 bis 60 ſolche Kirchthürme und komme mir dabei vor, wie eine Parodie unſerer politiſch-proſaiſchen, durchaus unheiligen Zeit, die auch ſchon das Maul weit aufſperrt, um alles Heilige, und namentlich die guten gläubigen Kirchthürme wie Spargelſtangen zu verſchlingen.

Möchteſt Du nicht mit Matuſhinski nach Lauffen laufen, um die Apotheke unſerer Colonie zu beſichtigen? Sey ſo gut, Brüderl! Sie liegt beim Zimmermeiſter H. Aber gib Acht, daß Dein Gauls H... ſeinen nicht frißt und krepirt. Noch immer ſind keine Nachrichten da, wann wir abreiſen müſſen.

Sey auch ſo gut, wenn Du eine ordentliche Gelegenheit findeſt, meine und Matuſhinski's ſämmtliche Gewehre hieher zu ſenden; es iſt manches daran zu korrigiren. Aber das müßte ſehr bald geſchehen, weil ich in der nächſten Woche, Freitag oder Samſtag, nach Weinsberg abgehe. Adreſſire ſolche an mich im König von England Nr. 38; ich habe nämlich ein anderes Zimmer bezogen.

Was mich hier noch aufhält, ſind die vertrackten Gedichte und die guten Freunde; aber ich komme ſobald als möglich.

Ich umarme Dich, bis Dir die Rippen krachen. Dein Niembſch.

Johann Matuſſinski an Niembſch in Stuttgart.

Weinsberg, den 6. Mai 1832.

Liebſter Bruder!

Keine Flinten werde ich Dir ſchicken; was nöthig iſt an ihnen zu repariren, wird der Onkel in Oehringen beſtellen. Ich war da zwei Tage, bekam eine ſchöne Doppelflinte zum Präſent und zwei Piſtolen.

Jetzt haben wir zwei Doppelflinten, eine einfache und drei Paar Piſtolen; mit denen kann man ſich ſchon in ein Urwäldchen wagen. Doktor Feierabend gab mir eine prächtige Doppelflinte von dem berühmten Kuchenreuter; ſie iſt Büchſe, ſchießt nur Kugeln und grobes Schrot; dieſe will er Dir für 40 fl. verkaufen; dieß Geld iſt ſie immer werth. O lieber Bruder, komm geſchwind in meine Arme! Daß wir doch ſchon einmal beiſammen bleiben könnten! Bei Dir, mit Dir iſt mir ſo wohl; ohne Dich kann ich nicht lachen; weinen wohl. Komm! Dein ewig! Jan Matuſzynski.

Kerner an einen Ungenannten.

Weinsberg, den 11. Mai 1832.

Geehrteſter Herr!

Ich bin ſo frei, Sie zu benachrichtigen, daß der Herr, der heute mit Herrn Oeſterle bei Ihnen war und ſich Niembſch von Strehlenau hieß, aus meiner Irrenanſtalt ohne mein Wiſſen ſich heute entfernte. Schon ſeit Jahren hat er die fixe Idee, er müſſe in den Urwäldern Amerika's zu einem Affen werden, und da er in den Zeitungen von Ihrem Unternehmen las, wurde er auf einmal aufs Stärkſte mit ſeiner Affenluſt befallen, ſchnitt die furchtbarſten Fratzen und entwiſchte mir, wobei er noch ein Knäblein eines anderen Irren, der ſich bei mir befindet, mitnahm, indem er behauptete, das ſey ſein Kind, gehöre in ſeinen Beutel: denn oft kommt ihm auch die fixe Idee, er ſey ein amerikaniſches Opoſſum oder Beutelthier.

Ich bitte Sie nun ſehr, all dasjenige, was er mit Ihnen ausmachte und wozu er ſich verpflichtete, zu annulliren, und ſollte er wieder bei Ihnen erſcheinen, ihn in meine Anſtalt unter ſicherer Begleitung wieder zurücktransportiren zu laſſen.

Ich empfehle mich Ihnen aufs Herzlichſte und wünſche Ihnen alles Glück zu Ihrem gewagten Unternehmen. Ihr ergebenſter Oberamtsarzt Dr. Kerner.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Geliebter Freund!

Ich bin wieder in Stuttgart; bald auch in Waiblingen, doch dieſer Brief gehe mir noch voran. Ich habe die Klage vernommen aus Deinen Briefen, die Klage Deines lieben freundlichen Herzens über meine Reiſe in die Fremde, übers Meer. Hätte ich einen ſo feſten Glauben an die Fortdauer unſerer Perſönlichkeit, ſieh, ich würde ſagen: Bruder! wir ſehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe dieſen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebniſſe meiner Philoſophie gerade jetzt am bitterſten, denn ich muß mir ſagen: Du gehſt in die See, Du vertrauſt Dich den trügeriſchen Wellen, Du überantworteſt Dein Herz ſammt aller Liebe, die Du für deine Freunde darin haſt, den unſichern Winden! Die Erinnerung ſogar an deine Freunde kann ein Windſtoß verwehen auf ewig! Ja, Freund, das ſag' ich mir alles, und denke recht ſchmerzlich lebhaft an Dich dabei; aber ich reiſe doch. Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnſinnigen ſehr geiſtreich geſprochen. Man habe nämlich einen Wahnſinnigen heilen wollen, — ja richtig, Schwab ſelbſt wollte dieß, und ging alſo ganz leiſe und behutſam der fixen Idee des Mannes auf den Leib. Der Verſtand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämiſſen nach, und als er endlich am Concluſum ſtand und einſehen ſollte das Unſinnige ſeiner Einbildung, da ſtutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und ſprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren." Das ſind die trefflichen Worte unſers Freundes. Ein Analogon von ſolchem Dämon glaub' ich auch in mir zu herbergen. So zu ſagen, einen Dämon des Unglücks. Merkt dieſer Kerl ja, daß mir ein ſchöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir ſeine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirſt mich verſtehen.

Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab geſagt, daß ich ein Narr bin, ſie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigſtens Du es,

mein lieber Mayer! Du wirſt mich ja darum nicht weniger lieben; ein Narr iſt doch beſſer als ein Verbrecher; und haſt Du nicht einmal zu mir geſagt, Du würdeſt mich ſelbſt dann noch lieben, wenn ich als Verbrecher vor Dir erſchiene? — Ich ſchreibe Dir das Alles in einem ſtark bewegten Zuſtande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelſtunde vorübergegangen am Fenſter der geliebten Lotte. Ich ſchlafe nämlich im Gaſthof, indem Schwab, Gäſte erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, ſo gerne er es auch gethan hätte. Das iſt mir nun in einer Hinſicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenſtern meiner Lotte ſtehen und hinaufblicken, wo ſie ſchläft und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenſter hineinſchütten. Freund, ich liebe das Mädchen unausſprechlich; Dir aber ſag' ich ganz leiſe: mir ſcheint, es hat ſich ein anderer Geiſt, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine beſſere Exiſtenz ſchaffen.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Mein herzliebſter Mayer!

Ich muß meine Druckbogen corrigiren. Leidiges Geſchäft! es hat mich von Tübingen gleich wieder fortgejagt; es hindert mich, zu Dir zu kommen. Glaube nicht, daß mich was Anderes hier aufhält; die Lotte nicht.

Ich muß abbrechen, ſonſt müßt' ich in abſcheuliche Deklamationen losbrechen. Leb' wohl, mein Mayer, komm herein ſo bald Du kannſt; ſey übrigens verſichert, daß ich bin wie immer durch und durch Dein Niembſch.

Herzlich grüß ich Dir Frau und Kinder.

Mayer fügt in ſeinem Buche S. 73 hieher bei:

„Niembſch klagt in dieſem Brief, ohne Benennung einer Perſon: Man iſt — hineingefahren unter die ſtillen Keime unſerer Liebe, ehe wir uns gegen einander ſelbſt geäußert hätten" u. ſ. w. und zeigt in

mehreren Ausfällen einer gereizten Empfindung, wie leicht verletzlich er war und welchen Sturm oft ein unbedachtes Wort, dergleichen etwa von der in dem Briefe gemeinten Seite gefallen seyn mochte, in ihm erregen konnte.

Ich muß schnell hinüber gehen über einen Auftritt, welcher, der amerikanischen Reise gleichfalls, vielleicht sogar längere Zeit, vorangegangen, der ergreifendste war in meinem langen Verkehr mit dem unglücklichen Freunde. Derselbe fiel vor an einem Samstag zu Stuttgart, in Gegenwart eines dritten Freundes. Die Rede war auf die schon öfters erwähnte Liebe gekommen. Im Tone des Vorwurfs war von dem Dritten das Wort „Liebelei" ausgesprochen und dadurch in ein nach dieser Richtung bis jetzt vorwurfsfreies Herz tief eingeschnitten worden, ohne daß jedoch Niembsch mehr als edle Ruhe entgegensetzte und ohne daß auch andererseits auf dem kränkenden Mißverständnisse nur einen Augenblick beharrt worden wäre. Vielmehr Schlag auf Schlag folgte der Anklage eine bedauernde Erklärung und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde.

Nicht sowohl der Vorgang selbst hatte etwas Herzergreifendes, als vielmehr die Nähe, in die mir dadurch die Zustände meines Freundes überhaupt gerückt wurden. Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindre, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen konnten mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne daß ich um das Warum gefragt hatte, in überwältigender Macht vor die Seele. Kaum waren wir ohne jenen dritten Gegner und Freund, nach gegenseitig wieder gefundener Freundesgesinnung, in dem von den Hausbewohnern, die sich in der Kirche befanden, für uns leer gelassenen Wohnzimmer meiner Schwiegermutter, so lagen wir Beide uns in den Armen und es sind dadurch noch in späterer Zeit die kurzen Denkverse (der feste Bund) entstanden, welche in der zweiten Ausgabe meiner Gedichte S. 268, Nr. 53, zu lesen und in einem spätern Lenau'schen Briefe in Liebe berührt sind."

Von damals berichtet Mayer auf S. 70: „Niembſch hatte in ſeinem Zimmer (zu Stuttgart im Gaſthofe zum König von England) Gedichte, Handſchriftliches, die Briefe von mir und andern Freunden frei herumliegen, und ein Stubenmädchen des Gaſthofes machte ſich dieſe ihr offenſtehende mannigfaltige Leſerei auf das Emſigſte zu Nutz. Gerade als ich bei dem Freunde übernachtete, war durch dieſe ſich ſelbſtverſchaffte Kenntniß das Vertrauen des Mädchens zu ihm ſo hoch geſtiegen, daß ſie eine Sammlung eigener handſchriftlicher Gedichte brachte, welche von Niembſch mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit aufgenommen wurde und uns durch ihren empfindſamen Schwung, wie die Perſon ſelbſt, Stoff zur Heiterkeit gab. Es war komiſch anzuſehen, wie Niembſch, der Dichter, das Mädchen gleich einer Schweſter in Apollo behandelte und dieſe eine ſolche Anerkennung als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes aufnahm."

Ein weiteres Beiſpiel, wie Lenau's Nähe auf Menſchen geringeren Standes belebend wirkte, erzählt Emma Niendorf S. 105. „Als er einmal bei Kerner war, Alles vom lyriſchen Fieber angeſteckt ſchien und man bei Tiſche ſaß, ſich die friſch entſproßten Gedichte vorleſend, kam auch ganz zuletzt der ehrliche Hausknecht, welcher aufgewartet, ein grobes Papier in der Hand, ſchüchtern und kleinlaut. Auch er hatte ſeinen Vers gemacht: „Auf den neuen Doktorsgaul vor dem alten Chaislein."

Im Mai 1832 machte auch Mayer (ſ. d. B. S. 77) mit Niembſch einen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen über's Gebirg. Mayer ließ den Freund darauf Acht geben, er werde nicht leicht finden, daß eine Lerche auf einen Baum oder Buſch ſich niederlaſſe; ſie fliege unmittelbar vom Felde auf und unmittelbar wieder auf dieſes zurück. Daraus hatte Niembſch ſpäter das Gleichniß: „Theismus und Offenbarung," gebildet. In einem Band Lenau'ſcher Gedichte, welchen Mayers Sohn beſitzt, der auch von der Partie war, ſteht von Niembſch ein Gedicht eingeſchrieben: „Theismus und Offenbarung, Erinnerung an unſern ſchönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832. Geſchrieben in Waiblingen am Tage meines Abſchiedes."

Oben im Wald, ehe man ins Heimbach herunter ſteigt, freute ſich Niembſch an dem Ausblick auf die blaue Teck. Der Fußweg weiter unten durch die Wieſen war von den Eigenthümern durch gelegte Dornen

ſehr beſchränkt. Niembſch ſchimpfte ſehr über den Geiz der ſchwäbiſchen Bauern, denn daheim im fetten Ungarn hatte er freilich ſolche kleine Sparerei nie geſehen. Abſichtlich trat er die Dornen nieder und lief im ariſtokratiſchen Muthwillen durch das gehegte Gras. Es war ein ſchöner, warmer, blauer Tag.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 19. Mai 1832.

Mein lieber Bruder!

Dieß iſt der letzte Brief, den ich Dir vor meiner Abreiſe ſchreibe. In drei Tagen reiſe ich ab. Bald aber ſehen wir uns wieder. Ich habe vorgeſtern im „Schwäbiſchen Merkur" einen Artikel über Oeſterreich geleſen. Ein neues Geſetz gegen Auswanderer und unbefugte Abſenten. Das hat mir in die Naſe geraucht. Mein öſterreichiſches Bürgerrecht, mein Vaterland möcht' ich nicht verlieren. Ich komme noch nächſten Herbſt zurück. Bis dahin geht es noch; ſo lange gilt mein Paß. Den nächſten Winter, liebes Brüderl, werden wir hübſch fein zuſammenhocken am Ofen und Gugelhupf eſſen von unſerer Reſi Hand, und erzählen, was wir geſehen und gehört. Meinen Schleifer ſeh' ich dann auch wieder; der hat mir wieder einen Brief geſchrieben, wie ihn kein Menſch auf Erden ſchöner ſchreiben kann. Gott erhalt' ihn noch recht lange für uns und die Seinigen. Das war doch einer der beſten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir's zum erſtenmal einfiel, den Schleifer in Sirning aufzuſuchen. Es geht doch nichts über Oeſterreich und über Euch, liebe Leute!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Speckbacher. Das wird ein ganzer Kerl. Der Ton des Gedichts iſt gar gut getroffen, wie ich meine. Die Erzählung meiſterhaft. Ich freue mich ſehr auf's Weitere. Nur eine Bemerkung muß ich mir erlauben. Ich glaube, es würde doch der Simplicität des Gedichts, welche Du allerdings mit vollem Rechte verfolgſt, nichts abbrechen, wenn die Darſtellung etwas reicher wäre in Bildern. Ich will Dir einen Vorſchlag machen. Mir iſt nämlich dieſe Idee beigefallen: Wie wäre es, wenn Du Gleichniſſe aus der Natur nähmeſt,

liebliche und erhabene, wie Du es eben brauchſt, dieſe Gleichniſſe aber wieder in Deiner Tirolerſprache, der treuherzigen, einfachen, ausſprächeſt? Idealiſirt müſſen die Naturerſcheinungen ſeyn einerſeits, populariſirt aber andrerſeits. Ich glaube, das hat noch kein Menſch verſucht. Ich bin nicht recht im Stande, Dir meine Gedanken ganz deutlich zu machen. Ich meine ſo: die Auffaſſung der Naturerſcheinung und die Geſtaltung derſelben zum Symbole müßten ganz ideal ſeyn; die Darſtellung dieſes Symbols aber müßte tiroliſch ſeyn. Alſo — genug, Du verſtehſt mich ſchon. Es müßte eine große Wirkung thun. Die ganze Natur zur Landsmännin machen, zur ſchönen Tirolerin, wäre gar nicht übel. Probir' es nur, Tonerl, es wird ſich machen!

Meine Gedichte ſind fix und fertig. Sauber gedruckt. Wenn ich nur wüßte, wie ich ſie Euch ſchicken kann. Ich weiß nicht, was die Cenſur ſagen wird. Auf jeden Fall aber wirſt Du ſie durch einen Buchhändler in Wien bekommen können. Ich will Alles verſuchen, Dir und Schleifern ein Exemplar zu ſchicken. An Klemm, Berke, Skulimovski, Antoniewitſch möchte ich auch ſehr gerne ein Andenken ſenden; aber ich weiß noch nicht, wie ich's anfange. Die Gedichte ſind bereits zur Oſtermeſſe abgeſendet. Glücklicherweiſe! Es ſind auch einige Beſtellungen von Auswärtigen eingelaufen. Vielleicht bringen die Dinger doch durch. In Württemberg hab' ich ſchon einigen Namen. Beſonders intereſſiren ſich Uhland, Kerner und Schwab dafür. Jetzt iſt's geſchehen; ich kann ſie nicht mehr zurücknehmen. Aber ich bin ziemlich gleichgültig bei der Sache. Die Leute haben mich hier ſehr gelobt und dadurch abgeſtumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir beſſer ſeyn, aber auch nicht viel mehr wirken. Dieſe Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, ſuchen, ganz gleichgültig gegen dieſelbe zu werden. Ich bin wirklich ſtumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recenſenten nicht achte; die wiſſen den Teufel von Poeſie. Ich werde froh ſeyn, wenn ich es zur abſoluten Gleichgültigkeit gegen alles Urtheil der Welt werde gebracht haben. Lob ſchläfert ein; Tadel erbittert. Der beſte Freund iſt das poetiſche Gewiſſen. Wir wiſſen recht gut, wo uns der Schuh drückt, beſſer, als es uns irgend ein Recenſent ſagen kann.

Ich ſchicke meiner lieben Reſi mein Porträt. Eine liebe Freundin von mir hat es gemalt. Ihr findet ihren Namen am Rande des Gemäldes, Mariette Hartmann, die Tochter des hieſigen Geheimraths Hartmann, ein ſehr liebes Mädchen. In dieſem Hauſe habe ich auch viel Liebe erfahren. Ich will Dir's ein wenig beſchreiben. Der alte Herr, ein großer, ſtattlicher, ſehr ernſter und eben ſo gutmüthiger Mann. Die Mutter, eine geborne Italiänerin, ſehr lebhafte alte Frau, Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette detto; malt allerliebſt. Die dritte iſt Lotte; gutes, liebes Mädchen; ſingt angenehm, beſonders ein ſpaniſches Lied, das über Alles geht, was ich je von Liedern gehört habe. Sie hat mir das Lied aufgeſchrieben. Die vierte Tochter, eigentlich die erſte, als die älteſte, iſt an Hofrath Reinbeck verheirathet. Das iſt eine köſtliche Frau. Du findeſt in meinen Gedichten eines mit der Ueberſchrift: „In das Stammbuch einer Künſtlerin"; das iſt die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landſchaften (Oelgemälden) behängt, alles iſt ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat ſie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine ſtellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den ſchönen Sommerabend mit dem noch geſcheidten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! Eine Copie hat mir meine liebe Freundin mit Waſſerfarben gemacht und mitgegeben. Die werdet Ihr auch ſehen. Reinbeck iſt Schriftſteller; Novellen, Dramen ſind von ihm da. Die wohnen nun Alle in Einem Hauſe beiſammen, das ſie *ſich, nur für ſich*, gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nichts als das Zuſammenleben dieſer Menſchen. Alle Schöngeiſter, die nach Stuttgart gekommen, haben ſich in dieſem Hauſe eingefunden. Matthiſſon, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder ſind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geiſtreichen Frauenzimmern. Der Hofrath Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat ſeine Paſſion mit dem Ausſchneiden und Eſſen dieſer Gewächſe. In letzterem Geſchäft bin ich oft ſein treuer Gehilfe. Alſo Leib und Seele verſorgt!

Von meiner andern Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache ſehr ernſt genommen; und da ich keine Ausſichten auf Heirathen geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, iſt die Mutter um die Geſundheit des ſehr gefühlvollen Mädchens bekümmert, und hält uns auseinander.

Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen. Das ist ein ganz eigenes Verhältniß. Mündlich mehr.

Ich arbeite jetzt an einem Trauerspiel: Barbara Radziwill. Ich glaube, es wird gehen. Die Arbeit beschäftigt mich sehr. Einige Charaktere werden auftreten, verfluchte Kerls vom Kopf bis zur Zehe. An starken Situationen wird's auch nicht fehlen.

Leb' wohl, Bruder und Schwester! Ich küsse Euch und Eure lieben Kinder. Dieß ist doch nicht mein letzter Brief vor meiner Abreise. Ich schreibe noch einen in Heidelberg. Morgen verlaß ich Stuttgart.

Noch Eins! Deine Briefe an mich adressire nach Stuttgart an den Herrn Hauptbuchhalter der k. Staatskasse M., der sendet sie mir nach.

NB. mit doppeltem Couvert.

Grüße mir meine Schwestern Mini und Marie herzlich, wie auch meine Freunde. Antoniewitsch soll mich in Wien erwarten. Wir wollen nächsten Winter miteinander toll seyn.

Liebe Resi! hier schreib' ich Dir noch ein Gedicht auf, das nicht in meiner Sammlung steht, aber im Musenalmanach für's nächste Jahr erscheinen wird: „Der Gang zum Eremiten."

Anmerkung: Die Stelle darin:

„Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht;"

hat den Uhland wie ein elektrischer Schlag getroffen, daß er zuckte, als ich sie ihm vorlas.

Dieses Gedicht hab' ich bereits eine Strecke weiter geführt; es werden drei Gesänge.

Liebe Resi! Laß Dir's von Deinem Anton vorlesen. Abend muß es seyn. Der Toni soll auch zuhören. Trinket eine Flasche Wein dazu und meine Gesundheit und glückliche Reise und Wiederkehr in Eure Arme. Gott sey mit Euch! Euer treuer Bruder N.

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, 9. Juni 1832.

Liebſter Freund!

Geh' öfter auf die Solitude, wenn Du immer ſo ſchöne Gedichte von dort mitbringſt. Dieſe Gedichte ſind wieder ganz grün, ſo recht tief ſaftgrün; haben mir viele Freude gemacht. Ich muß überall eine kleine Freundſchafts-Quarantäne halten; in Weinsberg, jetzt wieder in Heidelberg. Bin ich aber einmal über letzteres hinaus: dann ſoll's, glaub' ich, viel ſchneller gehen; hier ſind meine äußerſten Vorpoſten der Liebe, drüber hinaus ſchon das ungeheure Lager der Gleichgültigkeit; da wollen wir ſchnell durchmachen. Meine Reiſe wird, nun ſie allein gemacht werden muß, um ein Gutes langweiliger werden. Du wünſcheſt, daß nur Rückſicht auf Matuſhinsky's Wohl mich vermocht haben möge, ihn nicht mitzunehmen, und der Wunſch iſt ſo übel nicht, ich wünſch' es beinahe ſelbſt; Du befürchteſt zugleich, daß dieß mißverſtanden werden könnte; ich befürcht' es nicht, mir iſt es vielmehr unermeßlich gleichgültig, was giftige Zungen darüber ſagen; ſie können mir höchſtens auf der Sohle meiner Ferſe herumzüngeln, weiter reicht mir die Brut nicht herauf; ich geb' Dir mein Wort. Ich hab' großen Vorrath von Verachtung bei mir, will ſchon ſehen, daß ich für das Verächtliche, das mir begegnet, damit ausreiche. Doch, auf ein freundlicheres Kapitel zu kommen. In Weinsberg hab' ich wieder einige gute Tage verlebt, die beſten waren meine letzten in Stuttgart. Das iſt Alles vorüber, und es iſt möglich, daß es nie wieder kommt. Ein Menſchenleben iſt leicht zerriſſen. Unſer Körper iſt ein falſcher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel.

Doch da bin ich plötzlich wieder aus dem freundlicheren Kapitel hinaus gerathen. Ich bin nun einmal verſtimmt. Nicht, daß die Leute an meinen Handlungen kritiſiren und herum deuteln, ärgert mich, nein, ſondern daß Du Dir was daraus machſt! Ich weiß wohl, lieber Freund, daß nur Deine Theilnahme an mir Dich hierin beſorgt macht, aber indem Du beſorgt biſt, präſumirſt Du, daß mich das Geſindel kränken könne, und durch Deine Sympathie kränkſt Du meinen Stolz wirklich. Ich habe eine Anzahl herrlicher Freunde, gediegene, kräftige, edle Mannesnaturen,

die mir eine Welt von ſolchen Lappen aufwiegen; und hätt' ich ſie nicht, und ſtünd' ich allein, ich würde mich ebenſowenig kümmern um das Urtheil der ſogenannten Welt. Ich muß aufhören und den Brief ſpäter fortſetzen, ſonſt komm' ich nicht heraus aus dem Gezänke.

Nächſten Dienſtag, d. i. den 12. Juni, reiſ' ich nach Amſterdam. Ich freue mich ſchon auf das Leben in der großen Handelsſtadt, beſonders auf die Matroſen. Ich will dort in den Matroſenkneipen herumſchleichen und einige Studien machen in der Menſchenkenntniß. Mein Trauerſpiel iſt vielleicht fertig, bis ich zurückkomme. Es reift täglich weiter, gleichſam sponte sua in meinem Innern, ſo daß ich mit der Ausführung wenig zu ſchaffen habe; die Verſe gehorchen dann gerne. Welche Freude für mich, wenn ich das Stück im Hartmann'ſchen Hauſe vorleſen werde! Das Urtheil dieſes Auditoriums, wobei freilich mein Mayer nicht fehlen darf, ſoll mich beſtimmen, ob ich die Arbeit dem Publikum vorlege oder nicht.

Sonntags früh. Ich ſchreibe Dir die Fortſetzung meines geſtrigen Briefes beim Klange einer Orgel. Drüben in der katholiſchen Kirche iſt Gottesdienſt; Orgel und Geſang hör' ich deutlich herüber. Einſt hab' ich auch zur Orgel geſungen und gebetet. Die Tage meiner Jugend, wo ſind ſie?! —

Heute regnet es. Der trübe Tag, die Orgel, Du — in der Ferne — Das iſt Alles ſo wehmüthig!

O mein lieber Mayer, ich denke recht innig an Dich. Du liebſter Freund! Dein Bild liegt vor mir auf dem Tiſche, Dein liebes treues Auge blickt mich ſo freundlich an. Bringe unſerer Mariette einen Kuß von mir für meine heutige Morgenfreude. Du ſollteſt jetzt zweimal ſo oft zu Hartmanns gehen, als ſonſt, einmal für Dich, und wieder einmal für mich. Mit der lieben Emilie aber ſollſt Du recht viel ſprechen, beſonders über ihre Malerei; ſeyd doch nicht ſo gleichgültig gegen das herrliche Talent! Es iſt eine Wärme in ihren Bildern, eine innige Kindesliebe zur Natur, wie man ſie ſelten antrifft. Wenn Du zu Schwabs kommſt, grüße ſie mir herzlich. Sie haben mir noch ein Lebewohl nachgeſendet nach Weinsberg. Von Amſterdam aus will ich an ſie ſchreiben. Da fällt mir eben ein, daß ich Dienſtag noch nicht reiſen kann, ich muß hier noch

etwas erwarten, das vielleicht erſt Mittwoch eintrifft, dann aber geht es ſogleich fort.

Geh' doch recht oft zu Hartmanns und Reinbecks. Erheitere auch die gute Julie in ihrer ſtillen tiefen Klage, das herrliche Mädchen. Dem armen Lottchen[1] wird's zeitlebens nachgehen, daß ſie die Mutter nicht mehr lebend angetroffen hat; tröſte auch ſie. Doch da gibt's eigentlich keinen Troſt; es iſt nur eine kurze Beſchwichtigung des Schmerzes möglich. Was macht denn der alte Herr? der liebe Vater ſo herrlicher Töchter? Er gehört unter die Menſchen, welche ich mir am beſten vergegenwärtigen kann. Ich ſeh' ihn vor mir ſtehen mit ſeinem ſchönen Ernſt und ſeinen wirthlichen Augenbrauen. Wenn Du Zöppritz ſiehſt, grüße ihn freundlich, oder ſollen es Hartmanns thun. Er hat mir einen ſehr wackeren Brief nach Weinsberg geſchrieben. Der Mann hat meine vollſte Achtung. Da hat das Schickſal wieder einmal ein Paar ordentliche Leute zuſammengebracht.[2] Ich freue mich ſchon, in Heidenheim einmal einzuſprechen bei meinen Freunden. Bis ich aus Amerika zurückkomme, wird überhaupt Manches im Reinen ſeyn. Auch Deine liebe Frau wird den ſauern Tag überſtanden haben. Gott ſtärke ſie darauf. Meinem kleinen Pathen will ich ein Spielzeug aus Amerika mitbringen. Laß ihn doch Max heißen; es wird doch gewiß ein Bube, oder iſt vielmehr ſchon einer.

Lebe wohl, mein Mayer! — grüße mir Frau und Kinder, beſonders mein Minele von Deinem Niembſch.

Schreibe mir Deinen nächſten Brief nach Amſterdam poste restante.

Leb' wohl!

Wenn Du an Uhland ſchreibſt, tauſend Grüße!

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Mannheim, 23. Juni 1832.

O Du mein lieber Kerner!

Wär' ich ſchon wieder zurück aus Amerika und bei Dir, mein Herzensfreund! Ich habe eine große Sehnſucht nach Deinem lieben Hauſe.

[1] Hartmann.

[2] Georg Zöppritz und Mariette Hartmann.

Vielleicht ſitzen wir die nächſten Winterabende beiſammen, und ich erzähle Euch von meinen Irrſalen. Ich bringe Dir und Deinem und meinem lieben Rikele noch einmal den herzlichſten Dank für Eure Liebe und Gaſtfreundſchaft; ich werde ſie in meinem Leben nicht vergeſſen. Unter Anderem! Vergeſſet doch den rothen Wein nicht zu trinken, der noch in Eurem Keller iſt. Denket dabei an mich. Was macht Niewiarowicz? Er ſoll auch ein gutes Glas davon trinken und ein recht herzheiteres Geſicht dazu machen; es werden ihm wohl auch noch beſſere Tage kommen. Grüße mir ihn und alle Deine Lieben herzlich von Deinem Niembſch.

Hier erhältſt Du das Gedicht für meinen Herrn Onkel. Möcht' es ihm doch gefallen![1]

Uebermorgen, d. i. Sonntag früh, ſegl' ich nach Amſterſtam; den 11. Juli von dort nach Amerika.

Leb' wohl, mein Kerner, hab' mich lieb!

An meinen Matuſhinsky will ich von Amſterdam ſchreiben. Grüße mir ihn recht. Mich freut es, daß Alles gut ihm geht. Der Eſchenmayer iſt halt eine prächtige Perſon! Gelt, Kerner?[2]

Ich küſſe Dich, mein lieber Alter; ewig und total Dein Niembſch.

Niembſch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Auf dem Rheine, 2. Juli 1832.

Die ſchönen Geſtade des Rheins ſchwinden an meinem Kajütenfenſter vorüber, wahre Sinnbilder meiner Freuden bei Ihnen, die mir auch ſo vorüber ſchwanden; auch grüne, ewig grüne Geſtade ſind meiner Erinnerung, die ſich ſo gerne darauf zurück flüchten wird aus den Wellen meines bewegten Lebens.

Die Rheingegenden ſind wirklich allerliebſt. Stille, beſcheidene Schönheit iſt ihr Charakter, wie der einer ſchönen deutſchen Seele, wie der Ihrige. Nie hab' ich ſo ſchöne Dörfer geſehen, ſo viel Ruinen und

[1] „Auf ein Faß zu Oehringen."

[2] Matuſhinsky, welcher nunmehr in Tübingen ſtudirte, um das Doktorat in der Medicin zu erlangen, war dort ſelbſt bei Profeſſor Eſchenmayer ſehr wohl gelitten.

Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten u. s. w. Nur Schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Flecklein Erde bändigen.

Hatten Sie vergnügte Tage in meinem geliebten Neustädtle?[1] Mich freuet es recht sehr, daß Sie gerade dieß gewählet haben zu Ihrer Erholung. Ich habe ein paar sehr vergnügte Tage dort zugebracht. Es sind viel Gedanken dort zu holen. Ich fand dort manches Bild, mancher meiner Einfälle muß dort noch herum spucken im Thale; sind Sie nicht davon geneckt worden?

Niembsch an Karl Mayer.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Lieber Freund!

Tausend Dank für Deine lieben Briefe, Deine wunderschönen Gedichte. Fahre fort zu dichten, es kommt immer besser; und sey nicht schläfrig im Punkt der Herausgabe.

Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffmanns kam ich durch. An der holländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand u. s. w. gelten. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzorte, machte Miene, mich zurück zu schicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnappte nach mir, wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violin' und Klarinett' mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung (?) gegeben, wobei Seine Bürgermeisterliche Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu seyn beliebten,

[1] Badeort bei Waiblingen.

daß ſie mir die Paſſage über die Grenze durch die Finger ſahen. Morgen endlich geht es nach Amerika. Ich bin froh aus Holland zu kommen. Mein Schiff wird vielleicht nur vier Wochen in Amerika bleiben und mich gleich wieder mitnehmen. Der Kapitän iſt ein ſehr braver Kerl, mit dem ich freundſchaftlich ſtehe. Leb' wohl mit Deiner lieben Frau und Deinen lieben Kindern. Ich bleibe ewig Dein Niembſch.

Niembſch an Emilie Reinbeck.

Amſterdam, den 25. Juli 1832.

Amſterdam iſt ein wahres Ungeheuer von Stadt mit ſeinen Kanälen, zahlloſen Schiffen, Windmühlen u. ſ. w. Die letzteren allein ſchon könnten mich aus Amſterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lang einer Windmühle zuſehe. Es ſieht aus, wie wenn ein beſoffener Kerl ſich aufraffte, mit ausgebreiteten Armen nach Luft ſchnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein ſchändlicher Anblick! — Einen angenehmeren Eindruck hingegen machen die Glockenſpiele an den Thurmuhren, die einen doch ſanft und gelinde mahnen an die verlornen Stunden, und ſie uns gleichſam fortſchmeicheln, während uns der dumpfe langſame Glockenſchlag unſerer gothiſchen Thürme in Deutſchland ſo ſtrafend und bitter in die Seele ſchlägt. Beſonders angenehm iſt dieſes Glockenſpiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmüthigen Wunſch: Möchten doch meine Stunden eben ſo harmoniſch zuſammenklingen wie die Glocken!

Das hieſige Muſeum hat herrliche Gemälde. Von unſerem Lieblinge Ruisdael ſind zwei Stücke da. Ein Waſſerfall von wunderbarer Schönheit. Auf keinem Bilde hab' ich ſo naſſes Waſſer geſehen; man muß beinahe zurückſpringen, um nicht überſchüttet zu werden. Die ganze Berglandſchaft voll der göttlichen geheimnißvollen Schwermuth dieſes Meiſters!

O Ruisdael!

Ausgezeichnet fand ich einige italieniſche Landſchaften von Nikolaus Berchem. Das Charakteriſtiſche darin ſcheint mir eine gewiſſe phantaſtiſche Bewegung, z. B. auf dem einen Bilde eine Heerde badender Stiere in köſtlicher Gruppirung, beſonders gut der eine Stier, der aus der Fluth aufſpringt und den Kopf muthwillig zwiſchen die Füße wirft. Auf einem

andern Bilde iſt der Wind im Gebüſche meiſterhaft ausgedrückt, und ein Hirtenknabe, der ſeine Schafe zuſammentreibt. Ein in der Abendſonne glühendes Buſchwerk iſt ebenfalls herrlich von ihm gemalt. Widerlich kontraſtirt gegen dieſen Meiſter Nikolaus Bauer mit einer wallenden See. Speckichter Himmel, ditto Waſſer. Der berühmte Haarlem hat mir nicht gefallen; ſein Kindermord von Bethlehem iſt ſehr kalt.

Nur noch ein Wort über eine weinende Magdalena von Correggio. Das wäre mir das liebſte Bild in der ganzen Sammlung. O Freundin, könnten Sie doch die ſchmerzliche Grube über dem linken Auge ſehen und dieſe redenden Thränen!

Dieß ſind meine letzten Worte auf lange. Heute noch oder morgen früh reiſ' ich nach Amerika. Mein Kapitän iſt ein vortrefflicher Mann, mit dem ich ſehr gut ſtehe. Die Reiſe wird angenehm werden.

Zu dieſem Briefe wird bemerkt: Wie ſehr Niembſch die Kunſt liebte, erhellt aus ſeiner Aeußerung: „Das Menſchenwerk geht doch über Alles! Ein Titian — das macht einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich! Ein Titian iſt mir mehr als das ſchönſte Alpenthal.“ (Niendorf. 216.)

Niembſch an Schurz.

Amſterdam, 25. Juli 1832.

Lieber Bruder!

Morgen reiſ' ich nach Amerika. Hier ſend' ich Dir meine alten Päſſe zurück mit der Bitte, mir einen neuen auszuwirken auf ein Jahr zu einer Reiſe nach Frankreich und England.

Ich hätte Dir früher geſchrieben, aber eine ſehr langwierige Rheinreiſe und tauſend Geſchäfte haben mir jede Correſpondenz verleidet.

Ich kann Dir nichts erzählen, denn ich möchte Dir alles erzählen.

Bald komm' ich zurück, und zwar mit demſelben Schiffe, das nur acht Wochen in Amerika bleibt.

Was macht Dein Speckbacher? Doch Du kannſt mir ja nicht mehr antworten; ich will den wackeren Kerl ſelber fragen, wenn ich zurückkomme.

Entſchuldige meine Kürze, ich habe heute noch Manches zu beſorgen.

Sey ruhig, Bruder, über meine Reiſe, ſie wird angenehm und kurz ausfallen.

Auch Du, meine liebſte, beſte Schweſter, kümmere Dich nicht; wir werden bald unſer Zuſammenſeyn um ſo glücklicher genießen, je länger wir getrennt waren.

An meine Freunde viele herzliche Grüße.

Lebt wohl, Ihr lieben Kinder: Toni, Kati, Lori, Pepi, Reſi! ich bring' Euch was mit aus Amerika.

Meine Gedichte ſind längſt gedruckt; Cotta wird ſie aber wahrſcheinlich erſt zur Michaelismeſſe ausgeben. Im Muſenalmanach für's nächſte Jahr findeſt Du einige neue Sachen von mir.

Lebet wohl, meine Lieben! Euer treuer Bruder Niembſch.

Derſelbe an Denſelben.

Amſterdam, 27. Juli 1832.

Ich habe Dir vorgeſtern einen ſehr flüchtigen Brief geſchrieben, weil ich glaubte, den folgenden Morgen abreiſen zu müſſen. Das hat ſich nun um einen Tag verſpätet. Das Schiff, womit ich reiſe, heißt Baron van der Kapellen, ein Oſtindienfahrer, der dießmal einen kleinen Abſtecher nach Baltimore macht, wo ich alſo, mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüſtet, landen werde. Mein Kapitän Tolen iſt ein ſehr fideler Kauz, mit dem ſichs angenehm machen wird. Er iſt ſo gefällig, mir von ſeinen eigenen Zimmern eines abzutreten, wo ich alle Bequemlichkeiten habe. Sein Mohr und mein Philipp bedienen uns. Dieſer Philipp nämlich iſt mein Bedienter; ein wahrer Waldteufel, aber kreuzbraver Kerl; er reist mit mir nach Amerika. Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen von etwa tauſend Morgen, und den Philippum als Pächter darauf ſetzen. Ein gewiſſer Ludwig H., Zimmermeiſter, aus Württemberg, geht auch mit ſammt ſeinen Söhnen und kauft ſich ebenfalls an in Amerika. Dieſer iſt nun der rechtſchaffenſte tüchtigſte Mann, den ich jemals aus derlei Stände kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufſicht. Der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratificirt. In drei bis vier Jahren

hat sich dann der Werth meines Eigenthums wenigstens auf das Sechsfache gesteigert. Lächle nicht, Anton, es liegen sichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von tausend Morgen etwa 3000 fl.; in vier Jahren ist alles kultivirt, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 fl. jährlich tragen. Ich kann mich auf meine Leute ganz verlassen, und eine gute Rente in Oesterreich genießen. Der schlimmste, aber undenkbare Fall wäre, daß sie mir ein Jahr lang meine Rente nicht schickten; dann wär' ich halt gezwungen, nach Amerika zu schreiben an ein Handelshaus, dem ich empfohlen bin, oder einen anderen Pächter setzen zu lassen, oder selbst hinzureisen. Ich sehe schon Deinen Toni durch die amerikanischen Wälder mit der Büchse herumstreifen, und seine großen Augen scharf aufreißen, wie er's jetzt schon thut, und den Hahn spannen und einen Bären niederknallen.

Die Reise wird ungefähr sechs Wochen dauern; drei bis vier Wochen bleib' ich dort, so daß ich mit Ende Oktober bei Euch seyn kann, oder wenigstens wieder in Europa. Ich habe einige Hoffnung auf eine Anstellung. Mündlich mehr hierüber. Meine Gedichte sind bereits ziemlich bekannt und ich habe einen guten Namen. Besonders Uhland stellt sie hoch, was mich am meisten freut. Die Stelle eines Doctor legens an der Tübinger Universität hätt' ich schon bekommen können; ich dürfte nur ein philosophisches Doktordiplom nehmen, was eine nackte Formalität ist und höchstens 100 fl. kostet; aber ich mag mich an nichts binden. So viel hab' ich indessen auf jeden Fall gewonnen, daß Cotta Alles druckt, was ich ihm gebe, und daß er mir hiezu alle seine Blätter: Morgenblatt, Hesperus, politische Annalen u. a. sehr artig eröffnet hat. Verhungern kann ich nicht mehr, aber ein reicher Mann kann ich werden in Amerika.

An Schleifer hab' ich ein Lebewohl geschrieben. Unter anderem: Ein gewisser Ritter ist mir 160 fl. schuldig.[1] Er ist wahrscheinlich im l.... Kaffeehause zu erfragen; und wenn er dort nicht zu erfragen ist, so wird man Dir seine Adresse in H...s Kaffeehaus geben können, wo er gewohnt hat. Er muß aber glauben, ich sey in Geldnoth, sonst gibt er Dir nichts. Von meinem Plane sage, Du wissest nichts; ich sey in

[1] Es ist derselbe, welchem Niembsch aus einer Spielverlegenheit half.

Amſterdam, warte auf Gelder ꝛc., er möchte Dir doch die Summe auszahlen. Dann behalte es, bis ich komme oder ſchreibe. Auch den neuen Paß behalte ſo lange. Sage dem —: Du habeſt mit meinen Geldangelegenheiten ſonſt nichts zu ſchaffen; wiſſeſt alſo nur, daß ich in Verlegenheit ſey. Lüge nur recht, lieber Bruder; es ſchadet nichts.[1]

Muß Dir wieder einmal ein Gedicht ſchicken: „Frühlings Tod.“

Dieſes Gedicht ſey mein letzter Gruß aus Europa an Dich, lieber Bruder, und an Dich, Du meine liebſte liebſte Schweſter. Gott ſey mit Euch und allen Euern lieben Kindern, ich küſſe Euch herzinnig. Euer treuer Bruder Nicolas.

Niembſch an Mayer.

Im Schiff Baron van der Kapellen,
Rhede von Texel, 1. Aug. 1832.

Herzensfreund!

In drei Stunden geht es endlich in die See. Wohl iſt das Seeleben ein erhabenes, wie Du ſagſt. Aber das Leben in einer Seeſtadt hat für mich wenig Reizendes. Amſterdam hat mir wenig gefallen. Die Häuſer ſind alle ſehr klein (ſchmal), ſo daß eine Amſterdamer Straße ausſieht wie grobe, geſchmackloſe Moſaik. Und die Windmühlen! Holland hat ſehr ſchöne Mädchen und ſehr ſchöne Kühe, was übrigens ziemlich auf Eins hinausläuft (in puncto des Witzes). Die Holländer ſind ſtrenge Kaufleute, aber gefällig und artig. Doch ich habe keine Zeit, Dir da Reiſemerkwürdigkeiten zu ſchreiben. Ich muß ſchließen und habe noch was ſehr Dringendes Dir zu ſagen, nämlich: bleibe ſo mein Freund, wie Du es bis jetzt geweſen; es wäre mir unerträglich, müßt' ich Dich nach meiner Rückkehr erkaltet finden. Gib das nie zu, lieber Mayer! Ich bleibe Dein Freund, ſo lange noch was von mir da iſt.

Leb' wohl, herzlichen Gruß Deiner Frau, Deinen Kindern.

Leb' wohl, Freund! Dein Niembſch.

[1] Der Herr Ritter zahlte, wenn auch freilich nicht ſogleich; aber er zahlte doch endlich.

Niembſch an Emilie Reinbeck.

Im Auguſt 1832.

Ein kleines Unglück, das unſer Schiff getroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem anderen Schiffe vorbeifuhren, ſtießen wir damit zuſammen, und es brach uns eine Segelſtange. Nun iſt aber der Schaden wieder gut gemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in die See. Der Eigenthümer des Schiffes, Herr Weſtermann aus Amſterdam, hat uns bis hieher begleitet, und iſt ſo gefällig, dieſen Brief in die Stadt zurückzunehmen und zu beſtellen. Meine Reiſe wird hoffentlich ſehr angenehm werden. Ich habe ein ganz artiges Stübchen in der Kajüte, wo ich ganz und gar iſolirt bin von dem grauſigen Volke der Auswanderer. Da hab' ich Platz genug, um zu leſen und zu ſchreiben, meine brave alte Geige zu ſtreichen, und an Sie und andere liebe Freunde zu denken. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenſchaftliche Liebe zum Meere faſſen. Ich ſpüre ſchon den Reichthum von poetiſchen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reiſe entgegenſtreuen wird. Aber noch iſt es exſt eine dunkle Ahnung. Oft ſtirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß ſie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht mir's da auch ſo. Aber ich hoffe das Beſte.

Das Schiff, womit ich reiſe, wird vielleicht nur ſechs Wochen in Amerika bleiben, dann nach Amſterdam zurückkommen, und ſolchenfalls mich wahrſcheinlich mitbringen. Es iſt aber auch möglich, daß es von Baltimore bald nach Oſtindien abgeht, und — vielleicht mich mitnimmt. Ungeheuer reizend wäre die Reiſe nach Java. Ein kleiner Abſtecher auf den Cap, auf die Inſel St. Helena, ſehr reizend.

Zur Vervollſtändigung des Bildes iſt hier Einiges nachzutragen, deſſen in den Briefen von Lenau ſelbſt zufällig keine Erwähnung geſchah, wenigſtens inſoferne dieſe zu meiner Kenntniß gelangten. Kerner ſchrieb mir am 24. October 1850:

„In meinem Gartenhauſe wohnend, bereitete ſich Niembſch zu ſeiner Reiſe nach Amerika vor, machte Einkäufe von Weißzeug, Stiefeln, Waffen, und freute ſich gar ſehr auf die Urwälder, um dort Opoſſums, ein Thier,

das sich todt stellt, sobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen. Von hier (Weinsberg) kam er mit mir und dem Polen Matuschinsky (einem Flüchtling aus Warschau, dem ich Herberge gab) oft nach Oehringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Oehringen zu verfertigen. Es steht in seiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geschrieben, und hängt an einem Faß des Einganges zu diesem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er schrieb zu diesem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur „Herr Onkel" hieß, welcher Brief mir aber (es ist mir arg!) verloren ging. Merkwürdig war mir, daß er in diesem Brief schrieb: „er werde auf dem Meere, so oft er einen Vogel vom Lande herfliegen sehe, „„Herr Onkel! Herr Onkel!"" rufen; dann würden ihn die Matrosen für wahnsinnig halten und über Bord werfen." So spielte er auch sonst oft mit dem Wahnsinnigwerden. Einmal stellte er sich auf einer Reise von mir nach Stuttgart mit jenem Polen völlig wahnsinnig (aus Scherz), und brachte damit eine fremde Frau, die mit fuhr, sehr in Schrecken.

Ich bat ihn, als er zur Reise nach Amerika Anstalten machte, inständig, nicht dahin zu gehen; allein die Vorstellungen, die er sich von den Urwäldern, von dem Ankaufe eines solchen Waldes und von der Freiheit in Amerika machte, ließen ihm keine Ruhe, und es hatte traurige Folgen für ihn.

Von meinen Gedichten war ihm immer das liebste (was ich nicht recht begreife) das, das überschrieben ist: „das braune Bübchen." Dieß liebte er immer ungemein und sagte: er wünsche nur, es gemacht zu haben.

Wie locker und leichtbeweglich sein Nervengeist war — was bei den Somnambülen z. B. zum zweiten Gesicht, zum Sichselbstsehen, zum Heraustreten aus sich, die Veranlassung gibt, und was auch bei Goethe, und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweiset folgendes Ereigniß. Wir saßen einmal nach dem Nachtische, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräche verstummte, und als wir auf ihn blickten,

ſaß er ſtarr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächſten andern Zimmer aber, in dem ſich kein Menſch befand, fingen Gläſer und Taſſen, die dort auf Tiſchen ſtanden, auf einmal klingelnde Töne zu geben an, als würde von jemand an ſie geſchlagen. Wir riefen: „Niembſch, was iſt dieß?“ Da fuhr er plötzlich zuſammen und erwachte wie aus magnetiſchem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während ſeiner Erſtarrung erzählten, ſagte er: „Das iſt mir ſchon öfter begegnet; meine Seele iſt dann wie außer mir.“ — Reinbeck behauptete einmal feſt: Niembſch ſey einmal im Gange ſeines Hauſes auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, wo ſich derſelbe gar nicht in Stuttgart befunden habe.“

Dieß von Lenau's Freund, dem Dichter und Arzte Kerner. — Die obenerwähnte Wahnſinnſpielerei berichtet die Wiener allgemeine Zeitung für Theater u. ſ. w. vom 19. März 1851, Z. 66, folgendermaßen ausführlicher:

„Zum Wahnſinn ſchien ſeit je vorherrſchende Neigung in Lenau zu ſeyn. Wir wiſſen, daß er einmal auf einer Reiſe, die er mit einem Freunde in Württemberg machte, als er im Eilwagen mit ihm unangenehmen und langweiligen Menſchen zuſammenkam, dieſelben durch verſtellten Wahnſinn vertrieb. Sein Begleiter mußte ihn, einer heimlich genommenen Verabredung gemäß, für einen Geiſteskranken ausgeben, der ins nächſte Irrenhaus gebracht werden ſolle. Und um die läſtigen Theilnehmer der Geſellſchaft von der Wahrheit dieſer Angabe zu überzeugen, ſoll er — wie der Freund ſpäter, nicht ohne Schauer, erzählt hat — den Verrückten mit einer ſolchen Meiſterſchaft geſpielt haben, daß nicht allein die, von dem frevelhaften Spiel des Dichters nichts ahnenden Reiſegefährten, ſondern auch Lenau's Freund ſelbſt davon bis zum Entſetzen erſchüttert wurde.

Als die unangenehmen Gäſte durch dieß Beginnen wirklich glücklich entfernt worden waren, gab Lenau natürlich ſogleich ſeinen Wahnſinn auf, verſicherte aber auf das befremdliche Erſtaunen ſeines Freundes über die Vollkommenheit, mit welcher er die Geiſteszerrüttung dargeſtellt habe, daß er im Ernſt ſchon oft ſich mit der Befürchtung geängſtiget: er könne einmal den Verſtand verlieren. „Du kennſt die Geſchichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenroſſen!“ ſagte er damals, indem er melancholiſch

lächelnd hinzusetzte: „Wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können!“ —

Die Thatsache trifft hier mit Kerners vollgültiger Anführung im wesentlichen überein. Dieselbe geschah Ende Mai 1832, als Niembsch und Matushinsky von Weinsberg nach Stuttgart reisten, jener, um seine Freunde dort noch einmal vor seiner Abfahrt nach Amerika zu sehen, dieser, — nachdem er von Niembsch wegen dessen bereits gesunkener Mittel nach Amerika nicht mehr mitgenommen zu werden vermochte, wie früher beabsichtigt worden war, — nun von Stuttgart weiter nach Tübingen zur Anhörung der ärztlichen Vorlesungen zu gehen.

Ein sehr merkwürdiger Umstand ist auch, daß Kerner am 24. Februar 1832 an Niembsch in Heidelberg schrieb: „Auch sagte man sich dort (in Stuttgart), ein Mädchen von Oehringen, mit dem Du getanzt, sey bald darauf wahnsinnig geworden, und halte sich nun immer für eine Königin von Ungarn.“ Dieser Scherz wird sich nach einem Dutzend von Jahren gar sonderbar verkehrt erfüllen. Tanzen hab' ich Lenau nie gesehen, und so wird er es auch wohl auf den Bällen zu Oehringen nicht gethan haben. Ein solcher Ball mag dagegen die Veranlassung zu Lenau's, um jene Zeit entstandenem schönen Gedichte: „Der Maskenball,“ worin er auch seinen Entschluß, nach Amerika gehen zu wollen, ausspricht, gegeben haben.

Eine ernste Warnung theilte Kerner seinem Freunde in der Hälfte Mai mit. Es hatte nämlich Jenem sein Oberamtmann ein Schreiben lesen lassen, das er von der Regierung erhalten, des Inhalts:

„N. N. in Stuttgart habe an die Regierung das Ansinnen gestellt, eine von ihm zum Behufe der Auswanderung nach Amerika errichtete Actiengesellschaft zu sanctioniren u. s. w. Die Regierung habe sich von N. N. Plan und Actenstücke geben lassen, aber gefunden, daß seine Voraussetzungen falsch seyen und das Ganze gar keine Garantie habe, so daß sie für Pflicht halte, damit nicht Theilnehmer in Schaden gerathen, vor Herrn N. N. und seinen Unternehmungen warnen zu lassen u. s. w.“

Niembsch nahm aber diese Warnung entweder nicht genug zu Herzen, oder er ließ sich zu leicht wieder beruhigen, denn er blieb bei dieser Gesellschaft und reiste mit ihr ab. Allein schon die Verzögerung in der

Abreiſe der Auswanderer machte übles Blut und die Erbitterung wuchs, als Beförderung und Verſorgung nur ſchlecht den gerechten Erwartungen entſprachen. Als der Unternehmer mit ſeinem Bruder endlich Anfangs Juli auf das langſam rheinabwärts ſegelnde Schiff nachkam, brach der Sturm gewaltig gegen ihn los. Bald darauf gelangte durch Kerner die Nachricht nach Stuttgart, einer der Auswanderer habe an ſeine Eltern nach Oehringen geſchrieben: Niembſch hätte ihm die Verwaltung ſeiner Angelegenheiten bei der Schiffsgeſellſchaft übergeben, und wäre ſtatt nach Amerika, nach Oeſterreich abgereiſet. Dieſe Nachricht fand auch Glauben, da man wußte, daß Niembſch bereits Verdruß und Verluſt bei der Geſellſchaft gehabt und ihm die Freude an der Reiſe ſo ziemlich benommen worden ſey; auch mochten ſtaatsbürgerliche Rückſichten auf jenen Entſchluß Einfluß geübt haben. Allein die Sache nahm eine andere Wendung. „Die armen Leute, unter denen viele ohnedieß nur ſchmerzlich vom Vaterlande ſchieden, da zumal die Kinder beim Verlaſſen der geliebten Heimath oft laut jammerten: „Nicht nach Amerika! Nicht nach Amerika!“ erwählten Niembſch, als den weitaus angeſehenſten und gelehrteſten unter ihnen, zum allgemeinen Sachwalter und beſchworen ihn, ihnen Recht und Gerechtigkeit zu verſchaffen. Niembſch errichtete einen altdeutſchen offenen Schöppenſtuhl, wozu er die vertrauenswürdigſten Männer erkieſen ließ, und zog den Beſchuldigten zu ſtandhafter Red' und Antwort. Als alles, wie Rechtens, verhandelt und der Angeklagte ſeiner Vertragsverletzungen klar überwieſen worden war, fällte Niembſch das Urtheil über ihn und ließ ihn in Vollziehung deſſen unter das Verdeck des Schiffes in ſtrenge Haft ſetzen. Später aber, es mochte ſchon in Holland geweſen ſeyn, verklagte der Gerichtete den Richter vor Gericht wegen angemaßter Gewalt und eigenmächtiger Freiheitsbeſchränkung, und es fehlte nicht viel, daß nicht der vorige Richter von der befugten Behörde an des Gerichteten Platz geſetzt worden wäre, wenn nicht allzudeutlich vorgelegen hätte, daß er nur auf guten Grund hin und aus eitel Gerechtigkeitsgefühl alſo geamtet. — So ungefähr lautete, was mir Niembſch im Spätjahre 1833 von dem Staatsbegebniſſe mündlich mittheilte, und was auch mit dem von Auerbach im „Deutſchen Muſeum“ 1. Jahrgang, 1. Heft, S. 53 kurz Erwähnten ziemlich übereintrifft. Ich erkannte darin ganz meinen

entſchiedenen, kühnen, rechtseifrigen Bruder. Schließen wir aber einmal vom Kleinen aufs Große; es erweiterte ſich das ſchmale Schiffsverdeck zu unermeßlichem Lande, das Häuflein geprellter Auswanderer zu einem mächtigen, jedoch niedergedrückten Volk; man erhebe den eigennützigen, gewinnſüchtigen Unternehmer zu irgend einem erbarmungsloſen Zwingherrn — was wird alsdann Lenau, und wie ergeht es ihm ſodann?

Ich meinerſeits glaube, in Bezug auf die im Jahre 1848 allgemein gehörte Frage: was würde jetzt Niembſch thun, wenn er geſund wäre? Daß er ſich damals, wie jedermann, der allgemeinen Begeiſterung hingegeben, ja ſich vielleicht mit an die Spitze der Entzückten geſtellt, aber von dem traurigen Gang der Entwickelung bald enttäuſcht und zurückgeſcheucht worden ſeyn würde. Für keinen Fall hätte es ihn in ſeinem engeren, bald darauf von Oeſterreich losgeriſſenen Geburtslande Ungarn auch nur kurze Zeit an eines Koſſuth Seite gelitten, ihn, „deſſen Groll in des Volkserretters Ruhmgewand verhüllte Schufte empörten, und der das Königthum, verlaſſener Völker Vaterhaus und Hort, den Himmelsgaben reihte.“ (S. Dichteriſcher Nachlaß. Proteſt.)

Niembſch war in ſeiner Zuneigung inſoferne ſehr treu, daß er, wen er einmal herzlich liebte, kaum je mehr zu lieben aufhörte, aber in dem Maße ſeiner Liebe war er etwas veränderlich. So ſchloß er ſich unter den Freunden, die er zu jener Zeit in Schwaben gewann, anfänglich ſehr warm und innig an Schwab und deſſen Gattin, welche ihm ſeine Schweſter zu erſetzen verſprach, ſodann an Lotte, hierauf an Karl Mayer, darnach an Kerner, und endlich an Emilie Reinbeck. In der düſteren Einſamkeit, welcher er ſich zu Heidelberg überließ, war nebſt dem Umgange mit einem ſehr ehrenwerthen jüdiſchen Wechsler, den er ſehr liebte und nie anders als: „Vater Zimmern“ nannte, dann mit deſſen Sohne Adolph und der freundlichen Gattin deſſelben, ferner auch mit Profeſſor Zöpfel und endlich mit zwei Brüdern Eichhorn, guten Violinſpielern, obwohl noch Knaben, die er ſehr liebte, und oft halbe Tage lang um ſich hatte, der Briefwechſel mit Mayer ſeine vorzüglichſte Erheiterung. Um Weihnachten 1831, wo Niembſch einer Gemüthskrankheit ſchon ſehr nahe ſtand, nahm er auf eine Woche ſeine Zuflucht zu Mayer in Waiblingen.

Als ſich Niembſch auf ſeinen großen Weg begab, erfreute er ſeinen

lieben Freund Mayer damit, daß er ihm von Weinsberg ein noch von seinem Vater herrührendes kleines viereckiges Meerschaumköpfchen zur Erinnerung zusandte. Was Niembsch laut seines Briefes an Mayer aus Heidelberg den 9. Juni 1832 etwas verstimmt hatte, mag auch eine Mittheilung Mayers an ihn gewesen seyn, daß die Leute an seiner Abwesenheit bei der Bestattung der Geheimräthin Hartmann Anfangs Mai 1832 (er machte aber bald darauf eigens eine Reise von Weinsberg nach Stuttgart, um der verehrten Familie sein Beileid zu bezeigen), herumzudeuteln sich herausnahmen.

Zwei sehr nennenswerthe Männer strebten damals nach Lenau's Bekanntschaft: der ihm von Schwab am 12. Jänner 1832 als „geistvoller Dichter und seelenvoller Mensch" nach Heidelberg zugeschickte Baron von Sternberg, und der gottvolle Tondichter Mendelssohn-Bartholdy. Dieser suchte bei einer nächtlichen Durchreise durch Heidelberg Lenau auf. Man weckte diesen um elf Uhr Nachts aus dem ersten Schlafe. Vom grellen Lichte beleuchtet, das ein Kellner des „Königs von Portugal" in der Hand hielt, steht ein Mann im schwarzen Frack vor dem Bette. „Ich habe einen Brief von Schwab an Sie," sagte er, „und wollte nicht weiter reisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich gehe gleich wieder mit dem Eilwagen." Schnell wie er erschienen, verschwand er. Morgens war es wie ein Traum, das bleiche interessante Gesicht. Erst im Jahre 1844 trafen sich Niembsch und Mendelssohn in Frankfurt am Main wieder. Am 15. März 1832 um 6 Uhr Morgens, wo es an Lenau's Thüre schlug und laut „Niembsch!" schrie, war Niemand von seinen Bekannten in Wien oder in Oesterreich gestorben.

Auf welche Anstellung Niembsch einige Hoffnung hegte (s. seinen Brief vom 27. Juli 1832), kann ich mich nicht mehr entsinnen; nur ist mir so dunkel, als wäre einmal auf die Möglichkeit einer Anstellung in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart gedacht worden.

Lieder Lenau's, die auf die edle Lotte sich beziehen, sind: „Mein Stern" und „Ohne Wunsch;" solche aber, die seine Hinreise nach Amerika uns vergegenwärtigen: „Die Rose;" „Am Rhein;" „An mein Vaterland;" „Auf eine holländische Landschaft;" „Der Abschied;" „Die Seejungfrau;" „Meeresstille;" I. 245 und II. 69; „Wanderer und Wind;"

„Der Schmetterling;“ dann aus „Fauſt“ „Der Abendgang;“ „Die Reiſe:“ „Der Traum;“ „Der Sturm.“

Vom Trauerſpiele: „Barbara Radziwill,“ deſſen Stoff er der Geſchichtsdichtung Bronikowski's: „Hippolyt Boratynski“ entnahm, und das doch bei ſeiner Abreiſe nach Amerika ſchon ziemlich vorgerückt war, iſt leider nichts vorhanden. Und nun nach Amerika!

Niembſch an Schurz.[1]

Baltimore, den 16. Oktober 1832.

Lieber, guter Bruder!

Nach einer ſehr langen Reiſe, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigſte und beſte Wirkung dieſer Seereiſe iſt ein gewiſſer feierlicher Ernſt, der ſich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befeſtigt hat. Das Meer iſt mir zu Herzen gegangen. Das ſind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantiſche Meer und die öſterreichiſchen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweiſe einen Zögling der letzteren nennen. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe war, wenn auf der See jedes Lüftchen ſchwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel ſich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung ſich von unſerm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieſer tiefen, grenzenloſen Einſamkeit; mit welcher Sehnſucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menſchen in der Ferne. Ich möchte faſt behaupten, das ſtille Meer iſt größer als das bewegte, wie es denn ſchon dem Auge ausgedehnter erſcheint. Es hat ſich mir aber das Meer auch in ſeiner Leidenſchaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und ſchleuderten ſichs verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht ſtehen konnte; doch eben darin mag das Heilſame liegen, das Seereiſen für den Charakter des Menſchen haben. Wenn ich in meiner Kajüte ſtand und plötzlich an die Wand geworfen wurde

[1] In Wien angelangt am 1. December.

wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz aufs bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur ist sehr gut. Einmal hatten wir auch einen mäßigen Sturm, bei dem ich aber sehr gleichgültig war. Der Kapitän zeigte mir mit besorglicher Miene gegen Norden eine tiefe schwarze . . nicht Wolke, sondern Mauer, die senkrecht aus den Fluthen aufzuragen schien. „Das kann einen starken Sturm geben!“ war seine Meinung, und alle Segel einzuziehen, sein blitzschneller Befehl. Es war ungefähr 10 Uhr des Nachts. Der Kapitän mußte herzlich lachen, als ich nach einigen Minuten wieder aus der Kajüte kam, im Hemd, das ich über die Unterhosen hinabhängen ließ, und sagte: „Ich habe meinen Sterbekittel bereits angezogen.“ Die schwarze Mauer rückte heran, fürchterliche Regengüsse stürzten herab, und die Wogen brüllten rasend um das arme Schiff. Was übrigens unsere Lage bedenklicher machte, obwohl der Sturm nicht sehr heftig war, wie der Kapitän sagte, das war die schlechte Beschaffenheit unseres Schiffes. Wir waren bereits in tiefer See, als uns der Schiffszimmermann anvertraute, das Schiff könne keinen kräftigen Sturm aushalten, indem es bedeutend schadhaft sey. In einigen Stunden ging das Unwetter vorüber. Ich werde aber in meinem Leben mit keinem Holländer mehr fahren. Es ist doch eine fatale Empfindung, wenn man sich Abends in seine Hängematte legt und nicht weiß, ob das Schiff in der Nacht auseinander gehen werde und man in den Wellen erwache, gerade auf so lange, um die Todesangst noch recht zu fühlen. Aber auch daran hab' ich mich gewöhnt. In solchen Augenblicken dacht' ich gar lebhaft an Dich und meine liebe Schwester, deren Namenstag heute ist,[1] und der ich von Herzen Glück wünsche. Ja, liebe, liebe Therese, Gott segne Dich und geb' uns ein frohes Wiedersehen! Von Kindheit an haben wir immer getreu zusammengehalten, wir haben die schöne Zeit der Jugend miteinander verlebt. Du bist mein letztes, liebstes Erbstück meiner Jugendtage, darum, und weil Du so gut bist, liebe ich Dich auch wie meine Jugendträume. Wir zwei kennen wechselseitig die früheste Geschichte unserer Herzen. Deine Freude ergänzt

[1] Sollte heißen: „gestern war.“

die meinige, Dein Schmerz den meinigen. Gott segne Dich, liebe Schwester! Ich will heute Dein Andenken recht feiern in meinem Herzen. Ihr werdet heute gewiß auch viel von mir sprechen. Gott strafe mich, wenn ich nicht bald wieder bei Euch bin! Ich will nicht länger hier bleiben, als unbedingt nöthig ist, um so weite Reise nicht umsonst gethan zu haben. Ich will Dir bald wieder in Dein liebes Auge sehen, ich will bald meinen Anton sehen und seinen wackern Speckbacher hören, mit welchem ich, im Vorbeigehen gesagt, in der Gesichtsbildung viel Aehnliches haben soll, wie mir ein Tyroler in Bayern von freien Stücken sagte, ohne daß von Speckbacher die Rede war. Alle die Scenen meiner Seereise will ich Euch mündlich mittheilen; jetzt nur Einiges über Amerika.

Den 8. Oktober betrat ich den amerikanischen Boden zum erstenmale. Unser Schiff lag noch in der Chesapeakbay, an welcher Baltimore, unser Landungsplatz. Der Kapitän, ein Passagier aus Württemberg und ich fuhren in einem Nachen ans Land. Wegen Untiefe konnten wir nicht bis ans Ufer fahren. Jeder setzte sich auf einen Matrosen, und ich ritt also auf einem starken Kerl ans Land. Der Anblick des Ufers war lieblich. Zerstreute Eichen auf einer Wiese, weidendes Vieh und ein klafterlanger zerlumpter Amerikaner mit einer abenteuerlichen Marderkappe waren das Erste, was wir antrafen. Der Kapitän frug die lebendige Klafter (der Mensch war so dürr, daß man wirklich nichts als Länge an ihm sah) nach einem Landhause, wo man Lebensmittel kaufen könne. Murmelnd und tabakkauend führte uns die Klafter ungefähr eine halbe Stunde weit zu einem recht hübschen Haus von Backsteinen. Die zahlreiche Familie des Bewohners empfing uns ziemlich artig. Die Weiber und die Kinder waren sehr geputzt. Es wunderte mich sehr der Luxus in diesem einsamen abgelegenen Bauernhaus; weniger wunderte mich das Auffallende, Prunkende, Geschmacklose im Anzuge, besonders der Kinder. Ich glaube, wenn der Mensch sich in der Einsamkeit putzt, so thut er es ohne Geschmack. Geschmack ist ein Sohn der Gesellschaft, vielleicht der jüngstgeborne. Man kredenzte uns sofort Cider (ich mag den Namen des matten Gesöffs nicht mit deutschen Buchstaben schreiben), Butter und Brod. Letztere waren gut; aber der Cider (sprich: Seider) reimt sich auf: „leider." Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Mag er bei einem

Glaſe Cider ſeine Spottdroſſel behorchen, mit ſeinen Dollars in der Taſche, ich ſetze mich lieber zum Deutſchen und höre bei ſeinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Taſche ärmer iſt. Bruder, dieſe Amerikaner ſind himmelan ſtinkende Krämerſeelen. Todt für alles geiſtige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß ſie bei dieſen Wichten nicht einkehrt. Das ſcheint mir von ernſter tiefer Bedeutung zu ſeyn, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetiſcher Fluch. Eine Niagaraſtimme gehört dazu, um dieſen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhauſe geſchlagen werden. Man darf dieſe Kerle nur im Wirthshauſe ſehen, um ſie auf immer zu haſſen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (ſo iſt es da, wo ich wohne); Speiſen, meiſt Fleiſch, bedecken den ganzen Tiſch. Da erſchallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner ſtürzen herein, keiner ſieht den andern an, keiner ſpricht ein Wort, jeder ſtürzt auf eine Schüſſel, frißt haſtig hinein, ſpringt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reiſ' ich zum Niagara und dann, wenn ich gute Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder freu' ich mich ſehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reiſe reichlich lohnen. Sey ſo gut, lieber Bruder, mir meinen neuen Paß, wenn Du einen bekommen, wo nicht den alten, nach Stuttgart zu ſchicken unter der Adreſſe des Hofraths und Profeſſors Reinbeck, wohnhaft in der Friedrichgaſſe, 14. Reinbeck iſt mir ein ſehr guter Freund, ſeine Frau aber nebſt meiner Theres das liebſte Weib. Unter den Mädchen ſteht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dieß je geltend machen zu können. Meine Gedichte ſind nun gewiß ſchon in Deinen Händen; Cotta iſt, wie mir Reinbeck hieher geſchrieben, mit dem Abſatz ſehr zufrieden. Neues hab' ich nicht viel gemacht. „Die Marionetten," deren erſten Geſang ich Dir unter der Aufſchrift: „Der Gang zum Eremiten" mitgetheilt, ſind nun in drei Geſängen, ungefähr 500 Verſen, fertig; außerdem einige kleinere Gedichte. Eines der letzteren folgt hier zum Angebinde für meinen lieben Namenstag. Es iſt mir ſchwerlich gelungen, die ſonderbare Sehnſucht nach der Tiefe des Meeres hinein zu legen, wie ich ſie empfunden. Daß es Seejungfrauen gibt, halt' ich

für kein Mährchen. Glaubwürdige Seeleute haben versichert, solche erblickt zu haben. Vide: Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur. Atlantica I.[1]

Tausend Küsse an alle Eure lieben Kinder! Die Idee, in Amerika Land zu kaufen und durch einen Pächter bearbeiten zu lassen, hab' ich nicht aufgegeben; es ist dieß auf jeden Fall eine sichere Art, sein Geld anzulegen und sehr gut zu verzinsen. Viele Grüße an Klemm, Berke ꝛc. Ewig Euer Bruder.

Sey so gut, dafür zu sorgen, daß das Versorgungsamt erfahre, ich sey noch unter den Lebendigen, damit mein Rentenschein nicht etwa erlösche. Grüße Mina und Marie herzlich. Ich wünsche, daß die eine und die andere bereits verheirathet sey.

Niembsch wurde zu Baltimore, im etwas unfreundlichen und schwarzen Börsen-Gasthofe (Exchange Hotel), worin er wohnte, von einem auch erst unlängst angelangten jungen deutschen Studenten, einem Kurhessen, der ein guter Geiger war, dringend bestürmt, nur alsbald aus dem Bette sich zu erheben und, die Guitarre um den Hals gehängt, eine große tonkünstlerische Rundreise mit ihm nach Südamerika, Australien und Ostindien anzutreten. Niembsch, wiewohl noch im Tecel mit gleichen Weltfahrtsgedanken sich tragend, war aber doch inzwischen durch die harte Täuschung in Nordamerika schon etwas abgekühlt, dann auch durch den garstigen Scharbock, den er sich auf der langen Seereise durch das ewige Pöckelfleischessen zugezogen, merklich herabgestimmt, und endlich däuchte ihn doch seine bescheidene Börse so riesigen Entwürfen nicht ganz gewachsen, denn, sich durch die Welt kümmerlich zu klimpern, hätte ihm sein Stolz als Edelmann und Dichter gar nicht erlaubt; kurz, er blieb dem Versucher, der ihm die ganze weite Welt zu Füßen legte, taub, und kaufte sich lieber einen wackern, zutraulichen Schimmel, um in die heiß ersehnten

[1] „Die Seejungfrauen." Die letzte Strophe, welche späterhin beim Drucke wegblieb, lautete:

„Ruhend auch im stillen Schooße —
Ist mein stilles Sehnen —
Schau die Brust, die seufzerlose,
Augen ohne Thränen! —"

kühlen Urwälder zu reiten. Auf dem Wege dahin kam er durch Bedford, woselbst er die angenehme Bekanntschaft eines Herrn King machte, der ihn so lieb gewann, daß er ihm „Mitschells Reiseführer durch die vereinigten Staaten“ (Mitschell's Travellers Guide through the united States), aus einer Landkarte und einem Städteverzeichnisse bestehend, in dauerhaft schwarz Leder gebunden, freundlich verehrte und eigenhändig mit Bleistift beischrieb, wie noch unverwischt darin zu lesen ist:

Alexander King
de Bedfordia
dedit ad ejus amicum
Dominum Niembsch.

Niembsch hatte zwar schon im Jahre 1828 mit Zen-Ruffinen, Gesandtschaftssekretär der Schweiz, und mit Joseph Fischhof, dem tüchtigen Tonsetzer und Tastenmeister, zu Wien von dem gemeinschaftlichen Freunde Friedrich Witthauer, Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Mode, Englisch gelernt, es aber im Sprechen nie weit gebracht — und andererseits verstand sein neuer Freund noch weniger Deutsch; es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich auf lateinischem Boden aufzusuchen, worauf der kaufmännische Amerikaner freilich nicht so fest einhertrat als wie der hochgebildete Sohn Ungarns, wo schon die Knaben Latein sprechen. Aber ob sie sich auch nur schwer verstanden — ihre Herzen fanden sich doch. Vielleicht war auch dieser Alexander King derjenige Amerikaner, welcher, als Niembsch — wie er mir erzählte — einmal einer zahlreichen erlesenen Gesellschaft das alte feurige Rakozilied vorspielte, vorsprang und wie außer sich aufschrie: „Hurrah, Magyar!“ Ja, vielleicht war eben dieß der Augenblick, der ihre Hände ineinanderfügte.

Die Reise ging in der Richtung von Pittsburg am Ohio. Auf diesem Wege geschah es wohl, daß ihm einmal — wie Emma Niendorf auf S. 20 erzählt — förmlich übel und krank geworden in einem Spinnhause, wie er so unter allen diesen Rädern und Spindeln sich befand. Lieber als die Nähe der Industrie war ihm die der rohen Natur. Mancher Urwald wurde durchzogen und in manchem Blockhause übernachtet. (Siehe die Gedichte: „Der Urwald“ und „Das Blockhaus.“) Warum aber war sein Pferd, dessen er in ersterem Gedicht erwähnt, ihm so zugethan? Sah

ja doch in demſelben der gemüthreiche Dichter auch wirklich einen Menſchen, einen theuren Freund, ſeinen geliebten Boloz im fernen Galizien vor ſich! Niembſch ſchrieb es nach ſeiner Zurückkunft aus Amerika im Jahre 1833 dem Freunde ſelbſt: „Ich kaufte mir einen Schimmel, den ich Boloz nannte, weil es ein braves, edles und unternehmendes Thier war. Und wenn ich ſo auf meinem Schimmel ritt, mir einen Magyarenmarſch pfiff, und dem Schimmel ein: „Vorwärts, Boloz!" rief, wobei ich an Dein edles „Vorwärts!" in mancher blutigen Schlacht dachte, ſo glotzte mich der amerikaniſche Urwald befremdet an über dieſe fremden Namen und Töne." Das im anderen Gedichte erwähnte kalte, gelaſſene und völlig umſtändeloſe Gebaren der Wirthe und Aufwärter mag Niembſch wohl nicht immer ſo ganz behaglich vorgekommen ſeyn. Es iſt ſtets doch etwas läſtig, wenn man auch das geringſte Verlangen auf die Gefahr der Antwort wagen muß: Thu' Dir's nur ſelbſt! Niembſch war auch, weil etwas bequem, fremder Aufmerkſamkeit ſehr bedürftig, überdieß mochte er dieſelbe gern als einen ſeiner geiſtigen Größe gebührenden Zoll betrachten. In dieſer Beziehung berichtet Frankel, S. 93, Niembſch habe erzählt: „es wäre ein prächtiger, wünſchenswerther Moment geweſen, als der Dichter Mickiewic in einer Geſellſchaft die Theetaſſe fallen ließ und die Damen ſich die Scherben ſtreitig machten." Auch zu ſeiner Schweſter Thereſe ſagte er einmal: er verdiente in Sammt und Seide zu gehen; das wäre ihm nichts als gebührlich, wogegen aber gerade mancher erbärmliche Lump alles im Ueberfluß genieße. Wäre er reich, ſo würde er große Dienerſchaft halten und glänzende Tafel führen, aber dazu öfter auch Arme laden. Als Niembſch das erſtemal nach Stuttgart kam, wo man Bürgerliche nicht wie in Oeſterreich mit „Herr von," ſondern nach ſtrenger Gebühr bloß mit „Herr" anſpricht, dagegen aber den wirklichen einfachen Edelmann gleich gern: „Herrn Baron" nennt, ließ auch er ſich dort den „Baron," wenn auch wohl anfangs nur lächelnd, gefallen; ſpäter würde es ihn ſogar verletzt haben, hätte ihn Einer nicht ſo genannt. Von Wienern, die ihn in Stuttgart oder Schwaben kennen gelernt, z. B. vom Maler Rahl, wurde er dann auch in Wien ſo betitelt. Ich hielt ſtets im Stillen die Hinnahme einer ſolchen Ueberhebung für eine kleine menſchliche Schwachheit dieſes großen Geiſtes, allein entſchuldigte ſie

zugleich wieder damit, daß ihm sein Adel allein eine Stellung in der Welt sicherte, nachdem ihm hiezu weder ein Amt noch Reichthum behülflich war, der Ruhm als Dichter aber nur bei Gebildeteren Ansehen verschafft. Aber auf den Gipfel gesellschaftlicher Würde wurde Niembsch eben in dem Lande der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit, in Nordamerika, erhoben, indem ihn dort sein Bedienter Philipp Huber in treuherziger Unterwürfigkeit nicht selten sogar „Durchlaucht" hieß.

Zu Pittsburg in Pennsylvanien, wo sich Niembsch wohl längere Zeit aufhielt, fand er einen sehr freundlichen Empfang und liebreiche Behandlung im Hause eines Herrn Volz, an den er durch Briefe aus Schwaben empfohlen gewesen seyn mochte. Schon der Name des Mannes that Niembsch wohl, denn so hieß auch der Hauptmann, bei dem er als Philosoph im Jahre 1820 zu Wien gewohnt hatte. Er fühlte sich also halb heimisch. In der Gegend von Pittsburg überwinterte wohl auch Niembsch; denn Economy und Lisbon, von wo er die nachstehenden Briefe nach Europa schrieb, sind unferne von Pittsburg. Zu erwähnen ist, daß der Hausknecht in dem Wirthshause, worin Niembsch überwinterte, wenn er Morgens mit dem Holz kam, um einzuheizen, dieses durchaus nicht eher that, bis ihm nicht Niembsch ein Stückchen auf der Geige vorgespielt hatte, was diesem zwar Anfangs Spaß machte, aber späterhin manchmal sehr ungelegen war.

Niembsch an Schurz.

Oeconomie in Pennsylvanien, 28. Februar 1833.

Geliebter Bruder!

Von Woche zu Woche wurde meine Reise zurück ins liebe Oesterreich aufgeschoben, nicht durch meinen Willen, sondern durch ein fatales rheumatisches Leiden, das zwar ganz ungefährlich, aber doch lästig genug war, mich in Amerika so lange zurückzuhalten. Ich hätte Euch längst geschrieben, aber ich glaubte immer bald selbst zu kommen, was nun leider erst ungefähr mit Ende Mai geschehen kann. Anfangs April schiff' ich mich ein in New-York, und segle dann glücklich nach Haus. Was mit und in mir vorgegangen ist diese Zeit über, kann ich nur mündlich sagen; es ist dessen zu viel. Ich freue mich rasend auf Dich und meine gar zu

liebe Theres und eure tausend Kinder. Sage doch der lieben Resi, die Seefahrt hat in einem guten Schiffe, zumal nach Europa zurück, wohin sie viel schneller geht, keine Gefahr.

Der alte Gott Apollo lebt noch.

Du wirst auch viel gedichtet haben? Das wird doch eine Freude seyn, wenn wir uns Abends so vorlesen werden! — Lebt wohl! Baldiges Wiedersehen! Euer ewig treuer Bruder N.

Dieser Brief ist im Bett geschrieben, darum so schön.

Tausend Grüße an meine Schwestern und Freunde.

Niembsch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Lisbon, 5. März 1833.

Hier sitz' ich in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, rauche mein Pfeifchen auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. — Wie mir Amerika gefällt? — Für's Erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamine; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen),[1] um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Für's Zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Büffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz, oder so weh, daß sie singen müßte.

[1] Der Oesterreicher spricht wörtlich statt „reisen" „rasen" mit hellem A. In „rasen" als „toben" klingt das A dunkel.

Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimath herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. „In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl — sagte Einer — da würde ich Jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte" ꝛc. Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brod! Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbarfremde!) Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht daß ich davon genesen bin; mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen langen Einsamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen. Wenn so ein langer, einsamer Winter obendrein gewürzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens seyn, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbste gewesen.

Nächsten Monat werd' ich mich in New-York einschiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu seyn und einige Tage im Kreise meiner Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater,

bei dem es mir immer ist, als wär' er auch der meinige, so innig verehre ich ihn, auf Ihre lieben Schwestern, die mir auch wie die meinigen vorkommen, so lieb' ich sie, und o! auf meinen Mayer, meinen Reinbeck u. s. w. Eilet, ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht ersaufe! Geschrieben hab' ich indessen: „Der Gang zum Eremiten" in drei Gesängen; [1] „Die Heidelberger Ruinen;" „Die Abschiedsrose;" [2] „Der Postknecht;" [3] „An die Ultraliberalen in Deutschland;" [4] „Waldestrost;" „Der Unentbehrliche;" „Primula veris;" „Ahasverus, der ewige Jude" und vier Atlantica, [5] welche ich Ihnen, zu einem Maienkränzchen gewunden, hiemit übersende.

An Reinbeck.

Verzeihen Sie meinen Gedichten, daß sie sich so breit gemacht haben in meinem Brief und meinen Gruß an Sie auf den äußersten Rand herabgedrückt.

Amerika ist das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Das atlantische Meer aber ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben. Ich weiß nicht, ob nicht alles, was ich hier niedergeschrieben, äußerst geistlos ist und langweilig; ich kann es hier nicht beurtheilen. Ich bitte daher geziemendst, Alles, was Ihnen abgeschmackt erscheint, auf das amerikanische Klima zu schieben. Bringen Sie Mayers u. s. w. meinen herzlichen Gruß. An meinen lieben Freund Kerner, so wie an Mayer und Schwab werd' ich vielleicht noch schreiben vor meiner Abreise; sollt' es mir nicht mehr möglich seyn, indem sich meine Geschäfte nun sehr zusammendrängen, so sollen meine Freunde mit einem Gruße vorlieb nehmen; dieser ist gewiß nicht leer.

Niembsch an Joseph Klemm in Wien.

Lisbon am Ohio, 6. März 1833.

Lieber Bruder!

Ich habe in Amerika viel einsam gelebt und viel nachgedacht über meine Freunde, und da hab' ich gefunden, daß Du vor Andern mir

[1] Die Marionetten.
[2] Die Rose der Erinnerung.
[3] Der Postillion.
[4] Der Protest (im Nachlasse).
[5] Die Seejungfrauen. Meereswogen. Seewogen. An mein Vaterland.

immer ein lieber treuer Freund gewesen, und daß Du eines Grußes aus der Ferne wohl werth bist. Mein Gruß ist wahrlich eine Stimme aus der Wüste. Will man einem stürmischen haltungslosen Leben entrinnen, und festeren Wandel gewinnen auf Erden, so muß man vor Allem hinaus in die Wüste, d. i. in eine wahre Einsamkeit.

Hier lebt der Mensch in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche streift. Größtentheils gewiß ist dies das Werk der Natur. Die Natur selbst ist kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles ist gleichförmig und unphantastisch. Kein wahrer Singvogel. Alles ist nur Gezwitscher und unmelodisches Geflüster. Selbst der Mensch hat keine Stimme zum Gesang. Ich war häufig in musikalischen Gesellschaften, wo junge Damen sich singend (?) hören ließen. Ihr Ton war in Wahrheit jenem zu vergleichen, den man hervorbringt, wenn man mit nassem Finger an dem Rande eines mit Wasser gefüllten Glases herumfährt, ein sonderbares Geschrille, das höchstens dem einer Möve ähnlich kommt. Ich hörte mit vielem Grausen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Resonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit. Auch blicken diese Damen nicht, sie schauen nur; es klaffen nur zwei Kellerfenster. Ich kann das amerikanische schöne Geschlecht nur darum loben, daß es meiner Ruhe niemals gefährlich werden könnte. Auffallend ist übrigens die hohe Verehrung und die große Galanterie, mit welcher die hiesigen Ehemänner ihren Frauen begegnen. So z. B. gehen die Männer in den Städten auf den Gemüsemarkt, den Korb am Arme tragend, und kaufen hier das Nöthige zusammen, während die Frauen sich zu Hause sehr behaglich und sehr müßig auf eigens dazu eingerichteten Schaukelstühlen hin und herwiegen. Die Weiber sind fast heilig gehalten. Ich habe schon in meinem Innern die heimliche und verwegene Frage aufgeworfen, ob der Grund dieser Erscheinung nicht etwa demjenigen verwandt seyn dürfte, der einige deutsche Gebirgsvölker veranlaßt, ihre Kretinen für heilig zu halten. Ich weiß es nicht. In der großen Bildung der Männer, die freilich auch Galanterie gegen die Weiber gebietet, ist die Ursache nicht zu finden. Das weiß ich. Die Bildung der Amerikaner ist bloß eine merkantile, eine technische. Hier entfaltet sich der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit. Doch ist selbst diese Cultur

keine von innen organisch durchgegangene, sondern eine von außen gewaltsam und rapid herbeigezogene, bodenlose, und darum gleichsam mühselig in der Luft schwebend erhaltene. Der Ackerbau ist noch ganz roh. Darum nenn' ich alle amerikanische Industrie, allen Handel bodenlos. Der letztere ist auch bereits sehr im Verfalle, und wird noch sehr sinken, wie mir hiesige gescheidte Kaufleute versicherten, weil er ganz auf einem forcirten Kredite beruht, dieser aber durch die Aufhebung der Spezialbanken — eine Lieblingsidee des bornirten Präsidenten Jackson — zusammenfallen muß. Dem unbefangenen Fremden kommt überhaupt das ganze amerikanische Wesen gewissermaßen forcirt vor. Mit dem Ausdrucke „Bodenlosigkeit" glaub' ich überhaupt den Charakter aller amerikanischen Institute bezeichnen zu können, auch der politischen. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe sein Vaterland, oder er habe ein Vaterland. Jeder Einzelne lebt und wirkt in dem republikanischen Verbande, weil dadurch und so lange dadurch sein Privatbesitz gesichert ist. Was wir Vaterland nennen, ist hier bloß eine Vermögensassekuranz. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts, als Geld; er hat keine Idee; folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut (Vaterland), sondern nur eine materielle Convention. Daß sich der Amerikaner für seine Republik geschlagen hat, beweist nichts; daß vielleicht die meisten Amerikaner sich im Falle eines feindlichen Angriffes aufopfern würden, beweist nichts. Der Werth einer Sache kann, wie Du weißt, nicht beurtheilt werden nach dem, was der Mensch dafür thut. Der Mensch rührt oft der heiligsten Sache zu liebe keinen Finger, und läßt sich für einen Pfifferling todtschlagen. Wie lose der Zusammenhang der amerikanischen Freistaaten ist, wie nur auf Materiellem fußend, magst Du schon aus der Erscheinung der neuesten Tage ermessen. Südkarolina will sich vom Staatenbunde lossagen, weil ihm der Zolltarif unbequem ist. Vielleicht wirst Du mir gegenbemerken: „alle Staaten seyen bloß durch sinnliche Motive gehalten." Gut! dann mache aber nicht so viel Geschrei über diese oder jene Form eines Staates. Liegt am Ende was daran, ob ein Haufen Unflath rund oder ins Quadrat getreten ist?

Doch ich will Dich wieder auf mich und meine Lage zurückbringen. Ich sitze am Kamin, habe die Aussicht auf beschneiete Dächer und Berge,

und fühle mich weniger allein, indem ich an meinen lieben Freund schreibe. Was mich übrigens ein wenig inkommodirt, ist ein Loch im Kopfe, das ich mir vorgestern bei einem unsanften Schlittenumwurf gefallen habe.... Unbehaglich sind die amerikanischen Straßen, wie ihre Häuser, ihre Betten, ihr Alles. Meine Bemerkung wird ziemlich richtig seyn, daß ungemüthliche Menschen wenig auf Behaglichkeit halten. Es ist mir häufig so vorgekommen. Ich kenne in Deutschland einen Gelehrten, dessen Schriften an einem furchtbaren Mangel der Gemüthlichkeit laboriren. Hätte ich sie auch nie gelesen, ich würde dieß aus dem bloßen Anblick seiner Arbeitsstube postuliren. Du findest hier kein Ruhebett, keinen bequemen Schreibtisch, nie eine gute Feder, das Federmesser stumpf, die Dinte dick, und — was das Unbehaglichste ist — in die Studirstube mündet die Kinderstube mit entsetzlichem Geräusche. Dagegen weiß ich einen Andern, wo Alles recht bequem ist und vorzüglich ein elastisches Ruhebett die Seele in angenehme elastische Schwingungen versetzt, worin vielleicht die Gemüthlichkeit besteht, während das Gegentheil in einer gewissen Sprödigkeit der Seele liegen mag. Die Schriften des Letzteren sind aber recht gemüthlich. — Doch hab' ich leider noch eine große Strecke ungemüthlicher Straßen zu passiren, von hier bis Newyork 400 englische Meilen, um mich dort einzuschiffen nach Europa. Ende Mai oder Anfangs Juni bin ich in Wien, wenn ich Dich dann nur antreffe. Ich muß hinauseilen aus Amerika. Merkwürdig ist es, wie die heftigsten Gefühle hier so schnell erkalten. Die Liebe zum deutschen Vaterland geht bei den meisten Eingewanderten sogar in Haß und Verleumdung über. Ich aber bin auf meiner Hut gegen die vamphrischen Dämonen, die in diesen Lüften schweben. Ich reiche Dir mein Herz in die Ferne zum warmen Brudergruße. Unwandelbar Dein Niembsch.

An Frau v. N. und ihren Gemahl, wie an meinen guten Mani und meinen Adolph viel herzliche Grüße. Den ewig citirenden, ewig begeisterten Battaglia nicht zu vergessen. Kommst Du mit einem Neuerrianer zusammen, mit dem ich gut stehe, so raune ihm einen Gruß ins Ohr; es muß so fernher klingen, als käme der Gruß übers Meer.

Wenn ich nicht ersaufe, baldiges Wiedersehen. Leb' wohl, Bruder!

Einige Tage darauf, am 15. März 1833, schloß Niembsch zu Economy einen Ländereipachtvertrag mit einem gewissen ... ich will ihn nicht mit seinem Namen nennen, sondern nur dessen Anfangsbuchstaben H. hersetzen ... aus Laufen in Württemberg.

Die Hauptpunkte bestanden in Folgendem:

Niembsch übergiebt dem H. nachbezeichnete Ländereien auf die Zeit von acht Jahren vom 1. Jänner 1833 an in Pacht:

a) die in Crawford-County gelegenen zwei Viertelsectionen Nr. 2594 und 2595; sodann

b) die eben daselbst gelegene Achtelsection Nr. 2596.

In jedem Pachtjahre sollen 37½ Acres[1] geklart werden, so daß in der ganzen Pachtzeit 300 Aecker geklart, in Frucht gestellt, und eingefenzt werden sollen.

H. erhält, außer einem früheren Geldvorschusse, am 15. März 1833 ein Betriebskapital von 600 Dollars,[2] theils in Barrem, theils in Geldwerth. Dagegen hat er während der Pachtzeit folgende Gebäude ganz auf seine eigenen Kosten herzustellen.

1) ein 44 Fuß langes, 36 Fuß breites, geblocktes Wohnhaus, zweistöckig, mit Schindeldach;

2) eine Scheuer;

3) die nöthigen Stallungen.

Nach Verlauf der Pachtzeit hätte H. dem Eigenthümer des Landes einen bestimmten Viehstand zu überliefern.

H. hat das Land ganz auf seine Kosten zu bauen und im Jahre 1836 100 Dollars Pachtgeld zu bezahlen, ebenso im Jahre 1837, in den drei letzten Jahrgängen 1838—1840 aber jährlich 200, in Allem also 800 Dollars. Dieses Pachtgeld soll Niembsch jedesmal im Monat December im jeweiligen Orte seines Aufenthaltes erhalten.

Verflössen die acht Pachtjahre, ohne daß das Land verkauft worden wäre, so hätte Niembsch das Recht, den H. mit der Summe von 1200 Dollars vollkommen abzufertigen. Zöge aber Niembsch vor, den fünften Theil seines Landes in natura anstatt der 1200 Dollars zu übergeben,

[1] Morgen Landes.

[2] Zu ungefähr 2 fl. C.M.

so stünde es ihm frei, und er könnte das Fünftel des Landes selbst dazu wählen, und dem H. als Eigenthum überlassen.

Niembsch unterschrieb, bereits mit dem Fuß im Steigbügel, und „Vorwärts, Boloz!“ hieß es abermal, „dem Niagara zu!“ Sein Begleiter, der neue Pächter, — der vorige biedere Bediente, Philipp Huber, hatte sich schon wo ein Plätzchen in einem Urwalde gefunden oder in einem Steinkohlenbergwerke — brachte den ehrlichen, vom beschwerlichen Weg stark angegriffenen Schimmel kaum mehr nach Hause zurück. Wer mochte ihn nun noch, mit der Hand ihm den Hals tätschelnd, „Freund Boloz!“ nennen?

Auf einem Ritte kam Niembsch „an einen Baum,“ morsch und hohl, aber mit einem frohen Bienenschwarm im Busen, vorüber, den er besang. Und wessen gedachte er dabei? Seines ehrwürdigen Freundes Hartmann in Stuttgart, eines wahrhaft milden und weisen Mannes.

Niembsch gelangte zum „Niagara,“ den er voll Erstaunen meilenweit von ferne schon rauschen hörte, aber in der Nähe bei den Stromschnellen nicht:

„Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht,
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.“

Genau so ging es Niembsch später mit unserer heimischen Freiheit. In weiter Ferne hörte er sie, der Prophet, schon rauschen; aber stocktaub war er für sie, wie laut man ihr auch zujauchzte, als er ihr ganz nahe stand.

Auf den Niagara beziehen sich noch die Gedichte: „Verschiedene Deutung“ und „Die drei Indianer.“ Den Rothhäuten, diesen Doppelgängern seiner geliebten ungarischen Zigeuner, sang er auch noch den „Indianerzug.“

In Newyork gewann Niembsch an Herrn v. Post einen sehr werthen Freund, wie denn überhaupt nordamerikanische Handelsherrn Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde für besondere Pflicht zu erachten scheinen. Ja sogar der damalige Vicepräsident der Vereinigten Staaten, der berühmte Martin Buren, war, als er zufällig mit Niembsch auf einem

Dampfer zusammen traf, unersucht so gütig, ihm seinen Einfluß anzubieten, falls er ihm irgendwann und irgendwie sollte nützlich werden können.

Der Langeneilandstrand bei Newyork ist wohl die ursprüngliche Wiege von Lenau's „Sturmesmythe."

Wie Niembsch zu spät nach Amerika kam, so ging er auch wieder daraus zu früh fort, just als der Lenz die Fluren zu schmücken begann, so daß er dann seufzend singen mußte:

„Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.
Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht."

(„Herbst.")

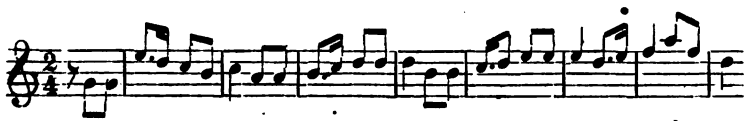
Siehe, so brachte das dichterisch verfluchte, weil nachtigallenlose Amerika den nach Nachtigallengesang lechzenden Sänger aus herber Rache denn doch richtig um einen vollen Lenznachtigallengesang!

Die Ernte dieser Reise war weder geistig noch leiblich gesegnet. Mayer (S. d. B. S. 105) hörte seinen Freund nur drei Dinge von der amerikanischen Natur hervorheben, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht haben: einen fast erstorbenen Urwald in den westlicheren Gegenden, das Hudsonsthal von Newyork, und den Fall des Niagara. Wenn Niembsch auch dichterische Schätze heimbrachte — zu den schon genannten kommen auch noch die letzten Scenen in „Faust" — so waren dieselben doch nicht so zahlreich, als man hätte erwarten sollen, und sie blieben weit hinter der Ueberfülle zurück, die er sich selbst versprochen hatte. In späteren Jahren schimmert das Meer fast nirgends mehr in seinen Gedichten durch. Eine Fahrt auf Dampfschiffen die Donau hinab, nach Konstantinopel, dann durchs Inselmeer und Griechenland zurück nach Triest, und von da durch den öden Karst und die Krainer Wundergrotten und die Alpen nach Wien, würde ihn wohl mehr bereichert haben, ja, auch schon nur ein längerer Aufenthalt an seinem vaterländischen Plattensee, wo mehr an Ursprünglichkeit und Urkraft zu finden gewesen wäre bei Land,

Menſch und Thier, als in allen jenen Countys zuſammen. Und wo bleiben erſt noch die Karpathen, die Salzburger Keeſer, Tiroler Farmer und Schweizer Gletſcher, und das von fünf Staaten umfaſſte ſchöne „deutſche Meer"?! — Auch in Beziehung auf Baarſchaft war die Reiſe ſchlecht, denn ſie brachte nichts, als Verluſt und Verdruß, ſo daß er zuletzt gar nichts mehr hören wollte von ſeinen ſo golden geträumten Ländereien. Endlich das Schlimmſte war die nachhaltig nachtheilige Einwirkung des Scharboks und der läſtigen Gicht auf ſeinen Leib. Das waren böſe Geſellen für die Schwarzgallſucht und emſige Vorplänkler des heranziehenden grauſen Irrſinns.

Ein Bild von Lenau's Heimreiſe zur See gibt uns ſein Gedicht „Der Schiffsjunge." Ein Schiffsjunge fiel wirklich vor Lenau's Augen vom Maſt ins Meer und ertrank. — Möchten die deutſchen Seefahrer das Andenken Lenau's, der das Weltmeer durchſchiffte und ſo ſchöne Seelieder, und zwar der allererſte, ſang, damit ehren, daß ſie die von ihm erfundenen, im „Schiffsjungen" angeführten Segelnamen, worauf er ſich etwas zu Gute that, annehmen und bewahren!

Niembſch hatte während der Fahrt ſeine Freude an der ruhigen heiteren Wackerkeit der deutſchen „Matſen" auf ſeinem Bremerſchiffe, beſonders hörte er ſie bei ihren Arbeiten gern ſingen aus rauhen, dröhnenden Kehlen. Hatten ſie z. B. einen wuchtvollen Gegenſtand ruckweiſe empor zu ziehen, ſo geſchah es immer unter kurzem, ſich fort und fort wiederholendem Geſange, wobei während der gedehnten Aushaltung des höchſten Tones die Laſt durch einen raſchen derben Riß ſtets um ein gutes Stück höher empor mußte. Das wortloſe Liedchen lautet:

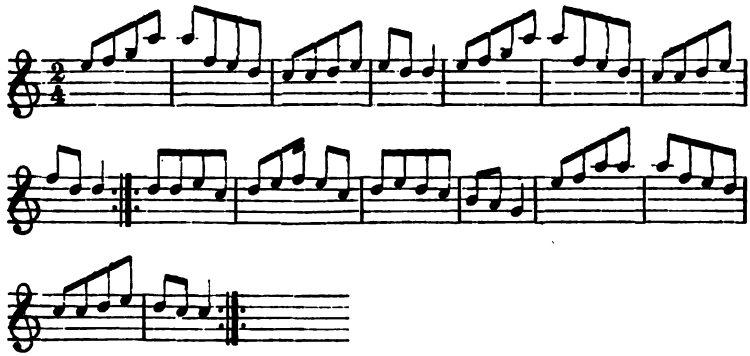


Vom Anfang ins Unendliche.

Erſt tief im Juni 1833 ſprang Niembſch bei Bremen wieder auf europäiſchen Grund und Boden. Von dem wilden, luſtig überſchäumenden Strandjubel der Matſchaft bei Becher, Fiedel und Dirnen hatte Niembſch wohl Gelegenheit, ſich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen.

Görg, Michel, Kurt, Hans, Suschen, Käthe, Lischen, in der Schenke am Meeresstrande, in dem mit „Görg“ überschriebenen wüsten Auftritte jenes Faust, sind wahrscheinlich naturgetreue Abbilder. Aber auch schon in Amsterdam mochte er Matrosenstudien gemacht haben (s. Brief vom 9. Juni 1832). In Bremen hatte Niembsch zwei angenehme Ueberraschungen. Es fiel ihm nämlich Menzels Literaturblatt mit seinem eigenen Namen im Lorbeerkranze in die Hand. Er sah sich sogleich nach seinem ersten Zurücktritte nach Europa als Dichter gefeiert. Dann fand er auch in einem Buchladen die eigentlich durch ihn erschienenen Gedichte seines Freundes Mayer aufliegen. Von Bremen aus schrieb Niembsch an mich und seine an ihm schon ganz verzagende Schwester. Der Brief gelangte uns aber leider nicht zu; wir wüßten sonst vielleicht eben so Anziehendes von seiner Heim- wie von seiner Ausfahrt, und von Bremen als wie von Baltimore. So ist aber nur bekannt, daß ihm die wohlgebildeten runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen. Sein Entzücken aber beim Wiedererblicken der Heimathküste schildert uns sein Lied: „Wandel der Sehnsucht.“ Von Bremen flog Niembsch über Hannover dem geliebten Schwaben zu. In Heidelberg sprach er beim alten Vater Zimmern vor, küßte dessen Sohn Adolph als treuen Freund und verehrte des letzteren anmuthiger Gattin Tasche und Körbchen von den Wilden verfertigt. Er schien allen gealtert; sein Auge, zwar noch immer lieb und treu, hatte am Glanze verloren, sein Gesicht war mit tieferen Furchen umzogen, und nur sein Herz noch unverändert. Justinus Kerner schrieb mir am 24. Oktober 1850: „Als Niembsch von Amerika zurückkam, wo er gleich von Heidelberg nach Weinsberg zu mir eilte, und ich ihn fragte: „Nun, wie gings?“ sagte er: „„Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten.““ Er sprach sehr ungern von seinem Aufenthalte in Amerika. Derselbe hatte auch wirklich traurige Folgen für ihn. Den steifen amerikanischen Nationalmarsch, wie ihn das Militär spielt, pfiff er einem sehr oft spottend vor.

Dieser lächerlich gespreizte schwegelpfeiferische Marsch haftete so fest im Gedächtnisse Lenau's, daß er sich dessen sogar noch in seiner spätern Geistesverwirrung erinnerte, ja selbst ihn niederzuschreiben vermochte und zwar:



Der launige Kerner verübte, wie bei Lenau's Ab-, ſo auch bei deſſen Heimreiſe aus Amerika, wieder einen Scherz. Schon in der Hälfte des Mai machte er den Stuttgartern zu wiſſen, Niembſch wäre über Holland bei ihm zu Weinsberg rückeingetroffen, aber leider ohne Kreuzer Geld, ohne Hemd, zerfetzt, voll Staub und Schmutz, mit der entſetzlichen Schiffsraute behaftet, ja ſogar verſtümmelt, denn eine gefühlvolle Aeffin der amerikaniſchen Urwälder habe ihm aus raſender Liebe die Naſe wurzabgebiſſen. Wie erſchrack er aber, als mit der nächſten Poſt von den beſorgten aufopfernden Freunden Geld, Wäſche, Kleidungsſtücke, Briefe für Niembſch anlangten! Die Geſchichte ging — wie Niendorf auf Seite 132 erwähnt — nicht ohne einige Empfindlichkeit ab. Niembſch eilte bald von Kerner nach Stuttgart, von wo er aber ſobald nicht zu Kerner zurückkam, als er verſprochen hatte; denn es ſchrieb Kerner an Niembſch in Stuttgart bei Hofrath Reinbeck:

Weinsberg, den 6. Juli 1833.

Niembſch!!!
Wo biſt Du??!

* * *

Dein Kerner.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 8. Juli 1833.

Meine Lieben!

Ihr werdet doch meinen Brief aus Bremen erhalten haben, worin ich Euch meine glückliche Ankunft mittheilte. Ich bin jetzt in Stuttgart

im Hauſe meines lieben Freundes Reinbeck. Ich war recht heiter bis vor einer Stunde, wo ich beim Abendmahl vernahm, daß meine Emilie krank iſt. Das macht mich ſehr traurig. Sie iſt zwar auf und das Uebel für jetzt nicht ſchmerzlich und gefährlich, kann es aber werden. Ich liebe die Frau unausſprechlich, mir iſt ſehr weh ums Herz. Man beſorgt die Waſſerſucht. O Bruder, kennteſt Du dieſes göttliche Weib, Du würdeſt weinen wie ein Kind bei dieſer Nachricht. Morgen früh geh' ich zum erſtenmal nach Waiblingen, unſern Karl zu ſehen. Meine Freude auf ſein Wiederſehen iſt mir recht getrübt. Die Natur iſt furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! das iſt nichts; aber Todbetten Heißgeliebter ſind etwas, ſind das Furchtbarſte. Ich träume noch immer ſehr oft vom Todbette meiner Mutter. Dieſe Erinnerung iſt am tiefſten in mein Herz geſchnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlaſſen hatte, mußt' ich mühſam die Trümmer meiner Religion zuſammenraffen. So viel Leiden und ſo lang! Dieſe Todbetten ſind ſchrecklich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich ſelber ſterben! O Schleifer! Schleifer! Leb' wohl, mein guter, tieftreuer Bruder, und Du, Engelsſchweſter! Lebt wohl, Kinder! Euer Niembſch.

Grüße mir meinen Boloz; mich hat es ſehr gefreut, daß er in Wien iſt. Wenn ich ihn nur noch antreffe! Wegen meines Paſſes nächſtens.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 9. Juli 1833.

Liebſter Kerner!

Geſtern war ich bei Deinem Herrn Bruder und habe eine köſtliche Stunde mit ihm verplaudert. Er war ſehr angenehm, beſonders durch ſein Gedicht über Deinen deutſchen Dichterwald, das er mir recitirte.[1]

Dieſe Zeilen ſchreib' ich Dir im Zimmer unſeres Aloyſi, der ſie in ſeinen Brief an Dich einſchließen will.

Uebermorgen komm' ich. Lebt wohl. Euer Niembſch.

[1] Dieß Spottlied des General Freiherrn Karl von Kerner iſt in den Reiſeſcenen der Emma von Niendorf S. 273 zu finden.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 12. Juli 1833.

Lieber Bruder!

Ich glaube doch nicht, daß das Uebel unſerer Freundin eine ernſthafte Wendung nehmen werde; ich bin alſo wieder ruhiger. Es wäre denn doch eine ſchreckliche Laune des Schickſals, wenn gerade diejenigen ſterben müßten, die mich lieben.

In zwei Stunden fahren wir, Reinbecks und ich, zu unſerem Karl, der nun zu meiner größten Freude auch der Deinige iſt. Daran haſt Du ſehr wohl gethan, mein Anton, daß Du ſo frei und plötzlich dem Mayer ans Herz gefallen biſt.

Ich lebe hier ſehr gemüthlich, denn ich wohne bei Reinbeck. Die liebe Emilie hat mir mein Zimmer gar ſchön geſchmückt mit den Bildern, welche ſie nach Gedichten von mir gemalt hat. Ueber dem Sofa hangen die zwei Bilder der „Waldkapelle;“ über dem Schrank, das ſehr liebliche Bild „Lilla“ nach meinem Gedichte: „nach Süden“ gearbeitet. Ein unausſprechlicher Zauber liegt in dem warmen Colorit; jedes Wölkchen athmet; jedes Blatt pulſirt. Man kann nicht ohne ſüßen Herzſchlag vor ihren Bildern ſtehen.

Eine Verlängerung meines Paſſes[1] wäre mir erwünſcht, nur noch bis Ende Auguſt. Sollte dazu die Einſendung des alten nöthig ſeyn, ſo biſt Du ſo gütig, es mir ſogleich zu ſchreiben, andernfalls aber die nöthigen Schritte zu thun.

Schreibe mir doch, was Dein Speckbacher macht? Ich habe ziemlich viel Neues. Nächſtens kommt im Morgenblatt mein „Ahasver,“ ein Heidebild.

Meine Gedichte ſind ſehr gut aufgenommen worden; ich glaube eine zweite Auflage wird nicht mehr ferne ſeyn. Haſt Du die Deinigen noch nicht geordnet zur Herausgabe? Da wollen wir gleich dahinter ſeyn, wenn ich komme, falls es noch nicht geſchehen iſt. Reinbeck hat irgendwo eine günſtige Anzeige von Schleifers Gedichten geleſen, worin ein Bedauern ausgeſprochen ſey darüber, daß man dieſen Dichter in

[1] Sie hatte nur bis Ende April 1833 erlangt werden können.

Deutſchland noch wenig kenne. Reinbeck kann mir aber leider das Blatt nicht nennen. Ich werde ihn ſelbſt recenſiren in einem der geleſeneren Blätter. Wie freue ich mich auf Schleifer, den herrlichen Freund! auf meine Oeſterreicher-Alpen, den Schneeberg und Traunſtein, meine zwei alten poetiſchen Schulmeiſter, die mich ſo eigentlich erzogen haben, und auf Dich, mein treuer, lieber Bruder, meine Tertſchi! und auf die junge friſche Menſchenſkala Deiner Kinder! Bald habt Ihr ſie ja vollſtändig!

Haſt Du Mayers Gedichte ſchon? Sie waren das Erſte, was mich in Bremen Freundliches begrüßte. Ganz vortrefflich!

Welches Schickſal hat der Corſar [1] von meinem Boloz gehabt? Grüße mir den guten Freund herzlich; er ſoll doch in Wien ſeyn, wenn ich dort ankomme, circa Ende Auguſt. Meinen Freund Prean den Hofconcipiſten grüße mir aufs Beſte. Berke, Herz, Klemm, Skulimovsky, Abbate Bondi, nebſt Manzoni-Minzoni u. ſ. w. Mina, Marie, Deine liebe Mutter, Joſephus, Paulus, Franziskus. [2] Neulich hab' ich im hieſigen Kunſtverein das ſchöne Bild wiedergeſehen, das unſerem Pepi ſo wunderbar ähnelt. Wenn ich meine liebe Reſi in den Bilderſaal führte, ſie würde ausrufen: „Jeſus! das is ja mein Pepi!“ — Schleifer beſuch' ich auf jeden Fall. Nun lebt wohl, liebe Geſchwiſter, wir ſehen uns bald! Meine Reſi, welche Fülle von Erzählungen und von lange zurückgehaltener Zärtlichkeit hab' ich für Dich! Soll ich reden? ſoll ich küſſen? werd' ich oft Dich fragen müſſen. Ewig Euer treuer Bruder Niembſch. Schöne Grüße von Reinbecks.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 4. Auguſt 1833.

Mein theurer Kerner!

Nach einem dreitägigen freudenvollen Aufenthalte bei unſerem lieben Mayer in Waiblingen bin ich nun wieder in Stuttgart, um morgen vielleicht oder bald darauf zum Alexander nach Eßlingen zu wandern. Mein Entſchluß iſt gefaßt; den 15. Auguſt reiſ' ich nach Wien, um mich dort

[1] Ein erzählendes Gedicht.

[2] Drei Brüder von mir.

einige Jahre zu begraben in Studien, die mir sehr nöthig sind, und die ich bei unserem Freunde Sandor doch nicht so ruhig und mit solchen Hülfsmitteln machen könnte, wie sie mir die Bibliotheken Wiens bieten. Dieß sind aber noch nicht meine letzten Zeilen an Dich vor meiner Abreise.

Karl und Louis Mayer haben mich gestern von Waiblingen hereinbegleitet. Sehr interessante Gespräche über Malerei, welche Louis mit seinen trefflichen Bemerkungen sehr belebte und lehrreich machte, zogen sich mit uns über den schönen Waldweg nach Rotenberg; aber auf dem Gaisburger Pflastersteig verstummten sie, und wir hörten nur unsern harten Stiefelschlag; es war bereits nach 9 Uhr Abends, als wir endlich müde ankamen und uns an Reinbecks Tisch setzten zu gemüthlichem Schmause.

Heute Abends ist Menzel zu uns eingeladen. Bei Deinem lieben Bruder war ich, wir unterhielten uns lebhaft.

Grüße mir Deine liebe Rikele, Marie, Emma, Theobald, und vergiß nicht, mich Madam Assing und ihrem Fräulein zu empfehlen.

Dein Niembsch.

Um Gotteswillen schicke mir doch sogleich Dein Manuscript, lasse nichts weg von den Polenliedern, auch das Trinklied nicht, und was sonst noch in dem Hefte steht. Antworte! schicke!

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, 13. oder 14. August 1833.

Geliebter Freund!

Herzlichen Dank für die schöne Gabe; es ist dieß ein recht artiges Sämmchen guter Lieder. Ich freue mich schon auf die Herausgabe, an welcher jedoch Kerner schwerlich Theil nehmen wird.

Ich war einige Tage bei Alexander in Serach, wo sich mein Seitenstechen so verschärfte, daß ich eine bedeutende Blutentleerung vornehmen mußte, die doch bis jetzt von bloß mildernder Wirkung geblieben ist. Die heutige Nacht war seit vier Tagen wieder die erste, wo ich schlafen konnte. Vor drei bis vier Tagen werd' ich demnach kaum abreisen können. Laß Du dich aber dadurch ja nicht hindern, Deine Urlaubszeit fröhlich zu

genießen, sie ist ohnedieß zum Theil schon verstrichen. Genieße den Rest. Aber sehen möcht' ich Dich doch noch auf jeden Fall. Wie machen wir das? Ich erwarte hierüber Deine Entscheidung, worin aber freilich mein fatales Seitenstechen auch ein Wort zu sprechen hat.

Auf unsere Gedichte zurück. Wenn auch Kerner nicht mithalten will, wir geben das Unsrige heraus. Bis zur Ostermesse haben wir hoffentlich Beide so viel dazu gethan, daß das Bändchen nicht zu dürftig erscheinen soll. Cotta ist noch immer nicht hier, es wird nichts übrig bleiben, als von Wien aus mit ihm zu verhandeln. Inzwischen aber könntest Du Deine noch ungedruckten Gedichte im Morgenblatt erscheinen lassen; theils um dem deutschen stumpfhörigen Publikum ein wenig in den Ohren zu liegen; es kann nämlich nicht schaden, dem Volk von Zeit zu Zeit ein Wort zu sagen, damit es wisse, daß man noch auf der Welt ist. Man kann sich nie einer künstlerischen Wirksamkeit versichern, wenn man nicht in frischem Andenken sich erhält; — theils aber, um das matt säuselnde Morgenblatt durch Deinen frischen Liederhauch in ein lebendiges Rauschen zu versetzen, was ihm Noth thut.

Deinen wackeren Louis werd' ich morgen besuchen.

Leb' wohl, grüße Deine liebe Frau und Kinder. Dein Niembsch.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, 20. August 1833.

Geliebter Kerner!

Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müssen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Becher hat Pulver und Thee gegen mich anmarschiren lassen. Jetzo ist es wieder besser. Ich hoffe doch bald reisen zu können. Es ist mein Aufenthalt im Auslande längst wieder über meine Paßzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldstrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertige. Dazu brauch' ich Dich, lieber Alter. Du kannst mir mit gutem Gewissen ein ärztliches Zeugniß ausstellen, daß ich seit dem Frühjahr mit einer chronischen Entzündung behaftet und dadurch am Reisen verhindert war bis jetzt. Wenn Du so gut seyn willst, mir das Zeugniß zu schreiben,

ſo bitte ich es auch mit Deinem Siegel zu ſchmücken. Ich wende mich in dieſer Sache an Dich, theils weil Du gerichtlicher Arzt biſt, theils weil Du weißt, daß ich wirklich ſchon ſo lange an dem fatalen Seitenſtechen leide. Aber bald, periculum in mora.

Ich kann es noch immer nicht verſchlucken, daß Du mit Deinen Gedichten ausreißen willſt, aus der projektirten Brüderſchaft mit Mayer und mir. Mayer hat mir ſein Manuſcript bereits übergeben. Bedenke es noch einmal, lieber Kerner; ich will aber nicht zudringlich ſeyn.

Maria in Serrach ſieht vortrefflich aus; ſie ſcheint auch recht vergnügt. Laſſet ihr noch eine Weile ihre Freude.

Was macht meine liebe vortreffliche Freundin, mein Rikele? Ich werde mein Lebtag die Freude nicht vergeſſen, mit der ſie mich von Amerika zurückempfangen hat.

Da ſah ich recht das gediegene Gold ihrer Freundſchaft leuchten.[1]

Grüße mir Emmachen und Theobaldulum.

Leb' wohl, mein Lieber; ich ſchreibe Dir bald wieder. Ewig Dein Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, Samſtag 1833 (24. Auguſt).

Mein geliebter Freund!

Ich danke Dir herzlich für das ſo ſchnell und bereitwillig ausgeſtellte Zeugniß. Du haſt mich dadurch wahrſcheinlich einer Geldſtrafe von einigen hundert Gulden entzogen.

Ich verlaſſe Euch jetzt ſchwerer, als da es nach Amerika ging. So bald werd' ich nicht wiederkehren. Aber Du wirſt ſehen, wie ich mich zu meiner Pflicht bekehren will, Dir ein fleißiger Correſpondent zu ſeyn. Ich werde oft an mir vorübergehen laſſen die lange Reihe genußreicher ſchöner Tage, welche mir Deine und Deiner vortrefflichen lieben Frau Freundſchaft bereitet hat; die Abende auf dem Thurme, im Garten, im Schweizerhaus, den Mittag im Bette, wo mir meine liebe Rikele und

[1] Auch von Kerner ſagte er einmal (am 14. Juni 1841): „Er iſt ganz Gold.“ (Niendorf S. 49.)

Töchterlein Emma zur Seite ſaßen und mit dem Patienten Rahmſtrudel aßen, und ſo viel ſchöne Morgen und behagliche Nächte und andere Tageszeiten. Bleibt Alles unvergeſſen. Behaltet mich nur auch in Eurem Andenken. Ich bin doch einer Eurer beſten Freunde auf dieſer Erde, wenn auch nicht einer der am fleißigſten geſchrieben **habenden**, doch künftig wird's anders.

Hier noch ein melancholiſches Herbſtblatt von mir, iſt aber nichts als vorübergehende Stimmung und längſt widerlegt durch die Strophe:

Süß träumt es ſich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leiſe klopft:
So mag ſich's ruh'n im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Herbſtentſchluß.

Nun lebe wohl, mein inniggeliebter Freund, lebe wohl, verehrte geliebte Freundin! lebt wohl, liebe Kinder! Gott mit Euch Allen und mit mir, daß ich Euch wiederſehe!!! Ewig Dein Niembſch.

Gern hätt' ich Euch noch einmal geſehen, aber es muß nun einmal geſchieden ſeyn. Ich danke Dir für die Bekanntſchaft des Herrn Will. Alexis und des Herrn v. Raumer. Erſterer iſt ein intereſſanter durchgebildeter Mann von Geiſt, letzterer eine gar freundliche Jünglingsgeſtalt; ich ehre ſeinen Vater ſehr hoch und könnte den Sohn ſehr lieb gewinnen.

Niembſch beſuchte am 16. Auguſt wieder ſeinen Freund Graf Alexander von Württemberg, der damals als Oberſt eines königlichen Reiterregiments in der, einige Stunden von Stuttgart entfernten Stadt Eßlingen in Beſatzung lag, daſelbſt eine ſehr ſchöne zierliche Wohnung beſaß, und unweit davon in Serach eine allerliebſte Beſitzung mit einer in ländlicher Art erbauten reizenden Luſthalle in Verbindung mit einer höchſt geſchmackvollen Gartenanlage. Dorthin lnd nun an jenem Tage Graf Alexander auch ſeine Schweſter, die ſchöne, junge Gräfin Marie, gegen welche er ſich ſchon öfter über Lenau, der Dichter über den Dichter, mit Wärme und Begeiſterung ausgeſprochen, und dadurch den lebhaften Wunſch in ihr

erregt hatte, ihn persönlich kennen zu lernen. „Freudig folgten wir — theilt mir gefälligst Fräulein Marie v. Hünersdorff mit, damals Begleiterin der Gräfin Marie — der Einladung. Alles, was wir von dem ausgezeichneten Dichter gehört hatten, einige herrliche Lieder, welche wir bereits von ihm kannten, versetzten uns in die höchste Spannung, und wir befanden uns, wie wir uns dem Ziele unseres heißen Wunsches näherten, in einer wahrhaft feierlichen Stimmung. Der heiterste Himmel begünstigte unsern Ausflug, wir trafen gegen 11 Uhr Morgens in Serach ein, und fanden sämmtliche Bewohner in einer Laube versammelt. Der Graf eilte seiner Schwester, sie freudig und herzlich begrüßend, entgegen. Am Eingange der Laube stand Lenau. Graf Alexander stellte ihn uns auf die liebevollste Weise vor. So wenig imponirend Lenau's Persönlichkeit im ersten Augenblick durch seine etwas gedrückte Haltung erschien, so anziehend und rührend war seine Erscheinung durch die tiefe Seelentrauer, welche sein ganzes Wesen ausdrückte. Den tiefsten Eindruck auf mich machte sein schönes dunkles Auge, in ihm lag eine Welt der schmerzlichsten unergründlichsten Gefühle. Ich hatte von dem Grafen gehört, daß Lenau sich in den letzten Tagen wieder sehr leidend gefühlt, und als ich, dem Drange meines Herzens folgend, bei der ersten Begrüßung einige theilnehmende Worte über seine Gesundheit an ihn richtete, antwortete er mir auf die freundlichste Weise, und der Klang seiner schönen, etwas gedämpften Stimme vollendete den günstigen Eindruck seiner interessanten Persönlichkeit. Unter den Anwesenden befand sich auch Justinus Kerners älteste Tochter, Marie, Lenau's hochbegeisterte Verehrerin, welche einige Wochen beim gräflichen Ehepaar zum Besuche verweilte. Unsere Unterhaltung nahm, obgleich sich nur in den Schranken einer leichten Conversation bewegend, eine sehr anziehende Richtung, und erhielt durch die Art und Weise, wie Lenau sich über jeden Gegenstand ausdrückte, einen eigenen höheren Schwung. Ich war in einem bewegten Leben mit so vielen vielseitig gebildeten Menschen in Berührung gekommen, hatte mich seit einer Reihe von Jahren stets nur in den höheren Kreisen bewegt, ohne je eine eigentliche Befriedigung für Geist und Herz gefunden zu haben. Lenau eröffnete mir eine neue Welt, ein wahres Zauberreich der Gedanken und Gefühle; ich hatte noch nie mit dieser Wahrheit und Tiefe der

Empfindung in ſo ſchöner edler Form, mit ſo viel Feinheit und Grazie, mit der höchſten Einfachheit verbunden, ſprechen gehört. Die Stunden ſchwanden mir wie Minuten, und auch Gräfin Marie empfand den Zauber, den er auf uns alle ausübte, in ſeiner ganzen Macht. Wir verlebten in dem reizenden Serach einen herrlich frohen Tag; dieſes kleine Fleckchen der Erde umfaßte einen Kranz glücklicher Menſchen. Gräfin Marie nannte zum Andenken an die erſte Begrüßung mit dem edlen Lenau in dieſer ländlich ſchönen Umgebung den Tag in Serach ſcherzend: eine Idylle. Mit Sonnenuntergang kehrten wir zu Fuß nach Eßlingen zurück. Ein glücklicher Zufall führte den Dichter an meine Seite. Es entſpann ſich zwiſchen uns eine höchſt anziehende Unterhaltung. Lenau ſprach ſich unter anderem ſehr ſchön über ſeine Reiſe nach Amerika aus. Ich erinnere mich deutlich, daß er die bemerkenswerthen Worte zu mir ſagte: „„Mein Aufenthalt in der neuen Welt hat mich von der Chimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeiſterung ſchwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unſerer eigenen Bruſt, in unſerem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht.““ In Eßlingen angekommen, ſchieden wir von dem edlen Dichter wie von einem langjährigen treuen Freunde; es bedurfte nur dieſer wenigen Stunden, ſeinen Werth im ganzen Umfange zu erkennen. Wir trennten uns mit der Hoffnung eines baldigen frohen Wiederſehens und kehrten entzückt und bezaubert von den lieblichen Bildern des herrlichen Tages nach Stuttgart zurück. Von jener Zeit begann für Gräfin Marie und mich ein neues Leben. Bei der erſten Wiederholung unſeres Beſuches in Eßlingen eilte Graf Alexander uns mit der freudigen Nachricht entgegen, daß Niembſch, ſeinen dringenden herzlichen Bitten nachgebend, ſich entſchloſſen habe, einige Wochen bei ihm an ſeinem häuslichen Herde zu verweilen. Dieſe Kunde war auch für uns ein wahres Freudenfeſt. Graf Alexander theilte uns einige Stellen aus Lenau's Briefe mit, worin er ſich mit der, ihn ſo ſchön bezeichnenden Herzlichkeit über den Tag in Serach, und die Eindrücke, welche er empfangen, ausſprach. Ueber Gräfin Marie drückte ſich Lenau in folgenden Worten ſehr ſchön und bezeichnend aus: „„In Deiner Schweſter Marie hab' ich Dich in Deiner ganzen Individualität mit allen Vorzügen des Körpers und des

Geiſtes, in Geſtalt eines ſchönen Weibes, wiedergefunden.“ Es war nach meinem Gefühle ein treffendes Bild, denn man konnte wohl kein ſchöneres Geſchwiſterpaar ſehen. Gräfin Marie, damals in ihrem 17. Jahre ſtehend, war an Jugend, Schönheit, Kraft und Fülle, im lieblichſten Schmelze vereinigt, eine höchſt intereſſante Erſcheinung. Mit dieſen Vorzügen einen lebhaften Geiſt, die höchſte Einfachheit und Natürlichkeit im Umgange verbindend, erſchien ſie dadurch um ſo anziehender und liebenswürdiger. Man hätte glauben ſollen, daß an ihrer Wiege eine holde Fee, den Zauberſtab ſchwingend, ihr die ſchönſten Gaben zum Angebinde verliehen. Lenau's Brief war „ein Spiegel ſeiner Seele;“ er hatte, alle Nuancen unſeres Zuſammenſeyns in Serach mit feinfühlendem Herzen auffaſſend, auch meiner freundlich gedacht, und Graf Alexander aufgetragen, mir für meine geiſtreiche Converſation, wie er ſich äußerſt ſchmeichelhaft äußerte, zu danken.

Niembſch blieb nach jenem 16. Auguſt nur noch zehn Tage in Stuttgart. Am 26. ſchrieb er an den dortigen K. Medicinalrath und Hofarzt Dr. Becher:

Geehrteſter Herr Medicinalrath!

Den amerikaniſchen Dämon, der ſich zwiſchen meinen Rippen verſchanzt hatte, ſchlugen Sie in die Flucht mit Ihrem vortrefflichen Pulver und dem Thee übelriechenden Andenkens.[1] Nehmen Sie gefälligſt meine Gedichte zum Danke für Ihre gütige Bemühung. Die Gedichte ſind größtentheils ſymptomatiſche Ausbrüche einer chroniſchen Krankheit, welche ebenfalls in der regio intercostalis, nämlich in meinem Herzen ihren Sitz hat; ſie qualificiren ſich mithin, wie ich glaube, nicht übel zu einem Zeichen meines Dankes für Ihre freundliche Hülfe.

Mit vieler Hochachtung E. W. ergebenſter v. Niembſch (Lenau).

Am nämlichen Tage verließ Niembſch Stuttgart, anſcheinend um ſogleich nach Mergelſtetten zu eilen, wo er bereits von Emiliens Schweſter

[1] Wahrſcheinlich Baldrianwurzel.

Mariette Zöppritz, erwartet wurde. Gleichwohl ließ es ihn nicht sobald über Eßlingen hinaus, über welchen Aufenthalt Fräulein v. Hünersdorff freundlichst weiter mittheilt:

„Seitdem Gräfin Marie den edlen Lenau unter dem heimathlichen Dache ihres geliebten Bruders installirt wußte, eilte sie, so oft es ihre damaligen Lebensverhältnisse erlaubten, nach Eßlingen; war doch Niembsch der Zauber, welcher uns Alle in seinen magischen Kreis gezogen! Der herrliche Sommer begünstigte diese heiteren Ausflüge. So oft wir in Eßlingen eintrafen, eilten uns beide Freunde, uns freudig bewillkommend, entgegen. Nachmittags wurden Ausflüge in die nächsten Gegenden unternommen. Eine schöne Fahrt auf dem Neckar, wo Lenau uns durch sein meisterhaftes Spiel auf der Guitarre entzückte, wird mir namentlich unvergeßlich seyn. Jene herrlichen Wiener Ländler, mit so viel Geschmack und solcher Innigkeit vorgetragen, hab' ich nie wieder auf ähnliche Weise gehört. Denken Sie sich dazu den reizendsten Sommertag, die Natur in aller Schönheit und Fülle, welche die abwechselnd romantischen und malerischen Ufer des Neckars entfalteten, um mit uns zu fühlen, daß wir Alle in wahrer Begeisterung schwärmten. Ja, es war eine herrliche Zeit, reich an Poesie und hohem geistigen Genusse. Die Abende vereinigten uns gewöhnlich wieder in Eßlingen in traulichem Zusammensein. Graf Alexander erfreute uns durch seinen ausgezeichneten Vortrag auf dem Flügel; Gräfin Marie besaß eine sehr schöne Stimme, und wenn sie Lenau's inniges Lied: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" mit tiefer Empfindung vortrug, sah ich das seinige in freudigem Strahle erglühen. Ich habe den edlen Lenau während dieses, leider nur so flüchtigen Zusammenlebens stets gleich liebenswürdig und sogar oft recht heiter gesehen; doch sein Lächeln erschien mir immer wie die auf Augenblicke zwischen düsterem Gewölk hervortretende Sonne. Den feinfühlenden Beobachter konnte dieser leichte Schleier, welchen er über seine Seelentrauer geworfen, nicht täuschen, und ein einziger Blick in sein düsteres Auge war genügend zur Ueberzeugung, daß er mehr aus Herzensgüte, aus Liebe zu seinem edlen Gastfreunde sich diesen Zwang in der Gesellschaft anlegte. Als Beweis des eben hier Gesagten führe ich an, daß Lenau während jener für uns so heiteren, so glücklichen Lebensperiode das ergreifend schöne Gedicht:

„Herbſtentſchluß“ verfaßte. Ich war von dem Schmerz, der tiefen Trauer, welche ſein Inhalt athmete, ſo erſchüttert, daß ich ihm mit Thränen im Auge ſanfte Vorwürfe darüber machte. Er ſah mich, ohne ein Wort zu erwiedern, wehmüthig lächelnd an. Einige Tage ſpäter übergab er mir ein Album, in das ich ihn gebeten hatte, mir einige Worte freundlichen Andenkens aufzuzeichnen. Ich fand mit tiefer Rührung nachſtehende ſchöne Worte:

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig ſäuſeln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büſchen klagen,
Doch keine Roſe je zu Tode rühren,
So ſoll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch Deine reichen Freudenblüthen ſchauern.

Der Quelle dieſer tiefen Seelentrauer nachzuforſchen, war mir in dieſer kurzen Zeit unſeres Zuſammenſeyns nicht vergönnt. Lenau ſelbſt wußte trotz ſeiner gemüthlichen Herzlichkeit, mit einer Würde, ich möchte ſagen Hoheit, jede vertrauliche Annäherung zu entfernen. Lenau liebte in der Regel nicht ſeine Gedichte ſelbſt vorzutragen, allein es freute ihn ſehr, ſie von ſeinen Freunden deklamiren zu hören. Marie Kerner, für des Dichters Werke mit Begeiſterung ſchwärmend, wählte zu ihrem Vortrage gewöhnlich die ergreifendſten Bilder, z. B. die Waldkapelle. Ich erinnere mich, daß ſich uns die Haare ſchon im voraus vor Entſetzen ſträubten, wenn ſie mit ihrer tiefen, männlich klingenden Stimme mit den Worten begann:

Der dunkle Wald umrauſcht den Wieſengrund,
Gar düſter liegt der graue Berg dahinter.

Unter den kleinen Kreis, welchen wir damals bildeten, zähle ich mit Vergnügen den liebenswürdigen, genialen Arthur Schott, als ſchönes Dichtertalent. Er beſorgte zu jener Zeit Graf Alexanders ökonomiſche Angelegenheiten.

Ehe ich von dieſem Gegenſtande einer glücklichen Vergangenheit ſcheide, will ich derſelben durch die Darſtellung von Lenau's ſchönem Verhältniſſe zu ſeinem edlen Freunde, dem Grafen Alexander, das Siegel der

Vollendung aufdrücken. Mit wehmüthiger Freude verweilen meine Gedanken auf dieſen beiden höchſt intereſſanten Erſcheinungen. Beide in Individualität, Geſtalt, Perſönlichkeit ſo unendlich verſchieden, und doch zugleich ſo innig verbunden durch Geiſt, Gemüth und Poeſie. Lenau's Stellung, dem Grafen gegenüber, war ſo einfach und würdig. Er ſcheute ſich nicht, ihm offen, durchaus ohne Rückhalt, ſeine Anſichten auszuſprechen, und ſogar recht oft in Beziehung auf die Richtung, welche Graf Alexander in der Dichtungsform nahm, wenn auch nur ſcherzend, als Mentor aufzutreten. Ich erinnere mich eines Briefes von Lenau an den Grafen, worin er ihm auf die Mittheilung, daß er, ſeiner Muſe treulos, die Freuden der Jagd, des Fiſchfangs dem Dichten vorzöge, die launigen Worte ſchrieb: „Jage — nach Gedanken, fiſche — nach Empfindungen!“ Dieſe Stelle, von Graf Alexander in Niembſchens eigenthümlichem Dialekt vorgetragen, erregte bei uns allgemeine Heiterkeit. Ein allerliebſtes Gedicht von Lenau, das ich mir zur Abſchrift ausgebeten, was aber leider verloren ging, worin er Graf Alexander ſanftmahnend bat, ſeinen herrlichen Phantaſiegebilden eine minder düſtere Färbung zu geben, begann mit den Worten:

„Nicht nur ſchauerliche Wieſen,
Die von Blut und Thränen triefen“ u. ſ. w.

Ueber Niembſch als Dichter ſprach ſich Graf Alexander oft und ſtets mit begeiſterter Wärme aus. Einige Gedichte, welche ihn durch ihre Originalität vorzüglich feſſelten, z. B. der Raubſchütz, die Heideſchenke, die Schilflieder, hör' ich noch im Geiſte von ihm recitiren.“

Niembſch kommt mir (Schurz) hier in dem mannigfach reizenden Serach vor, wie ein in Armidens Zaubergarten eingebannter Rinaldo, doppelt gebannt hier, wo Armidens feſſelnde Schönheit zugleich auch eine innerliche war, aber auch die ſeligſten Stunden entfliehen, und gerade die am ſchnellſten. Die Erinnerung allein vermag ſie noch einige Zeit feſtzuhalten, und ſo ſang er nicht lange darnach:

Wie Silberglocken am Marienfeſte
Verſenden ihren reinen hellen Klang
Durch Stadt und Flur und ſtillen Waldeshang,
Weithin geführt vom ſanftbewegten Weſte,

So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er, Marie, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.
(Faust, Maria.)

Niembsch an Schurz.

Augsburg, den 22. September 1833.

Geliebter Bruder!

Dieß schrieb ich in Augsburg. Es ist also kein Rückfall mehr möglich in die Arme der Freundschaft, die mich so lang in Würtemberg festhielten. Morgen reise ich nach Salzburg und von dort ohne Verzug zu unserm lieben Schleifer. Den Traunstein werd' ich freilich umnebelt finden, denn das Wetter ist absolut schlecht; aber das liebe Antlitz des alten Freundes wird mir gewiß klar und heiter entgegenleuchten. Mein Verweilen in Gmunden wird aber kurz seyn, denn je näher ich Dir und meiner Resi komme, desto größer wird meine Eile und Sehnsucht, und ich werde mit beschleunigtem Fall in Eure Arme sinken und ausruhen von dem Strome der Wechselerscheinungen, die mir über Kopf und Herz hinflutheten, so lang ich von Euch war. Meine Reise ist nicht umsonst gethan. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu seyn; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dieß drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht werth, wenn ich nicht im Stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen?

Den nächsten Winter, lieber Bruder, wollen wir recht traulich und eng zusammenrücken. Ich freue mich auf Deine neuen Arbeiten. Wir wollen alles durchgehen und zur Herausgabe ordnen, gelt? Es ist doch

Zeit, daß Du Dein Lied ins deutſche Volk hinausſingſt und nicht mehr bloß in Deinen Bart hineinbrummſt. Du biſt es ſchon Deiner lieben Reſi ſchuldig, daß ſie Deine Werke gedruckt in die Hände bekommt und ſich an Deiner Ehre mit manchem freudigen „Sakerlot!“ weiden kann. Ich habe manches neue Gedicht gemacht, habe Dir alſo auch was mitzutheilen. Einen Ahasver, einige Herbſtlieder, ein langes Nachtſtück: „Der Gang zum Eremiten“ in drei Geſängen, einen Poſtillon u. a. m. Dieſen Winter will ich ein Trauerſpiel ſchreiben, die bewußte Barbara Radziwill. Einige Scenen ſind fertig, und ich glaube — nicht übel. Warum haſt Du mir nichts von Deinem Speckbacher geſchrieben? Haſt ihn vielleicht liegen laſſen? Das wäre Schade.

Was meine Geſundheit betrifft — ich bin jetzt wohl und kräftig; ich fühle mich auch geiſtig aufrecht und unternehmend. Das Klagen hab' ich aufgegeben, aber das Schimpfen und Fluchen nicht, wie Du ſchon hören wirſt. Nach meiner Ankunft aus Amerika war ich ſehr geſchwächt, und bin ich auch bald darauf an meinem rheumatiſchen Uebel wieder erkrankt. Meine liebe Emilie hat mich gepflegt, als wäre ſie meine Reſi. Das iſt eine oder vielmehr das ſind zwei herrliche Frauen. Wenn dieſe die Repräſentanten des weiblichen Geſchlechts wären, ſo könnte dieſes damit zufrieden ſeyn. Der gute Reinbeck war auch ſo freundlich und theilnehmend. Er hat mir ſeine Novellen als Geſchenk für meine Schweſter mitgegeben. Von Deinem Karl Mayer hab' ich einen ſehr lieben Brief an Dich, den ich Dir durchaus ſelbſt bringen will. Mußt freilich darauf warten, aber Du biſt ein geſetzter Mann, dem das nicht ſchaden wird.

Leb' wohl, lieber Bruder, ſammt Reſi und Kindern! Ewig Euer Niklas.

Grüße meine Freunde, die Du ſiehſt. Sey ſo gut, auf der Poſt nachzufragen, ob keine Briefe poste restante an mich vorliegen, und dießfalls ſolche nach Gmunden an Schleifer zu ſchicken.

Derſelbe an Denſelben.

Gmunden, den 27. September 1833.

Mein geliebter Bruder!

Endlich bin ich wieder in unſerm lieben Oeſterreich. Ich würde wohl früher gekommen ſeyn, hätte ich nicht einem Freunde in Württemberg noch

einige Wochen conſecriren müſſen. Die letzte Zeit nämlich hielt ich mich in Eßlingen auf, bei Alexander, Grafen von Württemberg, der eine Landsmännin von mir, eine Gräfin Feſtetics, zur Frau hat. In einer der ſchönſten Gegenden Württembergs, im Hauſe eines ganz fidelen Freundes, im Umgange einer jungen, ſchönen, geiſtreichen Dame, mit allen Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens verſehen, kannſt Du Dir denken, daß es meiner bequemhaftiglichen, faulen Dichterhaut nicht übel behagte. Aber beſſer behagt es mir doch noch in unſerem paradieſiſchen Gmunden, wo Du Deine Seele zurückgelaſſen haſt, die ich auch gleich verſpürte beim Eintritt ins Thal; denn, hatten ſich auch ſeit einigen Tagen Regenwolken gelagert in der Gegend, ſie flogen davon, als ich kam, und überließen mir Berg und See in herrlicher Klarheit. Deine Seele, Bruder, hat die Wolken mir zu Liebe verblaſen. In herrlicher Klarheit ſtrahlte mir auch das liebe Antlitz meines Schleifer entgegen. Er iſt der alte, warme, liebende Freund voll Kraft und Hoheit, und ſo geſund! Wir werden ihn lange behalten.

Hier überſende ich Dir meinen Rentenſchein, denn ich habe gehört, er ſey in Gefahr, zu verfallen. Ich werde mich doch wenigſtens eine Woche hier aufhalten, und ſo könnte es damit zu ſpät werden. Iſt eine Lebensbeſtätigung für mich nöthig, ſo kannſt Du's vielleicht brevi manu mit Herrn Cloß abmachen, einem Beamten in der Verſorgungsanſtalt, der mich gut kennt, und, wie ich glaube, noch immer täglich im Reunerſchen Kaffeehauſe zu treffen ſeyn wird, um zwei Uhr.

Von Karl Mayer bring' ich einen ſehr lieben Brief und ſein Bildniß ſelbſt mit.

Emilie läßt Dich und meine Herzensreſt innigſt grüßen. Gedichte bring' ich genug mit. Schleifer ſagte mir, Du habeſt die Deinigen zur Herausgabe zuſammengeſtellt. Das freut mich ſehr. Höchſt wahrſcheinlich rufen mich literariſche Geſchäfte bald wieder nach Württemberg, indem nächſtens eine zweite Auflage meiner Gedichte nöthig werden dürfte, dann will ich Deine Gedichte zum Drucke bringen, und mit größter Lieb' und Sorgfalt die Correktur davon machen. Sehr erwünſcht wäre mir's, wenn die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung ſie verlegte. Ich hoffe dieß, indem ich Einiges über ſie vermag, und Deine Gedichte ja ſelbſt für ſich das beſte Wort reden werden. Auch

ließe ſich wahrſcheinlich eine zweite vermehrte Auflage von Schleifers Gedichten bei ihr veranſtalten. Ferner bringe ich meiner lieben Neſt mit: einen von einer Indianerin in Amerika aus Hirſchleder genähten und mit Schlangenhaut geſtickten kurioſen Beutel. Endlich bring' ich mit eine gar ſchöne Landſchaft, in Oel gemalt von meiner Freundin Emilie, woran Ihr gewiß große Freude haben werdet. Sie gab mir das Bild zum Andenken.

Endlichſt bringe ich meiner Tertſchi mit: einen unerſchöpflichen Vorrath von Antworten auf ihre unerſchöpflichen Fragen, und für ſie, Dich und Eure Kinder unerſchöpfliche ewige Liebe. Dein Bruder N. Grüße meine Freunde.

Graf Alexander ſoll ſich damals nach Lenau's Abreiſe überall der großen Liebe deſſelben für ſein Haus gerühmt haben, und daß er ihn ganz für ſich gewonnen, und ihn zeitlebens an ſich zu feſſeln gedenke, indem er ihn zum Erzieher ſeiner Kinder erwählt habe, die, wie er hoffe, dieſer poetiſchen Beſtimmung recht zahlreich zuwachſen würden. Wie freundlich und wohlgemeint ſolches auch geweſen ſeyn mag, es konnte nie dazu kommen; Lenau's Selbſtgefühl hätte ſich gegen jede, wenn auch nur ſcheinbar abhängige Lage geſträubt. Auch hätte es ihm ganz und gar an der nöthigen Geduld und Herabſtimmung zum Kindererzieher gefehlt.

Graf Alexander ſchickte wenige Tage nach Niembſchens Abreiſe von Eßlingen ihm einen reitenden Boten nach Heidenheim mit der Nachricht nach, er ſelbſt und ſeine Gattin mit den Kindern wollten in Geſellſchaft der Gräfin Marie und des Fräuleins v. Hünersdorff ſchon am 1. Oktober eine Reiſe nach Wien antreten. Niembſch ſollte ſich nun auch doch ſogleich mit in den Wagen zu ihnen ſetzen. Niembſch war aber bereits von Heidenheim fort. Deßhalb und weil eben damals mehrere längere Beſuche ſich in Eßlingen einfanden, unterblieb die Wienfahrt des Grafen.

Niembſch an Mayer.

Wien, den 17. Oktober 1833.

Mein Herzensfreund!

Richtig war Dein Brief ſchon da, als ich ankam, der erſte Gruß aus meinem lieben Schwaben. Schönen Dank für die ſchönen Gedichte

und für Dein Freundeswort. Wenn Du in der Freundschaft für mich so fortschreitest, wie in der Poesie, so wünsch' ich mir Glück; Du bist der Schönheit überall auf der Fährte und stöberst aus jedem Gebüsch Begeisterung. Die letzte Sendung ist voll großer Schönheiten und nach meiner Meinung die vorzüglichste Partie Deiner gesammten Gedichte. Der einzelne Ausdruck so präcis, die Construction so ganz auf Sinn und Wohlklang gestellt, die Wendung so leicht und wirksam, daß es eine Freude ist. Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus Deinen Gedichten eine Art von Theorie zu entwickeln suche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten. Er kann jedoch nicht früher erscheinen, als die zweite Folge Deiner Gedichte erschienen seyn wird, weil ich diese unmöglich unbesprochen lassen könnte. Sollte es bald zu einer zweiten Auflage meiner Gedichte kommen, so muß ich mich freilich des Vergnügens begeben, an Deiner Seite, Hand in Hand, zu erscheinen. Du hast bereits so viel an neuen Gedichten, daß es bereits ein artiges Bändchen gibt, und Du dieses für sich erscheinen lassen kannst. Ich würde Dir dann empfehlen, zum Formate Duodez zu nehmen, und auf jeder Pagina nur Ein Gedicht drucken zu lassen, was ohnedieß schöner aussieht. Dann wird das Buch ziemlich seitenreich. Das gilt aber nur für den Fall, daß meine Gedichte wieder aufgelegt werden, sonst bin ich noch immer der Meinung und des Wunsches, daß wir uns auch noch vom Buchbinder zusammenbinden lassen; es müßtest denn Du vorziehen, Deine neuen Lieder für sich in einem Bändchen zu geben, worüber ich gewiß nicht empfindlich seyn würde, und es ganz Deiner Entscheidung überlasse. — Die zweite Auflage meiner Gedichte würde ich selbst leiten, und dann unter einem die Correctur Deines zweiten Bändchens und zwar mit der größten Sorgfalt und Liebe führen, wenn Du mir anders dieß Geschäft anvertrauen wolltest. Für den Fall aber, daß mir noch nicht so bald eine zweite Auflage werden sollte, und Du Dich dennoch entschließest, Deine Lieder allein drucken zu lassen, würde ich die meinigen noch liegen lassen; gar so lange kann es doch nicht mehr dauern, daß meine erste Auflage vergriffen wird, denn Gerold allein hat hier bei 40 Exemplare verkauft; auch in Polen soll sie guten Abgang gefunden haben. Doch,

Freund, hab' ich Dich nicht längſt ermüdet mit meiner fatalen Caſuiſtik?

Deinem Wunſche gemäß und meinem eigenen Hange, will ich meine Bemerkungen über Deine neuen Lieder aufzeichnen und Dir überſenden.

Meine Reiſe nach Wien war angenehm. Schuler [1] hab' ich nicht beſucht, weil ich ſpät in der Nacht in München angekommen und am nächſten Morgen früh wieder abgereist bin. Bei Schleifer, in dem paradieſiſchen Gmunden, war ich vierzehn Tage. Viel wurde dort von Dir geſprochen und mir an herzlichen Grüßen für Dich mitgegeben. Schleifer hat Deine Gedichte und lieſt ſie mit großer Freude. Auch in Wien ſind ſie bekannt und geliebt.

Meinen Geſchwiſtern hab' ich eine große Freude in Deinem Bilde gebracht. Schurz kann es nicht genug anſehen. Die Liebe, mit der er Dir anhängt, iſt in der That rührend. Vorgeſtern ſpät Abends, als wir zu Bette gingen, ſagte Schurz noch: „Zeige mir noch einmal unſern Mayer!“ Dann machte er eine gute Bemerkung über Deine Augenbrauen, welche, etwas hoch, ihm vorkommen wie geſpannte Bogen, von denen Du das Geſchoß Deiner Blicke abſchießeſt nach allen Schönheiten der Natur.

Ueber meine Rückreiſe nach Württemberg kann ich Dir noch nichts Beſtimmtes ſagen.

Ich bin ganz geſund. Die Leute wundern ſich über mein gutes Ausſehen. Einige ſagten ſogar, ich ſey gewachſen!! Meine Schweſter war ſogar ſo närriſch, es zu glauben. Mag ſeyn, daß ich mich aufrechter halte; wenigſtens in moraliſcher Bedeutung möchte dieß wahr ſeyn. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das ſcheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren. — Was macht mein liebes Pathchen? [2] Du ſchreibſt mir nichts von ihr — und

[1] Ein damals noch junger Dichter aus Zweibrücken. (Näheres bei Mayer S. 116.)

[2] Die im Auguſt 1832 geborene vorletzte Tochter Mayers, Emilie, welche von ſeiner Mutter Bruderstochter, Emilie Reinbeck, in ihrem eigenen und ihres eben auf dem Weltmeere nach Amerika ſegelnden Freundes Niembſch Namen über die Taufe gehalten worden war.

die andern „kleinen Brodteufelchen," wie Günther die Kinder nennt? Deine liebe vortreffliche Frau iſt wohl wieder ganz hergeſtellt? — Meine Schweſter hat nicht weit zu ihrer ſechsten Entbindung. Ihre fünf Kinder ſind ſehr gewachſen. Namentlich die Buben. Der kleinere Pepi iſt ganz in die Natur des größeren, Toni, gewachſen, wie dieſer vor zwei Jahren war; ſo daß ich die Kerle verwechſelte, den Pepi für den Toni hielt. Die Kinder ſind recht eigentlich unſere Lebenszeiger mit ihrem Vorrücken. Abendſchatten und Kinder — je länger ſie werden, deſto tiefer neigt ſich unſere Sonne. [1] Die hieſigen Literatoren haben mich ſehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müſſen, um Werth und Bedeutung zu Hauſe zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oeſterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geſchickt; dort bekommen ſie die ausländiſche Signatur, und wandern dann wieder heim, und Alles wundert ſich über den charmanten Geruch, während ſie früher keinem Teufel ſchmecken wollten.

[1] „Zeiger."

Zweites Buch.

Oden.

Dritter Abſchnitt.

Wanderjahre. — Erſtes Filmf.

Niembſch an Kerner.

Wien, am 27. November 1833.

Geliebter Freund!

Der Stephansthurm läßt Dich grüßen; er ſteht, ſeit Du Wien verlaſſen, etwas geneigt gegen die Seite hin wo Württemberg mit ſeinem lieben Weinsberg und ſeinem lieben Kerner liegt, ſo, daß er in ewigem, gleichſam verſteinertem Dankſagungskomplimente für Deinen lieben Beſuch nach Dir hingeneigt iſt. Alſo er läßt Dich ſchön grüßen, dann läßt Dich mein Schwager grüßen, der einige köſtliche Geiſtergeſchichten (eigene Erlebniſſe) für Dich hat. Er wird ſie Dir auch ſchreiben. Ich habe ihm und meiner Schweſter ſo viel von Dir erzählt, daß er gar zu gerne manchmal einen Brief mit Dir wechſeln möchte. Ich meinerſeits bin recht geſund und ſchreibe gegenwärtig einen Fauſt, wo ſich Mephiſtopheles nicht übel macht. Da hab' ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllenſtoff ablagern kann, er iſt bereits damit beladen wie ein Steineſel. Wenn er nur nicht überhaupt ein Eſel iſt. Fauſt iſt zwar von Goethe geſchrieben, aber deßhalb kein Monopol Goethe's, von dem jeder Andere ausgeſchloſſen wäre. Dieſer Fauſt iſt Gemeingut der Menſchheit. Jetzt hab' ich gerade eine Scene im Secirſaal, wo Fauſt mit ſeinem Famulus während ſeiner anatomiſchen Arbeit um Mitternacht allerlei Betrachtungen und Fragen aufſtellt, bis endlich ſein Mephiſtopheles an der Wand herumhuſcht.

Wie geht's bei Dir, beſter Kerner? Was macht meine liebe Freundin, die herzensgute Rikele? Marie? Theobald? Emma? Schreibe mir

bald, ſonſt haſt Du mir gar nicht nach Wien geſchrieben; denn in Kurzem ſteh' ich unter Euch, und leſ' Euch meinen Fauſt vor, wobei ich Geſichter ſchneiden, die Augen verwildern, und meine Stimme verhohlen will, daß Ihr ſchaudern ſollt.

Meine Adreſſe: poste restante.

Meine Wiener ſind die Alten; Panem et circenses! haben die alten Römer geſchrien, daſſelbe ſchreien auch die Wiener, und dieß wird das Geſchrei aller Städter ſeyn und bleiben.

Mein größter Genuß ſind hier die muſikaliſchen Unterhaltungen. Alle Sonntage Concert, Quartett ꝛc. — ſo hat man dergleichen nirgends wie hier. Auch die Oper iſt jetzt brav. Aber meine Schwaben gehen mir doch über Alles.

Leb' wohl, Geliebteſter! Tauſend Grüße den Deinigen. Dein Niembſch.

Niembſch wohnte wieder bei uns im Schwarzſpanierhauſe. Während des Vierteljahres, das er dießmal in Wien verweilte, entſtanden einige neue Gedichte: „Der Polenflüchtling; der Waldgang; Beſtattung; Scheiden.“ Auch begann er ſeinen „Fauſt,“ wovon er den „Beſuch,“ „Die Verſchreibung,“ den „Tanz“ und „Das arme Pfäfflein“ fertig brachte. Dagegen ward die arme „Barbara Radzivill“ leider gänzlich bei Seite geſetzt. Warum wohl Niembſch einigemal Dramatiſches begann, aber nie vollendete? Zum Theile verſchafft Aufſchluß, was Dichter Otto Prechtler mir ſchriftlich eröffnete: „Zur Zeit als ich meine erſten dramatiſchen Produkte dem Wiener Hofburgtheater zur Aufführung übergab, und dieſelben auch wirklich über die Bretter der deutſchen Bühne gingen, begegnete mir Lenau, nahm mich zur Seite und ſprach folgende, ihn als Dichter ſehr charakteriſirende, merkwürdige Worte: „„Ich ſehe, lieber Prechtler, daß auch Sie Ihre reine Muſe mit Schminke bemalen, und für die Lampen und das genußſüchtige Publikum aufputzen. Ich wollte, Sie thätens *nicht*! Geben Sie Ihr Beſtes nicht für die gaffende Menge, für die Bude. Sie können es nicht, ohne Ihre Muſe zu entweihen, wenigſtens entweihen zu laſſen. Thun Sie's nicht; kehren Sie zurück! es iſt mir leid um Ihre gemüthliche Urſprünglichkeit, Ihren edeln Ernſt,

Ihre dichteriſche Weltanſchauung. Folgen Sie mir und laſſen Sie die Komödie! Sie werden Bitterkeit in Ihre Seele aufnehmen müſſen, wenn Sie auch Erfolg haben."

Auch Emanuel Straube meldet eine äußerſt auffallende Aeußerung Lenau's am Ende einer dramatiſchen Erörterung, wobei ſich dieſer zuletzt an die um dieſelben Verſammelten in Neuners Kaffeehaus wandte: „Meine Herren, rief er, eine mächtige Revolution in allen Zuſtänden der Geſellſchaft iſt im Zuge. Nichts wird davon verſchont bleiben, auch die Kunſt nicht, am wenigſten die dramatiſche. Glaubt mir, meine Herren, in fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr!" — (Illuſtrirtes Familienbuch des öſterreichiſchen Lloyd, 1. Band, 2. Heft. 1850.)

Auch ein Brief Lenau's vom 12. Juni 1842 enthält Erklärungsgründe dieſer Abwendung von der Bühne. Am Ende war Lenau zu viel Lyriker, um Dramatiker werden zu wollen.

Auch mit den Schauſpielern war Niembſch nicht beſonders zufrieden. Sie haben — meinte er — zu viel Accent, ſie haben einen ſolchen Ueberfluß daran, daß ſie ihn gar nicht unterzubringen wiſſen und auf Alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Katzen mit ihren Jungen, die ſie überall herumſchleppen, und zuletzt doch am unrechten Orte hinlegen. (Niendorf 156.)

Niembſch hatte von Reinbeck einen Brief an Karoline Pichler mitbekommen. Er fühlte ſich aber unaufgelegt, ihn ſelber zu übergeben, und ich mußte es für ihn thun. Da aber doch die dichteriſche Frau Niembſch kennen zu lernen wünſchte, ſo ließ ſie in ſpäterer Zeit durch ihren Freund Frankl ihn nebſt Bauernfeld zu Tiſche bitten. Bei dieſer Gelegenheit äußerte ſich Niembſch eben auch folgenderweiſe über's Theater: „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das iſt nur für jugendliche noch mit großer Phantaſie begabte Völker ein Gottesdienſt, für politiſch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blaſirte, wie es die Franzoſen und Italiener ſind, eine Beluſtigung. Der deutſche Geiſt denkt viel zu viel, als daß er am Handeln ſich erfreuen könnte. Wenn auch Leſſing, Goethe, Schiller Dramen geſchrieben haben, deren einige unſterblich ſeyn werden, ſo ſind das glänzende Ausnahmen, und es wäre beſſer geweſen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, epiſch geſchrieben, und nicht Schillern

überlaſſen, der die Bauern wie äſthetiſch gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungariſches als ein deutſches Drama denken. Da ſind noch in Geſchichte wie in Gegenwart ſelbſtbeinige Geſtalten, Urkerle, wild, gut, und doch nicht das Blut zu vergießen ſcheu. Ja wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgeſtürzten Salon-Theekeſſel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der ſelige Herr v. Kotzebue geſchrieben hat. Die deutſche Nation hat vorerſt eine andere Aufgabe, dieſe aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchſtens, und ſehr leiſe nur, in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchſte nicht darſtellen und ſagen darf, iſt eine Komödiantenbude, da ſeh' ich viel lieber dem redlichen Wurſtel im Prater zu, wie er den armen Juden todtſchlägt; der hat doch eine große Intention, eine, wenn auch niederträchtige Leidenſchaft zum Morden."

Damals beging auch Niembſch aus Zerſtreuung und Vergeſſenheit eine ſehr arge Unart gegen die kluge und gute, freundliche und fromme Frau. Beim Kaffee verlief ſich nämlich das Geſpräch auch auf die Frauenſchriftſtellerei. Niembſch, ganz uneingedenk, daß er einer Königin derſelben gegenüber ſaß, entbrüſtete ſich ganz gewaltig über dieſen Unfug, als welcher ihm ſolche erſchien. Man denke ſich die arme Frau und die beiden Freunde dabei! Gleichwohl blieb ſie ihm auch in der Folgezeit mütterlich gewogen, nur aufrichtig bedauernd deſſelben Zerriſſenheit und Finſterniß.

Kerner hatte Niembſch brieflich beſchworen, den jungen Rahl in Wien recht kennen zu lernen, und nicht an ihm ſchnell vorüberzugehen. „Ich habe — ſchloß er — Dich noch nie genöthigt, Waſſer zu trinken. Trinke dieſen! Schluck, verſuch! Da iſt noch Naturkraft! Laß Dich aber durch nichts ſcheu machen!" Niembſch lernte Rahl kennen, und Rahl malte ihn für Kerner lebensgroß in Oel. Niembſch trägt „um ſeine wunde Bruſt geſchlagen den Mantel der Melancholie" („mein Stern") und nächtliche Wolken verdüſtern ihm den Himmel. Kerner beſitzt das Bild, wohl das werthvollſte, das von Niembſch vorhanden, noch jetzt.

An ſeinem Namenstage war Niembſch außerordentlich heiter. Wir

feierten ihn Abends bei Faſchingskrapfen, ſeinem Lieblingsgebäck, und gutem Wein, Tokaier wohl ſogar, den er ſelber aus der Stadt heimgebracht; zugleich mit einem ſehr kleinen, witzigen Freunde, deſſen wir ſchon vorne im Jahre 1824 vorläufig Meldung gethan.

Der kleine Mann erging ſich auch wie ein Donnergewitter auf dem Taſtenkaſten, und wiegte ſich dabei mit ſeinem rieſigen Schnurrbart, der das anſcheinende Knäblein zum grimmen Ruſſen umſtempelte, wie ein Laſtſchiff auf ſtürmiſcher See ſo gewaltſam hin und her, daß ſich Niembſch und Thereſe halb todt darüber lachten. Bei Letzterer beſchleunigte und erleichterte das unbändige Lachen in der That ihre ſechste Niederkunft, die ſchon am 9. December glücklich erfolgte. Als Niembſch merkte, daß es Ernſt hiemit werden wollte, entwiſchte er flugs zu einem Freunde in die Stadt. Es litt ihn für den Augenblick durchaus nicht mehr in unſerer Wohnung, ſo bang und mitleidweh ward ihm der armen Schweſter halber ums Herz.

Niembſch hatte ſchon im Oktober, nachdem er erſt ein paar Wochen in Wien war, ſeinem Freunde, dem Grafen Alexander, baldige Rückkehr verſprochen. Wahrſcheinlich gab ihm das Bedürfniß, ſeiner ſich erſchöpfenden Börſe durch eine neue Auflage ſeiner Gedichte einen neuen Zufluß zu verſchaffen, dieſen Wunſch ein. Darum leiſtete er wohl auch einer ſchriftlichen Einladung ſeines Freundes Antoniewitſch, ihn auf deſſen Gute in der Bukowina zu beſuchen, und dort wacker zu bechern, zu jagen, zu reiten, zu tanzen, zu herzen und ſcherzen, keine Folge. Am 1. December ſchrieb Niembſch an Emilie, daß er bald in Stuttgart wieder eintreffen würde, und am nämlichen Tage tröſtete mich der alte Schleifer: „Zürne nicht und traure nicht über das Unſtäte an Deinem Schwager; es iſt ein Theil ſeines Geiſtes, eine von den Federn am Fittige des Adlers. Sogar ein Troſt liegt darin; eben dieſe Unruhe wird ihn auch in der Ferne ergreifen und wieder heimführen.“ Endlich am Ausgange des Jahres nahm Niembſch auch wirklich ſchon förmlich Abſchied von ſeinen alten und neuen Freunden, und dennoch blieb er neuerdings faſt noch einen vollen Monat in Wien haften. Und was hielt ihn daſelbſt feſt? Ein Herzensmagnet, wie gewaltiger ihn keiner, weder früher noch ſpäter, mehr angezogen. Ein achtungswürdiger Dichter und Ehrenmann in jeder Beziehung —

wir wollen ihm bei seinem Taufnamen Max nennen — war vom Dichter Huber vom Erscheinen zweier neuer hellglänzender Sterne am deutschen Dichterhimmel, Pfizer und Lenau, mit dem Beisatze lebhaft unterhalten worden, daß Letzterer so eben in Wien wieder sichtbar geworden wäre, und Max eilte, diesen bei sich einzuführen. Das war für Lenau vielleicht der einflußreichste Augenblick seines ganzen Lebens. Er lernte hier die Frau kennen, der er, als sie noch Mädchen war, schon im Sommer 1820 stockend vorübergegangen, und welcher er am Peter und Paulstage 1825 — wiewohl erwartet — auch wieder ferne geblieben war. Sie machte sogleich großen Eindruck auf ihn, und so war er festgebannt, und konnte nun allerdings nicht wieder so rasch von Wien fort, als er es früher Sinnes gewesen.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, Sonntag, den 9. Februar 1834.

Liebster Bruder!

Mir geht es hier sehr gut im Hause meines lieben Reinbecks, der sich täglich mehr als mein wahrer Freund zeigt. Graf Alexander mußte seiner Erbschaft halber nach 'Mainz' und wird etwa dort sechs Wochen bleiben. Ich bin noch ein paar Tage hier, dann in Weinsberg, Heidelberg; bis Ostern komme ich wieder nach Stuttgart, und werde dann den Druck meiner Gedichte beginnen. Noch hab' ich mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung nicht contrahirt; werde Dir, sobald es geschehen ist, die Bedingungen mittheilen. Bis zur Ostermesse ist nichts zu thun. Alle sieben Pressen arbeiten wie besessen. Auch für meine übrigen Commissionen muß ich mir Zeit lassen; die Verleger sind jetzt alle ostermessenärrisch, möcht' ich sagen, Cotta ausgenommen, der sehr viel nobles Wesen zeigt, weßhalb ich auch mit ihm am liebsten zu thun habe.

Liebste, herzinniggeliebte Nest! neulich hab' ich bei Mayer, gerade an seinem Vermählungstage, in Waiblingen gespeist, welchen Tag zu

[1] Dort war sein Oheim, der Herzog Ferdinand von Württemberg, kaiserlicher Feldmarschall, als Festungsgouverneur verschieden.

verherrlichen Dein guter Anton ſehr viel beigetragen hat durch ſeinen Erinnerungsbrief an denſelben. Mayer war aufs Angenehmſte überraſcht von dieſer Aufmerkſamkeit. Alſo ich ſpeiste bei Mayer, ſaß neben ſeiner Frau, und zog über Tiſch meine hübſche Uhrkette heraus, ihnen Deine Haare zu zeigen. Da hat nun Mayers Frau überaus zärtlich gethan damit, Deine Haare ſchmeichelnd geſtrichen, und dabei geſagt: „Könnt' ich ihr nur einmal die lieben Härle am Kopfe ſtreicheln!“

Herzgute Frau iſt Nickele.

Alexander hab' ich nur auf wenige Augenblicke geſehen. Seine Frau, ſeine Schweſter und Fräulein v. Hünersdorff haben mir gemeinſchaftlich ein Guitarrenband geſtickt mit drei Kränzen; die Gräfin Helene, Immortellen; Gräfin Marie, Eichenlaub; Hünersdorff, Violen. Wunderhübſch! — Der gute Alexander hat mich mit einem Carmen ſalutirt.

Mein Fauſt macht weiter. Ich habe eine lange Scene: „Fauſt im Gebirge“ geſchrieben. Dann eine zweite: „Fauſt und Mephiſtopheles in einer Reſidenz.“ Meine bisherige Fauſtarbeit hat hier großes Intereſſe erregt. Baron Sternberg iſt auch hier. Dieſer wär von der Wirthshausſcene ganz entzückt. Außer ihm haben noch Schwab, Reinbeck, Paul Pfizer, Mayer das Fragment kennen gelernt. Schwab möchte es gerne für den Muſenalmanach haben. Ich bin hiezu noch nicht entſchloſſen.

Meine Gedichte erſcheinen zwar erſt zur Herbſtmeſſe, der Muſenalmanach aber ſchon im Juli; es wäre daher keine Colliſion zu beſorgen, aber ich trage überhaupt noch Bedenken, das Fragment in ſeiner jetzigen Größe drucken zu laſſen.

Ward Ihr recht vergnügt mit Schleifer und Auersperg? Grüße mir doch die lieben Freunde, die wackeren Männer. Auch bitt' ich Dich, meinen lieben, treuen Klemm, Kaltenbäck, Huber, Dürfeld, den guten Weigel nicht vergeſſend, zu grüßen aufs Schönſte.

Sodann einen feinen Gruß an Marie Adelgeiſt, die ſchöne Wirthstochter, ihre Eltern und Bruder, durch Kaltenbäck oder Huber zu beſtellen.

Braunthals Gedichte, deren Verfaſſer ich herzlich grüße, haben in den Kreiſen, wo ich daraus vorgeleſen, ſehr gefallen, beſonders: der

Menſch und die Blume, Schlafluſt, das geflügelte Roß, an die Fledermaus, an die Ferne, ganz beſonders Salzburg; auch: die Pflanze der Liebe u. a. m.

Deine Gedichte haben große Freude erregt. Ich will einige davon dem Muſenalmanach offeriren.

Marie Zöppritz dankt Dir herzlich für Deinen freundlichen Brief und ſendet, ſo wie das ganze Reinbeck- und Hartmann'ſche Haus, auch Graf Alexander und ſeine Frau, unbekannter Weiſe oder vielmehr bekannt-unbekannter oder unbekannt-bekannter, viele Grüße an Dich und Thereſe.

Seyd herzlich gegrüßt, Du, Schweſter Theres, Marie, und Ihr, liebe Kinder, Bruder Joſeph, Mama, das ganze Haus. Sobald mein Druck fertig iſt, komm' ich zurück, April oder Mai beiläufig.

Leb' wohl, Herzensbruder! Dein Niembſch.

Grüße Prean, den lieben Freund, den verehrten.

Kaltenbäck, jetzt kaiſerlicher Hofarchivar, iſt als Geſchichtforſcher und Schriftſteller ohnehin rühmlich bekannt. Huber, ein hochbegabter Dichter, nun aber ſchon gar lang verſtummt, waltet jetzt gewichtig als öſterreichiſcher Generalconſul in Egypten. Ludwig v. Dürfeld, Staatsbeamter, einer der beſten Freunde Lenau's, war ſein Hauptgegner auf dem Billard, worauf Lenau, kühn und klug, ſcharfen Auges und feſter Hand, gar reichlich Lorbeeren erntete, denn er ſpielte bei Neuner Tag für Tag. Dürfeld ſtellte einmal ſeiner Schweſter, der Freiin v. Ergelet, Lenau mit den Worten vor: „Hier führ' ich dir meinen Freund Niembſch auf, einen ausgezeichneten Billardſpieler! Auch macht er Gedichte," worüber Niembſch in ein ungeheures Gelächter ausbrach, ſein bekanntes Gelächter, wo ſich der ganze Leib ſchüttelte. An einem jener vielen Abende, wo Niembſch bei Neuner recht verdrießlich und finſter war, ſprach er: „Dürfeld, ich möchte doch wieder einmal Beethovens Mondſchein-Sonate hören." Da das Haus des Hofraths Freiherrn v. B. ſchon lange Lenau's Bekanntſchaft machen wollte, ſo ergriff Dürfeld die Gelegenheit, ihn dort einzuführen, wo er anfangs, wie nicht ſelten, ſehr trocken und wortkarg war. Die Tochter des Hauſes, Fräulein Seſine, jetzt Gräfin Kh. und Schwägerin Dürfelds, eine vorzügliche Beethovenſpielerin, ſetzte ſich gütig an den

Flügel. Niembsch ging sogleich ins einsame Nebengemach, streckte sich nach seiner Gewohnheit aufs Ruhebett nieder und ließ sich einige Stunden lang anspielen. Darauf kam er ganz heiter und verklärt heraus, dankte mit sehr verbindlichen Worten und begab sich mit Dürfeld in ein Gasthaus, wo dieser ihm noch lang Jagdgeschichten erzählen mußte. Erst spät stand er hochvergnügt mit leuchtenden Augen auf, ergriff Dürfeld an der Hand und rief: „Bruder, das war ein königlicher Abend!“

Ich selbst erinnere mich eines besonders heiteren Abends, den Lenau in Gesellschaft von Dürfeld und mir zubrachte. Wir waren in den Seizerhofkeller gegangen, um uns an den Vollblutländlern eines Zitherspielers und eines Fiedlers, die sich an bestimmten Tagen dort hören ließen, zu erquicken. Die Versammlung war ziemlich zahlreich. Die Ländler gefielen Niembsch so sehr, daß er sie bald mit Fingerschnalzern, worauf er sich im erstaunlichen Grade verstand, absatzweise zu begleiten begann. Das weckte rasch den Ehrgeiz eines schon ältlichen, aber noch sehr lebhaften und wohlgelaunten Herrn am Nachbartische ganz dicht zur Seite des unsern. Derselbe, mit kaum minderer Kunstfertigkeit begabt, hob ebenfalls frisch zu schnalzen an, als Niembsch ein Weilchen innehielt. Niembsch stutzte freudig darob, zugleich aber entflammte sich sein Blick voll heißer Kampfgier. Es war nun eine wahre Seelenweide, wie Einer den Andern stets steigerte; beide waren zu bewundern, und keiner sah dabei den andern an, sie ignorirten sich anscheinlich ganz. Zuletzt mußte der alte launige Herr noch allerlei Kunstmittel zu Hülfe nehmen, indem er während des Schnalzens auch noch auf den Schenkel sich klatschte oder auf den Ellbogen schlug, oder mit diesen auf dem Tische trommelnd sich begleitete, um nur nicht allzusehr hinter dem teufelhaften Niembsch zurückzubleiben, der seine Finger nicht anders gebrauchte als wäre er ein hexenmeisterischer Trommler mit zehn besessenen, geflügelten, tanztollen Schlägeln. Da auch Fiedeler und Klimperer durch die feurigen Begleiter getrieben und begeistert sich fühlten, so gabs einen höchst belustigenden Tonwettstreit im eigentlichsten Sinne der Bedeutung.

Der „gute Weigl“ ist auch als Dichter bekannt. Joseph Prean von Zalanzen endlich, ein sehr tüchtiger alter Eisenhüttenmann, erdfahlen

Antlitzes, leberleidend, und daher auch ein Schlimmseher und mißtrauisch, konnte doch wieder einige recht herzlich lieben, unter welchen auch Niembsch. Beide waren ungemein grübelnde Köpfe und achteten sich darum schon gegenseitig sehr.

Mein Brief an Marie Zöppritz war eine Danksagung für Lenau's Bildniß, das sie gemalt, und er uns im Herbst überbracht hatte.

Niembsch ließ sich dießmal wieder einige Wochen bei seinem geliebten Kerner wohlgeschehen. Zum Verständnisse der Annehmlichkeit eines Aufenthalts bei Kerner wird es beitragen, die dortigen Oertlichkeiten kennen zu lernen, wie sie uns zum Theile Emma von Niendorf in ihren „Reiseſcenen" durch den Aufsatz: Villeggiatur in Weinsberg (S. 223) schildert.

Vor Kerners weinumkränztem Hause grünt eine Akazie; um die Thür schlingt sich Rebengewinde. Die Rückwand von Kerners Haus, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Gallerie, in Baumgruppen halb versteckt. In der Mitte der ersten Gallerie hängt ein großes Crucifix, zu dem sich flüsternde Zweige neigen. Darüber, die ganze Breite des Hauses einnehmend, steht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Das Wohnzimmer der Familie ist vorn im Hause, worin dem Sofa gegenüber Lenau's Bild von Rahl hängt. Kerner nimmt es oft von der Wand und stellt es auf das Klavier in den Kreis der Seinigen und seiner Gäste. Der kleine Eßsalon befindet sich im Schweizerhaus, und seine Fenster, Scheibe an Scheibe längs der Wand, gehen auf die Gallerie. Die Wände desselben sind mit Moosfüllhörnern voll frischer Blumen geschmückt. Nach dem Nachtmahle läßt der Hausherr manchmal die Lichter wegtragen und spielt auf seiner Maultrommel ächte Dichterphantasien. Er ist so sehr Meister darin, daß ein Schüler von ihm, der Tonkünstler Eulenstein, Deutschland durchreiste, in Paris Aufsehen machte, und von London runde Summen in seine Vaterstadt Heilbronn sandte. Kerner beginnt leise, leise; dann wachsend; jetzt ein mächtiger Schlag, der lange nachschallt, hinschwindet, verstummt; endlich aus weiter, weiter Ferne ein stiller Hauch, kaum vernehmbar, wie eine Antwort von Jenseits.

„Ja, solche Töne wohl hört klingen
Der Sterbende, der leise spricht:
„„Ihr Freunde, hört Ihr auch dieß Singen?““ —
Die Freunde aber hören's nicht.
Er spricht: „„Es tönt ein Engelsschwingen!““ —
Und stirbt, Verklärung im Gesicht.“ [1]

Weiter rückwärts im Garten steht ein uralter Thurm, der einst zur Befestigung der Stadt gehörte. Alte Nuß- und Kastanienbäume überschatten ihn. Von seiner Warte genießt man einer weiten Aussicht. Durch ein Fernrohr erblickt man auf einsamer Höhe Löwensteins Friedhof und das golden schimmernde riesige Kreuz darin am Grabe der Seherin von Prevorst. Auf der Zinne des Thurmes grüne Akazien über einem Gezelte. Hier stand oft der humoristische Dichter, eine sehr ansehnliche Gestalt, mit dem weißen Hut auf dem Haupte, wie ein Magus, der den Wind beschwört, oder auch — wie Niembsch erzählte — im feuerrothen Schlafrocke, einen Papierdrachen steigen lassend. Unten in diesem Thurme saß im Bauernkriege nach Zerstörung der Burg deren unglücklicher Vertheidiger, der Graf von Helfenstein, gefangen. Kerner hat in diesem Thurme eine gothische Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben ein träumerisches Helldunkel ergießen. Hierin schrieb Lenau im Winter Februar und März 1834 einen bedeutenden Theil seines Faust; hätte er wohl einen passenderen Ort dazu finden können?

Dicht hinter Kerners Haus ist ein Eisenpförtlein mit der goldnen Schrift: „Weg nach der Burg.“ Im anmuthigen Verstecke von Weinsberg geht der Pfad zur vorigen Veste: „Die Weibertreue“ hinan, von welcher Bürgers bekanntes Lied singt (Die Weiber von Weinsberg). Die Erhaltung ihrer Trümmer verdankt man Kerner, welcher auch im Jahre 1823 mit seinem Freunde Pfaff Anlagen um dieselbe pflanzte. Auf einem Thurme der Veste hat Kerner Aeolsharfen angebracht, welche furchtbar wild im Wettersturme brausen, aber schaurigsüß, wie verhaltene Todtenseufzer, im Mondschein säuseln. Und nun denke man sich noch Lenau mit seinem Guitarregelispel und Zigeunergefiedel, und mit seiner düsteren ungeheuren Einbildungskraft und tiefen Schwermuth in diese fast abenteuerliche

[1] Diese köstlichen Zeilen sind einem Gedicht Kerners entnommen.

Umgebung und in dieſem geiſterhaften Dunſtkreis, und man wird ſich kaum eines inneren unheimlichen Schauers erwehren können.

Der verehrte Kerner ſchrieb mir über den dießmaligen Aufenthalt Lenau's:

„Niembſch hatte die Gewohnheit, am Tiſche mit der Gabel zu ſpielen, was meine Frau oft mit Jammer für ihr Tiſchzeug ſah und ihm wehrte. Darauf ſagte er: „Warten Sie nur! Ich werde Sie mit Ihrem Tiſchzeug in meinen Fauſt bringen.“ Am andern Tag las er uns die Scene vor, wo Fauſt bei der Schmiedsfrau mit der Gabel ins Tiſchtuch ſtach, und dann Blut herausfloß. Er ſagte: „Ihr ſchwäbiſchen Frauen könnt eher leiden, daß man euch ins Herz ſticht, als in euer Tiſchzeug.“

Die ſchwäbiſche Küche, die auch mit der Wieneriſchen Aehnlichkeit hat, ſagte ihm zur Freude meiner Gattin ſehr zu, nur konnte man ihm den Kaffee nie ſtark genug bereiten, was gewiß auf ſein Nervenſyſtem nicht günſtig wirkte. Auch ſtarke Weine liebte er, doch trank er ſie nie gerade unmäßig. Ich ſah ihn nie berauſcht. Zum Belege obiger Worte wolle in Lenau's Fauſt S. 86 „Die Schmiede“ nachgeleſen werden. Hierin kommt „zur Verherrlichung der öſterreichiſchen Küche“ (ſ. Brief vom 22. April 1834) auch folgende Stelle vor:

„Der Frauen Herz, voll räthſelhaften Zügen,
Erprobt ſich ſtets am Wohlſchmack ihrer Speiſen.
Wenn ſo ein gutes Weib kocht, brät und ſchürt,
Und in den Topf den Wunſch des Herzens rührt,
Daß es den Gäſten ſchmecke und gedeihe,
Das gibt den Speiſen erſt die rechte Weihe!“

Niembſch war ſo weltklug, ſeiner Schweſter Thereſe zu verſichern, dieſe Stelle wäre eigens auf ſie gemünzt, aber er ſagte dieß auch der Schleifer, der Reinbeck, ohne Zweifel auch der Kerner, in deren Haus er ſie ja geſchrieben, und wohl auch der Mayer, der Uhland, vielleicht zehn Frauen. War dieß etwa eitel nur falſche Schmeichelei? — Gewiß nicht! Er hatte in ſüßer Erinnerung, mehr, minder, wohl an Alle zugleich dankbar gedacht, als er dieſe wohlerprobten Verſe ſchmiedete.

Wegen der geliebten Stärke des arabischen Bohnensafts hat es seine volle Richtigkeit; er schlürfte ihn gewöhnlich giftscharf. Thereſe hatte oft ihre helle Noth damit. Stand solcher nicht ganz zu Geschmacke, so schalt er ihn alsbald „Schwachmattikus!“ Meiner alten Mutter Bohnenabsud war wirklich schwach und matt! Eben im Jahre 1834, als Niembsch wieder nach Wien zurückkam, ich aber just in Steiermark war und Thereſe mit den Kindern auf dem Lande, und er daher ganz allein in unserer Wohnung sich befand, sandte ihm meine, nur um ein Stockwerk höher wohnende Mutter solch Südlein gefälligst zum Frühstück zu. Hierüber äußerte Niembsch zu seiner Schwester, so bald er sie nur wieder ansichtig ward: „Ein Glas . . .“ — er drückte sich manchmal höchst markig und ungebunden aus — „ein Glas Urin wäre mir lieber.“

Kerner sagt noch ferner: „Ausgelassenes Lustigseyn wechselte bei ihm sehr oft mit tiefer Melancholie. Oft hörte man ihn in später Nacht in meinem Gartenhause“ . . . Es ist hier noch nachzumelden, daß Kerner seinem Wohnhause gegenüber jenseits der Straße auch noch einen Obst- und Grasgarten besitzt, in welchem oft des Doktors greises Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den russischen Feldzug mitgemacht — im traulichen Verein mit der Ziege graste, und worin auch ein kleines, weinumranktes Häuschen, laut der Jahreszahl über der Thüre, noch aus dem dreißigjährigen Krieg her steht. In diesem Häuschen wohnte Niembsch im Jahre 1832 durch längere Zeit und schiffte sich von da nach Amerika ein. Also: „Oft hörte man“ — sagt Kerner — „in diesem Gartenhause in später Nacht noch Niembsch, der darin seine Herberge zum Schlafen, gleichwie im alten Thurm zum Arbeiten hatte, auf der Violine ungarische Tänze spielen, wozu er in schönen Wendungen tanzte, dann aber auch bald wieder diesem Instrumente die herzzerreißendsten, klagevollsten Töne entlocken. Sein Verstand war aber dabei stets so hell und klar, so mathematisch, möchte ich sagen, daß ich, trotz seiner starken Phantasie, nie geglaubt hätte, dieser Mensch könnte wahnsinnig werden.“

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, Charfreitag (28. März) 1834.

Lieber Bruder!

Vor Allem hab' ich zu melden, daß Du Emilien die größte Freude mit Deinem Briefe und poetischen Einschluß gemacht hast. Sie dankt Dir herzlich.

Mir geht es recht gut. Ziemlich fleißig war ich bisher. Wenn es so fortgeht, so macht mein Faust bis Herbst ein Bändchen. Bis jetzt sind folgende Scenen fertig: Das Einleitungsgedicht: „Der Schmetterling;" Faust und sein Famulus Wagner im anatomischen Theater an einer Leiche, später Mephistopheles. Die Verschreibungsscene im Walde; die Tanzscene im Wirthshause nebst niederländischem Anhange; eine politische Scene (Episode): Mephistopheles instruirt in einem Hofgarten einen Minister; eine lange Scene in einer österreichischen Schmiede. — Diese Arbeit hat hier große Sensation erregt. Schwab besonders ist ganz furios darüber. Er hat eine aufrichtige herzliche Freude daran. Cotta ist in Paris.

Schwab ist erfreut, von Dir Beiträge zum Musenalmanach zu erhalten. Nächstens werden diese abgesendet nebst den meinigen. Ich gebe den „Schmetterling" und die „Warnung im Traume," weil diese einmal in Wien nicht gedruckt werden darf. Es wäre doch schön, wenn auch mein verehrter Freund Schleifer was im Musenalmanach hätte. — Wer wird denn in Zukunft die „Vesta" redigiren, da Zedlitz ihre Redaction aufgegeben? Erkundige Dich bei Gelegenheit. — Die Cotta'sche Buchhandlung hat mit mir noch nicht contrahirt. So viel aber ist gewiß, daß sie zur Herbstmesse eine zweite Auflage meiner Gedichte veranstalten will, und gewiß unter anständigen Bedingungen, denn ich gelte große Stücke bei ihr. Das bleibt aber vor der Hand unter uns.

Ich hoffe demnach zum Herbst mit zwei Bändchen Poesien in Wien einzumarschiren. Früher komm' ich nun einmal schwerlich weg, weil ich die Correktur jedenfalls selbst machen will. — Das Frühjahr werd' ich wahrscheinlich in einem Badeorte zubringen, um meine Gesundheit ganz herzustellen. Der Mangel an Eßlust ist bei mir auffallend, mein vegetatives Leben ist gedrückt. Dabei wird viel Kraft verzehrt auf heftige Empfindungen und finstere Dichtung. Ich muß meinem corpusculum

ein wenig aufhelfen. Eine große Freude machen mir die Variationen von Schleſinger aufs Clavier. Ich ſpiele ſchon ſechs davon. Mit Anſtrengung kann man viel zwingen. Wenn ich ſie nur wieder von Deinem Bruder Joſeph hören könnte. Grüße mir den lieben Freund.

Wenn der Druck meiner Gedichte früher beginnen könnte, was allerdings möglich iſt, ſo würden wir uns noch dieſen Sommer wieder ſehen. In ſechs bis acht Wochen iſt viel möglich, beſonders wenn der Verfaſſer den Druckern auf dem Hals ſitzt und beſtändig urgirt. Ich ſehne mich ſehr nach Dir, mein lieber felſenbiederer Bruder, und nach Dir, meine geliebte Schweſter. Seyd überzeugt, daß ich komme, ſo bald möglich.

Unſer Mayer iſt gegenwärtig ſehr unangenehm beſchäftigt mit der Unterſuchung eines Doppelmordes, der ſich in ſeinem Amtsbezirke zugetragen. Der liebe Mayer! Wie er ſo lauter und innig uns ergeben iſt! Im Hartmannſchen Haus iſt jetzt eine große Freude einquartiert. Mariette iſt mit ihrem Kinde, einem ſtattlichen freundlichen Buben, auf zwei Monate bei uns. Der ehrwürdige alte Hartmann lebt ganz auf in ſeinem Enkel. Reinbeck iſt wieder völlig geſund und bei köſtlicher Laune. Emilie hat ein ſehr ſchönes Bild gemalt. Einen Kirchhof zwiſchen hohen Bergen an einem einſamen See im Mondlicht. Nach meiner Beſchreibung des Hallſtädter Kirchhofs hat ſie die Idee concipirt und meiſterhaft ausgeführt. Beſonders ſind ihr die Schneeberge des Hintergrundes gelungen.

Ich kann es noch nicht laſſen, Dir etwas von meinem Fauſt zu ſchicken. Hier haſt Du die Scene im anatomiſchen Theater, welche die erſte von allen ſeyn wird, weil ſie die Idee des ganzen Gedichtes exponirt. Lies ſie meiner Schweſter vor, meinetwegen auch Klemm, wenn er ſie hören mag; dieſer iſt gewiß einer der wärmſten und einſichtsvollſten Freunde meiner Muſe, wie er einer der allernächſten meines Herzens iſt. Dazu mußt Du ihn aber zu Dir laden. Trinket dann meine Geſundheit und vernehmt meinen Teufel! Weiter aber bitt' ich dieſe Scene nicht mitzutheilen. Meinen übrigen Freunden will ich ſie ſelbſt vorleſen. Oder beſuche Klemm in ſeinem Quartier, weil er ſo weit zu Dir hinaus hat, und lies ihm's dort.

Drei Tage ſpäter:

Dein Brief und der meiner lieben Theres haben mich sehr erfreut. Wenn ich an Dich und Deine grundehrliche Liebe denke, so fühl' ich's ordentlich, wie meine Seele auf Dir, einem sicheren Boden ruht. Gott segne Dich dafür!

Liebe Schwester, wenn ich an Dich denke, so weht mich mein verlorener Frühling an, und es thut mir unbeschreiblich wohl, daß Dein Gemüth ein so reiner Himmel ist, in welchem ich meinen Sitz habe. Du bist so zu sagen, meine Heimath.

Gestern schrieb ich und vorgestern eine neue Scene Faust. Ich will Euch lieber diese, als die anatomische schicken, weil sie viel milder ist. Faust hat der Schuld schon so viel gehäuft auf sein unstätes Haupt. Diese letzte Scene zeigt ihn — nach einem Abenteuer in einer österreichischen Schmiede, das ihn sehr angegriffen hat, und nach einem heftigen Ritt durch einen Wald — nunmehr auf dem weiteren Ritt durch denselben Wald in ruhigerer Stimmung: „Der nächtliche Zug."

Mir ist eingefallen, ob ich die Redaktion der Vestalin, im Falle sie noch nicht vergeben wäre, nicht vielleicht bekäme. Durch Zedlitz ginge das nicht, denn er ist mit dem Eigenthümer dieses Taschenbuches zerfallen. Klemm könnte sich vielleicht erkundigen, und im guten Falle Schritte thun. Bitt' ihn darum in meinem Namen, aber haltet die Sache so still als möglich, um sich nicht durch Fehlschritte zu compromittiren. Grüße mir Deine lieben Kinder und meine Freunde. Lebt wohl, liebe Geschwister! Euer Niembsch.

Schreibe bald.

Gustav Schwab an Anastasius Grün.

Stuttgart, am 14. April 1834.

Daß wir Ihre „fünf Ostern," denen ich mit Begierde entgegensehe, nicht haben sollen, thut mir sehr weh, und auch Chamisso wird es kaum verschmerzen; er hält Alles auf Sie und auf Lenau, und erwartet von Ihnen die Würzen des Almanachs. Der letzte liebe Freund weilt immer noch in unserer Mitte und grüßt Sie recht herzlich. Er hat Faustscenen geschrieben, die köstlich und wahrhaft bewunderungswürdig sind,

und nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodramatikers nach Goethe und Uhland in Deutschland gründen werden. Eine Scene davon enthält der Almanach als Probe.

Niembsch an Graf Alexander von Württemberg in Eßlingen.

Stuttgart, den 15. April 1834.

Theurer Freund!

Ich bin der Frau Gräfin unendlich dankbar für ihre übergroße Freundlichkeit, daß sie bei Veranstaltung des Concerts Rücksicht auf mich genommen. Ich küsse ihr die Hände für diese Güte.

Mein Halsübel ist wieder gehoben, und wenn Du mir übermorgen Mittags den Wagen zu schicken bequem finden solltest, so bitte ich Dich darum; ich freue mich auf Deinen „Atargull." Daß Du keine schlafende Schöne so leicht schildern kannst, begreife ich. Du bist zu ungeduldig, ein schlafendes Wesen ruhig zu betrachten. Diese Art poetischer Conversation dünkt Dir zu langweilig. Aber nur dran; es muß doch gelingen! Der epische Dichter muß sich an alles wagen. Hier gilt es freilich die Saiten leise anzuschlagen, und die Schläferin nicht zu wecken, und das leise Wesen ist überhaupt nicht Deine Sache. Probir' es nur. Leb' wohl, geliebter Cäsarovicz! Dein alter treuer Dibitsch.

Schleifer an Schurz.

Ort, am 22. April 1834.

Mein lieber guter Schurz!

Von ganzer Seele und mit jauchzendem: Heil ihm! begleite ich Niembschens immer kühneren Aufflug. Möge es mir gegönnt seyn, noch lange von ihm zu hören, und mich im Abglanz seines leuchtenden Sternes zu freuen!

Das Unwohlseyn, an dem Niembsch kränkelt, ist nicht unbedeutend, wie mir scheint. Sowohl der Stoff,[1] die Wüste voll Finsterniß, Trostlosigkeit und Geistergrauen, zu dem er sich gezogen fühlt, als die Leidenschaftlichkeit, mit der er sich hingibt, hinreißt, und den Stimmen des

[1] Faust.

Unnahbaren horcht, muß auch die kraftvollſten Organe benagen und zerſtören. Ich hoffe, er wird Aerzte finden, mit denen er ſich beſpricht. Wäre er älter, mir gleich an Jahren, ſo würde ich ſagen: Laßt ihn! Eines ſchöneren Todes kann er nicht ſterben. Aber ſelbſt dann möchte ich dieſe Sprache einer herben Stoa gegen den Schwager und die Schweſter des Dichters nicht vernehmen laſſen. Du willſt mein „Grab auf der Haide?“ Da haſt Du's.[1] In meiner Bruſt ſtand es viel ſchöner. Ich ſchicke es gleichzeitig mit dieſem Briefe an Niembſch. Er wird mit dem Ausgange, mit den letzten drei Strophen, nicht zufrieden ſeyn. Ich kann nicht anders. Nehmt mir die zwei Genien, den am Kreuz und den am Anker, ſo weiß ich und begreif' ich nicht, wie ein ehrlicher Mann noch drei Stunden auf dieſer Hundewelt aushalten kann.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 22. April 1834.

Lieber Bruder!

Ich hoffe, Ihr werdet Eurer Beſorgniß um das kranke Reschen bereits frei ſeyn, wenn Ihr dieſen Brief bekommt. Es wäre für mich gar zu traurig, wenn ich Euch nicht vollzählig anträfe bei meiner Zurückkunft nach Wien. Doch in Euren Kindern ſteckt gutes Blut, und die Mutter iſt ſehr beſorgt und aufſichtig. Das kleine Mariechen[2] wird wohl auch ſchon gut ſeyn. Kerner hat einen Mißverſtand mit ſeinem Scherze bei Dir erregt. Es iſt nicht von einer Toni die Rede, ſondern von einem Toni, nämlich: Deinem Sohne, den ich zum Oberförſter gemacht, und mit der kleinen Emma, Kerners Tochter, einem allerliebſten Kinde, vermählt habe. Cotta iſt wieder da von Paris und ich habe ihm Vorſchläge über meine zweite Auflage gethan. Dieſe wird um zehn Bogen ſtärker als die erſte. Ich habe das Honorar auf tauſend Gulden geſtellt. In einigen Tagen wird er ſich darüber entſcheiden. Ich zweifle nicht, daß ich mich mit ihm vereinigen werde, denn es iſt ihm ungemein viel daran gelegen, mich im Verlage zu behalten. Bis zum Herbſt hoff' ich dann

[1] S. Schleifers Gedichtſammlung S. 220.

[2] Marie Pauline.

auch ein zweites Bändchen mit meinem Faust geben zu können. Es sollen hübsche Vignetten dazu gestochen werden.

Mit meiner Gesundheit geht es so so. Ich muß frische Bergluft aufsuchen und baden. Es sitzen noch einige böse Seegeister in meinem Leibe. Das verfluchte Salzfressen! Der Teufel hole das Pökelfleisch!

Da meine Honorare erst im September fällig sind, so bitte ich Dich, mir 250 Gulden zu anticipiren. Ich werde sie Dir im September mit Dank zurückschicken oder wahrscheinlicher bringen. Ich will doch für unvorhergesehene Fälle gedeckt seyn. Sollt' es Dich aber geniren, so werd' ich den Herz um einen Creditbrief auf diese Summe ersuchen. Kannst aber Du das Geld so lang entbehren, so bitte ich Dich, es dem Herz zu übergeben, der es für mich an die hiesige Hofbank zu senden die Güte haben wird.

Was von Deinen Gedichten in den Musenalmanach kommt, weiß ich noch nicht. Dieß hängt von der Wahl Chamisso's ab. Sobald dieser darüber entschieden haben wird, schreib' ich Dir's. Du hast auf keinen Fall von der Censur zu besorgen. Es ist ja Alles ganz unverfänglich. Doch ich will Deinem Wunsche nachkommen. Schleifer soll bald dazu thun, mir etwas zu schicken. Schade, daß Du Deine „Gemsenjäger", die sich in Trilogie vortrefflich ausnehmen,[1] schon anderwärts vergeben hast. Ich habe neuerlich angefangen zu recensiren, und bereits Einiges an die allgemeine Literaturzeitung von Halle abgeschickt. Es ist dieß keine üble Studie; man erhellt und befestigt dabei seine Kunstansichten. Fahre doch fort, Deine Gedichte zu ordnen, damit ich dafür sorgen kann.

Wenn ich die Redaction der Vesta bekäme, wäre mir's sehr angenehm. Ich erhielte gewiß Beiträge von den besten Dichtern Deutschlands und könnte den Almanach vielleicht heben.

Der Druck meiner Gedichte wird hoffentlich binnen acht Tagen beginnen. Versendet werden sie aber erst im September.

Mayer steckt tief in der Untersuchung eines Mordes. Weh ihm, wenn er den Thäter herausbringt! Er müßte in persona der Hinrichtung beiwohnen. Schreckliches Loos für diese sanfte Natur!

[1] S. Gedichte von A. L. Schurz, S. 128—138.

Meine „österreichische Schmiede“ kommt im Musenalmanach. Ich habe darin die österreichische Küche verherrlicht. Meine liebe Thereſe und die Nani Schleifer werden eine Freude daran haben.

Deinem Pepi und Toni danke ich für ihre poſſierlichen Briefchen. Der „Herronkel“ hat hier viel Spaß gemacht. Man wußte hier gar nicht, daß ein Onkel bei uns in Oeſterreich (dem eigentlichen Land der Pietät) ein ſo geachtetes Weſen iſt. Ich zeige den ſchwäbiſchen Kindern dieſe devoten Zeilen an einen Onkel als Muſter der Nachahmung.

Danke dem guten Herz in meinem Namen für ſeine freundſchaftliche Verwendung bei Rockert, ſo wie meinem lieben Klemm.

Grüße Prean, Kaltenbäck, Huber, Braunthal, Skulsky u. ſ. w., alle Freunde.

Tauſend Küſſe Deinen Kindern. Lebe wohl, theurer Bruder, Herzensſchweſter! Grüße auch Mina und Marie ſchönſtens, Deine liebe Mutter und den wackeren Bruder Joſephus. So eben erhalte ich eine Einladung, heute den Abendthee bei Baron Cotta zu ſchlürfen. Da hör' ich ſchon was Neues. Euer Bruder Niklas.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 7. Mai 1834.

Geliebter Bruder!

Ich danke Dir herzlich für Deine bereitwillige Güte. Die 250 Gulden Conv.-Münze habe ich erhalten, und hoffe ſie Dir bis Auguſt zurückſtellen zu können. Die Cotta'ſche Buchhandlung hat meinen ihr projektirten Vertrag unterſchrieben. Die zweite Auflage meiner Gedichte, mit deren Druck bereits begonnen iſt, wird 1200 Exemplare ſtark. Mein Manuſcript wird ungefähr 30 Bogen ausmachen; Druck und Papier wie bei der erſten Auflage; Honorar 1000 Gulden; Freiexemplare 36; neuer Vertrag im Falle einer dritten Auflage. Cotta hat ſich ſehr artig gegen mich benommen; ich habe gern mit ihm zu thun. An jenem Abend, den ich mit ihm zubrachte (Theegeſellſchaft), fand ich eine glänzende Verſammlung hieſigen Adels, und mußte nolens volens eine Scene aus meinem Fauſt vorleſen, wobei ich einen tüchtigen Erfolg hatte. Niemand aus der Geſellſchaft,

Schwab ausgenommen, kannte noch etwas von meinem Zauberer; sie waren wirklich, so zu sagen, perplex. Seitdem spukt mein Faust und Mephistopheles in der Stadt herum; es frappirt die gutmüthigen Schwaben die echte schwarze Teufelsader, die sich durch diese Arbeit zieht. Ich bin aber sehr mißtrauisch gegen diesen Effect. Wer weiß, ob er recht künstlerisch ist; vielleicht ist er bloß psychologisch. Einige neue Lyrica, als: Atlantica, Niagara, ein paar Erotica, sind die einzige Ausbeute meiner letzten Zeit. Am Faust will ich fortmachen, wenn ich wieder ganz frisch bin. Ich hoffe das Beste von einem Aufenthalte in dem Schwarzwälderbad Rippoldsau. Ich werde dort den Brunnen trinken. Mein Uebelbefinden gründet sich bloß in einer Trägheit des Unterleibs, wogegen jenes Bad trefflich wirken soll. Die entfernte Ursache mag allerdings in Gemüthsbewegungen liegen, welche ich darum so viel möglich mäßigen will. Bedenklich ist aber mein Zustand gewiß nicht. Wenn ich restaurirt bin, und meine Gedichte gedruckt sind, komm' ich heim. Vier bis sechs Wochen seyen meinem geliebten Schleifer gewidmet, dessen Gedicht hab' ich bereits nach Berlin expedirt. Schwab fand viel Gefallen daran. Auch mir gefiel es sehr; der Dichter hat dem Traunsee etwas von seinem geheimnißvollen Wogenschlage abgelernt; es ist ein gar süßer ahnungsvoller Tonfall in diesem Liede. Schleifer ist ein tüchtiger Poet.

Dem Herz einen Gruß und Dank für seine Freundlichkeit. Einen neuen Almanach auf eigene Rechnung herauszugeben, ließe sich wohl in Oesterreich schwerlich machen. Leichter ging es bei der bereits beliebten Besta.

In einer Recension für die allgemeine Literaturzeitung habe ich eine Bestimmung versucht: was eigentlich Naturpoesie seyn müsse. Wenn die Recension abgedruckt ist, will ich sie Dir senden.

Graf Alexander ist der Alte. Er hat ein paar ordentliche Sachen gemacht, Gedichte nämlich. — Von Schwab und Pfizer schöne Grüße.

Ich freue mich in den Schwarzwald. Da will ich manchen Becher Gesundbrunnen nicht nur auf meine, sondern auch auf die Gesundheit meines treuen Engels Anton und meiner Therese trinken. Liebes Schwesterl; sey unbesorgt; mit mir stehet es noch nicht so schlecht. Ich soll noch manchen unbändigen Band Poesie in die Welt schicken, bevor ich aus

der Welt gehe. Deine lieben Kinder alle gesund zu wissen, ist mir sehr beruhigend. Meinem lieben Pepi aber danke ich für sein Briefchen. Seine Artigkeit gegen seinen „Herronkel“ macht hier einige Sensation bei den Müttern, die sich bereits vornehmen, ihre Kinder zu ähnlicher Artigkeit gegen die, hier zu Lande allzu vernachlässigten Onkels zu dressiren. Oesterreich wird noch ein wahres Musterland für Deutschland. Sogar einige pädagogische Lichtstrahlen gehen schon von dort aus.

Wir haben hier herrliches Frühlingswetter. Im hiesigen Schloßgarten sind viele Nachtigallen; ich belausche sie täglich. O, der Frühling! — Zieht Ihr nicht aufs Land? — Apropos! Sey so gut, lieber Bruder, meinen Freund Kaltenbäck zu erinnern, er möchte doch den bewußten Correspondenten für das hiesige Kunstblatt drängen, bald etwas einzusenden. Grüße auch meinen wackeren Huber, dann alle die Freunde von Neuner und mir.

Wie geht es dem guten Klemm?

Noch einmal meinen innigen Dank für Deine gütige, prompte und herzliche Hülfe. Euch und Eure Kinder und Schwester Marie und Mina umarmend, Euer getreuer Bruder und Onkel.

Die herzlichsten Grüße von Reinbecks und Mayer, der jetzt mit seinem Criminalfall fertig ist, und, Gott sey Dank, nichts herausgebracht hat.

Niagara.

Vale!

Ich bin um Mittheilung obiger von Lenau gelieferten Beurtheilung angegangen worden. Er hatte aber seines Versprechens, mir dieselbe nach dem Abdrucke senden zu wollen, wohl vergessen, und ich besaß sie daher auch nicht, und kannte sie sogar nicht einmal. In seinen mir gelassenen Schriften befand sich nun doch eine Beurtheilung von Gedichten, die aber durchaus nicht näher bezeichnet waren. Die Naturpoesie ist darin nur im Vorübergehen erwähnt, gleichwohl konnte diese Beurtheilung die fragliche in die Haller „Literaturzeitung“ gesandte seyn. Ich ließ mir diese also aus der kaiserlichen Hofbibliothek zur Durchsicht geben, und entdeckte im zweiten Bande von Mai bis August 1834, S. 294 unter: „Schöne Literatur“

eine Beurtheilung der zu Leipzig bei Friedrich Fleischer aufgelegten Gedichte: „Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil.“ Obwohl dieser Aufsatz gar nicht unterzeichnet ist, so sah ich doch gleich, daß er von keinem Andern seyn konnte, welchem die abgedruckte Beurtheilung und die von dessen eigener Hand geschriebene in meinem Besitze — stellenweise vollkommen gleichlautend — offenbar eines und desselben Vaters Zwillingskinder sind, und weil auch die von Lenau in obigem Briefe als versucht angegebene Bestimmung darin klar ausgesprochen ist. Ich füge diese daraus hier bei.

„Der Verfasser dieser Gedichte gehört wenigstens seinem poetischen Charakter nach offenbar einer ältern Aera unserer Literatur. Das beweisen diejenigen seiner Lieder am augenfälligsten, in welchen er sich als Naturdichter zeigt; dieß beweist auch die auffallende Erscheinung, daß ihm die Ironie, das Charakteristische unserer Zeit, völlig fremd geblieben ist. Die Naturpoesie unserer Dichter des vorigen Jahrhunderts besteht wohl größtentheils darin, daß sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung noch durch Situation in jenen lebendigen Verband gebracht sind, oder sie ziehen eine Parallele zwischen irgend einer Erscheinung aus der Natur. Aber weder jene sterile Enumeration, noch dieser bloß verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen seyn. Die wahre Naturpoesie muß unsers Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Conflikt bringen und aus diesem Conflikt ein drittes Organisch-Lebendiges resultiren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind. Diese Gestaltung der Naturpoesie scheint unserer Zeit vorbehalten, und auf eine merkwürdige Weise mit der charakteristischen Ironie der neuesten Poesie überhaupt zusammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur drängt, um in einem innigeren Verkehre mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist.

Als belegendes Beispiel jener sterilen Enumeration führen wir an das Gedicht: Frühlingslied S. 16. Hier werden eine Menge freundlicher Naturerscheinungen, je vier und vier in jeder Strophe, aufgezählt, und

nach jedem Doppelpaar wird geſagt, daß alles recht ſchön ſey. Durch eine ſolche Aufzählung wird die Natur für den Leſer getödtet, und das vermeintliche Poem iſt nichts, als ein wohlgemeintes Inventar über die Verlaſſenſchaft der Verblichenen. Das Gedicht: Die Thränen, S. 53 iſt ein Beiſpiel jener Naturpoeſie, die ſich in bloßen Verſtandesparallelen bewegte. Die vom Sonnenbrand durchglühte Erde findet Linderung und Erquickung im wohlthätigen Regen; das von Schmerzen durchglühte Menſchenherz findet die ſeinige in den wohlthätigen Thränen."

Niembſch an Mayer.

Stuttgart. Donnerſtag den 15. Mai 1834.

Amicissime!

Ich würde ſchon heute zu Dir kommen, wenn ich nicht morgen zu Deiner lieben Schweſter, der köſtlichen Frau Köſtlin, Regierungsräthin, geladen wäre; wir werden auf der Silberburg Thee trinken zu Abend, und ich hoffe auch Wein. Da wäre mir's denn ein gar gefundener Handel, wenn Du auch dabei wäreſt, bei mir oder Deiner Schwiegermutter übernachteteſt, und übermorgen zeitig früh, etwa um 7 oder 8 Uhr, nach Waiblingen führeſt. Schulern, dem trefflichen Mann des Bades, ſey ſo gut zu ſagen, ich komme übermorgen nach Neuſtädtle, bleibe jedoch nur acht Tage dort, er ſolle alſo in ſeinen Beſtellungen ſich nicht geniren laſſen.

Mir iſt jetzt viel wohler, als in den Tagen der Bruthitze; wenn ſie nur nicht wiederkommen. Schwab reist Freitag früh in die Schweiz, vielleicht gibt Dir der Wunſch, ihn noch zu ſehen, einen Stoß herein nach Stuttgart; Schwab wird — aber, Freund, ich bin ein Narr, ſo eben fällt mir ein, daß Schwab morgen ſchon abreist. Komm aber doch herein, wenn es ſeyn kann.

Der Druck meiner Gedichte hat begonnen. Cotta wurde geſtern ſchon zurückerwartet aus Frankfurt; ich weiß aber nicht, ob er ſchon da. Ich will nächſtens mit ihm ſprechen über Deine Sache.

Schurz läßt Dich herzlich grüßen.

Leb' wohl, Du und Deine liebe Frau, und was ſie geboren hat.

Dein Niembſch.

Eben auch auf der Silberburg feierte, fast 20 Jahre später (den 5. September 1853), der „köstlichen Frau Köstlin“ Sohn, August, seine Hochzeit mit Lenau's Nichte, Maria Thereſia Schurz, wobei es, nach des Dichters früherem Wunſche, gleichfalls nicht an Wein, zumal nicht an Champagner gebrach. Niembſch war im Neuſtädtler Bade mit Liebe an ſeinem „Fauſt“ geſchäftig; namentlich hat er die Partie „Maria“ und „der Maler“ daſelbſt ausgearbeitet. Bald wurde er aber von ſeinem Freunde, Graf Alexander von Württemberg, unterbrochen, der mit Familie und Gefolge nach Neuſtädtle kam, und ſich ſogar von Eßlingen herüber auf der Achſe einen anſehnlichen Nachen zuführen ließ, um die Neuſtädtler Muße zu Waſſerfahrten auf der Rems benützen zu können.

Niembſch an Mayer in Waiblingen.

Samſtag. (Neuſtädtle, den 24. Mai 1834.)

Liebſter!

Meine gräflichen Freunde haben ſich entſchloſſen, morgen den Geburtstag ihres Knäbleins hier zu feiern, und zwar mit Trompeten und Pauken. Ich werde darum heute noch nicht abfahren, und bitte Dich, das Fuhrwerk, wenn es ſchon beſtellt iſt, abzuſagen.

Ich komme heute noch zu Dir. Wenn Du Deine Viſite machen willſt, ſo komm heute nach Tiſch circa 2½ Uhr. Dein Niembſch.

Mayer an ſeine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, den 27. Mai 1834.

Geſtern Morgen iſt Niembſch gleichzeitig mit Alexander von Neuſtadt abgereist. Es ward ihm leid, daß er durch die geräuſchvolle Gegenwart dieſer gräflichen Gäſte im Dichten und im ruhigeren Umgange mit mir unterbrochen wurde, und er verließ Neuſtadt, weil er vorausſah, daß er daſelbſt doch nicht würde arbeiten können. Treulich eilte er jeden Abend, öfters auch des Tages zweimal, zu mir hieher, um mich einen Augenblick zu ſprechen, wobei es denn auch an meiner Begleitung nicht fehlte. Aber die ruhigere Geſprächsentwicklung, die den Umgang mit Niembſch oft ſo anziehend und belehrend macht, war uns doch ganz abgeſchnitten.

Samstag Nachmittag machte auch ich Alexanders meine Aufwartung, und hatte Mühe, ihren sehr freundlichen Einladungen schon zum Abendessen, besonders aber zur Geburtstagsfeier ihres Kindes, die letzten Sonntag stattthatte, und wozu die Eßlinger Trompetermusik herbeschieden war, zu entgehen. Ich entschuldigte mich und ging mit Jettle und ihrer Freundin Pauline aufs Eßlinger Jägerhaus, den ganzen Tag zum großen Vergnügen der beiden Mädchen ein schönes, freies Waldleben führend, bis wir endlich, auf dem langen Waldrücken hinziehend, erst hinter Rommelshausen wieder in das Thal hinabstiegen. In Waiblingen machten wir uns gleich auf den Weg zu dem Feuerwerk, das Alexander an jenem Abend auf den steilen Weinbergen, gegenüber von Neustädtle, und zum Theile, dem Feuerwerk jenseits des Flusses entsprechend, auch in der Nähe des Badhauses abbrennen ließ. Halb Waiblingen war bei dieser durch Trompetermusik verherrlichten Lustbarkeit versammelt; wir kamen aber nur noch zum Ende der Freude, kurz, ehe Niembsch einsteigen wollte, mich noch einmal zu besuchen. Er, Jettle, Maler F., der bei mir zu Nacht speiste, fuhren dann in der schönen Nacht in Alexanders Wagen noch hieher, wo aber Niembsch nur noch einen Augenblick verweilen konnte. So hatte die Freude seines Hierseyns ein Ende.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, Ende Mai 1834.

Lieber Freund!

Mit dem Drucke Deiner Gedichte wird bald begonnen werden. Eine neue Novelle von Sternberg, auf deren unverzüglichen Druck der Verfasser dringt, hat die Presse in Beschlag genommen, welche sonst Deine Gedichte in die Arme genommen hätte. Bis zur Herbstmesse werden die Letzteren doch noch immer erscheinen können, wenn auch erst in ein paar Wochen damit begonnen wird. Sonntag reise ich nach Baden und von dort ein wenig im Schwarzwald herum.

Ich habe gute Nachrichten von Euch, daß Ihr Alle recht vergnügt seyd mit Eurer Braut, was mich recht sehr erfreut.[1]

[1] Marie Kerner war Braut des Dr. Niethammer in Heilbronn.

Auch Alexanders ſind wohl und vergnügt und voll der Liebe zu Dir.

Meine Gedichte ſind in vier Wochen wahrſcheinlich fertig. Reinbeck iſt ſo gütig, in meiner Abweſenheit die Correktur zu beſorgen.

Lebe wohl, grüße die Deinigen. Dein Niembſch.

Mayer an ſeine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, 4. Juni 1834.

Am Samſtag kam Vormittags auf eine Viertelſtunde der treue Niembſch angefahren, um auf einige Tage Abſchied zu nehmen. Er fuhr am Sonntag mit Sternberg nach Baden-Baden, hatte aber im Sinne, heute wieder in Stuttgart einzutreffen.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 28. Juni 1834.

Liebſter Bruder!

Meine Geſchäfte ſind hier nun beendet. Der Druck meiner Gedichte iſt fertig. Die zweite Auflage wird eleganter gemacht als die erſte. Von meinem Fauſt iſt nichts dabei. Ich will zuwarten, bis ſich das Gedicht, wo nicht ganz ſchließt, doch wenigſtens in einer gegliederten Scenenfolge abrundet, und dann unter dem beſcheidenen Titel: „Fauſtiſche Bilder“ es erſcheinen laſſen. Neulich war ich mit Mayer bei Uhland in Tübingen. Er war wieder ganz Poet; die leidige Politik iſt wenigſtens bis zum nächſten Landtag abgeſchüttelt. Er war auch ganz Freund, und ich hatte ihn nie ſo liebenswürdig getroffen. Es iſt ein ſchöner Zug in ſeinem Charakter, dieſe wahrhaftige Freude an den poetiſchen Beſtrebungen eines Andern. Das Urtheil eines ſolchen Mannes wiegt Bibliotheken von Recenſionen auf. Ich las ihm einige Fauſtiana vor; und zwar die nächtliche Scene im Walde mit der Johannisproceſſion las ich ihm, ohne es zu wiſſen, gerade in der Johannisnacht. Er hatte große Freude daran. Von ſeinen Gedichten wird jetzt ſchon die achte Auflage gedruckt. Am Johannistage machten wir, nämlich Uhland ſammt Frau, Mayer und

ich einen Ausflug nach Niedernau, einem hübschen Badeorte. Auf dem Wege wurde sehr viel über Poesie verhandelt, bis in die kleinsten praktischen Details.[1] Uhland spricht sehr gründlich und ist gewandt im Denken, und scharf im Auffassen fremder Ansichten. Schwab äußerte einmal gegen mich sein Verwundern, daß Uhland mit so viel Poesie so viel Schärfe des Urtheils vereinige; mich wundert das gar nicht. Ohne scharfes Urtheil kann man bei der glücklichsten poetischen Fähigkeit nichts schreiben, das da fertig ist, fix und fertig, und überall klappt. Mayer sprach weniger, der Bescheidene schien mehr seine Freude darin zu finden, daß er die Freunde hörte und genoß.

Meine Gedichte werden erst zur Herbstmesse versendet werden. Meine Freiexemplare bekomme ich übrigens nächstens. Man hat mir mein Honorar entrichtet, und ich werde Dir meine Schuld bald mit herzlichem Danke abtragen. Mayer hat mir einen recht lieben Brief von Dir mitgetheilt. Die kleinen Gedichte sind zum Theile recht gelungen. Mayer hat mir den Brief zu schnell wieder entrissen, als daß ich Dir eine genauere Kritik darüber geben könnte. Im Allgemeinen muß ich Dir aber bemerken, daß ich diese Art kleiner Gedichte nicht billige. Ich habe Mayer öfter mein Bedenken geäußert. Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich mit der fatalen Kürze nicht einverstanden seyn, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm anspinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Neckerei darin, ein kindisches Versteckenspielen. Ferner tadle ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspioniren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt; er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. Ich meine, der Dichter soll seine Gebilde im Innern und

[1] So gab Niembsch die Klugheitsregel: Wenn man sich zu einem etwas gezwungenen Reime veranlaßt sehe, so sey es räthlich, das auffallende Reimwort vorausgehen, und das gewöhnliche folgen zu lassen, damit es nicht scheine, man habe zu dem Letzteren das Andere erst mühsam herbeiziehen müssen. (S. Mayer S. 161.).

aus seinem Innern hervorschaffen, und die äußere Natur soll ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblicke der dichterischen Thätigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden muß, gewisse Mittel suppeditiren. Kürzer: die angewandte und zum Symbol gewordene Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee.

Ich weiß recht gut, daß ich gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, diese Ansicht ist richtig. Mündlich mehr darüber. Meine Rückreise nach Wien hängt von meinem Magen ab. Es geht besser damit, und wenn es so fortgeht, werd' ich binnen vier Wochen von hier abreisen; wo nicht, muß ich nach Rippoldsau ins Bad. Es wäre schön, Herzensbruder, wenn wir uns bei Schleifer träfen! Gibt's keine Staubferien?

Rockert hat mir geschrieben, und im Allgemeinen bloß seine Nichtungeneigtheit, mir den Almanach zu übergeben, auf eine nicht unlangweilige Art geäußert. Ich kann dieses Herumfabeln nicht leiden. Es scheint übrigens ein guter Mann zu seyn; er wolle, heißt es in seinem Briefe, im Herbst die Sache mit mir mündlich besprechen. Gut!

Gestern las ich in der eleganten Zeitung einen sonderbaren Aufsatz über unsere neuesten Dichter. Man streicht mich sehr heraus. Schau doch das Blatt zu kriegen (Juniheft der Zeitung für die elegante Welt). Der Recensent thut mir die Ehre an, mich einen kriegerischen M.....[1] Lies selber!

Liebste Tertschi, wie geht's? Bald sehen wir uns wieder! Und Ihr, lieben Kinder, und meine verliebte Schwester Maria, ich grüß' Euch Alle herzlich!

Leb' wohl, Bruder! Dein Niembsch.

Deine Frau Mutter und Bruder Joseph, so wie den ganzen Neuner grüß' ich schönstens. Vogels Gedicht[2] liegt noch bei Schwab fürs Morgenblatt.

[1] Matthisson.

[2] „Die Kirche von Falster."

Niembſch an Friederike Mayer.

Stuttgart, 3. Auguſt 1834.

Liebe Freundin!

Beiliegendes Kettchen ſende ich meinem lieben Pathchen Emilie zum Angedenken; mir iſt leid, daß ich's ihr nicht ſelbſt umhängen kann; thun Sie es und ſagen Sie dabei, daß es von ihrem Godi kommt.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, mit Ihren Kindern, die ich alle herzlich grüße. Ich komme doch bald wieder nach Würrtemberg.

Behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Mayer ſeh' ich vielleicht in München, worauf ich mich ſehr freue.

Adieu. Ihr Freund Niembſch.

In Eile. In einer Stunde fahre ich ab.

Niembſch an Kerner.

Eßlingen, den 4. Auguſt 1834.

Lieber Kerner!

Ich überſende Dir die Aushängebogen Deiner Gedichte, ſoweit ich ſolche corrigirt habe. Meine Heimreiſe machte mirs unmöglich, das Ganze zu beſorgen. Beim proſaiſchen Theil wäre ohnehin meine Hülfe nicht nöthig, vielmehr unerlaubt geweſen, da Du ja ſelbſt ſagſt im Vorwort zu den Reiſeſchatten, ſie ſollen unverändert die alten bleiben. Meine Aenderungen, die Du hier und dort in den Gedichten treffen wirſt, ſind, glaub' ich, von der Art, daß Du ſie, aufmerkſam gemacht, ebenſo vorgenommen haben würdeſt, und ſo hab' ich denn im Vertrauen auf Deine ſtillſchweigende Einwilligung und Deine ausdrückliche Vollmacht an mancher Stelle nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen geändert. Sollte ich aber manchmal Deinen Sinn nicht getroffen haben, ſo würde ich das ſehr bedauern und bitte Dich für ſolche Fälle um Vergebung. Die preſſanten Drucker geſtatteten mir nicht die Zeit, um Dich zu fragen, ob Du mit meinen Aenderungen einverſtanden ſeyeſt. Eine der auffallenderen Umgeſtaltungen dürfte Dir erſcheinen pag. 71: „Sängers Troſt"; ſie iſt aber ſchlechterdings durch die Grammatik geboten. Früher hieß es:

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond auf ihn.

Auf ihn concordirt nicht in genere mit dem Graben, wovon Strophe eins die Rede ist. Das Grab ist generis neutrius, darum müßte das Pronomen der zweiten Strophe nicht heißen auf ihn, welches ja das Masculinum ist, sondern auf es. Das geht aber nicht, folglich hab' ich versuchen müssen, es mit einem andern Reim zu geben. Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Aenderungen eben so rechtfertigen wollte; ich kann mich hier nur auf meinen guten Willen berufen und meine freundlichste Sorgfalt, womit ich das Geschäft besorgt. Bei einem mündlichen Gespräche will ich Dir einmal, wenn Du es wünschest, genauere Rechenschaft geben. Trotz meiner Aufmerksamkeit sind einige Druckfehler, aber unbedeutende, stehen geblieben, weil der Setzer manchmal versäumte, einen von mir bezeichneten Druckfehler zu berichtigen, was übrigens auch meiner Gedichtsammlung begegnet ist, woraus Du ersehen kannst, daß ich die Deinige nicht mit geringerer Sorgfalt corrigirte.

Meine Gedichte sind fertig; man will sie aber erst zum Herbst erscheinen lassen. Bis dahin müssen auch die Freiexemplare zurückgehalten werden. Ich habe indessen dafür gesorgt, daß Dir ein solches in meiner Abwesenheit seiner Zeit zugestellt werde.

Mittwoch reise ich von hier nach Hause. Es war mir unmöglich, Dich noch einmal zu besuchen.

Ich danke Dir und Deiner Frau noch einmal herzlichst für alles Liebe und Gute, das ich bei Euch genossen, Deiner Tochter Marie wünsch' ich eine glückliche Ehe und hoffe sie auch.

Lebe wohl, lieber Kerner, und glücklich in und mit den Deinigen. Dein Freund Niembsch.

Niembsch verließ Stuttgart am 6. August in Gesellschaft Reinbecks und Emiliens, die ihm bis in das oberösterreichische Salzkammergut das Geleite geben wollten. Diese Reise wurde von Reinbeck selbst in seinen

„Reiseplaudereien“, I. Band S. 215 u. f. w., ausführlich erzählt, woraus nachstehendes entnommen wird.

Am 10. trafen sie in München, wo sie im goldenen Kreuz wohnten, zufällig auf der Gasse mit Uhland, dessen Frau und Karl Mayer zusammen, die so eben sehr befriedigt von den bayerischen Seen zurückgekehrt waren. Schon am nächsten Tag Mittags reisten diese nach Schwaben, jene aber nach Oesterreich ab.

Am 13. August, seinem Geburtstag, war Niembsch mit seinen Freunden Nachmittags in Plain, einem stattlichen Stift mit Wallfahrtskirche nächst Salzburg, bei Milch und Brod vergnügt. Beim Besuche der vom Fürstenbrunnen durchbrausten Felsenschlucht am 15. Nachmittags lagerte sich Niembsch auf feuchtes Moos, was für ihn später von üblen Folgen gewesen zu seyn scheint.

Am 17. August Abends gelangten die Freunde nach Gmunden, und denselben Abend noch fuhren sie auf dem See nach Schloß Ort, wo Schleifer sie mit Herzlichkeit empfing.

Am 19. ward der Laudachsen besucht. Oben forderte Hani, die bekannte Jägermaid, Niembsch, den Vielgereisten, zu Erzählungen auf. Er fragte sie, ob sie wohl wisse, daß auf den Felsen dort ein Berggeist hause? Sie gab dieß als bekannt zu. „Und dennoch glaubst du,“ fuhr Niembsch fort, „wenn die Felsen verhüllt sind, das seyen Nebel? Da irrst du dich aber sehr!“ — Sie wurde sichtbar gespannt. — „Wisse, daß der See des Berggeists Waschzuber ist, worin er seine Hemden und Hosen wäscht, die hängt er dann auf den Felsen zum Trocknen umher, und das haltet ihr blind für Nebel.“ Sie aber schüttelte das Haupt und bat ihn um Erzählungen von den Städten und Menschen, die er weithinaus gesehen habe.

Abends bei der Heimkunft nach Gmunden ins Gasthaus zum goldenen Schiff gab Niembsch dem Mädchen ein Seidentuch und ihrem Bruder eine Weste und auch für Vater und Mutter Geschenke mit.

Am 21. wurde die Reise nach Hallstatt fortgesetzt, wo der Kirchhof wieder zweimal, in der Dämmerung und im Mondlicht, betreten ward. Gleich bei der Thür fiel ihnen — wie Niendorf S. 162 erwähnt — ein Grab in die Augen, auf dem ganz symmetrisch geordnet drei Todtenköpfe

lagen, die im Mondglanze noch blendender und greller erſchienen, was den drei befreundeten Wanderern, im Einklange mit der ganzen nächtlichen Scene und Stimmung, doch einen recht ſeltſamen Eindruck erregte ...

Am 22. Abends ſtiegen ſie im Zickzack viele Felſenſtufen empor, an geräumigen Raſten vorüber, auf deren mittelſten Kaiſer Max der Zweite im Jahre 1546 geruht, zum Häuschen des Bergmeiſters empor, das außerhalb eine erhabene ſchöne Ausſicht zeigt, und innerhalb ein ſauber gearbeitetes Nachbild des Inneren des Salzbergs. Niembſch bekam heftiges Seitenſtechen, ein Uebel, das er aus Amerika heimgebracht, und das vielleicht durch das neuliche längere Lagern auf dem feuchten Mooſe in der Fürſtenbrunnenſchlucht wieder erweckt worden war. Erſt ſpät unter zunehmenden Schmerzen des Dichters gelangte man wieder in die Tiefe.

Am 23. erhob ſich über ein Kreuz auf einem Felſenblocke am Wege zum Waſſerfall ein künſtleriſcher Streit. Niembſch tadelte ſolches an dieſem Orte, als der Kunſt und Naturanſchauung fremd und ſtörend, und als nicht von allgemeiner Bedeutung, ſondern blos conventionell. Die andern Zwei ſträubten ſich aber dagegen, ein Symbol nicht in die Landſchaft aufzunehmen, das ihr eine keineswegs unäſthetiſche Weihe verleihe, wenn auch von einer chriſtlichen Landſchaft nicht die Rede ſeyn könne. Es hatte ſie hier in der Mitte der Zerſtörung das Bild der Verſöhnung beſonders ergriffen.

Am 24. ward auf einem Einſpänner durch eine wilde Schlucht ins felsumſchloſſene Wieſenthal, die Goſau, gefahren.

Am 25. konnte Niembſch abermal wegen Seitenſchmerzen nicht zum unteren Goſauſee mit. Er benützte ſeine Einſamkeit dazu, den Wirth, deſſen 23jährige Tochter in der vorigen Nacht zum zweitenmale Mutter geworden war, zur Einwilligung in ihre Ehe mit ihrem Geliebten zu bereden. Es gelang aber ihm nicht. Der Burſch war dem Vater zu leichtſinnig, um ihm ſeine Tochter und ihr Vermögen zu vertrauen.

Nun tauſchten aber Niembſch und Reinbeck die Rollen; jener verlor ſein Seitenſtechen, und dieſer bekam Zahnſchmerzen, und dann ſogar die Gicht, und mußte daher am 27. zu Iſchl im Poſthauſe das Haus hüten. Auf ſein inſtändiges Bitten las ihm Niembſch ſeinen Fauſt vor. Hierüber

ſchreibt Reinbeck: „Lenau's Vorleſen übt einen eigenen Zauber; es iſt eine ächte, reine Recitation ohne allen declamatoriſchen Pathos, in ſehr ſonoren tiefen Tönen, ſonder große Abwechslung und doch tief eindringend. Jedesmal, bevor er beginnt, macht er eine längere Pauſe, den Blick auf das, was er vorleſen will, geheftet, ſo daß der Zuhörer ſich zur Aufmerkſamkeit ſammelt; ein Gebrauch, der ſehr zu empfehlen. Wie Tieck, ſtört es ihn, wenn die weiblichen Zuhörer ſich mit Arbeiten beſchäftigen, während er lieſt. Uebrigens kann nichts verſchiedener ſeyn, als Beider Vorleſen, und doch iſt jedes meiſterhaft; in Lenau's mehr Eigenthümlichkeit." — Hier werde beigefügt, was Mayer in ſeinem Buche S. 168 anführt: „Lenau liebte, daß der Hörer ſeiner Gedichte ſich ganz in ſie verſenkte. Als er einmal ſein Gedicht: „Die Thräne" vor Uhland vorlas, nahm er dieſem faſt die Bemerkung etwas übel: er ſey begierig geweſen, was auf das Wort „Oelung" in der vorletzten Strophe für ein Reim kommen werde, und er ſey dann durch die Worte: „ſeines Auges Höhlung" angenehm überraſcht worden. Uhland, meinte er, ſollte bei dem Eindruck des Ganzen keine Aufmerkſamkeit auf einen ſolchen Nebenpunkt gehabt haben." —

Am 28. wurde von Iſchl nach Salzburg gefahren, und am 30. zu guterletzt nach Golling, wo aber der unpaſſe Reinbeck abermals nicht wagen durfte, ſeine Gefährten zum dreifachen Sturze des Harzbachs zu begleiten. Bei der Rückkunft fand Niembſch im Gaſthauſe zu Golling einen Reiſenden, in deſſen Wagen er einen guten Platz bekam. Die Deichſeln der Kutſchen wieſen nach entgegengeſetzten Richtungen hin. Es ward kurz geſchieden: die Reinbecks eilten nach Schwaben zurück, Niembſch nach Steiermark.

Niembſch an Emilie.

Neuberg in Steiermark, 6. September 1834.

Meine Reiſe bis hieher ging auf kleinen Poſtkarren ſehr raſch. Die Gegend iſt ſchön. Auf dem Wege von Golling nach Werfen liegen etwas abſeits die Oefen. Mein Reiſegefährte nannte ſie nur zufällig, und auf mein Bedauern, ſie nicht geſehen zu haben, machte er mir die angenehme

Entdeckung, daß sie ganz in der Nähe seyen und erbot sich sehr artig, mich dahin zu führen. So Wildes hatt' ich noch nie gesehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß, klafft durch die Felsen hinunter, wie eine tiefe, finstere, ewige Wunde. Unten in schwindelnder Tiefe braust die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt sich hier so eng zusammen, daß er zu überschreiten wäre. Dadurch wird er sehr tief und ungestüm, wie wenn sich ein ganzes Leben zusammendrängt in eine tiefe heftige Leidenschaft. Ungeheure Felsen liegen umher als einzelne Ausbrüche, in denen sich ein grollender Geist Luft macht, und so starr und stumm sie auch daliegen, man spürt, wenn man sie betrachtet, noch etwas von der Erschütterung, mit welcher sie einst geschleudert wurden. In dieser Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen diese Zerrissenheit ist das wildeste Lied Byrons ein Gesang der Seligen.

Niembsch kam Freitag den 5. September 1834 Abends bei mir in Neuberg an, wo ich beim kaiserlichen Eisenwerke schon seit einigen Wochen in amtlicher Sendung anwesend war. Ich hatte ihn erwartet, da ich von seiner Abreise aus Schwaben schon durch Mayer benachrichtiget worden war. Ich fand ihn heiter und wohlaussehend, wozu die schöne Reise durch ganz Obersteyermark, und vielleicht auch das erste Vergnügen des Wiedersehens einiges beitrug. Er blieb nur bis zum 11. dort; die Sehnsucht nach seiner Schwester und vielleicht auch noch nach sonst Jemand ließ ihn nicht länger rasten; Sonntag den 7. ward ein fröhliches Fest vor einigen hölzernen Hütten im Scheiterboden, in der Nähe „des todten Weibes" gefeiert. Diese herrliche, von der grünen Mürz durchbrauste Felsengasse, worin aus einer Höhle mitten in der Wand ein Bach stürzt, ergriff auch Niembsch gewaltig.

Die Beamten alle des Eisenwerkes und der Staatsherrschaft mit ihren holden Frauen und Töchtern tafelten im Freien, und es ward viel gelacht und getanzt. Hier sah Niembsch zum erstenmal den Steyrertanz, den er späterhin so meisterhaft besang.

Der damalige Kassier des Werkes, ein feiner kluger alter Herr, war ein leidenschaftlicher und durchtriebener Vogelfänger, daher für Niembsch ein wahrer Fund. Aus des Ersteren Gespräche entsproß Lenau's „Lied

vom armen Finken.“ — Ueber Tags hatt' ich beim Eisenwerke zu thun, und so blieb Niembsch viel allein, und wurde mitunter wieder recht traurig; dann lag er am liebsten unferne des Gasthauses zunächst am Schloß auf dem Berge unter düsteren Fichten, dem einsamen schwermüthigen Rufe eines dort sich aufhaltenden Gimpels lauschend. Sein Gedicht „Einsamkeit“ erinnert mich lebhaft an jene Stelle. Nach einer Zurückkunft von dort war es, daß er mir einmal die noch immer brennende Wunde, die ihm Bertha geschlagen, klagte. Ein Brief Mayers an mich, bezüglich kleiner Lieder, worin er Lenau's etwas zu hartes Urtheil sehr geschickt anfocht, aber zugleich äußerte, daß er dadurch in der Freude seines Dichtens gestört worden wäre, fiel Lenau sehr schwer aufs Herz; doch ich tröstete: „Nur Geduld; er wird schon wieder singen! Ein echter Vogel verlernt das nicht so leicht!“

Am 11. September gelangte Niembsch nach Wien, von wo er mir am 22. nach Neuberg schrieb:

Liebster Bruder!

Hier übersende ich Dir einen Brief von unsrem lieben Mayer. Die Gedichte darin waren mir ein wahrer Augentrost. Du hattest doch Recht: es wird wieder kommen. Ein wahrer Dichter läßt sich nie das Maul stopfen.

Zu einer Gemsenjagd soll ich? Das wäre freilich köstlich! Ich leide aber seit gestern an einem kleinen katarrhalischen Fieber; darum kann ich auf Deine freundliche und lockende Einladung keine bestimmte Antwort geben. Ich schwanke etwas in den Knochen. Bin ich bis Donnerstag [1] wieder gut, so will ich kommen. Der Neuberger soll nur so gut seyn, im Neunerschen Kaffeehaus (erster Stock) anzufragen; wäre es aber nichts mit dem, so käm' ich auf dem Eilwagen. Aber wie gesagt, früher muß ich wieder aufrecht seyn.

Den Musenalmanach werd' ich Dir sammt meinen Gedichten nächstens schicken oder selbst bringen. Unsere Thereſe hat ihren ferneren Aufenthalt auf dem Lande [2] von dem Umstande abhängig gemacht: ob ich nach Steiermark gehe oder nicht? Ja, so bleibt sie; nein, so zieht sie herein.

[1] Den 25.

[2] Zu Heiligenstatt.

Deine Kinder hab' ich recht vorgerückt gefunden. Der Toni ein tüchtiger, stämmiger Kerl, und recht gescheidt. Deine Mutter ist sehr freundlich für mich besorgt, und sucht mir die Abwesenheit meiner lieben Therese, die mir freilich sehr abgeht, weniger fühlbar zu machen. Klemm ist bereits hereingezogen.

Mittwoch [1] hab' ich in Penzing bei Max gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf [2] hab' ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um zwölf Uhr. Das war nicht übel. Aber lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —

Lebe wohl, lieber Bruder! Dein Niembsch.

Mayers Brief hat Therese geöffnet.

Nicht so bald hat Lenau sein trauriges Ende so klar vorausgeahnt; nein! voraus gekannt und voraus genannt; ein wahrer Vorausverkündiger, als wie in diesem hoch merkwürdigen Briefe. Um dieselbe Zeit ein Jahrzehent darnach ging sein furchtbar Wort in Erfüllung. Was er hier aussprach: „Es ist doch Alles nichts!" hallt furchtbar sein letztes Gedicht zurück, aus dem rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München in der Nacht des 18. September 1844. (S. Dichterischer Nachlaß S. 198. „Eitel nichts!") „Eitel nichts!" Dieser Gedanke war gleichsam Lenau selbst; er blieb ihm sogar im Wahnsinn treu, denn er sprach ihn uns noch im Wahnsinn aus.

Als meine Mutter damals Niembsch durch ihre Magd täglich das Frühstück bringen ließ, gefiel er sich manchmal darin, diese durch starre Blicke und Gesichtsverzerrungen in die Flucht zu jagen. — „Jesus, Maria und Joseph, Mama," rief sie dann, „der Herr v. Niembsch ist ja gerade wie verrückt! Was er für Gesichter schneidet und wie wild er schaut!"

[1] Den 17.

[2] Den 21.

— Ja, male Du nur den Teufel an die Wand, und er kömmt über kurz oder lang leibhaftig! — Dieß und der Brief beleuchten ſich einander gar grauſig und grell.

Niembſch traf denn doch wieder zu rechter Zeit in Neuberg ein. Am 29. September 1834, Montag und Michelstag, ſtanden er und ich einige Stunden von Neuberg in der Burg (die Felſen der Veitſchalm haben dort das Anſehen von verfallenen lückigen Ringmauern) auf Gemſen. Es regnete furchtbar, wir glaubten uns in Vater Oſſians ſtürmiſchem Morven, allein wir hatten waſſerdichte ſteiriſche Lodenmäntel, einem Meßkleid ähnlich, nur Bruſt und Rücken bedeckend, zu beiden Seiten aber offen, umgeworfen, und waren mit Bundſchuhen angethan, und achteten daher des Unwetters nur gering.

Ein Rudel von ſechs Stück Gemſen kam endlich die Klippen heruntergetanzt, auf rollendem Schutte, von uns durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie blieben, uns feſt gegenüber, einige Augenblicke ſtehen, und ſpähten und lauſchten. Niembſch legte raſch an und ſchoß. Im Nu waren ſie alle, aber auch nicht eine Einzige blieb zurück, um die Felſenecke himum. Hatte nun Niembſch auch gefehlt, ſo hatte er doch auf Gemſen geſchoſſen, und auch bloß das ſchon iſt eine Freude.[1] In Münzſteg ließen wir uns dann ein tüchtiges Jägermahl von Knödeln und Selchfleiſch baß ſchmecken. Man hatte vier oder fünf Gemſen erlegt, deren hübſcheſtes Krückleinpaar Niembſch zum Andenken verehrt ward. Er ließ ſich davon Meſſer und Gabel beheften. Das Meſſer iſt zur Stunde noch vorhanden. Auf der Heimfahrt von Münzſteg nach Neuberg wäre uns bald ein großes Unglück begegnet. Wir hatten ſehr ſchwächliche Pferde. Als wir an eine ziemlich ſteile, langgeſtreckte Anhöhe gelangten, mußte der Kutſcher dieſelben ſehr antreiben, damit ſie den Wagen (worin nebſt uns noch ein kaiſerlicher Eiſenwerksbeamter, Wilhelm v. Leitner, ſaß, ein Bruder des ausgezeichneten, aber allzubeſcheidenen und daher viel zu wenig bekannten

[1] Als Guſtav Schwab (am 28. September 1844) der Gemſen gedachte, welche er auf dem Watzmann erblickt, entgegnete Lenau mit unbeſchreiblich treuherzigem Vergnügen, indem er dem Freunde innig zunickte: „Das freut mich, daß Du lebendige Gemſen geſehen haſt. Jeder Dichter ſollte in ſeinem Leben einmal eine Gemſe ſehen.“ (Nienborf S. 216.)

steyerischen Dichters, Gottfried, Ritter v. Leitner) — hinzuschleppen sich bemühten. Durch dieses hitzige Antreiben gingen unsere Pferde rascher als die stärkeren, ruhigeren Pferde des Vorderwagens; wir erreichten diesen, und sollten nun unsere Gäulchen nicht mit der Deichselstange in denselben hineinstoßen, so mußten sie plötzlich zu ziehen ablassen. Die Wucht des Wagens zerrte sie aber da sogleich zurück, wobei dieser weichend in eine schiefe Richtung gerieth, sich neigte und stürzte, glücklicherweise noch auf den Rand der Straße und nicht in die mehrklaftrige nur mit zweifelhaften Schranken versperrte Tiefe daneben. Als wir lagen, sah ich nur Leitner, aber Lenau nicht. Ich dachte, er läge unterm Wagen oder wohl gar im Abgrund. Außer mir vor Besorgniß um ihn und vor Wuth über den dummen Knecht, fluchte ich laut wie ein Heide. Siehe, da trat Lenau — gerade so wie abbildlich in seinem Frühlingsalmanach für 1835 der den Faust noch im Sturz erfassende Jäger Mephistopheles um die Felsenecke tritt, zu mir hervor an der Bergseite des Wegs, während er früher auf der Abgrundseite gesessen hatte, stumm, aber ebenfalls besorgten Blicks, ob ich nicht etwa aus eigenem Beschädigungsschmerze fluchte. Noch heute bewundere ich die Geistesgegenwart, Raschheit und Behendigkeit, womit Niembsch mir ganz unbemerkt während des nur kurzen Sinkens des Wagens aus demselben hinaus und hinter ihn gesprungen war. Merkwürdig aber ist, daß Niembsch genau an demselben Tage, just zehn Jahre darnach, nämlich am Michaelstag 1844, wirklich in einen Abgrund fiel, in den schauerlichen des Wahnsinns.

Niembsch an Emilie.

Wien, am 5. Oktober 1834.

Gestern kam ich aus Steyermark, wohin ich zu einer Gemsenjagd gereist war, hieher zurück, und traf Ihren lieben Brief an, und eile ihn zu beantworten. Den Ausflug nach Steyermark unternahm ich, um mich einem gewissen schwermüthigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut ist, und meinen Körper, worin es gegründet zu seyn scheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. Die Zerstreuung der Jagd, das mühsame Bergklettern, das Ankämpfen gegen vieles Ungemach, indem

ich drei Stunden lang dem Regen, dem Wind und beißender Kälte ausgesetzt, auf meinem Stande den Gemsen auflauern mußte, die heftig erwachte Jagdluſt, die mir das alles leicht erträglich machte; dieß zuſammengenommen war wohl im Stande, mich auf kurze Zeit meinem fatalen Unmuth zu entreißen. Aber kaum war ich zur Rückreiſe in den Wagen geſtiegen, ſo war ich auch ſchon wieder in den alten Trübſinn zurückgefallen, und zwar ſo tief, daß ich in gänzlicher Abweſenheit der Seele in dem Poſtwagen der erſten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingspfeife, und in einem dritten Wagen mein Fauſtiſches Manuſcript vergaß. Wahrſcheinlich iſt alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt.

Meine metaphyſiſchen Studien werden fortgetrieben. Wenn ich nur geſund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und geriſſen ſeyn, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es iſt nicht fade Phantaſterei, es iſt Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern; aber ſagen muß ich es, weil Sie um meinen Zuſtand wiſſen ſollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, ſo wird es vielleicht abſtumpfen, wie abgeſtorbene Glieder aufhören zu ſchmerzen. Dann iſt es auch gut. Vielleicht iſt aber das Ganze nicht ſo ſchlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einſt mit dieſer verſchwindend.

Frankl erzählt: „Als ich Niembſch nach einem Ausfluge zu einer Gemſenjagd wieder im ſilbernen Kaffeehaus mit der Frage willkommen hieß: „Nun wie iſt's gegangen, Niembſch?“ antwortete er, indem er den Billardſtock mit Kreide beſtrich, improviſirend:

„O Einſamkeit, wie trink' ich gerne
Aus Deiner friſchen Waldziſterne!“

Niembſch war auf dieſer Gemsjagdreiſe durch die, ſo eben von einem furchtbaren Brande verheerte, geſchichtlich hochmerkwürdige, „allezeit getreue“ Wiener-Neuſtadt gekommen. Er ſchilderte die Brandleiche in einem Briefe an Emilie. Ewig Schade, daß dieſer ſich nimmer auffinden läßt!

Schurz an Niembsch in Wien.

Neuberg, den 13. Oktober 1834.

Rinnhofer hat mir am 10. von Schottwien geschrieben, daß er so glücklich war, die drei Stück Bücher in Verwahrung zu bringen, und ich sicher darauf rechnen könne, dieselben würden künftigen Montag Vormittag (also heute) um „zirgo" 9 Uhr an ihrem Bestimmungsorte eintreffen, wovon er auch den Herrn v. Niembsch unter Einem Anzeige zu machen so frei gewesen wäre. Von der Tabakspfeife sey bisher nichts in Vorschein gekommen; Rinnhofer aber hoffe, er werde sie doch auch noch an das Tageslicht bringen.

Gott sey Dank! Du hast also nun wieder Deine theuren Bücher, und bis zum Empfange dieser Zeilen hat sie Dein leuchtender Blick vielleicht schon wiederholt durchflogen, und jeden Vers wie einen wiedergefundenen Sohn zärtlich betrachtet. Wie mich dieses an sich selbst schon freut, so freut es mich auch noch darum, daß ich nun hoffen darf, Dich noch in Wien bei unserer Resi anzutreffen.

Niembsch hatte nämlich Knall und Fall nach Stuttgart reisen wollen, um dort den Faust wieder zusammenzustellen und herauszugeben, damit er einem allfälligen Mißbrauche der verlorenen Handschrift durch den Finder derselben zuvorkomme.

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. Oktober 1834.

Meine Gesundheit ist nicht gehörig, aber doch leidlich; das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in Gedichte entlade. Ich will diesen Winter recht arbeiten. Bleibe ich diesen Winter hier, so erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämmtliche Beethoven'schen kleinern Compositionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da laff' ich keine Note aus; da will ich mein Herz recht durchströmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Britten nicht ausgenommen. Doch es ist immer noch möglich, daß ich

bald nach Stuttgart komme. Die Harmonie in Ihrem Hause, das vergnügte, sich selbst genügende Zusammenleben mit meinen befreundeten Herzen ist auch Musik, und zwar eine sehr schöne.

Emilie Reinbeck an Mayer.

Stuttgart, 24. Oktober 1834.

Ich habe noch aus einem besonderen Grund Dich zu sprechen gewünscht, und nehme nur ungern meine Zuflucht zur Feder, doch liegt mir die Sache zu nahe, um sie unberührt gegen Dich lassen zu wollen. Niembsch schrieb mir nämlich aus Neuberg im September Folgendes:

„Schurz zeigte mir einen Brief von meinem Freunde Mayer, worin er sich sehr empfindlich äußert über meine kritischen Bemerkungen, seine Poesie betreffend. — Er hat mich mißverstanden. Was aus meiner Freundschaft gekommen, wird in jenem Brief meiner Freundschaft gerade zum Vorwurf gemacht. Mayers Poesie hat keinen wärmeren Freund als mich. Das thut mir sehr leid und hat mich ganz verstimmt. Ich werde künftig vorsichtiger seyn in meinen Urtheilen. Das wahrhaft Schöne in Mayers Liedern nicht verkennend, es vielmehr lebhaft fühlend, habe ich nur bedauert, daß es, oft in kleinen Splittern hingeworfen, nicht zu ganzen, geschlossenen Gedichten gestaltet worden. Die wenigsten Leser haben Liebe und Geschick genug, das oft gar zu flüchtig Angedeutete aufzufassen und in ihrem Innern weiterbildend zu ergänzen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinem Freund einen Wink zu geben über einen Uebelstand, der sonst vielleicht dereinst härter und verletzender in öffentlicher Kritik zur Sprache gebracht werden dürfte. Ich liebe Mayers Muse um ihrer Kindlichkeit willen; daß sie sich aber von einem wohlgemeinten Freundeswort so einschüchtern läßt, ist nicht recht. Wie gesagt, ich werde vorsichtiger seyn gegen den lieben allzuempfindlichen Freund. Es macht mir wirklich Kummer." —

Du siehst daraus, mein lieber Karl, wie tief ihm Deine Verstimmung, als deren Ursache er sich betrachten muß, zu Herzen geht, und wie redlich er es mit seiner Aeußerung gemeint hat. Da Du ihn nun liebst, wie er es so sehr verdient, so wirst Du ihm auch die Beruhigung gewähren,

daß dieſe Verſtimmung nicht nachhaltig geweſen ſey, und der Freund Deiner Muſe Dir dieſe nicht entfremden konnte. Niembſchs Geſundheit ängſtigt mich ſehr, und der ſchwermüthige Charakter ſeiner Briefe macht es mir zur Pflicht, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zur Erheiterung ſeines hypochondriſchen Gemüthes beizutragen. Dazu wünſche ich vor allen Dingen, ihm eine erfreuliche Kunde von Deiner neu erwachten poetiſchen Stimmung geben zu dürfen, und dieſen Wunſch nun an Dein Herz legend, hoffe ich mit Zuverſicht auf ſeine Erfüllung.

Niembſch ließ ſich Ende Oktober eine Geldanweiſung von zweihundert Gulden Reichswährung aus Stuttgart kommen. Er ſcheint alſo in Verlegenheit geweſen zu ſeyn, um ſo mehr, da er auch mir meinen Vorſchuß nicht zurückerſtattet hatte, wie es früher ſeine Abſicht war, ſondern mich um unbeſtimmte Geſtundung erſuchte, die ſelbſtverſtändlich ihm gänzlich anheimgeſtellt wurde. Nichts lähmender für den Flug eines hochſtrebenden Geiſtes, als niedere, bleiſchwere Sorgen der Erhaltung! Dieſer leidige Umſtand ſteigerte wohl noch die dem Leib entſtammende Schwermuth Lenau's während dieſes düſtern Zeitlaufes. Eine arge Einwirkung, die ſich zehn Jahre ſpäter noch viel deutlicher bemerkbar machte.

Niembſch entſchloß ſich, nachdem er noch einige Weile geſchwankt, plötzlich zur Abreiſe nach Stuttgart. Kaum nahm er ſich noch Muſe, mehreren Freunden und Dichtern bei ſeinem Freunde Löwenthal, der mitten in der Stadt wohnte, eine Abſchiedsvorleſung aus Fauſt zu geben. Unter den Anweſenden befanden ſich, ſoviel ich mich entſinne, von Dichtern: Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Seidl und Frankl. Die Wirkung war eine mächtige, insbeſondere nannte Grillparzer ſpäter bei Neuer Lenau den deutſchen „Dante.“ — Am 19. November fuhr er davon.

Niembſch an Löwenthal in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1834.

Außerhalb Schwaben möcht' ich meinen Fauſt außer anderen Gründen, auch aus dem nicht drucken laſſen, weil Fauſt ein geborner Schwabe iſt. Auch iſt ſein Charakter ein wahrhaft ſchwäbiſcher. Dieſer Hang

zur Schwärmerei, dieſer redliche Ernſt in Verfolgung einer überhirnigen abenteuerlichen Idee, dieſes leichtgläubige Sichprellenlaſſen vom Teufel ſcheinen mir ächte Züge des ſchwäbiſchen Nationalweſens, und ich möchte Fauſts Verſchreibung einen erhabenen Schwabenſtreich nennen.

Man wundert ſich hier über mein aufgeheitertes Weſen, und wie man ſagt, mein gutes Ausſehen. Das erſtere und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeſchlagenen Bilde, das lange an einer melancholiſchen verlaſſenen Kloſterwand gehangen, einen friſchen heiteren Firniß gegeben, ſo daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längſt für immer verloſchen wähnte.

Niembſch an Schurz in Wien.

Stuttgart, den 8. December 1834.

Geliebter Bruder!

Je ſpäter ich dießmal ſchreibe, deſto früher werde ich ſelbſt kommen, d. h. ich reiſe den 20. d. M. präcis von hier ab, und bin am Chriſtabend bei Euch, Ihr Geliebten! Was mich zu ſo ſchneller Heimreiſe beſtimmt, iſt ein neues literariſches Unternehmen, das ich hier mit der Brodhag'ſchen Buchhandlung contrahirt habe; dieſe forderte mich auf, einen „Frühlingsalmanach," der im Mai erſcheinen ſoll, zu redigiren. Die Bedingungen des Vertrages ſind anſtändig. Außer dem Honorar für meine Beiträge erhalte ich 500 fl. rhein. für die Redaktion. Ich laſſe den ganzen erſten Theil meines Fauſt in dieſem Almanach erſcheinen. Es ſind drei neue Scenen hinzugekommen, deren eine die erſte des Gedichtes ſeyn wird, gleich nach dem prologiſirenden „Schmetterling." [1] Eine zweite Scene wird zwiſchen „die Verſchreibung" und den „Tanz" eingeſchaltet. [2] Die dritte [3] kommt gegen das Ende. Jetzt rundet ſich das Ganze ab zu meiner Zufriedenheit. Außerdem will ich Beiträge von Uhland, Kerner, Rückert, Mayer, Schurz, Pfizer, Grillparzer, Auersperg, Zedlitz u. a. requiriren.

Indem nun die Beiträge öſterreichiſcher Dichter früher cenſirt werden

[1] Alſo „der Morgengang."

[2] Der Jugendfreund.

[3] Aber welche? Etwa „der See"?

müſſen, ſo will ich nach Wien eilen, dafür zu ſorgen. Dieſer Almanach ſoll auch für künftige Jahre erſcheinen. Ich habe große Freude daran. Ein braver hieſiger Künſtler wird ein Fauſtiſches Bild dazu ſtechen. Reinbecks und Hartmanns ſind ſehr vergnügt über meine Gegenwart, auch geſund bis auf den armen Reinbeck, der das Podagra hat. Mayer hab' ich geſtern geſprochen; er wartet mit Sehnſucht auf einen Brief von Dir. Er iſt heiter und wie immer ſehr liebenswürdig.

Chamiſſo iſt bedeutend krank; wir ſind in Gefahr, ihn aus unſerem Kreiſe zu verlieren. Zu Uhland mache ich morgen einen Ausflug; auch Kerner werd' ich noch beſuchen vor meiner Abreiſe.

Graf Alexander iſt noch immer in der Schweiz. Das iſt recht närriſch.[1] Ich werd' ihn dießmal vielleicht gar nicht ſehen. Die Reiſe von Wien hieher hat mich ſehr erfriſcht und geſtärkt. Ich habe jetzt den trefflichſten Appetit, und das Arbeiten geht flink von der Hand. Ich habe doch ſchon an vierhundert Verſe gemacht ſeit ich hier bin. Von Zeit zu Zeit muß ich wohl immer eine Reiſe thun, damit mein Blut durcheinander geſchüttelt werde. Ich freue mich ſehr auf Euch. Liebe Tertſchi, dießmal halt' ich Dir Wort mit Trompeten und Pauken. Wäre übrigens auch der Almanach nicht ausgebrochen, den 10. Januar hatt' ich feſt vor, in Wien zu ſeyn. Iſt Auersperg in Wien, ſo grüße den Freund, den Herrlichen, und ſag' ihm, er ſoll mir was Rechtes geben für meinen Maivogel, daß es kein Maikäfer wird; ich laſſe ihn dringend bitten. Die übrigen Herren werd' ich ſelbſt erſuchen.

Dein Tonerl bekommt ſeine Uhr; er ſoll ſich nur recht darauf freuen. Sehr beunruhigend iſt, daß Zöppritz die Nachricht gebracht hat, bei ſeiner Abreiſe von Wien ſeyen fünf Deiner Kinder krank geweſen. Ich hoffe, es iſt nicht bedeutend, aber das iſt doch möglich. Ich kann keine Antwort mehr von Dir erhalten; ſchreibe alſo nicht.

Grüße meine Freunde.

Leb' wohl, Bruder, Schweſter, mit allen Kindern! Ich küſſe Euch herzlich. Dein Bruder Niklas.

[1] Er war mit allen den Seinigen ſchon Anfangs September vor der in Stuttgart herrſchenden Cholera dahin entflohen.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 12. December 1834.

Niembsch ist zu Reinbecks gekommen und meinetwegen auch zu Cotta. Er wird zu mir nicht kommen, was ganz natürlich ist — da ich für ihn schlechte Anziehung bin. Ich habe nichts, gar nichts; ich glaube an Teufel und Gespenster — und er dichtet sie nur und glaubt daher nicht an sie — wie Keiner an seine eigenen Schöpfungen glaubt; das hab' ich an Tieck sehr schön erlebt. — Meine Gedichte hab' ich dem Niembsch noch nicht gegeben; weil sie für ihn zu erbärmlich sind, sandte ich sie ihm nicht nach Wien. Ich schrieb ihm nach Wien; ob er den Brief noch erhalten, weiß ich nicht; und nun laß' ich alles andere Schreiben Niembschs wegen seyn. Gott sey mit ihm und dem Ende seines Lebens, vor welchem Keiner glücklich zu nennen ist!

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 14. December 1834.

Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen für Ihr Briefchen. Dem Herrn Professor aber weiß ich wenig Dank dafür, daß er gesucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunst so leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelangen und so beglückten Umgang gepflogen. Theure Freundin, glauben Sie nur nicht, unsere Kunsttheorie stehe auf so hohem Grad der Ausbildung, daß ein Professor derselben mit untrüglicher Zuversicht behaupten könnte: „Bis hierher und nicht weiter!" Das sind Arroganzen, und nun freut es mich erst, daß ich in einer neuen Scene meines Faust den arroganten Professoren eins versetzt habe. Graf Isenburg, Fausts Jugendfreund und Schulkamerad, sagt von Faust:

Wie er den alten Professoren,
Den eingeschrumpften Weisheitsthoren,
Des Volksverstandes Burg verließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies.

Mögen die alten Griechen nur den menschlichen Körper für schön, und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künste gehalten haben, mögen

ſie die Malerkunſt auf die, oft nur zu langweiligen Idealköpfe beſchränkt, und einen Porträtmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu liebenswürdigen Geſichtern zu thun hat, mit dem Ehrentitel eines Rhyperographen (Kothmalers) belegt haben; — was geht das uns an? Wir wiſſen recht gut, daß auch ein Thier, eine Landſchaft, ein einzelner Baum, eine Blume ſchön ſeyn kann. Und wenn es in unſeren Tagen Profeſſoren gibt, die dem antiken Unſinn huldigen, was kümmert das uns? Laſſen Sie ſich Ihren „Kunſtzweig nicht entgöttern," wie Sie mir ſchreiben. Freilich iſt die Idee des Schönen in einem Hiſtorienbilde leichter zu erfaſſen, als in einer Landſchaft; in dieſer leichter, als in einem Blumenbild; ſolche Auffaſſung muß um ſo ſchwieriger werden, je weiter ſich der künſtleriſche Eindruck vom Gebiete der klaren Vorſtellungen entfernt; je tiefer er ſich in die Region der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine ſolche zu ſeyn, wenn ſie bloß geahnt wird? Und iſt ein Gebilde kein Kunſtwerk, weil es uns dieſe Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunſt die Idee des Schönen auf die ganze Scala unſerer Vorſtellungen von der dunkelſten hinauf bis zur klarſten, wirken laſſen, und ſo den ganzen Menſchen durchdringen? Pfui der ſtumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Ochs denkt ſich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er ſie freſſen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geſchlecht der Rinder.

Die Blumenmalerei iſt nach meiner Anſicht ein Zweig der Portraitmalerei. Jedes menſchliche Antlitz hat wohl ſein eigenes Ideal; es erſcheint im gewöhnlichen Zuſtande unter dieſem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter ſein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeiſterung können das Menſchenantlitz in ſein eigenes Ideal gleichſam hineinheben. Was den Portraitmaler zum Künſtler macht, iſt, daß er das Ideal eines Geſichtes erkenne und im Bilde feſthalte. Mir ſcheint, mit der Blumenmalerei verhält es ſich auf ähnliche Weiſe. Die von der Natur gegebene Blume ſteht meiſtens unter ihrem Ideal, ſie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewiſſe Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter u. ſ. w. Das aber macht dieſe Malerei zur Kunſt. Wie ſchön haben

Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealisirt! O, werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schicksal dieser schnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprüchwort eben so treffend als rührend: „Heute vorm Busen, morgen vorm Besen.“ Fahren Sie fort, manche schöne Blumengestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, schwindet und nie wiederkommt. Es ist werth, daß auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieselben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geschrieben, für künftige Tage, wenn dieser Freund nicht mehr seyn wird?

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer so langen Correctionsepistel heimgesucht; ich bin zu sehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlassen können. Zudem handelt es sich hier auch um meinen eigenen Vortheil. Sie haben mir ein Bild versprochen, und darauf besteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede seyn. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erscheinen, mögen Sie mir das Geschenk zurückhalten.

Ich lasse mich durch kein Professorengefasel aus meinem Rechte verdrängen.

Ich bedaure die Störungen Ihrer Gesundheit von Herzen. Das ist jetzt wohl schon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich sehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe.

Ich wünsche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde diese in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbecks und Hartmanns! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen! Ihr Freund Niembsch.

Am 6. December Abends hab' ich angestoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, vor Weihnachten 1834.

Lieber Freund!

Das iſt recht ſchön, daß der Wunſch, meinen Almanach zu unterſtützen, bei Dir eine poetiſche Thätigkeit angeregt hat. Gerbe mir ja die Bärenhaut recht breit aus, ich freue mich ſehr darauf.

Auch ich bin jetzt totus quantus[1] occupatus multis officiis et negotiis, weil ich aber zugleich totus quantus amicus bin, ſo kann ich nicht unterlaſſen, Dir einige Zeilen als ein signum amicitiae meae perdurantis zu ſchicken.

Das lyriſche Gedicht mußt Du aber ſelbſt machen, nicht ich, wie Du ſcherzweiſe mir ſchreibſt, man würde ja den Vogel, den ungariſchen Raben Niklas, gleich an ſeinen ſchwarzen Federn erkennen, man würde ihn ſogar ſchon von weitem riechen, denn ſeine ſchwarzen Federn ſind jetzt durch ſeinen häufigen Durchflug durch die Hölle etwas verſengt, und haben einen ganz brenzlichen Geruch.

Sey ſo gut, Freund, auf das beiliegende Blatt irgend etwas aus Deinen Gedichten zu ſchreiben, mit Deiner Namensunterſchrift und Zeit und Ort der Geburt; es gehört für einen meiner Freunde, der Handſchriften berühmter Leute ſammelt. Schicke mirs aber ſogleich, ich bin ja auf dem Sprunge, abzureiſen. Dienſtag reiſ' ich nämlich Viennam, ubi amicum tuum auditurus sum concionantem, et totum quantum occupatum etc.

Die Sache macht mir viel Spaß. Wenn ich verdrießlich bin, darf ich nur an dieſe Geſchichte denken; und ich muß lachen. Es iſt ganz excellent. Uebrigens wie geſagt: altissimum silentium meum, et in altero mundo per omnia saecula saeculorum. Amen.

Wie geſagt: totus quantus amicus tuus Nicolaus Niembsch Hungarus. Nota bene: nobilis. Ha! ha!

Grüße Deine Frau und Kinder. Vergnügte Feiertage!

Der obere leere Schild auf dem Stammbuchblatt bleibt leer, da

[1] Unter dem „totus quantus“ verſtand Niembſch eine ſehr bekannte hohe geiſtliche Perſon, die von Kerner hatte Predigten ſchreiben laſſen.

wird Dein Name hineinlithographirt. Habe die Güte, Deine Verse ꝛc. in den großen Mittelraum des Blatts zu schreiben. Vale et fave.

Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 17. Januar 1835.

Verehrungswürdigster Freund!

Unser schreibunseliger Niembsch überläßt es mir, Ihnen Nachricht von dem zu geben, was ihn abgehalten hat, das seiner lieben Schwester eingesetzte Wort zu erfüllen. Ich wünschte nur, er hätte dieß schon früher gethan; da wollte er aber jeden Tag selbst schreiben, ja, ich weiß, daß er sogar einen Brief vor längerer Zeit geschrieben hat, dessen Absendung er nur, weil er noch immer etwas, seinen Inhalt betreffend, abwarten wollte, von einem Tag zum andern verschob. Wie er für alles, was seinen Versäumnissen etwa zur Last gelegt werden könnte, etwas, das wenigstens wie ein Trost aussieht, aufzufinden weiß, so meint er denn auch, es sey ganz gut, daß die Nachricht von seiner Krankheit Ihnen jetzt erst zukomme, da Sie zugleich die Gewißheit seiner völligen Genesung erhielten und um so gewisser beruhigt seyn würden. Die Sache verhält sich aber in der That so, daß er am 2. Januar mit dem Eilwagen von hier nach Wien in die Arme seiner Lieben abgehen wollte. Wir wollten in der Neujahrsnacht wie gewöhnlich im engeren Familienkreise bei meinem lieben Schwiegervater den Jahreswechsel feiern, als gegen Abend unser lieber Mikloſch über heftiges Seitenstechen klagte, welches ihm den Athem benähme. Wir drangen darauf, daß er sich zu Bette legen solle, und sandten sogleich zu unserem Arzte und einem Chirurgen. Glücklicherweise waren beide gleich zur Hand, und der Arzt verordnete, wie wirs vermuthet hatten, einen Aderlaß, nach welchem es sich zeigte, daß eine Entzündung bereits eingetreten war. Bald fühlte er Erleichterung, mußte aber einige Tage im Bette zubringen, wo ihn meine Frau schwesterlich verpflegte und ihn zur vorgeschriebenen Medicin anhielt. Die Krankheit war gehoben, allein es blieb eine Schwäche zurück, welche die größte Vorsicht und Schonung nothwendig machte. So war unsere Neujahrsfreude sehr gestört, doch waren wir noch froh darüber, daß dieser unerwartete Anfall

unserem Freunde nicht auf der Reise zugestoßen war. Daß bei solchen Umständen ans Reisen nicht gedacht werden konnte, und auch die ungünstige Jahreszeit nach der Bestimmung des Arztes nicht so bald daran denken ließ, wird der brüderlichen und schwesterlichen Besorgniß wohl einleuchten. Niembsch hat sich des abgelaufenen Passes wegen ein ärztliches Zeugniß ausstellen lassen. Zu unserer Freude ist er gegenwärtig wieder wohl und munter.

Jetzt rückt aber der Druck seines Frühlingsalmanachs heran, bei welchem er im Anfange wenigstens gern anwesend seyn möchte und auch wohl nothwendig seyn muß. Dieser Almanach wird Epoche machen.

Unser lieber Dichter war sehr fleißig und hat seinen herrlichen Faust bis zu einem Wendepunkt seiner Schicksale gebracht, so daß nun das Fertige als ein kleines Ganze erscheinen kann. Und dabei hat er den ersten Gesang einer höchst originellen ungarischen Romanze unvergleichlich schön vollendet.[1] In ihm ist der deutschen Dichtkunst ein Stern erster Größe aufgegangen, und als solcher wird er bereits ziemlich allgemein anerkannt.

So viel zur Beruhigung des schwesterlichen Herzens, dem ein schwesterliches Herz in meiner Frau die heilige Versicherung gibt, daß dem Bruder nichts an weiblicher Sorgfalt und Pflege abgehen soll.

Wie lange wir unsern lieben Niembsch noch bei uns sehen werden, ist sehr ungewiß, doch hoffen wir, daß er eine etwas günstigere Jahreszeit abwarten und nicht die ganze Reise mit dem Eilwagen, als zu anstrengend, machen werde.

Meine Frau empfiehlt sich ganz besonders Ihrer verehrten Gattin, und ich wahrlich nicht weniger. Mit Liebe und Achtung Ihr ergebenster Reinbeck.

Also auch dieser trübsinnige Zeitraum endete für Niembsch mit Entzündung und Aderlaß, nur aber glücklicheren Ausgangs als jener um zehn Jahre später. Von dieser Herzentzündung her fand sich bei Eröffnung von Lenau's Leiche am 23. August 1850 ein blumenkohlartiger derber Auswuchs von ½ Zoll Durchmesser am Herzen.

[1] „Mischka an der Marosch."

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, um die Mitte Jänner 1835.

Liebſter Kerner!

Haſt Du Dich in die Angelegenheit des Totus quantus ſo verbiſſen, daß Du darüber den Bärenhäuter ganz vergiſſeſt? Man kann ja Prediger und Bärenhäuter zugleich ſeyn, wie hundert Beiſpiele, beſonders in meinem chriſtkatholiſchen Vaterlande, beweiſen. Schicke mir doch Deinen Beitrag. Meine Krankheit hält mich noch einige Zeit hier auf, oder vielmehr die Folgen meiner Krankheit. Ich ſitze noch nicht feſt in den Knochen, ſchlottre noch ein wenig in den Gelenken. Da iſt nun Muſe und Gelegenheit, die Almanachsmanuſcripte zu durchgehen; ſchicke, Bruder, ſchicke. Vor allem aber ſchreibe. Rückert hat mir einen Beitrag von vier Bogen verſprochen, was mich ſehr freut. Ich habe längſt gewünſcht, mit dieſem Dichter in Berührung zu kommen, der wohl einer der größten iſt.

Leb' wohl, liebſter Kerner, ſchicke mir die Abſchrift des Bärenhäuters ſogleich und grüße mir die Deinigen von dem Deinigen.

Niembſch an Mayer.

Dienſtag früh. (Stuttgart, den 20. Jänner 1835.)

Lieber Mayer!

Ich danke Dir für die Sendung. Da ſind koſtbare Sachen drunter. Mein Almanach fängt an zu jubeln. Ganz ausgezeichnet finde ich: „An einem ſchönen Morgen; Kind und Greis; Die Hand voll Laubs; Winterlied; Auf die Bitte einer Leidenden; In der Kirche; Das Sprechen der Wahrheit Nr. 1; Während des Läutens; Die drei Burgen; Frommer Wunſch; Die Schifferin."

Die übrigen von mir in Beſchlag genommenen ſind auch gut und brav. Damit will ich aber nicht ſagen, daß die dem Muſenalmanach überlaſſenen geringen Werth hätten.

Freitag reiſe ich endlich ab. Donnerſtag hoff' ich Dich noch in Waiblingen zu ſehen. Kerner war geſtern hier und hat mir ſeinen Bärenhäuter, eine excellente Humoreske, vorgeleſen. Er iſt eigens gekommen,

mich nochmals zu ſehen, was mich herzlich freut. Jetzt hab' ich bereits dreizehn Bogen für meinen Almanach und brauche deren nur noch ſieben, weil ich das Ganze auf zwanzig Bogen ſtelle. Deine Lieder will ich gleich auf meinen Fauſt folgen laſſen. Die freie friſche Waldluft und meiſt heitre, immer aber fromme Weltanſicht, die ſich darin ausſpricht, werden dem Leſer wohlthun, wenn er aus den hölliſchen Caſematten meines Fauſt heraustritt. Ich habe Deine Lieder geſtern bei uns vorgeleſen; ſie haben ſehr gefallen. Du haſt mir meinen Almanach damit glücklich ominirt. Was ich von Dir aufnehme, wird ungefähr zwei Druckbogen ausmachen, paßt alſo ganz in meinen Plan, nur größere epiſche, dramatiſche oder lyriſche Gedichte in größeren Reihen aufzunehmen. Kerners Bärenhäuter wird drei Bogen betragen und auf Deine Lieder folgen. Der Druck beginnt im Jänner. Wenn nur Uhland was gäbe; ihm zu Liebe würde ich ſchon eine Ausnahme machen und einen Beitrag kleinen Volumens aufnehmen. Pfizer iſt noch im Rückſtand.

Lebe wohl, grüße Frau und Kinder herzlich von Deinem Niembſch.

Ebenſo.

Stuttgart, den 21. Januar 1835.

Liebſter Mayer!

Morgen, Donnerſtag, iſt der Geburtstag unſerer Emilie, und den will man natürlich zu Hauſe zubringen. Reinbeck, neuerdings von Podagraſtichen heimgeſucht, macht zwar ſeine Ausgänge ins Gymnaſium, kann aber doch einen größeren Ausflug nicht wagen, wenigſtens dieſe Woche noch nicht, die nächſte Woche aber wird Deine liebe Frau wahrſcheinlich ſchon entbunden, iſt alſo zu ſpät.

Bei ſo bewandten Umſtänden bleibt nichts übrig, als daß ich Freitag allein zu Euch komme, worauf ich mich von Herzen freue.

Euch Alle grüßend. Dein Niembſch.

Deßgleichen.

Den 2. Februar 1835.

Mein treuer Mayer!

Herzlichen Dank für die neuen Sendungen. Du nimmſt Dich meines Almanachs, für mich zu großer Freude, ſehr freundlich an. Aber ich kann mich nicht einlaſſen in ein Tauſchgeſchäft in Betreff der Gedichte: „Die Schneeglöckchen;“ „Bitte um das Wort;“ „Der Vogel im Winter;“ „Der letzte Schnee;“ „An einem Grabe.“ Dieſe (Deine vorletzte Sendung) möchte ich gerne behalten ohne Erſatz.

Deine letzten Lieder ſind zum Theile ſehr ſchön. Das gilt von: „Die drei Sterbenden“ beſonders. „An einem Denkmal“ iſt trefflich. Auch: „Treue;“ „Das Judenſchloß“ und „Die Feldhühner“ erbitt' ich mir. „Zukunft“ rathe ich, die zwei letzten Verſe wegzulaſſen; auch dieß und „Die Zorngrimaſſe“ bitte ich mir zu laſſen. Nur „Nachts im Felde“ iſt dem Muſenalmanach gegönnt. Haſt Du mir heute wieder ein paar ſchöne Lieder geſchickt, Du Guter? Geſtern auf dem Heimwege wurde viel von Dir geſprochen. Mir wird ſehr heimlich und heimiſch zu Muthe, wenn ich von Dir ſpreche oder an Dich denke. Du biſt doch der Kern meiner Freundſchaften, guter Mayer!

Das Manuſcript ſend' ich Dir heute zurück. Ich komme noch auf jeden Fall zu Euch, Euch und den kleinen Ankömmling zu ſehen. Ich muß ſchließen. Lebt wohl. Deine Nickele ſoll mich ſelbſt noch ſehen „feſtgeweint!“ [1] Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 13. Februar 1835.

Liebe Freundin!

Ein Redakteur iſt ein geplagter Menſch, zumal, wenn er in drei Monaten einen Almanach herſtellen ſoll. Viele und ſehr verdrießliche Arbeiten haben mich dermaßen verſtimmt, daß ich von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde abwarten wollte, die mir heiter und freundlich genug wäre, um einer Freundin, wie Sie, einen angenehmen Brief zu ſchreiben, einen

[1] Bezieht ſich auf Mayers Gedicht: „Der feſte Bund.“

Brief wenigstens, worin sich nichts von Redaktionsärger einmische; allein umsonst. Ich bin nun einmal verdrießlich und konnte lange warten, bis jene freundliche Stunde käme, und mein langes Schweigen könnte Sie am Ende mehr verdrießen als mein ungeschlachter Brief. Liebe Freundin, warum erwähnten Sie in Ihrem Briefe gar nicht des meinigen? Haben Sie ihn nicht erhalten? Haben Sie meine guten oder wenigstens gutgemeinten Lehren über Blumenmalerei verschmäht? Sehen Sie, theure Sophie, da haben Sie es schon mit dem ärgerlichen Taschenbüchler zu thun. O, wenn nur der leidige Almanach schon fertig wäre, der übrigens leidlich wird. Wie freue ich mich darauf, dieses Produkt des ärgerlichen Fleißes und fleißigen Aergers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urtheil zu vernehmen, und, wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit. Sie haben nämlich so viel gesunden und feinen Geschmack in ästhetischen Dingen, daß man alle unsere kritischen Journale vollauf damit versehen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebricht. Das ist ein heilloses Volk. Das deutsche Volk aber ist zu bedauern, das sich in zwanzig Blättern Jahr aus Jahr ein muß kritischen Unverstand und gemeine Gehässigkeitsklätscherei vorkauen lassen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines kritischen Blattes eine Frau, wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel stehen, oder vielmehr liegen. Das soll aber nicht geschmeichelt seyn. Ich bin selten, am allerwenigsten jetzt zum Schmeicheln aufgelegt. Vom Fasching hab' ich noch gar nichts genossen. Wenn ich nur einmal einen Ball bei Ihrer Mutter sehen könnte, und mich durch lustige junge Leute in gute Laune hineintanzen lassen! Ich bin weniger schwermüthig, als ärgerlich und bärbeißig.

Liebe Freundin, ich danke Ihnen herzlich für Ihre gestickten Blumen, und hoffe noch immer auf die gemalten.

Meine hiesigen Geschäfte dauern noch vier Wochen. Ich muß die Correctur selbst besorgen, weil die Manuscripte zum Theil undeutlich geschrieben sind, der Druck bereits im Gange ist, und ich mich nicht leicht auf einen Andern verlassen kann. Ich hoffe also noch immer, Ihr trauliches Zimmer in der Stadt gehörig einräuchern zu können, dann wollen wir recht vergnügt zusammensitzen und plaudern; dann will ich wieder nicht eher nach Hause gehen, als bis Max sein Schnitzel gegessen, Sie

Ihre zwölf bis vierzehn Pflaumen verzehrt, und ich zwölf bis vierzehn Cigarren verdampft habe.

Meine Gesundheit ist doch noch nicht ganz hergestellt, sie wackelt noch ein wenig; in Wien wird sich das Alles wieder machen. Hier leb' ich sehr einsam. Ich bin fast den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer, lese, redigire, corrigire, rauche, ärgere mich, und dichte gar nichts. Die paar Faustscenen und eine ungarische Romanze sind mein Umundauf. Seit sechs Wochen hab' ich keine Zeile gedichtet. Nach Eßlingen komme ich sehr selten.

Soll ich noch einmal von meinem Taschenbuche anfangen? Es wird Sie doch interessiren, was Ihren Freund beschäftigt. Also dieses Taschenbuch wird aus folgenden Stücken bestehen. Eine Liedergruppe von Karl Mayer, das Schönste, was er bisher gedichtet hat. Eine dramatische Posse von Justinus Kerner: „der Bärenhäuter im Salzbade;" eine Satyre auf Kerners Geisterglauben, ganz originell und lustig. Eine Reihe ausgezeichnet schöner Gedichte von Rückert. Endlich mein Faust. Es kommt auch ein Titelkupfer dazu, vorstellend die Waldscene, wo Faust auf Andringen des Teufels die Bibel ins Feuer wirft.[1] Eine sehr hübsche Zeichnung von Fellner, einem geistvollen jungen Künstler. Und diesen Almanach soll ich durch fünf Jahre fortführen laut Vertrag, wenn ich lebe, und nicht früher meine Seele in den großen Frühlingsalmanach einrücken muß, den unser Herrgott redigirt. Wenn wir Freunde dann nur hübsch in ein Kapitel zusammenkommen. Aber wer weiß, wie die Blätter dieses gewaltigen Herrgottsfrühlingstaschenbuches im Universum herumflattern werden! Doch wir sehen uns auf alle Fälle noch früher, das Nähere hierüber zu verabreden. Grüßen Sie Ihr Elternhaus von mir aufs Schönste, wie Ihre lieben Kinder, und seyen Sie aufs allerschönste gegrüßt von Ihrem Niembsch.

[1] Das wirklich gelieferte Titelkupfer zeigt Mephisto, wie er den von einem Felsen herabstürzenden Faust rettet.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. Februar 1835.

Geliebter Bruder!

Mir geht es jetzt wieder ganz gut. Gestern war ich bei unserem Mayer in Waiblingen, und half ihm ein Kind, ein Mägdlein, Auguste Louise, über die Taufe heben. Da wurde auch von Dir gesprochen, und Deine Gegenwart gewünscht. Man kann aber nie alles Liebe beisammen haben. Mit meinem Almanach geht es schnell vorwärts. Kerner, Mayer, Pfizer, Rückert und ich füllen ihn aus. Rückert hat mir herrliche Lieder geschickt, so viel, daß ich die Hälfte für den nächsten Jahrgang aufsparen kann, wozu er mich auch in einem sehr freundlichen Briefe ermächtiget hat. Er muß ein sehr lieber Mann seyn, und wir sind bereits Freunde geworden. Der Almanach wird nach meiner Meinung ganz vorzüglich. Pfizer gab eine poetische Erzählung, vielleicht sein bisherig bestes Gedicht: „Salomos Nächte." Mayers Lieder sind ebenfalls ausgezeichnet. Kerners „Bärenhäuter im Salzbade," eine dramatische Humoreske, ist ganz excellent. Ich habe den ersten Jahrgang geflissentlich mit bekannten Dichtern gefüllt, um dadurch dem Unternehmen gleich den Eingang zu sichern, weil das Publikum am Namen klebt. Für künftige Jahrgänge kann ich dem bereits accreditirten Almanach mehr Freiheit lassen, immer aber werde ich mich auf wenige Mitarbeiter beschränken, um den Schein einer rivalisirenden Concurrenz mit dem Musenalmanach zu vermeiden. Sende mir bald etwas für den Musenalmanach; ich will bis dahin meinen Beitrag zurückhalten, der wahrscheinlich in der ungarischen Romanze „Mischka" bestehen wird. Schleifers Gedichte sind schön, besonders: „der Wittwer." Ich gebe sie dem Musenalmanach. Graf Alexander ist aus der Schweiz zurück; der alte gute Freund. Er möchte gar zu gern in meinen Almanach, aber das geht nicht. Meine Geschäfte hier können noch vier bis fünf Wochen dauern, dann komm' ich aber ungesäumt nach Wien.

In Frankfurt hat sich ein neues Blatt etablirt: „der Phönix," worin die Kritik, wo möglich, noch schärfer und indiskreter auftritt als irgendwo. Neulich kam darin ein sehr bitterer Ausfall auf die „schwäbische Dichterschule," besonders auf Mayer gemünzt, vor. Unter Anderem heißt es: „Diese Lyrik ist so beschränkt auf ihre kleinen Berge und Thäler, so

einheimisch ruhig und glückselig, daß sie keinen Schmerz in der Welt kennt, als vielleicht den, von einem Spaziergange kein neues Gleichniß mitzubringen. Diese Dichter sind mit der Welt versöhnt, sie interessiren nur in Beziehung auf ihren beliebigen Gegenstand, den man doch auch nur gelten läßt, weil wir keine Vandalen seyn wollen, welche unempfindlich bleiben, wenn von Nachtigallen und Maikäfern die Rede ist" u. s. w. Rückert sagt in einem Gedicht (es kommt in meinem Almanach):

„Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten;
Hört ihr's, wie Bosheit, die Schlange, zischt,
Und Beifall schnattern die Enten?
Ich hätte mich auch nicht aufgetischt,
Hätt' ich irgend fürstliche Renten."

Wir leben hier sehr still, aber vergnügt. Wenn ich nur mehr Musik zu hören bekäme! Diese lange Abstinenz von Beethoven thut mir weh. Gar selten hör' ich ein Stück aus einer seiner göttlichen Sonaten.

Kerner ist vergnügt. Seine kleine Emma macht zu Tonerls Uhr ein Band. Ich ziehe diese täglich auf, um sie zu reguliren; heute ist sie mir etwas vorausgegangen.

Liebste Tertschi, sey nur wieder gut auf Deinen sündhaften Bruder! Ich freue mich sehr auf Dich.

Den nächsten Frühling wollen wir die Blüthen zusammen sehen, und uns an Maikäfern und Nachtigallen freuen. Dornbach wäre nicht übel.

Deine Aussicht, lieber Bruder, Rechnungsrath zu werden, freut mich herzlich. Ich sollte es vielleicht jetzt schon auf Deine Adresse schreiben.

Schwab ist wieder recht freundlich gegen mich. Den Paul Pfizer hab' ich oft gesehn; er hat eine Neigung zu mir, wie ich zu ihm. Gustav war abwechselnd in Tübingen. Uhland hab' ich auch besucht; er ist ein warmer Freund. Hartmann war gestern auch Pathe; er hielt das Kind. Es war ein schöner Anblick; der würdige Greis, in stattlichem schwarzem Anzug, mit zwei Ordenssternen, hielt den kleinen Ankömmling liebevoll in den Armen, und blickte ganz herzlich und segnend auf das Kind herab. Die Mutter war sehr gerührt, auch der überaus glückliche Mayer, den man immer mehr lieben muß. Dann wurde ein tüchtiger Taufschmaus

gehalten, wobei es luſtig herging. Mayers Verwandte waren großentheils da, ſein Bruder, ſeine Schweſtern, Schwäger, Vettern, Neffen, Nichten, Schwiegermutter, Vater ꝛc. ꝛc. Der gute Neckarwein ſtrömte. Wäreſt Du doch mit Tertſchi da geweſen!

Grüße meine Freunde, Deine Mutter zum ſchönſten. Euer treuer Bruder und Onkel. Reinbecks grüßen Euch herzlich, wie Mayers.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, vielleicht am 8. März 1835.

Lieber Freund!

Ich habe mich plötzlich entſchloſſen, nach Wien zu reiſen. Der Tod des Kaiſers — requiescat in pace et lux perpetua luceat ei — hat mich hauptſächlich dazu beſtimmt. Uebrigens iſts auch mit meinem Frühlingsalmanach ſchief worden; das Kupfer wird nimmer fertig und ſo erſcheint er im Spätjahr 1836.

Ich danke Dir für's Fabelbuch, womit ich meine kleinen Schurze gewiß ſehr erfreue. Du hätteſt nur Deinen Namen einſchreiben ſollen mit einem Gruße an die lieben Brodteufelchen.

Leb' wohl, Herzensfreund. Ewig Dein Niembſch.

Grüße Frau und Kinder ſchönſtens.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 19. März 1835.

Liebſter Kerner!

Vor Allem meinen herzlichen Dank an Deine Emma für die allerliebſte Kette. Das wird ein recht feſtlicher Augenblick werden für den Toni, wenn ich ihm das ſchöne Geſchenk überreiche. Dazu die verſchlungenen Hände in Gold, das iſt prächtig! Ich bin ſchon recht begierig, was mir der Toni als Gegengeſchenk an die Emma mitgeben wird, wenn ich von Wien abreiſe nach Schwaben. Man kann wahrhaftig gar nicht wiſſen, was noch aus dieſer Geſchichte wird. Ja — ja — das iſt eine kurioſe Geſchichte.

Mit Deinen betrübten Betrachtungen ist's nichts, lieber Alter. Ich bin und bleibe unwandelbar Dein Alter. Nächste Weinlese komme ich wahrscheinlich zu Dir und bringe Wiener Raketen mit, die auf der Weibertreue steigen sollen, daß Salzer[1] einen Schnalzer macht. Morgen Abend reise ich nach Wien. Den Tantum quantum werde ich suchen zu hören und darüber referiren. Uebrigens altissimum silentium von meiner Seite. Der Almanach wird den 15. April wahrscheinlich ausgegeben werden können. Dein Bärenhäuter ist klassisch. Lebe wohl, mein lieber Freund, ich grüße Dich herzlich mit den Deinigen. Dein Niembsch.

Der Bärenhäuter ist abgedruckt, er hat 4½ Bogen gegeben, also einen vollständigen Gaul.

Leb' wohl, Brüderl!

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, 20. März 1835.

Liebster Mayer!

In aller Eile noch einen herzlichen Gruß an Dich und die Deinen. Hier sind die Aushängebogen.

Leb' wohl, lieber Freund! heute Abend reise ich. Dein Alter, Niembsch.

Freitag Nachmittag.

Die Berliner Jungens geben zu Ostern heraus einen: „Norddeutschen Frühlingsalmanach." Das wird lustig.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. März 1835.

Ihre etwas unwirschen Zeilen zeugen von einer Verstimmung, die mir leid thut, jetzt aber wahrscheinlich vorüber ist. Gleich Ihre ersten Worte sind ziemlich spitz, wo Sie mir meinen Kunstbrief, meine kunstkennerische Weisheit aufmutzen, indem Sie versichern, daß der Brief, wenn gleich von Ihnen nicht beantwortet und berücksichtigt, doch von Ihren

[1] Ein Chemiker, dem die Weinsberger Feuerwerke übertragen waren.

Schwestern und Andern gehörig bewundert worden sey. — Liebe Freundin, ich habe mir auf diese Zeilen nichts eingebildet, und bin dabei nicht auf kunstkennerische Windbeutelei oder Bewunderung ausgegangen. Die freundliche Mahnung sollte Ihnen blos ein Zeichen seyn meiner warmen Theilnahme und meiner Hochschätzung Ihres schönen Talentes und wo möglich eine Ermuthigung für meine eingeschüchterte Freundin. Ich bedaure meine unzeitige Intervention, und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweisungen. Dieser kleine Zwist zwischen uns bestätigt meine Maxime vollkommen: „Wenn man verstimmt ist, soll man an keinen Freund schreiben, denn da thut man ihm gewiß weh.“ Ich hätte selbst nicht davon abweichen sollen. Mündliche Aeußerungen einer üblen Laune gehen vorüber, und man kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune sey; aber so ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen, und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längst wieder freundlich und versöhnt ist. Heute haben wir seit lange wieder einen schönen Tag. Das böse Wetter hatte mich ein wenig angegriffen. Meine Gesundheit ist gar nicht verläßlich, sie wackelt bei jeder stärkeren Anstrengung von außen oder von innen. Wenn nur der Frühling schon da wäre! So schlimm ist es mit mir noch nicht, daß ich mich zu keinem Wunsche mehr erheben könnte. Meine Heimreise werde ich auf jeden Fall noch diesen Monat antreten.

Ihre Shakespearischen Lesungen gefallen mir sehr.

Nach Eßlingen komme ich äußerst selten, und von der Gräfin Marie hab' ich nichts geschrieben, weil ich sie noch nicht gesprochen habe.

Mich freut es, daß Ihre Kinder sich meiner erinnern. Seyen Sie heiter, liebe Freundin, und reißen Sie sich, wenn es noch nicht geschehen ist, für immer aus dieser fatalen Stimmung. Sie sind so würdig, glücklich zu seyn, und an den äußeren Bedingungen hat es Ihnen Gott auch nicht fehlen lassen. Max soll sie nur hinaus lachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune.

Mein Almanach wird frisch gedruckt, bis Ostern erscheint er.

Ich freue mich sehr, Sie bald wieder zu sehen. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern, Schwestern, zum schönsten. Schonen Sie Ihre Gesundheit.

Leben Sie wohl. Herzlich Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 11. März 1835.

Glück auf zum Rechnungsrath! Das hat also gegolten! Ich hatte doch eine richtige Ahnung, als mirs war, als sollt' ich den Rechnungsrath auf die Adresse setzen. Das war doch wieder einmal eine rechte ungetrübte Freude!

Ich bin gesund und ganz Taschenbuch. Bis Ostern kommt das Zeug heraus. Es wird sich machen. Mich freuen meine Neuberger [1] um so mehr, als der Kernersche Bärenhäuter für die Steyrer besonders taugt; es kommen da prächtige Knopfgeschichten vor; auch ein Schneider aus Gratz. Da wird der alte Vogelfänger lachen. Das Gedicht Kerners gehört unter die seltsamen Produkte der Phantasie, wobei die allermeisten Leser nicht wissen, ob es dumm oder gescheidt ist. Sie stutzen, staunen, lachen, und werden ganz confus. Es ist ein köstliches Gedicht. Ich warte nur noch den völligen Abdruck meines Faust und des Bärenhäuters ab, was noch zehn Tage dauern kann; dann unverweilt zu Euch, meine Geliebten!

Mein Verleger wollte den Almanach verschieben; aber er muß jetzt heraus. Die Sache darf nicht auskühlen.

Meine schwäbischen Freunde sind alle gesund und guter Dinge. Alexander, der Freundschaftsbrauser, ist wieder der Alte. Seine ruhigere Stimmung war nur ein Ansammeln des Brennstoffes, ein verschwiegenes Laden seiner Freundschaftsbüchse! Tolle Haut! — Daß Reinbeck auf und ab *schillern* müsse, ist ein guter Witz, dessen Trefflichkeit ich am besten einsehe, der ich mitten in dem Schillerdenkmalrumor drin sitze. Es kommt viel Geld ein.

Das Album wird aber sehr langweilig, weil fast jeder Einsender glaubt, er müsse darin Schiller sein Compliment machen. Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll. Einen allgemeinen Satz oder dergleichen.

Ich freue mich höchst auf Euch, meine liebe Tertschi!

[1] Das winzige Neuberg mit seinen paar Häusern hatte sechs Frühlingsalmanache von Lenau verlangt.

Niembsch an Emilie in Stuttgart.

Salzburg, den 27. März 1835.

Mein Reisen geht langsam, aber es geht glücklich. Bis Ulm oder zunächst Geißlingen stieß mir nichts auf, als ein paar Entwürfe zu lyrischen Gedichten. In Geißlingen war ich allein, und spielte mir einen Beethovenmarsch und recapitulirte die schöne, so schnell verflogene Zeit meines letzten beglückten Aufenthaltes bei Ihnen. Mein Abwechseln zwischen Stuttgart und Wien hat durch das oftmalige Abschiednehmen etwas Drückendes. Künftig will ich länger an einem dieser Orte bleiben, ehe ich zum andern hinüberrolle, aber den Anfang dann mit Stuttgart machen. Vielleicht treff' ich noch saure Beeren an Ihren Weinstöcken, wenn ich wiederkehre, aber gewiß keine sauren Gesichter über das Zufrüh.

In Ulm fand ich bei Kiederlen eine herzliche Aufnahme. Montag[1] fuhr ich auf dem Eilwagen nach München, wo ich Dienstag früh 5 Uhr ankam. Den Vormittag auszufüllen, ging ich in die Gallerie. Abends war Concert im Odeonsaal, gegeben vom ersten Geiger des belgischen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich, und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Theil des Publikums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgniß des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt seyn sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein! An diesem Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß er mir in der Seele wohlthat; aber nur Einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer; es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten, und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius. Artot soll leben! Er ist ein wahrer Künstler; ein unächter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser. Mittwoch mußte ich noch in

[1] Den 23.

München bleiben, weil keine Gelegenheit zu finden war. Ich besuchte nochmals die Gallerie, speiste dann in unserem Kreuz, wo ich auch wohnte, in großer Tischgesellschaft; sprach übrigens den ganzen Tag über beinahe nichts. Abends macht' ich einen Spaziergang im Hofgarten, denselben, den wir zusammen gemacht. Da war ich in meinem Gemüthe recht ruhig, heiter und voll gesegneter Gedanken. Das waren aber keine poetischen Gedanken, sondern von jenen festen, starken, klaren, charakterreifenden, für welche ich dem Himmel, wenn sie mir manchmal zu Theil werden, mehr danke, als für die glücklichsten poetischen Einfälle. Ja, diese Stunde war gesegnet! Vielleicht kann ich noch einmal froh werden auf dieser Erde, und dann auch meinen Freunden eine freudige Erscheinung seyn. Vielleicht! — Gestern fand ich einen Wagen, und sitze nun in Salzburg. Auch unsere Berge sind ganz tranrig. Alles überschneit. Ja, die Zeit, die Zeit! Sie ist freilich ein Strom, aber keiner, der in seinen Ufern an uns vorüberzieht, sondern ein uferloser, überschwemmender, der heranschwillt, uns immer näher kommt, immer mehr und mehr von dem Grund und Boden unserer Freuden, Wünsche und Hoffnungen in seine Fluthen begräbt. Wohl uns, wenn wir noch höhere Punkte unseres Lebensgebietes übrig haben, worauf wir uns zurückflüchten können. Endlich aber werden wir doch selbst weggespült. Wenn dann nur, was sich liebt, auf dem höchsten, letzten Felsen beisammenstünde und auf einmal fortginge! Uebermorgen den 29. reise ich mit einem Landkutscher nach Wien. Der Eilwagen geht erst Dienstag ab, den 31. Den 2. April komme ich in Wien an.

Schwab an Anastasius Grün.

Stuttgart, 15. April 1835.

Ich würde längst nach Ihrer Existenz mit einem Briefchen geforscht haben, wenn mir nicht unser Niembsch (der jetzt wieder in Wien ist) gesagt hätte, daß Sie höchst wahrscheinlich in Italien seyen. Glück zu der Erinnerung an diese herrliche Reise, die ich mir für mich selbst gerne noch vorspiegle! Gustav Pfizer erzählt gar zu einladend von all den Herrlichkeiten, und jetzt hat Ihr Brief, und besonders Ihre köstlichen

Gedichte, neue Sehnsucht erweckt. Die so schöne Gabe hat dem Almanach recht Noth gethan, besonders da Niembsch seine Hauptkraft einem Frühlingsalmanach zuwendet, zu welchem er sich unerwartet hat bestimmen lassen.

Aus der Zeit dieses Aufenthaltes Lenau's in Stuttgart ist ein Bildniß von ihm vorhanden. Seine Freundin Emilie selbst hat ihn gemalt. Gleich nach seiner Abreise schrieb sie ihm, am 30. März 1835: „Wenn der Thee bei uns oben ist, wird Ihr Bild bei uns aufgestellt, und die Stimmenmehrheit hat nun entschieden, daß es im Wohnzimmer seine feste Stelle haben soll, weil es da jedem Einzelnen am nächsten sey, und unserem engen Kreis nie fehle. Steinkopfs Arkanum hat sich vortrefflich daran bewährt. Eine leichte Lasur über das Ganze hat so viel Harmonie und Lebensfrische hineingebracht, daß es der Natur dadurch bedeutend näher gerückt ist. Ich habe eine kindische Freude daran, und könnte mir auf das Gelingen dieser, gewiß recht schwierigen Aufgabe, etwas einbilden, wenn ich nicht lebhaft empfände, daß ich einer höheren Einwirkung mehr dabei zu danken habe, als meinem bischen Talent." Sodann wieder am 5. Mai: „Ihr Bild wird viel bewundert, und ich immer ein bischen mit, was mir in dieser Verbindung auch ganz angenehm ist. Sagen Sie unserer lieben Therese, wenn gleich ich mich nie werde davon trennen können, so lange ich lebe, so soll es doch gewiß ihr gehören zu einer Zeit, von der mein lieber Freund mich nicht gern reden hört, und die ich deßhalb auch nicht näher bezeichnen will." Als diese erst nach dem Tode Lenau's eingesehenen gütigen Zeilen auch nach Stuttgart mitgetheilt wurden, mit der Bitte für Therese, wo möglich in den Besitz des ihr so theuren Vorausvermächtnisses gesetzt zu werden, konnte leider derselben nicht mehr entsprochen werden, da der nach seiner Gemahlin verschiedene Hofrath Reinbeck in seinem letzten Willen ausdrücklich bestimmt hatte, daß das werthe Bildniß für ewige Zeiten in der Hartmann'schen Familie zu verbleiben habe. Es ist nur billig, daß das Abbild denjenigen Kreis nie verlasse, worin sich das Urbild stets so heimisch gefühlt hat. Im April 1835 bewies sich Niembsch seinen Freunden nach allen Seiten hin gefällig, für seinen Freund Reinbeck in Stuttgart, den Hauptstifter des Schillerdenkmals, bewarb er sich in Wien um Beiträge hiezu; worunter

besonders der des Erzherzogs Karl durch die gefällige Verwendung eines hochachtbaren Mannes sehr erfreulich ausfiel; auch besuchte Niembsch auf Reinbecks Antrieb die edle Karoline Pichler zu seinem eignen Vergnügen; den Wiener Dichtern Frankl und Bauernfeld dagegen vermittelte er das Erscheinen des epischen Gedichtes Colombo und des Schauspiels Helene bei Brodhag in Stuttgart. So wußte er seine beiden Hauptaufenthalte Wien und Stuttgart in stets freundlichere Berührung zu bringen.

Um diese Zeit herrschte ein besonders warmer Verkehr zwischen ihm und dem eben wieder einmal in Wien befindlichen Dichtergrafen Auersperg; ja sie bildeten sich mitunter sogar einen gemeinschaftlichen Lebensplan, zu dessen besserer Verwirklichung Niembsch wohl selbst gern an dem Arme seines Freundes eine holde Gräfin aus Württemberg sich träumte, bis er erfuhr, daß diese bereits gewählt. Und von jener Lebensvereinigung kam nicht einmal so viel in Erfüllung, daß Niembsch, wie oft auch eingeladen, auch nur kurze Zeit auf dem gräflichen Schlosse zu Thurnamhart in Krain, mit dem Besitzer wettsingend, gewandelt hätte.

Niembsch zog sich Anfangs Mai in die Einsamkeit nach Hütteldorf zurück, ganz am oberen Ende des Ortes, rechts, in ein schönes einzeln stehendes schloßartiges Gebäude, mit großem Garten, der sich rückwärts in einen Bergwald verläuft, in welchem er den am 8. Mai erfolgten Tod einer jungen edlen Freundin und tüchtigen Beethovenspielerin, trauernd sang:

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier in Waldesdämmern
Einsam gerührt an Deinen Tod.

(An Louise.)

Hier in Hütteldorf dichtete er auch dann noch sein Schmauchlied: „Mein Türkenkopf" in einer begeisternden Rauchwolke hochedlen Knasters, der ihm von seiner Freundin Emilie geopfert worden war.

Ende Juni hatte Niembsch die Freude, einen Jugendfreund, den Arzt Keiller aus Ungarn, wieder zu umarmen, was dieser in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 2, folgenderart seinem Pußta-Reisegefährten Kompert erzählt: „Ich hatte Lenau seit Jahren nicht gesehen, da

führte mich ein Zufall wieder nach Wien. Ich mußte ihn ſehen, und hören Sie zu — gleich mein Geſtändniß: ich dachte mehr an Lenau's Dichterruhm, als an den früheren Studien- und Stubengenoſſen; ich ſtellte mir ihn ſtolz und abſtoßend vor; dennoch wollt' ich es verſuchen. Im ſilbernen Kaffeehaus, wußte ich, war er jeden Abend zu treffen.[1] Ich ging hin. Lenau ſpielte eben Billard. Von dem Tiſchchen aus, auf welchem gewöhnlich die Kreide zum Beſtreichen der Billardſtäbe liegt, ſah ich in das Spiel und auf Lenau. Einmal kam er zufällig mir nahe, um die Kreide zu ergreifen; da blickte er mich erſt ſtarr an, und mit dem Ausruf: „„Keiller, biſt Du's wirklich?““ ließ er Stock und Kreide fallen, und fiel mir herzlich um den Hals. Das war Niembſch, der alte unveränderte Strehlenau! Er ließ nun das Spiel; wir ſaßen zuſammen und ſprachen von alten Zeiten und Studien. Ich mußte ihm die kleinſten Bezüge aus meinem jetzigen Leben erzählen; ſie ſchienen ihn, wahrhaftig unverdient, in hohem Grade zu intereſſiren. „„Was meinſt Du, Keiller, — rief er einmal flammenden Auges — wenn ich zu Deinen Slovaken ginge? und kranke Leiber kurirte! Vielleicht nähme dann Vieles in meinem Leben eine andere Geſtalt an!““ Dieſe Worte klingen mir noch im Gedächtniß. Ich habe Lenau nie wieder geſehen."

Sonntag den 28. Juni wanderten Niembſch und ich nach Heiligenkreuz, einem mehrhundertjährigen Kloſter im Wienerwalde, eine kleine Tagreiſe von Wien.

Oberhalb Gießhübel, von wo über eine endloſe, dörferüberſäte, fruchtbare Fläche das Auge hinfliegt, vertieften wir uns in einſame Wälder. Als wir eine tiefe, ſtille, grüne, dichtbeſchattete Waldthalbucht, mit einigen, mehr maletiſch, als furchtbar herausragenden Felſen, unter uns liegen ſahen, im Hintergrunde von fernen Gebirgen überblaut, ſprach Niembſch: „Sieh' da, die ſchwäbiſche Alb!" — Dann wandelten wir zwei Stunden lang immer oben auf dem Gebirgsrücken dahin, zwiſchen Buchen und Tannen, Eichen und jungem Maißholze, von Nachtigallengeſang und Finkenſchlag und dem einfältigen harmloſen Liede hundert anderer Vögel begleitet, und wir ſprachen von nahen und fernen Freunden

[1] Er hatte ſich juſt damals von Hütteldorf nach Wien begeben, um ſich auf eine Fußreiſe vorzubereiten.

und von der göttlichen Kunst, und Niembsch meinte: unsere Kunst wäre eben noch zu sehr Kunst, zu sehr absichtlich und zweckbeflissen; sie sollte mehr Natur und kindlicher seyn.

Nachmittags erblickten wir in der Ferne den Edelstein des untern Oesterreichs, den grauen ehrwürdigen Schneeberg; hinter Dornbach vor Heiligenkreuz betraten wir das lieblichste Wiesenthälchen, das ich mein Lebtage sah. Niembsch, auch ganz entzückt davon, wollte Aehnliches gesehen haben bei Tübingen, und er erinnerte sich lebhaft Uhlands, Mayers und Schwabs. Auf beiden Seiten stiegen reiche Buchen- und auch ein überaus hübsches Ahornwäldchen bis fast an unsere Zehen herunter, und ein lautlos Wässerchen floß neben uns, von Vergißmeinnicht umbordet, deren Niembsch für seine Schwester pflückte. In Heiligenkreuz rief Niembsch ein paarmal aus: „Wenn Kerner bei uns doch wäre! der würde aufjauchzen: „„Das ist zu lieb!““ Denn es wimmelte vor dem Heiligenkreuzkloster von heiligen Pilgern, Wallfahrern nach dem Gnadenorte Mariazell in Steyermark, in den abenteuerlichsten Aufzügen und Gruppen um einen alterthümlichen Brunnen gelagert; oft schallten die Willkommsglocken, wenn ein neuer Schwarm laut singend und betend anschwamm, und überall war es lebendig und absonderlich.

Um acht Uhr des andern Morgens schieden wir in Regengewölk; Niembsch und sein Hund süd-, ich ostwärts.

Niembsch an Schurz in Wien.

Neuberg in Obersteyermark, den 10. Juli 1835.

Meine Reise bis her war sehr angenehm. Ich nahm den Weg von Kaumberg über Ramsau nach Rohr. Von Rohr über Schwarza, den Oberhof, die Saurüsselbrücke (eine herrliche Felsenschlucht, von der Naß durchströmt, ähnlich dem Gutensteinerpasse mit einer Längenbrücke; ich verweilte einen Tag dort), über den Naßwald in die Nähe der „kahlen Mauer,“ wo überaus herrliche Felsenberge zu schauen; dann über die Naß, einen ziemlich hohen waldbeschatteten Berg, nach Neuberg. Von hier aus hab' ich mit Bruder Paul und dem Kaplan die Schneealpe bestiegen, welche dieß insoferne verdient, als es sehenswerth ist, wie die Aelplerei

ins Größere, gleichsam koloniemäßig betrieben, sich ausnimmt. Aber die Aussicht ist ordinär, das Vieh schlecht, die Schwaigerinnen meist schmutzig und garstig. Wir waren sehr lustig auf diesem Ausflug. Gestern machten wir mit Hampe einen andern zum „todten Weib." Morgen zieh' ich weiter, und zwar über Mürzsteg, Niederalpel, auf den Weichselboden, besteige den Hochschwab. Was dann? weiß ich selbst noch nicht. Bis Ende Juli komm' ich nach Wien. Meine Gesundheit ist trefflich. Mein Feldmann ist sehr brav. Besonders hat er sich auf der Schneealpe ausgezeichnet durch fleißiges Suchen. Leb' wohl, geliebter Bruder! geliebte Schwester! sammt Euren Kindern. Euer Niembsch.

Mit dem Dichten sieht es übel aus. Alle Geistesthätigkeit ist auf dieser Reise eine mehr empfangende, als gestaltende. So mag es wohl auch seine Früchte tragen. Hampe hat mich überaus freundlich aufgenommen und herzlich und herrlich bewirthet. Bruder Paul ist sehr vergnügt und ein angenehmer tüchtiger Mann. Der Kaplan ist ein ganz fideler Kauz. Er hat auf die Schneealpe Dein Gedicht „Das todte Weib" mitgenommen, worein er ganz verliebt ist. Ich hab' es in der Sennhütte deklamirt mit großem Beifall. Auch ein Herr v. Pebal war mit oben. Meiner lieben Nesi hab' ich von der Schneealpe ein hübsches Blümlein aufbewahrt. Adieu, lieber Bruder! ich freue mich auf unser Wiedersehen. Auf dem Heimweg bist Du wohl recht durchnäßt worden! Der zweitägige Regen hat mich in einem scheußlichen Dorfwirthshause zu Meierling festgehalten.

Eine solche später gereifte Frucht dieser einsamen Fußwanderung Lenau's im Gebirg war wohl sein frommes und inniges Gedichtlein: „Weib und Kind." Es war, glaub' ich, auf der langgestreckten stillen Hochstraße zwischen der Ramsau und Rohr, mit dem Hinabblicke in ernste Thäler, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem „Kalberl" begegnete.

Niembsch an Anastasius Grün.

Neuberg, den 10. Juli 1835.

Innig geliebter Freund!

Endlich bin ich auf meiner Fußreise hier angekommen, endlich beantworte ich Euren Brief, der mir eine Erquickung und Freude gebracht hat, wie sie mir selten und immer seltener zu Theil werden. Fahrt fort, mein Freund zu seyn; Ihr sollt mich auch unwandelbar finden in meiner Liebe. Ihr habt keinen, der Euch so kennt, so liebt wie ich. Die wenigen Stunden unsers letzten Zusammenseyns haben uns um ein Gutes näher zusammengerückt, und bereits spürte ich etwas von der Heilkraft wahrer Freundschaft, wenn wir uns ungestört angehören konnten. Was würde erst ein längeres Zusammenleben wirken! Doch muß ich mir dieses immer noch versagen und etwa vom nächsten Winter hoffen.

Alles, was ich hier über Herzog Otto[1] auftreiben konnte, besteht in einer Abschrift der Privilegien, welche dieser Fürst dem von ihm gestifteten Cisterzienser-Convente ertheilt hat. Monasterium gloriosae Virginis Mariae in Novo Monte.

In der Gruft des Stiftes Neuberg liegen die vermoderten Gebeine von Herzog Otto, von seiner ersten Gemahlin Elisabeth, seiner zweiten Anna, und seiner beiden Söhne Leopold und Friedrich in schlichten Särgen von Sandstein. Lange war, wie man mir erzählte, die Begräbnißstätte vergessen und verborgen geblieben und hatte die Kapelle über der Gruft zum Holzgewölbe gedient; erst vor ungefähr fünfzehn Jahren ward die Gruft entdeckt und vom vorigen Kaiser eine Gedächtnißmesse gestiftet, und in der Kapelle ein Marmorgrabstein mit folgenden Inschriften veranlaßt:

Otto Dux Aust. St. Car. etc. Alb. Rom. Imp. Fil. Nov. Mont. Fund. ob. 26. Feb. 1339.

Prima Conj. Elisabetha. Duc. Bav. inf. Fil. ob. 25. Mart. 1330. Secunda Conj. Anna Fil. Reg. Boh. Soror Carol IV. Imp. ob. 8. Dec. 1338. Fridericus Fil. ex serenissima Domina Elisabetha. ob. 16. Dec. 1344. Leopoldus Fil. ex serenis. Domina Anna. ob. 17. Aug. 1344.

[1] Derselbe spielt in Anastasius Grüns „Pfaffen vom Kahlenberge" eine große Rolle.

Was die Pfaffen verleiten mochte, die Gruft zu verheimlichen (es wurde jedem ein Eid abgenommen, das Geheimniß zu bewahren), war, wie man vermuthet, verbrecherische Ausplünderung der Leichen, denn diese wurden ohne allen Schmuck in ihren Särgen gefunden. Herzog Otto war nach der Länge seiner Gebeine ein sehr langer Mann von wenigstens 6′ 6″, nach den vorhandenen beiden Bildnissen war er ein schöner Mann. Langes schwarzes Haar, schwarze Augen voll Contemplation, edle feingekrümmte Nase, um den Mund ein Zug eleganten Spottes und des Bewußtseyns auch geistiger Ueberlegenheit. Auf beiden Bildern erscheint sein Haupt mit Rosen bekränzt; doch ist der Ausdruck seines Gesichts nicht der einer durchgängigen Fröhlichkeit, vielmehr bezeugten Aug' und Stirne, daß der Mann, wenn er allein war, sehr ernste Stunden haben mochte.

Morgen, mein geliebter Freund, pilgere ich weiter in die Berge. Meine Wallfahrt gilt der Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Ich wollte Euch gerne Alles schreiben können, was mir auf meinen Bergwegen durch Kopf und Herz gefahren. Nach acht Tagen reise ich nach Wien zurück. Schicket mir bald was für den Almanach, damit ich das Manuscript zusammenstellen kann. Einige Faustische Scenen habe ich bereits weiter gemacht. Ich freue mich schon recht auf Euren Beitrag. Lebt wohl, lieber würdiger Freund, und seyd glücklich auf Eurem Terglou. Der Herbstwind soll uns, mein' ich, wohl zusammenblasen. Ich umarme Euch mit vollem Herzen. Euer Niembsch.

Niembsch an Max in Penzing bei Wien.

Neuberg, 11. Juli 1835.

Bisher war meine Reise sehr angenehm, abgerechnet zwei ewiglange Regentage, welche ich in einem jämmerlichen Dorfwirthshäuslein, in der gemeinsamen Schenkstube, inmitten saufender und dampfender Bauern, schreiender Kinder und anderer Widerlichkeiten, hinwarten mußte. Erst am zweiten Abend, alle Rettungsmittel aufbietend, war ich so glücklich, beim Förster eine Geige zu erwischen, und suchte dann durch allerlei heftige Passagen dem heillosen Scharivari um mich herum einigermaßen zu steuern. Das Bauern- und Kinderpack soff, stritt, schrie und stank durch

einander, daß mir alles wirbelte. Endlich am dritten Morgen bei reinem Himmel entlief ich der unreinen Stube. Herrlich war der Gang durch regenerfrischte Bergwiesen und Wälder. Der Genius (oder Dämon?) meiner Reisen schien es auf diesen Effect angelegt zu haben. Mir war unaussprechlich wohl zu Muth. Auch mein Feldmann war, obschon ohne seine Penzinger Fidel, fidel. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie der Kerl über alle Hecken und Zäune springt. Nur machmal scheinen ihm Erinnerungen auch an die Penzinger Leckerbissen durch den Kopf zu fahren, wenn er mich plötzlich mit aller Wehmuth eines gekränkten Magens anblickt.

In den Bergen Unterösterreichs ist es jetzt sehr unsicher; allenthalben würzte man mir meine einsame Fußreise mit Erzählungen von Raub und Mord, an Wanderern verübt. In Steiermark ist dergleichen nicht vorgekommen. Heute Abend pilgre ich weiter. Meine Wallfahrt gilt der Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Von hier geh' ich auf den Hochschwab. Die Neuberger Schneealpe habe ich bereits bestiegen. Auf diesem über fünftausend Fuß hohen Berge wird die Sommerwirthschaft ins Größere getrieben; siebenundzwanzig Hütten mit eben so vielen Schwaigerinnen sind auf der außerordentlich ausgedehnten Gipfelfläche zerstreut. Der Anblick dieser Colonie ist hübsch. Nur Schade, daß das Vieh so schlecht ist, und daß die Sennerinnen nicht poetisch sind. Garstig und unrein sind sie für den Dichter völlig unbrauchbar, ganz und gar nicht zu besingen; so unflätig, daß auch auf dem ganzen Leib einer solchen Schwaigerin nicht ein sauberes Fleckchen zu finden ist, wo man einen Vers appliciren könnte. Meine Gesundheit ist vortrefflich; mit dem Dichten geht es aber mit nichten. Eine Menge Entwürfe fasern mir auf, und doch kommt es zu keiner Ausführung. Die Gedanken rollen mir gleich wieder ab, wie das Steingeröll zu meinen Füßen. So groß auch meine Genüsse sind auf dieser Reise — manches vermisse ich. Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen, und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen. Du siehst, daß ich meine Nothpfennige von Courtoisie noch nicht eingebüßt habe unter den Bauern und Felsen.

Niembſch an Schurz.

Neuberg, den 12. Juli 1835.

Ein plötzlich eingefallener Regen hielt mich geſtern noch hier. So eben ſagte mir Freund Hampe, unſer Freund Prean werde in acht Tagen hier eintreffen und einige Tage bleiben. Ich habe mich entſchloſſen, auf anderem Wege wieder nach Neuberg zurück, und von da nach Wien zu reiſen. Einige Tage mit meinem lieben Freund Prean in den hieſigen Gebirgen herumzuſtreichen, wäre mir ſehr angenehm. Meine Kleider ſind bereits jetzt erbärmlich zugerichtet; vollends vom Hochſchwab werde ich in einem desperaten Aufzug wieder erſcheinen. Sey ſo gut, lieber Schurz, mir folgende Stücke aus meiner Garderobe herauszuſuchen:

Den blauen Frack;

Ein Paar Sommerhoſen; wählſt Du von den nankingenen, ſo bitte ich welche ohne Strupfen, weil mir die mit ſolchen zu kurz wären;

Ein Gilet und die beſte Cravate.

Wenn Prean wirklich kommt, ſo könnte er vielleicht die Güte haben, das „Päckerl" mitzunehmen; wo nicht, könnte es Reinhofer bringen. Ich werde etwa in zehn Tagen wieder hier ſeyn, dann noch ein paar Tage bleiben, und ſodann zu den Meinigen kutſchiren. Ginge es mit dem Dichten, ſo würde ich wohl noch länger reiſen; aber der Almanach!

An Max hab' ich geſchrieben; Du brauchſt Dich alſo nicht mit Benachrichtigung zu beläſtigen.

Adieu, lieber Bruder! Küſſe mir die Reſi ſtatt meiner. Hier ein Blümlein der Schneealpe! Ich küſſe auch Deine Kinder. Dein Niembſch.

Niembſch beſtieg wirklich den Hochſchwab. Wäre er nur nicht ſo bald darauf nach Wien zurückgekehrt — wir hätten uns wohl einer eben ſo köſtlichen Beſchreibung dieſer Beſteigung zu erfreuen, wie jener des Traunſteins am 9. Juli 1831. Die Beſteigung war, wie ich noch im Allgemeinen weiß, ungemein angenehm. Niembſch hatte in der Hütte des Waldhüters in der „Höll" am Fuße des Berges eine ſehr freundliche Aufnahme gefunden, und von dort, wenn ich nicht irre, in Geſellſchaft des hübſchen Hüttertöchterleins, den ſchwäbiſchen Rieſen, den höchſten, worauf er je ſeine Sohle geſetzt, rüſtig und freudig erklommen.

Auf seiner Rückkehr nach Neuberg dürfte Niembsch mit seinen Freunden v. Prean und Hampe schon in dem Eisengußwerke nächst Mariazell zusammengetroffen seyn, woselbst er durch sein wunderbares Lippenpfeifen Hampe in vielleicht nicht viel minder achtungsvolles, fast heiliges Erstaunen versetzte, als wie früher durch seine eindrucksmächtigen Gedichte. Lenau war auch in dieser sonst verachteten, weil gemeinen Kunst — Lenau. Uebrigens zeigt auch diese schöne Ausfahrt wieder die große Beweglichkeit der Entschlüsse Lenau's. Er kehrte weit vor der Hälfte des anfänglich beabsichtigten Weges (er hatte bis ins erhaben schöne Pinzgau wollen, wo die Maler nur kniend zu malen wagen) wieder um. Die Wirklichkeit konnte seinem ewig voraneilenden unstäten Geiste nie rasch genug nachkommen, und er verlor dann die Lust der vollen Ausführung, wozu überhaupt ruhigere, gesetztere, wenn auch selbst beschränktere Seelen geeigneter scheinen. Er gelangte glücklich nach Hütteldorf zurück, von wo er nachher wieder zu den Schwarzspaniern zog. Vielleicht war auch sein herrlicher „Steyrertanz" eine später gereifte Frucht dieses Ausflugs.

Niembsch an Mayer.

Wien, 15. August 1835.

Empfange meinen Jugendfreund und Schulkameraden, Friedrich Kleyle, dermalen Oberamtmann, freundlich. Er ist sehr brav und liebenswerth. Empfiehl ihn auch Deinem Bruder in Wasseralfingen, wo er die Eisenwerke zu sehen wünscht. Im September hoff' ich Dir zu danken für alles Liebe, was Du ihm erzeigt haben wirst.

Deinen letzten Brief hab' ich mit großer Freude gelesen. Deine wahre, edle Freundschaft dauert, und ich kann sie nicht todtschweigen, ich Sünder. Auch die meinige dauert und wächst, wenn auch im Stillen. Du dankst mir für den Almanach; ich habe Dir zu danken, daß Du ihn unterstützt. Der Almanach freut mich nicht mehr. Man hat ihn, und namentlich meinen Faust, angespieen. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergällt mir die Lust, den Leuten was vorzusetzen. Deine Bemerkungen über den Faust haben mich sehr erfreut.

Das Gedicht ist in wenigen Tagen fertig. Fausts Tod ist bereits erfolgt. Ich bin begierig auf Dein Urtheil über die Finalwendung des Gedichts. Stünden Vorreden vor Gedichten nicht so gar übel, so möcht' ich dem Faust wohl ein einleitendes Wort der Verständigung voranschicken; z. B. daß bei diesem Gegenstande eine abgeschlossene, durchaus gegliederte Fabel gar nicht an ihrer Stelle wäre; daß ich nur einzelne, zum Theil abgerissene Züge aus seinen äußern Erlebnissen hingestellt habe, zwischen welchen hindurch die Perspektive in einen großen Hintergrund offen geblieben ist; daß die einzelnen Facta aus seinem Leben mehr exemplicativ, und gleichsam als Repräsentanten von mehreren ähnlichen hingestellt seyen, denn als definitive Erzählung. Bei diesem Stoße kommt Alles auf psychologische und metaphysische Einheit an; die historische würde nur schaden, weil sie zu begrenzend wäre u. s. w.

Deine Idee einer Satyre über die Ergebnisse philosophischer Systeme ist gut; aber für den Umfang meines Gedichtes würde so etwas nicht passen. Wäre die Satyre kurz, so wäre sie zu dunkel; wäre sie lang, so wäre sie zu lang. Ueberdieß könnte man mir's als eitles Auskramen meiner philosophischen Erudition mißdeuten.

Deine Gedichte sind allerliebst. Abendschwere ist wahrhaft schön. Wenn der Almanach wieder erscheint, so bitte ich Dich weiter um einen beträchtlichen Beitrag.

Wenn Brodhag Schaden hat, was bei der Ungunst der Recensionen möglich ist, so steh' ich ab vom Vertrage, und geb' eine Sache auf, die mich ohnedieß nicht mehr freut.

Was macht unser Uhland? Grüße ihn von mir, wenn Du schreibst. Ich freue mich wieder recht auf Euch, meine lieben Freunde!

Leb' wohl! Bruckmanns Tod thut mir leid.[1] Er war ein guter Mann. Grüße Deine liebe Frau und Kinder, in specie meine Pathchen. Von ganzem Herzen Dein Niembsch.

[1] Stadtschultheiß Bruckmann in Heilbronn war ein Schwager Mayers und guter Bekannter Lenau's gewesen.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Stuttgart, 22. August 1835.

Werther Herr v. Niembsch!

In höflicher Antwort auf Ihre werthen Zeilen vom 8. d. können wir Ihnen aufrichtig gestehen, daß wir keinen Augenblick wegen dem Frühlingsalmanach in Angst waren, und sind weit entfernt, denselben eingehen zu lassen, indem wir nicht gewohnt sind, unsere Unternehmungen durch bezahlte Kritiken bestimmen zu lassen.

Sobald Sie uns mit Manuscript zum zweiten Jahrgange dieses Almanachs erfreuen, eben so geschwind können wir mit dem Druck beginnen, und wenn derselbe unter Ihrer persönlichen Leitung stattfinden könnte, wäre uns um so angenehmer. Was die Anticipation Ihres Honorars betrifft, stehen wir Ihnen gerne zu Diensten.

Mit wahrer Achtung und Freundschaft zeichnet Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seine Wiederhinausreise nach Schwaben auf Anfang Septembers festgesetzt, nun aber, da er sich durch die freundliche Gefälligkeit der Brodhag'schen Buchhandlung für längere Zeit einer für einen Dichter zumal sehr lästigen Sorge enthoben sah, verschob er jene auf unbestimmte Zeit. Die leidigen Geldsorgen waren für kein empfindliches Gemüth, wie das Lenau's, und sie vermehrten seine natürliche Mißstimmung oft ungemein. Um sich ihrer möglichst zu entschlagen, und auch um eine entschiedenere Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, bereitete er sich damals ernstlich für die ästhetische Professur an der thereſianischen Ritterakademie in Wien vor, die ihm vielleicht nur darum nicht wirklich zu Theil ward, weil er es unter seiner Würde hielt, sich um dieselbe auf dem allgemein vorgeschriebenen Wege zu bewerben. Sie sollte ihm angeboten werden, und zu so etwas war man damals noch sehr wenig geneigt. Ueberhaupt hat der große Staat Oesterreich nie das Geringste für seinen größten Dichter gethan, widrigenfalls dieser wohl nie das traurige Ende genommen hätte, das er leider nahm.

Niembsch war zu dieser Zeit so wenig zum Dichten aufgelegt, daß

er seinem Freunde Reinbeck, der ihn immer dringender um einen Beitrag zum Schilleralbum anging, als einen solchen aus dem alten Büchlein: „Der Deutschen scharfsinnige kluge Sprüche“ in zwei Teil zusammengetragen durch Julium Wilhelm Zinkgräfen; Amsteldam bei Ludwig Elzevieren Nr. 1653 die im ersten Theile Seite 152 vorkommende Stelle ausschrieb:

„Wer stirbt, ehe er stirbt,
Der stirbt nicht, wenn er stirbt.“

Späterhin ließ sich Niembsch durch Reinbeck doch bewegen, ein eigenes Gut hiefür abzugeben, und zwar „Gutenberg.“

Jenes Sprüchlein aber hatte Niembsch, dem Ahnungsvollen, nicht umsonst so gefallen, denn diese Reime, welche „Johann der Aeltere, Graff zu Nassau, deß Printzen von Branien Bruder, Stiffter der Schul Herborn“ in seinem 71. Jahre in seinem Gemache an die Wand geschrieben, sind — freilich anders, als ursprünglich gemeint — an Niembsch ja selbst später buchstäblich in Erfüllung gegangen: „Er war todt, sechs Jahre lang, bevor er starb, und nun gestorben, lebt er ewig.“

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, (ohne Tagangabe, wohl vermuthlich): den 23. November 1835.

Lieber Bruder, liebe Schwester!

Ich bin ganz gut angekommen, und habe meine Angelegenheiten bereits so weit betrieben, daß der Druck meines Faust bei Cotta in wenigen Tagen begonnen wird. Bei Reinbeck und Hartmann hab' ich Alles gesund getroffen, nur Julie ist noch nicht ganz genesen von einer fieberhaften Brustkrankheit. Gestern hatten wir ein großes Diner bei Cotta. Reinbeck, Hauff (Redacteur des Morgenblattes), Grüneisen, Menzel, Pfizer und ich waren dabei. Es ging sehr lebhaft zu. Es gab einen hitzigen Streit über Goethe's Briefwechsel mit Bettina. Ich brachte durch einige Behauptungen Alles in Aufruhr und Durcheinander; dabei wurde gezecht, daß der Bediente heute einen steifen Arm haben muß von lauter Einschenken. Cotta machte den Wirth auf die liebenswürdigste Weise. Auch

ſeine Frau war ſehr angenehm. Ich ſaß neben ihr, und mußte von Zeit zu Zeit meine lauten Declamationen und Demonſtrationen unterbrechen mit ſanften Tönen, die ich an meine freundliche Nachbarin zu richten durch den Anſtand gezwungen war.

Karl Mayer hat mich bereits beſucht. Er iſt ſehr heiter. Uhland wird jeden Tag erwartet; die Ständeverſammlung ſoll am 27. d. eröffnet werden. Der Streit zwiſchen Menzel und Gutzkow hat hier viel Senſation erregt. Ich habe nun die Streitſchriften alle durchleſen, welche hin und her gewechſelt wurden. Menzel hat für eine gute Sache die gleiche Verwegenheit aufgeboten wie Gutzkow für eine ſchlechte. Es iſt natürlich, daß des Publikums Beifall ſich dem erſteren zuwendet.

Das Geſchenk an die Emma Kerner [1] und das an Mayers Kinder [2] werd' ich perſönlich abgeben. Emilie hat große Freude an Deinem Ring, liebe Thereſe.

Schicke mir Dein Manuſcript ſo bald als möglich. Ich werde nicht lange hier bleiben, ſo wohl ich mich auch fühle im Hauſe meiner treuen liebevollen Freunde.

Sage Bauernfeld, für die Aufführung ſeines Stückes ſey hier wenig Hoffnung. Grüße meine Freunde. Lebt wohl, Ihr Lieben, mit Euren Kindern! Ich umarme Euch Alle. Euer Niembſch.

Der Bruder von Kerners Frau, mein „Herr Onkel" Ehemann, iſt leider geſtorben. Ein guter Mann!

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 26. November 1835.

Wenn ich meinen abſcheulichen Schnupfen in Wien hätte, ſo würde ich Sie doch beſuchen, auf die Gefahr hin, Ihnen durch mein Naſaliren, vulgo Schnafeln, unangenehm zu werden. Mein Kopf iſt ſo ſehr eingenommen, daß ich dieſen Brief unter Thränen ſchreibe, und meine Feder

[1] Ein ſilbernes Nähzeug.

[2] Ein Bilderheft, den Wiener Straßenausruf darſtellend, wodurch, wie Mayer S. 21 erwähnt, ſeinen Kindern, mit der Hülfe von Niembſch, die Wiener Mundart drollig genug, ganz geläufig wurde.

sogar schnofeln muß; aber Sie werden gewiß entschuldigen. Das ist schon eine Impertinenz, daß ich Sie gleich Anfangs mit meinem Schnupfen beschäftige.

Ich bin noch immer nicht fertig mit activen und passiven Besuchen. Noch hab' ich Graf Alexander nicht gesehen, noch auch die Gräfin Helene. Bei meiner nächsten Zusammenkunft mit Ihrer Erlaucht will ich mir die Freiheit nehmen, derselben mein Gedicht, das in Castelli's Almanach steht, vorzulesen.[1]

Die Gräfin Marie hat als Gegengabe für einen meiner Freunde, welchen ich ihr zugedacht, mir eine ihrer Freundinnen zugedacht. Ist das nicht lustig?

Ueber meine Rückreise nach Wien will ich dießmal so lange nichts Bestimmtes sagen, als sie nicht unabänderlich bestimmt ist. Nur so viel ist vorderhand gewiß, daß ich reise, sobald ich meinen Faust in der Tasche habe. Doch wäre es möglich, daß ich dann nicht unmittelbar nach Wien, sondern, gewisser dringender Geschäfte wegen, die aber höchstens vier Wochen wegnehmen, vorerst nach Heidelberg abgehe. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kinder und sich selbst herzlich von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 9. December 1835.

Max hat Recht, indem er Ihr trübes Schreiben tadelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, sich am Leben zu freuen? Ich thu' es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lobe, hier aber um so weniger gern, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur Eines halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe sittliche Würde, deren Bewußtseyn Ihnen ein ewiger Quell stiller Freuden seyn muß, wie sie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen, und namentlich mir, eine Quelle der Freude ist, und eines der erheiterndsten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren stillen festen Wandel. Seyen Sie heiter, wenden Sie

[1] Dieß Gedicht hat Niembsch nicht in seine Sammlung aufgenommen. Frankl gibt es auf S. 91: „An die medisirenden Damen."

sich nicht feindselig ab von sich selbst! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, ist schön, und ich habe das immer so hoch geachtet an Ihnen; aber lassen Sie sich die übrige Welt nicht allzufern rücken und hören Sie nicht auf, diese Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für diese Welt. Und somit ist meine Predigt zu Ende; möge es auch Ihr Trübsinn seyn und Ihr verwünschter Zahnschmerz!

Neulich war ich bei Graf Alexander. Er ist mir der alte liebe Freund; betrübend aber war mir der Anblick seiner herabgekommenen Gesundheit. Er saß eben mit Helenen zu Tische, als ich ankam. Ich setzte mich dazu, und während ich aß, erzählten mir Beide Geschichten ganz ausführlich; dann standen wir auf und gingen zum Kaffee in das Zimmer Helenens, und die Geschichten hatten noch kein Ende und dauerten, bis ich mich wieder in den Wagen setzte und nach Stuttgart zurückfuhr. Nur eine kleine Unterbrechung hatte stattgefunden, so lange mir Alexander einige seiner Geisteskinder vorlas und mir seine leiblichen Kinder zeigte, die beide allerliebst sind, besonders das kleine Mädchen, die Wilma. Der Eberhard ist ungemein kräftig und wird einmal ein tüchtiger Württemberger.

Mit meiner Heidelberger Reise wollte ich Sie nicht ärgern; sie unterbleibt übrigens. Meine Jagdfreuden sind in den Brunnen gefallen; Alexander, mit dem ich jagen wollte, darf wegen Kränklichkeit nicht hinaus, und mein Freund Ehemann in Oehringen, mit dem ich jagen wollte, ist gestorben.

Sobald mein Faust gedruckt ist, reise ich nach Wien. Wir warten, wie gesagt, auf das Papier; kommt dieses in einigen Tagen nicht an, so laß' ich auf das vorräthige schlechtere drucken.

Fräulein v. Bauer ist die alte Liebenswürdige. Neulich spielt' ich ihr eine Beethoven'sche Sonate als begleitende Violine. Ich mußte lächeln, als mich diese gewandte Hofdame frug: „In welcher Gemüthsstimmung haben Sie den letzten Sommer verlebt?" Ich durchschaute die kleine Diplomatik und antwortete: „„Ich habe den letzten Sommer in großer Gemüthsruhe verlebt."" Sie dachte an jene lange Geschichte, die ich neulich in Eßlingen mit dem Diner hinunterschluckte. Das ist aber ja schon wieder ein Trätschchen! Dießmal entschuldigt mich kein Schnupfen.

Alexander soll zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reisen. Er trug mir eine gemeinsame Fahrt ins mittägliche Frankreich an. Das wäre nicht so übel; ich habe aber doch keine Lust dazu. Mit dem Dichten gehts gar nicht. Gestern Abend war ich gräßlich verstimmt. Meine Hypochondrie regt sich wieder; ich muß bald reisen. Hinter dem Eilwagen wird dieser Hund zurückbleiben, und stellt er sich in Wien wieder ein, so muß ihn Rosalie in die Flucht lachen. Grassirt in Wien das Nervenfieber, so haben wir hier das Schleimfieber. Man sieht da überall in den Gassen der ungesunden Stadt die Herren Doctoren in ihren sonderbaren Einspännern. Ich bin jetzt sehr gesund; alle krankhafte Disposition hat sich in meinem Schnupfen entladen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, herzlich gegrüßt mit Ihren Kindern von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, am heil. Christabend 1835.

Lieber Freund!

Vielen Dank für Deinen Beitrag; er gibt zwölf Blätter. Einige davon sind so schön, daß man sie demjenigen, der sie nicht so schön findet, an die Stirne nageln sollte.

Grüße mir Deine liebe Frau und Dein ganzes heutiges Christkindelspublikum. Den Brief an Hauff hab' ich abgeschickt mit Bezeichnung der von mir gewählten Gedichte.

Leb' wohl, ich bleibe noch vor der Hand hier, und auch sehr nach der Hand, d. h. ewig, Dein Niembsch.

Schwab an Anastasius Grün (damals in Wien).

Stuttgart, den 29. Januar 1836.

Unser lieber Niembsch setzt sich heute in den Eilwagen, um in einem Zug und Flug dem Geburtstage einer geliebten Schwester[1] zuzueilen.

Ob der Almanach[2] erscheint, ist noch problematisch; sie wollen den

[1] Theresens; am 5. Hornung.

[2] Der „Musenalmanach."

Papſt des verruchten „jungen Deutſchlands“ in effigie voranſtellen; da wird ein großer Theil der von dieſem geſchmähten ſüddeutſchen Dichter ſich zurückziehen. Aber, lieber Freund, ſetzen Sie einſtweilen voraus, daß er erſcheine, und enterben Sie uns nicht. Nicht wahr?

Lenau kommt als ein lebendiger Brief zu Ihnen, und ſoll Ihnen unter Anderem auch von unſerm Abſcheu vor der „jeune Allemagne“ erzählen.

Als Niembſch in Wien anlangte, traf ihn eine erſchütternde Nachricht. Sein Jugendfreund, Fritz Kleyle, war unvermuthet geſtorben. Niembſch lieh ſpäter ſeinem Schmerze in dem Gedichte: „An eine Wittwe,“ Worte. „Das war,“ antwortete ihm am 11. Februar Emilie auf dieſe traurige Mittheilung, „die Unruhe, welche Sie dießmal ſo bald aus unſerer Mitte trieb, und was mich ſo namenlos ängſtigte? Eine Ahnung von dem Schmerz und dem Kummer, der Sie erwartete!“ —

Niembſch an Emilie.

Wien, den 22. Februar 1836.

Meine Geſundheit iſt gut, und die Erſchütterungen meiner Stimmung beruhigen ſich im Dichten, das mir jetzt beſonders von Statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängſtlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunſt gegriffen. Da ich zu Hauſe eſſe, was erſt um drei Uhr geſchieht, ſo geh' ich gewöhnlich erſt um vier Uhr aus, und zwar ins Kaffeehaus,[1] ſpäter folgt manchmal noch ein Beſuch, Concert oder Theater.

Ich habe halb und halb im Sinne, nächſtens wieder einmal nach Ungarn zu reiſen. Ein kleiner Ausflug nach Preßburg, wo der Landtag noch beiſammen iſt, wäre keine üble Zerſtreuung. Auch iſt dort, eben wegen des zahlreich verſammelten Adels, jetzt gewiß ein Zuſammenfluß der beſten Zigeuner. Es geht mich an, die langentbehrten heimathlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufriſchen.

[1] Niembſch hatte es dießmal ungemein bequem, er durfte nur drei Treppen niederſteigen; denn er hatte in demſelben Hauſe, wo das Kaffeehaus ſich befand, bei ſeinem Freunde Weigel ein Zimmer ſich genommen. Im nächſten Winter wohnte er aber wieder im Schwarzſpanierhauſe.

Dichter Frankl erzählt auf Seite 58: er habe einmal Niembſch aufgefordert, ſich in den ungariſchen Landtag wählen zu laſſen, wenn er ſich dazu erſt noch zuvor den Schnurrbart mit Speck ſpitzig zugewichst haben würde. Niembſch lachte herzlich über den Einfall, erwiederte aber nach einer Pauſe ganz ernſthaft: „Dazu tauge ich nicht. Erſtens bin ich der ungariſchen Sprache nicht ſo mächtig, um Reden halten zu können; zweitens verſtehe ich vom ungariſchen Rechte nichts, und vor erſtens und zweitens: Ich paſſe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten. Ich rühme mich nicht deſſen als eines Vorzuges, vielmehr möcht' ich ſo urwüchſig, ſo feurig und ſo naiv, ſo huſarentapfer und ſo gutherzig ſeyn, wie ſie!" Frankl ſchließt Seite 59: „Der faſt mythiſche Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau,[1] die beide donauaufwärts nach den deutſchen Landen wanderten, und in Sängerkämpfen ſich Lorbeeren erwarben, ſind die wunderbarſten Dichtergeſtalten der Magyaren, wenn auch beide nicht in der ſüßen und kräftigen Sprache der Magyaren geſchrieben haben."

Lenau ſelbſt nannte ſich einen ſtreng öſterreichiſchen Dichter." —

Ob der kleine Ausflug nach Preßburg wirklich erfolgte, iſt nicht mehr erinnerlich. Wenn aber auch, ſo war er gewiß nur ganz klein.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 14. März 1836.

Mein Leben iſt jetzt ganz kunſtbewegt. Faſt kein Tag vergeht, der mir nicht irgend einen herrlichen muſikaliſchen Genuß bringt. So hört' ich heute Abends den Vorſänger der hieſigen Synagoge, Sulzer, der ſehr wahrſcheinlich die ſchönſte Stimme in Deutſchland hat. Die von Schmidt[2] komponirten Schilflieder waren mir ſehr willkommen für dieſen herrlichen Sänger. Dann hab' ich neulich von den ſogenannten „verrückten" Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philiſter gar „Teufelsquartett." Wenn das der Teufel gemacht, ſo bin ich fein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir faſt das Herz geſprungen wäre. Kennen Sie nicht jene ſüße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit

[1] Siehe vor Allem die herrliche „Eulenmythe" im „Sturm" des Fauſt.

[2] Hofſchauſpieler in Stuttgart.

jedem ſolchem Tonſtück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es iſt ein köſtliches Gefühl, wie einem ſo das Leben verklingt!

Ich habe zwei größere epiſche Gedichte in der Arbeit: „Huß und Hutten.“ Bis zum Herbſt müſſen ſie fertig ſeyn, wenn meine Geſundheit ausreicht.

Schwab an Grün.

Stuttgart, 19. März 1836.

Die Correctur des Frühlingsalmanachs beſorgte Guſtav Pfizer für unſern Niembſch, und hat daher mit Vergnügen auch Ihre Beiträge corrigirt. Ich erwarte den ganzen Almanach, von dem ich noch gar nichts kenne, mit hoher Neugierde. Von unſerem Muſenalmanach bin ich für dieſen Jahrgang definitiv zurückgetreten, da Heine's Bild, in dem Augenblicke, wo er meinen geliebten Freund und Meiſter Uhland mit dem ſchnödeſten Neide verunglimpft, an der Spitze ſtehen wird, und Lenau, Pfizer, Menzel, Mayer, Juſtinus Kerner und Grüneiſen ihre Beiträge auf das Beſtimmteſte verweigert haben. Der Entſchluß koſtete mich viel, aber bei dem ganz innigen Verhältniſſe in welchem ich zu Uhland ſtehe, konnte ich nicht anders handeln. Reimer und Chamiſſo proteſtiren gegen meine Anſicht, die ich auch niemand aufdringen will; namentlich bitte ich Sie, keine Rückſicht darauf zu nehmen. Sie haben hier nicht dieſelbe Verpflichtung wie wir Schwaben, und es befremdet mich daher nicht, daß Hirzel-Reimer mir ſchreibt, daß Sie auch meiner Anfangs geäußerten Anſicht ſeyen, daß die Aufnahme von Heine's Bild ein Beweis von Unparteilichkeit von unſerer Seite ſey. Es wäre mir höchſt leid, wenn Chamiſſo, der mir einen ſehr traurigen Brief, welcher mich in der Seele rührte, geſchrieben hat, noch mehr Kummer von der Sache hätte, und auch Reimer möcht' ich um's Leben nicht kränken und ihm niemand debauchiren. Die Schwaben, und namentlich Lenau, beſtimmten vielmehr mich, als ich ſie.

Schurz an Schleifer in Ort.

Wien, 25. März 1836.

. . . Niembſch iſt ſeit etwa ſechs Wochen wieder hier, auch Auersperg iſt ſeit ein paar Monaten hier, und bleibt noch bis Oſtern. Er iſt

ordentlich verliebt in Niembſch. Dieſer dürfte ein Mädchen ſeyn, ſo könnte es nicht ärger zugehen. Sie ſind den größten Theil des Tages beiſammen.

Und gleichwohl trat noch im April ganz plötzlich und unvermuthet eine leichte Trübung zwiſchen Lenau und Grün ein, der die Verſöhnung nur durch den Zufall von Grün's Abreiſe nicht ſogleich auf dem Fuße folgte, worüber dieſer am 26. December 1850, als er mich durch Ueberſendung eines Briefes Lenau's an ihn vom 5. December 1836 erfreute, folgendes beizufügen ſo freundlich war: „Der Brief bezieht ſich auf die einzige, zwiſchen uns ſtattgehabte kleine Differenz, deren freundliche Löſung mir eine dringende, unabweisliche Herzensangelegenheit geworden war. Den Anlaß dazu gaben ein paar bei einer geringfügigen Gelegenheit mir entſchlüpfte, unbeſonnene, gleich geringfügige Worte, die aber — im Angeſichte des edlen Todten kann ich es ſagen — nicht durch irgend eine meinerſeits damit verbundene Böswilligkeit, ſondern nur durch die, mir erſt damals im ganzen Umfange erkennbar gewordene, in ſeiner überaus zarten Gefühlsweiſe gegründete, ungewöhnliche Reizbarkeit ſeinerſeits einige Bedeutung haben konnten. Wie die vorübergehende Disharmonie durch ihn die edelſte Löſung fand, geht aus dem Briefe ſelbſt hervor." — Ich werde dieſen zu ſeiner Zeit mit Vergnügen einreihen. Uebrigens erwähne ich zur Hintanhaltung eines etwaigen Mißverſtändniſſes, daß Lenau's anklagendes Gedicht „An einen Jugendfreund" nicht etwa auf Auersperg in Folge des vorliegenden Falles bezogen werden dürfe, indem dieſer ſich erſt im April 1836 ereignete, während jenes Gedicht bereits in der zweiten Auflage vom Jahre 1834 zu finden iſt. Weder ich, noch ſonſt vielleicht irgend wer weiß, wem dieß galt.

Von der ſehr leidenden, und daher auch leicht verletzbaren Stimmung Lenau's zu jener Zeit gibt das damals entſtandene, ebenſo ſchöne als ſchmerzvolle Gedicht an ſeine verſtorbene Mutter „Der Seelenkranke" das ſprechendſte Zeugniß. Aber das Geſchick, indem es uns mit der Rechten eine Wunde ſchlägt, reichet uns oft zugleich mit der Linken einen heilenden Balſam. Für den nur vermeintlich verlorenen Freund gewann Niembſch ſogleich wirklich einen andern, wie er uns bald ſelbſt erzählen ſoll, abgeſehen

davon, daß eben auch Graf Alexander für längere Zeit nach Wien kam, und Niembsch häufig besuchte. Inzwischen schreibe aber noch:

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, den 28. April 1836.

Lieber Freiligrath!

Da es sich darum handelt, dem deutschen Liede eine Freistatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir Alle, Ihre Lust hatten, so werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beistand dem nicht versagen, der heuer das lecke Schiff zu steuern übernehmen muß.[1] Das Neckische ist, daß die Noth um Raum, welche gewöhnlich eintritt, sich in die umgekehrte verwandelt hat.

. . . . Lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer, hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist, und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.

Adelbert v. Chamisso.

Auch schon in einem Briefe vom 8. Juni 1834 an Braunfels in Koblenz hatte Chamisso gerügt: „Das Weib am Grabe," ein sehr hübsches Gedicht; aber der Verfasser (J. Kerner) ist noch nicht Meister der Form. Das Uebergreifen einer Terzine in die andere ist unzulässig. Er studire den Dante, und nicht Lenau, der, einer unserer ersten Meistersänger, diese Form nicht kennt. (S. Adelbert v. Chamisso's Werke, VI. S. 281 und 279.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 29. April 1836.

„Endlich ein Brief!" — Schädliche Potenzen schlagen sich immer auf den schwächsten Theil des Menschen; und bei mir ist die Schreibelust, wenn nicht meine schwächste, doch gewiß nicht meine stärkste Seite; darum

[1] Der Rücktritt Schwabs von der Redaktion des Musenalmanachs hatte mehrere Dichter zur Zurückforderung ihrer Beiträge veranlaßt.

haben ſich denn auch die Hemmniſſe meiner letzten Zeit auf dieſe Partie geſchlagen. Dieſe ſchädliche Potenz, dieſer Hemmſchuh, heißt Martenſen, ein Theolog aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken geſtohlen hat. Ich habe nie einen ſo ſpeculativen Kopf gefunden, kaum Einen Menſchen, deſſen ganzes Leben, ſo unverrückbar auf's Ideale gerichtet, mit der kindlichſten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine ſo ſieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Geſpräch mit ihm iſt ein wahres Vernunftbad. Nun aber bin ich ſeit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in dieſem Bade geſeſſen. Zu leſen hab' ich auch einen Wuſt hiſtoriſcher Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetiſche Aufgabe iſt eine große epiſche Trilogie: „Huß, Savonarola und Hutten." Ich mache den Anfang mit dem zweiten. Martenſen hat eine meiſterhafte Abhandlung über meinen Fauſt geſchrieben, die er in einer eigenen Broſchüre erſcheinen laſſen will.

Niembſch an Dr. Johannes Martenſen zu Paris.

Penzing, den 14. Juni 1836.

Theurer Freund!

Ich habe nun zwei Briefe von Ihnen erhalten, aber noch immer keinen von Cotta. Unbegreiflich iſt mir ſein Stillſchweigen, aber noch unbegreiflicher die Zumuthung, welche von der Cotta'ſchen Buchhandlung an Sie gemacht wurde: Ihre Fauſtkritik äſthetiſch zu ergänzen. Das verſtehe ich nicht. Als ob das nicht eines und daſſelbe wäre. Ueber das Gedicht als ſolches haben Sie genug geſagt; es hätte vielleicht nur noch etwas über das Charakteriſtiſche des Dichters geſagt werden können, wie ich Ihnen bereits mündlich bemerkt habe. Der Aufſatz muß aber auf jeden Fall gedruckt werden.

Was Sie mir über Ihre Bearbeitung der Myſtik geſchrieben, hat mich ſehr begierig gemacht nach Ihrem perſönlichen Umgange. Trauriges Surrogat der Briefſchreiberei! Wenn meine Schweſter ſpazieren fahren will, ſo kann ſie nicht alle ihre Kinder mitnehmen, weil dieſe nicht Platz finden in dem kleinen Wagen, einige bleiben immer zu Haus, vielleicht gerade die beſten, und blicken dem Wagen traurig nach, wenn er davon

rollt. Wie es meiner Schweſter mit ihren Kindern, geht es mir mit meinen Gedanken, die gern alle fort möchten zu Ihnen, mein lieber Freund!

Was Sie ſagen von der poſitiven Religion als einer abſoluten Vorausſetzung, und von der Begründung alles Lebensorganismus durch dieſe Vorausſetzung finde ich vortrefflich. Allerdings iſt es ſo. Die poſitive Religion ſetzt das Abſolute, und das Setzen des Abſoluten iſt nothwendig ein Vorausſetzen, denn würde das Abſolute nachgeſetzt, ſo wäre es ja ein bedingtes. Die größte Schwierigkeit finde auch ich in der Nachweiſung, wie alles Leben nur durch die poſitive Religion organiſirt ſey. Das hängt, glaub' ich, genau zuſammen mit der Lehre über das Böſe in der Welt. Vielleicht ließe ſich alles Böſe darſtellen als eine Afterorganiſation des Lebens, als eine Rebellion einzelner Lebensorgane, die ihres Verhältniſſes zum heiligen Leben des Ganzen, ihrer demüthigen Verpflichtung vergeſſend, ſich ſelbſt zum Centralen machen möchten, und andere Nebenorgane ſich unterwerfend, dieſe und ſich ſelbſt am Ende zerſtören, dem Tode zueilen, weil alles Leben nichts Anderes iſt, als eben ein freudiges Unterordnen und Conſpiriren der einzelnen Organe zum großen Werke des Geiſtes. Die phyſiſche Pathogenie in Ihrer Lehre von den Afterorganiſationen iſt hier vielleicht zu gebrauchen, freilich nur als ein Talglicht. Ich freue mich außerordentlich auf Ihr Werk über die Myſtik.

Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen ſind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöſer Anſchauung zuſammenzuhalten, daß er mir nirgends verfliegt, ſo hoffe ich damit eine Arbeit zu Stande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwerth ſeyn dürfte. Sie umſchweben mich oft als unſichtbarer Cenſor beim Arbeiten, indem ich mich frage: „Wird das Martenſen approbiren?“ Jener ſetzt freilich einen religiös organiſirten Geruch voraus, und der Leſer wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht ſchwächen. Lorenzo von Medicis hatte gar keinen Geruch — ein für mich ſehr brauchbarer Zug — und doch blühten Roſen in ſeinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt, und Savonarola ihn von ſeinen Sünden abſolviren ſoll, hält ihm dieſer eine Roſe und das Evangelium vor's Geſicht und ſpricht: „Wie der Duft dieſer Blume ungeſpürt in Deiner Bruſt

ein- und ausgeathmet wird, so ist es Dir ergangen mit dem Dufte dieser heiligen Blätter."

Lorenzo's Apologet, der armselige Roscoe, hat mir mit seiner Notiz von der Geruchlosigkeit seines Helden einen guten Dienst gethan.

Vielleicht werde ich bis zum Spätherbst doch fertig mit diesem Gedicht. Eine Schwierigkeit eigner Art finde ich in der Nothwendigkeit, das Leben der römischen und das der evangelischen Kirche in Hauptumrissen darzustellen, und dabei überall poetisch zu bleiben. Die Nothwendigkeit ist hier so groß wie meine Noth. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da heraushilft. Von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muß sich darüber aussprechen. Aber wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das gestattet die epische Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatische Ader gestoßen, und weiß noch nicht, wo ich ihr den epischen Ausfluß schaffen werde.

Grüßen Sie mir unsern lieben Freund Bornemann herzlich. Er wird Ihnen, dem armen Juden in Babel, das Pariser Leben gewiß von einer plausiblen Seite darzustellen wissen, denn er ist einer von den liebenswürdigen Juristen, die eben so billig sind als gerecht. Max sammt Frau, Kaltenbäck und die übrigen Brüder im Kaffee grüßen Sie schönstens.

Leben Sie wohl, mein lieber Martensen, greifen Sie nicht falsch auf Ihrer Geige, und suchen Sie auch hier den rechten Ton, wie Sie ihn oft getroffen und geweckt haben in meinem Herzen. Ihr Niembsch.

Ein Seitenstück zu diesen beiden edlen Dänen: Martensen und Bornemann, war ein ehrenhaftes Schwedenpaar: Hagberg und Böttiger, welches jenen noch um einige Zeit vorangegangen war. Es thut gar wohl, einen theuren Landsmann, daheim hoch verehrt, auch selbst von nur rasch Vorüberziehenden ferner Lande innig liebgewonnen zu sehen, und laut loben zu hören.

So stelle ich denn auch noch hieher, schon ihrer Halbbruderschaft halber, zum dermaligen Bischof in Seeland, Martensen, den Hochlehrer in Lund, Hagberg, als gleich warmen Lenau-Verehrer.

Der Letztere antwortete mir auf meine bittende Aufforderung zu Beiträgen für Lenau's Lebensgeschichte dermaßen:

Lund, am 23. Jänner 1851.

Hochverehrter Herr!

Ihr hochgeschätzter Brief, datirt: Wien, den 15. December 1850, kam in meine Hände erst am 12. Jänner d. J.

Ich bekam ihn von Upsala her, wovon ich seit einigen Jahren nach der Universität Lund gegangen bin.

Der unvergeßliche Lenau war eine der interessantesten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je gekannt habe.

Ich werde mich stets mit Stolz erinnern, daß er mich unter die Anzahl seiner Freunde gezählt hat. Die durch die öffentlichen Blätter mir mitgetheilte Nachricht von seiner unglücklichen Krankheit und Tod machte mir tiefen Schmerz.

Vor einigen Tagen wurden mir diese schmerzlichen Gefühle erneuert, als ich im „Album österreichischer Dichter" Ihre Lebenszeichnung Lenau's las. Lenau's Freunde und Verwandte in Wien glaubten wohl kaum, daß einer seiner Freunde hier im fernen Norden ihnen damals so nahe gerückt war.

Zur Lebensgeschichte Lenau's kann ich wenig beitragen. Unser Umgang war innig, aber dauerte leider nur kurze Zeit. Lenau's tiefe Phantasie und tief fühlendes edles Herz bildeten ein liebevolles Ganzes, das eine sehr magische Wirkung auf einen Jeden, der in seine Nähe kam, ausübte. Niemals werde ich die herrlichen Stunden vergessen, als ich, mit ihm in den wunderschönen Gegenden Wiens lustwandelnd, schwedische Volkslieder übersetzte, oder Sagen aus meiner Heimath erzählte. Sein edles Auge funkelte, sein ganzes Wesen war Begeisterung, als er mir mit Sagen aus dem schönen Ungarn vergeltete.

Im Anfange von November 1835 schied ich von ihm in Wien. Im Jänner 1836 sah ich ihn wieder in Stuttgart. Er schenkte mir ein Exemplar von Faust, und schrieb mir ein freundliches Wort auf dem ersten Blatte des Buches. Ich ging damals nach Paris. Sie sollen ohne Zweifel sein freundliches Herz wieder kennen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Verewigte mir das Anerbieten gab, mit ihm eine längere

Reise durch Deutschland zu machen, und endlich in Wien bei ihm zu überwintern. Mein Reiseplan verstattete es nicht; ich sah zum letztenmale einen der edelsten Söhne Deutschlands.

Meinen liebevollen Gruß der herrlichen Kaiserstadt, wo ich die angenehmsten Stunden meiner Jugend verlebt habe! Grüßen Sie mir gefälligst den Herrn v. Frankl; erzählen Sie ihm, daß ich seit einigen Jahren als Professor der Aesthetik in Lund angestellt bin, daß ich verheirathet bin und Vater vier lieber Kinder. Mit Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen Ihren ergebensten Diener Karl August Hagberg.

Der oben genannte Frankl aber berichtet auf Seite 45, hieher gehörig, solcherart:

„Eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, wie sie sich mannigfach in seinen (Lenau's) Schriften ausprägt, war es, das Dämonische zu lieben und in seinen Schauern zu schwelgen. Schuberts „Ansichten von der Schattenseite der Natur," dessen „Geschichte der Seele" neben den mystischen Schriften der Gnostiker, der Kirchenväter, wurden seine Lieblingslecture und blieben nicht ohne wichtigsten schädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ sich gerne Geister- und Gespenstergeschichten erzählen; vor allen gefielen ihm die lustigen; sie konnten ihn in die heiterste Stimmung versetzen; zur Bearbeitung wählte er aber nur jene, die, tiefen Ernstes voll, ein schauerlich Erhabenes an sich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835.

Wir begrüßten im silbernen Kaffeehause zwei schwedische Dichter, die auf der Reise nach Italien Wien kennen lernen wollten. Der Eine, Böttiger, hatte für ein episches Gedicht: „Gustav Adolph," den Preis errungen, der Andere, Hagberg, den Aristophanes ins Schwedische übersetzt; er sprach ziemlich fertig deutsch, und bekundete dieß auch durch ein kleines Gedicht: „An Wien," das in Kaltenbäcks „Archiv für Geschichte und Literatur" abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns schauerliche Geschichten aus dem Norden zu erzählen.

In Lenau's Gedichten sind „der traurige Mönch" und „Anna" nach Erzählungen Hagbergs.

Lenau äußerte, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erscheine,

wenn er Mythen und Legenden erfindet, die ſo tiefſinnig oder naiv oder gewaltig ſind, als hätte ſie ein Volk, dieſer größte aller Poeten, erfunden.“

Martenſen an Niembſch.

Paris, den 24. Juli 1836.

Ihren Brief, mein wertheſter Freund, habe ich erhalten, und ſehe, wie ich ſchon wiſſen konnte, daß Sie ganz einverſtanden ſind. Es wäre mir ſehr lieb geweſen, wenn Sie, lieber Freund, mir einen Wink gegeben hätten, wie ich mich rückſichtlich der Cotta'ſchen Buchhandlung zu verhalten habe.

Ich hab' ihr noch nicht geantwortet.

Wenn ich antworte, weiß ich nichts anderes zu ſchreiben, als daß ſie entweder den Aufſatz ſo, wie er vorliegt, drucken, oder Ihnen das Manuſcript zurückſchicken muß, welches Sie, beſonders in dem Falle, wenn es nicht gedruckt werden ſollte, als eine Erinnerung behalten werden. Soll ich ihr dieſe Alternative vorlegen? — Ich möchte es nicht gerne thun, ehe ich hierüber Ihre beſtimmte Meinung erfahren habe. Haben Sie noch keinen Brief erhalten? Oder haben Sie wieder an ſie geſchrieben? Ich wünſchte gerne, ſobald wie möglich, Nachricht zu erhalten. Sehr lieb ſollte es mir ſeyn, wenn der Aufſatz in irgend einer Buchhandlung erſcheinen könnte,[1] denn ich bin noch immer rückſichtlich ſeines Inhaltes mit mir ſelbſt einverſtanden, und kann nicht zweifeln, daß er in Deutſchland wenigſtens einigen Anklang finden muß. Ich muß aber Ihnen, theurer Freund, die Sorge für dieſes verſtoßene, in der Fremde herumirrende Kind ganz überlaſſen, da es mir in der Ferne faſt gänzlich unmöglich iſt, etwas für es zu thun.

Wie lieb iſt mir nicht geweſen, wieder etwas von Ihrem geiſtigen Leben zu vernehmen! Daß Sie mit Ihrem Savonarola ſo weit vorgerückt ſind, freut mich höchlich. Sie ſind da auf eine Schwierigkeit geſtoßen: wie, wo, gegen wen ſoll Savonarola das dringende Bedürfniß einer Kirchenreformation ausſprechen? Sie ſuchen hiefür die epiſche Form, da Sie die dramatiſche nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Oekonomie Ihres Gedichtes, und weiß alſo nicht, ob das, was ich ſagen werde, in

[1] Dieß geſchah wirklich in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

den Zusammenhang hineinpaßt; aber es scheint mir doch, daß es hier eine Aushülfe gibt, die wenigstens ganz mit dem Charakter Savonarola's und dem Geiste des Mittelalters paßt, vielleicht wohl gar davon gefordert wird. Natürlich werden sich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola sich über den Unglauben seiner Zeit, den Verfall seiner Kirche u. s. w. gelegentlich ausspricht; wenn es aber die Aufgabe ist, seine Idee der Reformation darzustellen, seine Vorstellung von jenem besseren Zustande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegensatze gegen die schlechte Gegenwart; so scheint mir dieß nirgends besser an seiner Stelle zu seyn, als im Momente der Contemplation. Das Pro ist also hier im Geiste und der Geist der Kirche, oder der Geist Gottes wird hier in seinem Geiste offenbar. Die Contemplation Savonarola's ist nicht, wie die germanische, eine abstract-ideelle, sondern wie die der romanischen Völker eine poetisch-concrete, und der Symbolismus ist daher hier am rechten Orte.

Hieraus folgt aber für das Wie, daß die Form weder dramatisch, noch lyrisch seyn kann, sondern nothwendig episch oder lyrisch-episch. Es ist hier einerseits das lyrische Moment des contemplirenden Subjects, andererseits das epische der Objectivität, die ganze Reihe der symbolischen Visionen, die vom Dichter eingeführt werden muß, welche die großen Umrisse der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darstellen. Der Typus dieser Symbolik, welche natürlich mannigfach modificirt werden kann und muß, ist in der Apokalypse gegeben. Hiedurch scheint mir auch das gewonnen zu seyn, daß das Gedicht sich über die Prosa der Wirklichkeit im reinen Aether der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Protestantismus und Romanismus, wie diese Gegensätze sich später entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie diese wirklich zu Stande kam, gar nicht in Savonarola's Seele seyn konnte. Da er aber doch die Farben, worein er seine Hoffnung kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muß, so kann er sie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatorischen Geister sie genommen haben, vom reinen Bilde des Erlösers, der die Religion selbst ist, und namentlich vom Zustande der apostolischen Gemeine, diesem paradiesischen Zustande der Kirche, als sie noch in jungfräulicher Reinheit und

Unſchuld, unbefleckt von der Welt, als eine reine geiſtige Maria auf Erden erſchien. Dieſes Ideal als Erinnerung und Sehnſucht, im Gegenſatze gegen die tiefe Verweltlichung, dieſe Gegenſätze dargeſtellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich ſpeculativ-ſymboliſchen Geſtalten, welche ſich dem in der Contemplation ganz verſunkenen Gemüth als rein geiſtige Objectivität darſtellen, würden, meines Erachtens, die Aufgabe befriedigend löſen. Die Poeſie bleibt hier in ihrem eigenen Aether, die Proſa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegenſätze wird ausgeſchloſſen von der Contemplation, wo nur die Idee der Religion gegenwärtig iſt, und wo tauſend Jahre wie ein Tag ſind, und die epiſche Form ſcheint ſich hier von ſelbſt zu ergeben.

Ich weiß nun nicht, mein werther Freund, ob Sie dieſes brauchen können, oder ob Sie ſchon ſelbſt eine befriedigendere und für den Totalzuſammenhang Ihres Gedichtes mehr paſſende Löſung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre Anſicht mit, und ſagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig ſind. Ich ſehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich ſehne mich darnach, den reinen Roſenduft der poetiſchen Contemplation und contemplativen Poeſie einzuathmen. (In parenthesi bemerke ich, daß der Zug von Lorenzo von Medici köſtlich iſt und unfehlbar eine tiefe Wirkung hervorbringen muß.)

Was mein Pariſer Leben betrifft, ſo befinde ich mich nicht ſo ſchlecht, wie ich erwartet hätte. Ich habe hier einige Landsleute gefunden, mit welchen ich recht angenehm lebe. Die Bibliothek, welche ich faſt täglich beſuche, iſt vortrefflich, und ich arbeite immerfort in der Myſtik, und hoffe dieſen Winter in meiner Heimath eine Partie über den Tauler zu Stande zu bringen. Jetzt aber arbeite ich in den franzöſiſchen Myſtikern, denn ich wünſchte gerne, wie Sie wiſſen, den Begriff der Myſtik in ſeinen Hauptmomenten darzuſtellen. Meine Geige ſpiel' ich fleißig und denke dabei oft an Sie. Ich habe mir jetzt einige Studien von Kreuzer angeſchafft und wünſche nur, daß ich Sie mit Ihnen durchgehen könnte. Uebrigens glaube ich doch, daß ich dem Ton etwas mehr auf die Spur gekommen bin.

Ich bleibe hier von Dato noch einen Monat; wenigſtens iſt das der feſtgeſetzte Terminus. Wenn ich darum hoffen ſoll, in Paris noch einen

Brief von Ihnen zu erhalten, bitte ich Sie, lieber Freund, mir gleich nach Empfang dieſes Briefes zu ſchreiben, worauf ich gleich antworten werde, und das Nähere über meine Reiſe (welche wahrſcheinlich über Belgien und den Rhein nach Hauſe geht), wie über unſere fernere Correſpondenz, welche wir nothwendig fortſetzen müſſen, mittheilen. Grüßen Sie Max und ſeine liebenswürdige Frau, wie alle Freunde im Neuneriſchen Kaffee. Schade, mein Freund, daß wir nicht mehr da nach Tiſche unſere Pfeife rauchen können! Damals gab es noch manche gute Stunde! Ich gäbe Vieles, wenn ich künftigen Winter in Wien zubringen könnte! Dann aber ſitze ich im fernen Norden! Leben Sie wohl, mein Freund! Bornemann grüßt Sie ſchönſtens. Ihr H. Martenſen.

Niembſch hatte ſich für dieß Jahr eine Sommerwohnung zu Penzing im gräflich Chriſtalnigg'ſchen Hauſe genommen. Da Thereſe mit den Kindern ohnehin den Sommer immer auf dem Lande zu verleben pflegte, ſo hatten wir uns im Mai 1836 im Dorfe Kirling bei Kloſterneuburg, drei Gehſtunden von Wien, ein hübſches Haus um ein ſehr Billiges gekauft. Die Spaziergänge bei Kirling gehören zu den ſchönſten unter den bekanntlich ſchönen um Wien. Dort brachte nun auch Niembſch manchen angenehmen Tag zu. Auch war er dieſen Sommer wieder einmal, vom 23. bis 28. Juli, in ſeinen geliebten Alpen. Ueber den Beginn einer Reiſe nach Schwaben aber findet ſich folgendes Bruchſtück:

Salzburg . . . .

Liebe Freundin! So eben hier angekommen, beeile ich mich, Ihnen einige Zeilen Nachricht von mir zu geben. Die Reiſe war bis jetzt ſehr glücklich. In der Nähe von Burkersdorf vermißte ich meinen Nachtſack. Das war der erſte Anſtoß. Wir ſchickten einen Expreßboten zurück, der das Vergeſſene in drei Stunden brachte. Ich war im Zweifel, ob der Sack ſammt dem Savonarola vergeſſen oder gar verloren ſey. Im letzten Falle wäre mein ganzes Gedicht verloren geweſen. Aus dem Gedächtniſſe hätte ich es nicht wieder herſtellen können. Unſer zweites Abenteuer war ein Unglück am Wagen. Eines der Räder ſperrte ſich plötzlich . . . .

Niembsch an Sophie zu Penzing in ihres Vaters Landhause.

Ulm, den 18. September 1836.

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen in der größten Verstimmung und störendsten Umgebung. Ich sitze im Wirthshause zum schwarzen Ochsen, das Zimmer ist voll von württembergischen Officieren, die meinen verwundeten Freund zu unterhalten suchen. Gestern Abend hier angekommen, fuhren wir heute Morgen bei widerlichstem Regenwetter in eine einsame Kneipe vor der Stadt, wo die bewußte Sache abgethan wurde. Das Nähere wird Ihnen mein nächster Brief sagen. Gefährlich ist die Wunde nicht, sie müßte es denn durch ihre Folgen werden, die bei dem etwas üblen Säftezustand meines Freundes unberechenbar sind. Ich wollte mich nicht von ihm trennen, doch er drang in mich, morgen nach Stuttgart zu reisen, und den Druck seiner Gedichte zu beendigen, woran ihm sehr viel gelegen ist. In acht bis zehn Tagen kann Alexander nach der bestimmten Aussage des Arztes mir nach Stuttgart folgen. Ein anderer Grund, warum mich Alexander nach Stuttgart nöthigt, ist die Beruhigung seiner höchst bestürzten Schwester, der es zu großem Troste gereichen wird, mit einem Augenzeugen der fatalen Geschichte zu sprechen.

Meine Gesundheit erfuhr die wohlthätigste Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft.

Aber die Lage meines Freundes macht mich traurig. Er hat unsere gemeinsame Reise auf die liebenswürdigste Weise benützt, mir jeden Augenblick und bei jeder kleinsten Gelegenheit seine herzliche Zuneigung zu zeigen.

Heut über acht Tage ist Ihr Geburtstag, liebe Freundin. Nehmen Sie unter den guten Wünschen, wozu Alle gezwungen sind, die das Glück haben, Sie zu kennen, auch die meinigen. Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt, das ist mein Wunsch und meine dringende Bitte, feiern Sie ihn mit dem unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernstlich und redlich wirken wollen zur Wiederherstellung Ihrer theuern Gesundheit. Sie sind viel zu bescheiden, um zu wissen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geschwistern und Kindern sind und Ihren Freunden. Darum ist es nöthig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geist und Gemüth sind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche, erhebende Erscheinung, und es thut Jedem

wohl, auf eine ſolche hinzublicken. Ich aber verſichere Ihnen insbeſondere, daß mich kein Menſch auf Erden ſo verſteht, wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menſchen ſchmerzlicher treffen könnte als mich.

Meinem Freunde Max werde ich nächſtens ſchreiben.

Die Officiere ſind noch da und die Poſt geht ab. Grüßen Sie mir alle die Ihrigen, und beherzigen Sie meine Bitte.

Max ſoll ſo gut ſeyn, mir zu ſchreiben und entſchuldigen, daß ich ihm die Initiative zumuthe; ihn ſtört keine Soldateska.

Schöne Grüße an L.., Ch.., Sch.. und A.. Ihr Freund Niembſch.

Der verheißene Brief mit dem Näheren der Sache blieb aus, da Niembſch ohnedieß ſchon wieder Ende des Herbſtmonds zu Penzing eintraf und mündlich berichten konnte. Merkwürdig bleibt die Wirkung des Anblickes kühnen Muthes auf einen kühnen Mann. Wie innig auch Niembſch ſeinen Freund Alexander liebte, ſo konnte er ſich trotz der daraus entſpringenden hohen Gefährdung für dieſen denn doch nicht erwehren, über das höchſt entſchloſſene ungeſchlachte Eindringen von Alexanders Gegner auf denſelben (ſie kämpften mit dem Säbel) Bewunderung, ja ſogar namhafte Freude zu empfinden. Der damaligen Reiſe Lenau's nach Stuttgart erwähnt Fräulein v. Hünersdorff folgenderweiſe in ihrer gütigen Mittheilung vom December 1850 an mich:

„Ich erinnere mich noch eines ſehr ernſten Momentes des Wiederſehens mit Lenau nach einem unvermeidlichen Duell, bei dem er Graf Alexander als Zeuge gedient, als er Gräfin Marie die beruhigende Kunde über das Befinden ihres geliebten Bruders brachte. Es war ein feierlicher Augenblick, welcher uns durch den Rückblick auf eine ſchönere Vergangenheit im Vergleiche mit der Gegenwart und ihren möglichen ſchmerzlichen Folgen um ſo ernſter ſtimmte. Lenau entfaltete bei dieſer Unterredung eine ſo ſchöne edle Wärme, ſprach ſeine Gefühle für den theuern Freund mit ſo ergreifender Beredſamkeit aus, daß wir uns erhoben und begeiſtert fühlten. Es war eine ernſte ſchöne Stunde; ſie hatte uns mehr als alles Vorangegangene das herrliche Gemüth des treuen Freundes und Dichters enthüllt.“

Niembſch wird übrigens dieſer kurze Beſuch in Stuttgart auch gut zur Begütigung ſeiner durch ſeine Schreibunſeligkeit verletzten edlen Freundin Emilie und der werthen Ihrigen zu Statten gekommen ſeyn. Die wackere Frau hatte nämlich ihr Wort vom 11. Mai gehalten: „Laſſen Sie ſich zum Schreiben mahnen! Ihr Gewiſſen iſt in dieſem Punkt etwas ſtumpf geworden, und wenn ich die Wirkung meines guten Beiſpiels verloren ſehe, muß ich doch endlich müde werden, es immer wieder geben zu wollen."

Nun aber ſchrieb ſie ihm wieder am 16. Oktober, daß der durchreiſende frühere Miniſter v. Wangenheim, bei ihrem Vater Hartmann abgeſtiegen, ſehr bedauert habe, ihn nicht mehr zu finden; auch dankt ſie ihm für die Mittheilung eines ſchönen Planes für ein Carrouſſel, das bei Hof, unter perſönlicher Theilnahme des Königs, geritten werden ſollte.

Niembſch an Graf Anton Alexander von Auersperg.[1]

Wien, den 5. December 1836.

Mein lieber guter Auersperg!

Eure warme ausdauernde Zuneigung, die ſich nicht irre machen ließ, und mein ſtaires Herz nicht aufgab, hat mich überwunden. Ich bin Euch wieder der Alte und bedaure nur, daß ichs Euch nicht ins Geſicht ſagen und blicken kann. Wenn Ihr nach Wien kommt, trefft Ihr mich vielleicht nicht mehr, denn ich reiſe im März wahrſcheinlich nach Stuttgart. Auch mir wären die Wölfe und Kroaten lieber als die Inquirenten auf dem Petersplatze. Hol's der Teufel!

Auf Eure Beiträge für den Frühlingsalmanach freue ich mich ſehr. Laßt ſie nur recht anſchwellen! Mein Savonarola wächst; ich hoffe, bis Frühling iſt er fertig. Das unvermeidliche Dogmatiſiren in vierfüßigen doppeltgereimten Jamben iſt eine ſchwere Arbeit; doch geht es leidlich.

Die „Blätter der Liebe" hab' ich nochmals durchgeſehen und Euch meine kritiſchen Unmaßgeblichkeiten ins Buch gekritzelt. Wann erſcheinen Eure Gedichte?..

[1] Zu Thurn am Hart in Krain, an der Grenze von Croatien.

B . . gibt einen österreichischen Musenalmanach heraus. Er hat mich entsetzlich zum Beitritt geschraubt, indem er behauptete, wenn ich nicht beitrete, werde auch Grillparzer, Bauernfeld und Andere nicht beitreten, und an meiner Weigerung müsse das ganze Unternehmen scheitern. Er will, wie er mir sagte, sich nicht als Herausgeber nennen. Da er auf diese Weise ganz in den Hintergrund treten und nur die Rolle eines literarischen Depositärs oder Colporteurs spielen will, ließ ich mich bewegen, ihm einen kleinen Beitrag zu geben, um nicht den gehässigen Schein auf mich zu ziehen, als hätte ich ein vaterländisches Institut hintertrieben.

Lebt wohl, lieber Auersperg! seyd fleißig und vergnügt, und im Herzen und in einigen Zeilen eingedenk Eures treuergebenen Freundes Niembsch.

Ueber die „Inquirenten am Petersplatze" diene zur Erläuterung, was Frankl in seinem Buche S. 57 niederlegte:

„Was galten Oesterreichs Gelehrte und Künstler? Wenn sie gegen den Willen und ohne Unterstützung des Staates sich dennoch Ruhm erwarben und das Vaterland vor aller Welt verklärten, lud dieses sie — vor die Polizei, wenn sie es wagten, ihre Schriften ohne Censurbewilligung drucken zu lassen.

Herr „Nikolaus Niembsch von Strehlenau" wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert und gefragt, ob er identisch mit Nikolaus Lenau sey? Als er dieß bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Censurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimath, wo kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte vor seine Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dieß zu Protokoll zu nehmen."

Fast gleichzeitig war auch „Anton Graf Auersperg" ob seiner „Anastasius-Grünschaft" zur Rede gestellt worden. Daher ihre gegenseitigen unmuthigen Ergießungen. Die auch nach Weinsberg an Kerner gelangte Nachricht, „man werde wohl Niembsch wegen Preßvergehen in Wien einsperren," erfüllte jenen mit großer Freude, „denn daraus würden die

herrlichſten Poeſien, die je dieſer reichbegabte Genius producirte, entſpringen." (Niendorf S. 40.)

Niembſch, der unverbeſſerliche Briefſchuldenmacher, hatte nach ſeiner Zurückkunft aus Schwaben dieſe nur ganz kurz dahin gemeldet (Ende September), ſeitdem aber gar nicht mehr geſchrieben. Da kam ihm eine würdig ernſte Mahnung von Emilie aus Stuttgart vom 8. December, worauf Niembſch raſch ein heiteres Briefchen ohne Datum ablaufen ließ, worin er, anſtatt ſein Unrecht reumüthig zu bekennen, vielmehr ſelbſt Vorwürfe über jenſeitiges langes Stillſchweigen erhob.

Niembſch hatte ſich auch in früheren Jahren immer, wenn er eben in Wien war, am heiligen Abend bei uns eingefunden, um ſich an der anfänglich ganz ſtaunensſtarren verblendeten Freude der Kinder über die ſchöne Beſcherung, welche — wie ſie ſelig meinen — von kleinen Englein, unter Voranflug des heil. Chriſtkindleins, unmittelbar aus dem Himmel herabgebracht wird, nach Herzensluſt zu weiden. Es war eben im Jahre 1836, wo er ſelbſt anfing, vielleicht als Stellvertreter einer ſehr werthen Freundin, ſeine Hand ins Spiel zu miſchen. So erſchien durch ihn z. B. dießmal ein vollſtändiger kleiner Kochſparherd von Eiſen nebſt Geſchirren, worauf ſogleich meine älteſte, ſchon elfjährige gar liebe und liebliche Tochter Kathi ihren übrigen fünf Geſchwiſtern ein förmliches, gutgenießbares kleines Mahl herſtellte. Ach, und es war ihr erſtes und letztes wahrhaftes „heiliges Abendmahl," das ſie gemeinſchaftlich genoſſen! Am nächſten heiligen Abend fehlte bereits die liebliche Wirthin.

Auch Niembſch ſelbſt ging zu Weihnachten nie ganz leer aus. Er pflückte vom vollen prangenden Chriſtbaum im Hauſe von Sophiens Eltern manche erfreuliche Frucht.

Niembſch an Kerner.

Wien, den 23. Januar 1837.

Lieber Freund!

Du, der Du einen ſo feſten Glauben haſt, daß ich mit allem Aufwande meiner Zweifel und Einwürfe Deine Ueberzeugung vom Hereinragen

einer Geiſterwelt in dieſes elende Leben nicht im mindeſten erſchüttern konnte, Du, ſage ich, mußt ſo feſt glauben an meine Freundſchaft, daß ich mit allem meinem Schweigen Dich daran nicht irrmachen konnte. Es iſt gewiß ſo, gelt Alter? So eben ſagte ich unſerm guten Alexander (dem ich gegenüber ſitze, indem er im Bette raſirt wird), ich hätte ein großes Heimweh nach Dir, und ſehnte mich, wieder einmal eine Zeit in Weinsberg zu leben. Alexander hat das nämliche Heimweh und den nämlichen Wunſch. Vielleicht im Frühjahr fallen wir bei Dir ein. Ich habe Dir gar viel zu ſagen. Den alten Dämon, das pantheiſtiſche ..... habe ich dahin geſchickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen ſcharfe Muſterung gehalten und viel Geſindel daraus fortgejagt, und dieſes Herz zur Herberg umgeſchaffen für gute freundliche Gäſte, die Du auch liebſt und hegſt, und die, wenn ſie mich nicht wieder verlaſſen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du ſchon, daß ich einen Savonarola dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magiſchen Lichte der farbigen Fenſterſcheiben dieß Gedicht vorzuleſen. Ja, dieſe gemalten Fenſterſcheiben! Nichts verſinnlicht mir das Mittelalter in ſeinem ſchönen Geiſte mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine ſo innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glaſes? Iſt dieß nicht ſo zu ſagen eine verkörperte Farbe, und gleicht ſo eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchſichtigen Herzen eines mittelalterlichen Myſtikers? O Freund, Du biſt ein ſehr guter Menſch, denn in meinen beſten Stunden liebe ich Dich am meiſten, da geht mir erſt Dein Bild recht auf; Du biſt einer von den Wenigen, nach denen ich mich umſehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr iſt und kein Haß, ſondern nur Wahrheit und Liebe! Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da.

Was machen Deine Kinder? Deine Frau? Grüße Alle von mir, bald hoffe ich Euch zu ſehen.

Leb' wohl und ſchreibe bald Deinem Niembſch.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung an Niembsch.

Stuttgart, den 3. Februar 1837.

P. P. Mit diesen paar Zeilen ersuchen wir Sie dringend, uns doch umgehend Text zum Frühlingsalmanach einzusenden, indem sonst Herr Fellner nicht mehr im Stande ist, die Zeichnung fertig zu machen. Zu ausführlicher Zeichnung ist es bereits wieder zu spät, und wir werden uns mit Umrissen eben begnügen müssen. Ohne Mehreres haben wir die Ehre, mit wahrer Achtung zu zeichnen: Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seiner Freundin Emilie zu Stuttgart einen ausgestopften Eisvogel als Bürgen seines eigenen alljährlichen Einrückens ins Winterquartier alldort gestellt, gleichwohl blieb er dießmal den ganzen Winter über in Wien, und arbeitete fleißig an seinem Savonarola fort, den er auch glücklich fertig brachte. Seine Erholung war Nachmittags ein Besuch bei Neuner und Abends bei seinem Freunde Max. Sonntag aber für Sonntag fand sich sein Freund, Graf Alexander, bei ihm selbst im Schwarzspanierhause ein, und verkoste ein paar trauliche Vormittagsstündchen mit ihm, bis jener Ende März mit seiner Familie nach Schwaben heimkehrte.

Philipp Huber an Ihro Hochwohlgeboren Freiherrn v. Niembsch, einen gebornen Strehlenauer, in Wien in Oesterreich.

Wheeling, den 16. April 1837 in Nordamerika in Steht Fartschienen (Virginia) im Kaunte Ohio.

Jetzt will ich meinen dritten Brief an Sie schreiben, da ich Ihnen den ersten Brief geschickt habe im Jahre 1835 den 1. Jänner, und keine Nachricht bekommen; den zweiten Brief habe ich abgeschickt im Jahre 1836, den 12. Februar, und keine Nachricht bekommen; darum ich vor wirklich denke, daß mir diese Briefe abgefangen worden, da ich keine Nachricht bekommen von Ihnen; oder es ist meine Adresse nicht gut. Da ich aber dreimal nach Pittsburg gegangen bin, um die gewisse Adresse zu bekommen an Sie, da bin ich bei dem Herrn Volz gewesen, der hat mir gesagt, daß mein Herr v. Niembsch wieder gesund Europa erlangt habe; da war ich froh.

Der H. iſt durchgegangen vor 2½ Jahren. Er hat wollen den Großen ſpielen; da hat er gekauft ½ Acre Land zu 25 Thaler, ½ Meile von Ihrem Land; da hat er ein Kaufhaus darauf gebaut, das hat gekoſtet 300 Thaler; dann hat er Kaufmannswaaren auf Kredit genommen; hat ſeinen Sohn, den Krämer, in den Laden geſtellt; der hat gekauft und verkauft und das Geld eingeſteckt; ſein Vater aber Bürgſchaft gegeben für die Waaren, wie wenn Ihr Land ſein Eigenthum geweſen wäre.

Späterhin hat der alte H. ein Kaufhaus gekauft für 800 Thaler, acht Meilen davon. Dann hat der Krämer den guten Schimmel verhandelt für einen andern; den andern hat er ſogleich todtgeritten. Ich bin froh, daß er den guten Schimmel nicht mehr hat; er hätte ihn auch todtgemacht; ſo lebt er aber noch. Das war gethan mit Ihrem Gelde, zum Schein, wie wenn Sie es Alles kauften, wie wenn Sie es großbauen wollten. Es iſt nicht ſo. Ein Schindeldach nur darauf, ein ſchlechter Stubenboden, dann oben ſogleich das Schindeldach. Die Scheune iſt eine Viertelmeile davon, ſie iſt zu bauen bloß angefangen, lang 60 Fuß, breit 25 Fuß, hoch einen Stock, hüben und drüben Frucht aufzubewahren, und in der Mitte zu dreſchen; da iſt der Dreſchboden gelegt; an deſſen einer Seite iſt aufgeblockt und ein Dach darauf; die andere Seite iſt nicht höher als drei Fuß vom Boden. Der alte H. und der Chriſtian H. haben Alles verkauft, was ſie konnten; Ochſen und Kühe und all Ihr Vieh und Pflüge und Wagen; — nun ſie haben Alles verkauft!

Der Ludwig H. hat Verdruß mit ſeinem Vater gehabt; ſogleich ein Jahr nach Ihrem Landankauf hat er geheirathet. Er hat ſich eine Hütte auf Ihr Land gebaut, auf unbeſtimmt. Er arbeitet dort in der Nachbarſchaft im Taglohn. Ich hab' ihn gefragt, warum er nicht auf des Herrn v. Niembſch Land arbeiten thät? Er gibt mir zur Antwort: „Was ſoll ich hier arbeiten? Ich habe keinen Contract, und mein Vater hat die Schriften mit ſich.“ („Und mein Vater hat die Schriften weggeſtohlen wie das Andre!“ Das war ſeine Abſicht.) Geklartes Land iſt darauf 30 Acre. An den andern 20 Acres iſt das Holz abgehauen, zu Stücken zu 12 Fuß lang, und nicht zuſammengebeugt, und nicht verbrannt.

Wenn es verbrannt wäre und aufgeſäubert, ſo wäre es viel mehr werth; es thäte beſſer gucken. Ihr Land liegt in einem guten Klima.

Rings um Ihr Land wird der Acker verkauft um 10, zu 15 und 18 Thaler. Die Zaunstecken oder die Fenzen sind auch zerrissen; sie könnten auch Reparation brauchen. Es guckt so ziemlich, wie wenn es keinen Herrn hätte. Befehlen Sie mir, sie zu flicken und das Holz aufzubrennen, so will ich es thun; Ihr Land ist es immer werth. Ich will Ihnen bemerken, daß Ihr Land fünf Jahre nach Ihrem Ankauf taxirt oder geschätzt wird. Da hab' ich den Prediger Schuh gesprochen, der sagt mir: wenn der Tax nicht bezahlt wird, so wird einem Jeden sein Eigenthum verkauft; wird er aber bezahlt von Jahr zu Jahr, dann kann man Keinem sein Eigenthum verkaufen. Für Ihr Land ist zu bezahlen nächstes Jahr 1838. Für Ihr ganzes Land ist 10 oder 16 Thaler für ein Jahr. Von Jahr zu Jahr mehr. Befehlen Sie mir, daß ich auf Ihr Land ziehen soll, so will ich es befolgen. Oder wollten Sie es verkaufen? Sie bekommen einen guten Preis dafür. Oder befehlen Sie mir, daß ich Tax bezahlen soll auf Ihren Namen, da ich hörte, daß sich so Viele freuen, daß sie Ihr Land bekommen um den Taxpreis? Diese haben gedenkt, es wird Niemand mehr darnach fragen. Ich wollte, Sie könnten selber wieder 'rein; ich möchte mündlich mit Ihnen sprechen, das wäre mir das Liebste. Jetzt will ich auch nach Ihrer Gesundheit fragen, wie Sie sich befinden? Ich wollte wünschen, ich wäre in Europa bei Ihnen, und könnte Sie selber sprechen!

Jetzt will ich auch berichten, was ich arbeite. Ich arbeite im Sommer als Steinmaurer, und im Winter als Kohlengräber. Da bin ich im Bergwerk darin. Da liegt auch schon ein Mancher begraben. Die Arbeit ist härter als in Deutschland auf Strafe. Nun, ich bin gesund und wohl. Ich verdiene den Tag 1½ Thaler, davon hab' ich zu bezahlen für Kost die Woche 2½ Thaler. Da fliegt mir auch ein mancher Kohlen- oder Steinbrocken, oder Erzbrocken an mein Hirn oder an meine Knochen; das ist hart und gefährlich. Seit der Zeit, daß Sie hier waren, hat Alles um die Hälfte aufgeschlagen; es hat Alles einen guten Werth. Ich habe mir viele Mühe gegeben, den H. aufzufinden; er ist nach Canada; er darf nicht mehr nach Amerika, weil er den Schlechten gemacht hat. Ich bleibe Ihr unterthänigster Diener Philipp Huber, und wünsche, daß Sie mein Schreiben bei guter Gesundheit bekommen.

Da Sie mir befohlen bei Ihrer Abreiſe, mit meiner eigenen Hand zu ſchreiben, das befolg ich.

Chamiſſo an Freiligrath.

Berlin, den 4. Mai 1837.

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe, die Ohren ſteif zu halten.

Sie kündigten mir baldige Einſendung Ihrer Beiträge zum deutſchen Muſenalmanach an, ich ſehe denſelben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab aus Leipzig finden ſie ſich nicht vor. Helfen Sie ein Inſtitut aufrecht halten, das, wie ich ſelbſt, alt und wacklig zu werden ſcheint. Lenau zürnt und — ein noch unerhörter Fall — Schwab, der redigiren und abſchließen ſoll, ſcheint um Manuſcript bekümmert zu ſeyn. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachſen. Ich meinerſeits habe eher gewehrt als zuſammengetrieben. Die Muſe iſt von mir gewichen, der Muſenalmanach wird ſo gut als gar nichts von mir bringen — ein paar unbedeutende Machwerke, bloß um den guten Willen zu beweiſen. Lieber Freiligrath, meinen herzlichſten Händedruck! Ad. v. Chamiſſo. (S. Chamiſſo's Werke IV. 285).

Schwab an Grün in Wien.

Stuttgart, den 6. Mai 1837.

Was die Muſenalmanachs-Blamage betrifft, ſo leſen Sie ein Gedicht vom 4. Jänner im Morgenblatt. Daß Heine nichts beigeſteuert, erfuhr ich nicht ohne eine kleine Schadenfreude. Grüßen Sie mir unſern Niembſch aufs Herzlichſte, und ſagen ſie ihm, ich ſey durſtig nach ſeinem Savonarola. Sie und er werden den Almanach hoffentlich nicht im Stiche laſſen.

Derſelbe an Denſelben.

Stuttgart, den 22. Mai 1837.

Spenden Sie doch gewiß ein längeres Gedicht für den Almanach, der tüchtiger Beihülfe dießmal ſehr nöthig hat. Daß Niembſch, den ich

mit Verlangen erwarte, sich erweichen läßt, hat mich mit Freude erfüllt. Ich darf es sagen, das Gegentheil hätte mich sehr gekränkt. Ich selbst habe bis jetzt nur ganz Weniges für den Almanach.

Im April war Niembsch, der immer bequemer und gehunlustiger wurde, aus dem Schwarzspanierhause der Alservorstadt in die Stadt hineingezogen, in die Nähe von Neuners Kaffeehaus, ich glaube in das Gasthaus zur Stadt Frankfurt, Spiegelgasse Nr. 1086, worin er überhaupt gern speiste. Kurz darauf erkrankte meine älteste zwölfjährige Tochter Kathi am Nervenfieber und starb nach 23tägigem Leiden am 19. Mai 1837.

Niembsch, kein Freund sonst von allmälig sterben Sehen, hatte sie täglich besucht. Als er am Tage ihres schon erfolgten Hintrittes kam, fragte er in der Küche die alte Magd, wie es Kathi gehe?.. Sie schwieg. Da stürzte er in das dritte Zimmer, wo seine liebe Nichte — wir waren eben Alle bei meiner greisen Mutter oben — schon einsam aufgebahrt lag. Er warf sich über sie hin mit vorgeschlagenen Händen, so heftig weinend und schluchzend, wie die Alte in ihrem langen Leben noch keinen Mann je hatte weinen sehen, ja gar nicht gedacht hätte, daß einer weinen könnte

Niembsch zog hierauf für ein paar Wochen nach Penzing, ganz in die Nähe seiner Freundin, nämlich in das kleine Nebengebäude zu ihres Vaters Hause in der Schmidgasse. Einige Tage vor seiner Abreise nach Stuttgart, am 20. Juni, brachte er bei seiner trostlosen Schwester in Kirling zu, wohin sie sich, um den allzulebhaften Erinnerungen in Wien zu entgehen, sogleich nach der Tochter Tod geflüchtet. Aber nimmt man nicht überallhin Herz und Hirn mit? Ihr Gram — sie war durch lange Zeit wie verloren — blieb nicht in Wien zurück.

Eines wunderschönen Juniabends saß sie mit Niembsch im Garten in der oberen Laube zwischen blühenden Rosen. Sie sah im Geiste ihre Todte ausgeschlossen von Sonnenlicht und Rosenduft, und zerfloß darüber in Thränen. Da tröstete Niemsch sehr beredt, wie viel schöner dieselbe es doch jetzt wohl noch haben würde, was er höchst dichterisch ausmalte.

Bei seinem zärtlichen Abschiede von Kirling gab ihm Therese, welche wußte, daß er eben damals nicht ganz gut versorgt war, einige Hemden

von mir mit, nebſt einem von ihr geſtrickten Beutelchen, worein ſie ohne ſein Wiſſen etliche Dukaten geſteckt. Als er die ſpäter gewahr ward, ſprach er ſich äußerſt gerührt gegen ſeinen Freund Klemm in Wien aus: wie ſehr ihn doch ſeine Schweſter liebte!

Niembſch an Thereſe und Schurz.

Stuttgart, 8. Juli 1837.

Liebe Schweſter, lieber Bruder!

Im Drange der Zubereitungen zu meiner Abreiſe war es mir unmöglich, Euch noch einmal zu ſehen. Meine Reiſe war eine ſehr unangenehme, durch Zahnſchmerz, geſchwollenes Geſicht, Mundſperre, ſchlechtes Wetter und ſchlechte Geſellſchaft verdorbene. Deſto angenehmer und freundlicher war mein Empfang und iſt mein Aufenthalt in Stuttgart.

Meine Geſchäfte haben noch nicht angefangen; die Zeit meiner Heimreiſe kann ich noch nicht beſtimmen. Wahrſcheinlich bleibt es beim erſten Vorſatz. Ich möchte noch einen Theil der guten Jahreszeit im Gebirg zubringen.

Sey ſo heiter, als es Deinem wunden Herzen möglich iſt, geliebte Schweſter! Ich denke ſehr oft an Dich mit meiner gewohnten innigen Liebe! Lebt wohl! Tauſend Grüße Deinen Kindern!

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 9. Juli 1837.

Theure Freundin!

Heute vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen. Mein Empfang war ſehr freundlich und freudig. Mein Leben bis jetzt war ſtille Zurückgezogenheit, Umgang mit meinen Hauswirthen, Leſen, Schreiben, Denken und Rauchen. Das Uebrige, als Spazieren, Eſſen u. dgl. gehört nicht unter die Seelenfunctionen, darum geſchweige ich es. Nur zuweilen fährt mir ein Beſuch zwiſchen herum, den ich empfange oder gebe. Meine Zeit, welche bis jetzt noch keine typographiſche ſeyn konnte, benutzte ich theils noch an meinem Savonarola, indem ich glücklicher Weiſe einige der Felſen

ſprengte, welche hiſtoriſch hereinragen in den Strom meiner Poeſie, und welche ich Ihnen einmal ausführlich geſchildert habe; theils füllte ich ſie aus mit einigen Studien für den Huß. Jetzt geht es wieder gut mit meiner Geſundheit, und ich kann es mit dem Preßbengel ſchon wieder aufnehmen. Morgen erwarte ich den erſten Angriff. Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden. Die Gedichte gebe ich in unvermehrter dritter Auflage mit meinem Bildniſſe; Savonarola für ſich allein in einem Bande. Meine neueren Lyrica behalte ich noch zurück, bis ſie zu einem Bande werden angewachſen ſeyn. So ſchien es Cotta am beſten, und mir iſt es auch recht.

Sehr hat es mich gefreut, liebe Sophie, Sie und die lieben Kinder noch zu ſehen an der Schmidgaſſe. Das war die letzte Herzſtärkung vor den vielen Leiden und Beſchwerden, die mich gleich darauf in Empfang nahmen und bis hieher begleiteten. Dieſe Reiſe war die niederträchtigſte meiner ganzen Wandergeſchichte. Wenn es nicht doch wieder ein Eilwagen wäre, der mich zu Euch zurückbringen wird, ſo würde ich ſagen: mir ekelt vor jedem Eilwagen, und ein Poſtknecht iſt mir ein Scheuſal und Entſetzen.

Max ſchrieb mir, daß Sie trotz Ihrer Mattigkeit Ihr Hausweſen ſo eifrig betreiben und ſich ſelbſt ganz darüber vergeſſen, wie ich es auch ſonſt öfter an Ihnen bemerkt habe. Schonen Sie ſich doch, ich bitte Sie dringend.

Die Gräfin Helene hab' ich noch nicht geſehen, indem ich nicht nach Eßlingen kam. Auch die Marie nicht, indem ich noch weniger ins Theater ging. Kerner werd' ich noch ſehen, Uhland ſchwerlich. Schwab iſt halskrank. Mein Savonarola hat ihn, ſo zu ſagen, freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenoſſen kennt hier noch Niemand dieß Gedicht. Leben Sie wohl, liebe Sophie, grüßen Sie mir Ihre Kinder und Natalie.[1]

Fräulein v. Hünersdorff erwähnt, daß ſie am 18. Juli 1837 in Begleitung der Gräfin Marie auf einer kleinen Reiſe nach Kirchberg mit ihren beiden Brüdern, Graf Wilhelm und Alexander, wirklich Lenau nebſt

[1] Fritz Kleyle's Wittwe.

einem ruſſiſchen Dichter, deſſen Namens ſie ſich nicht erinnert, bei Juſtinus Kerner traf. Als ſie, Lenau die Hand zum Abſchiede reichend, in ſein dunkles, an jenem Tage ſo auffallend düſteres Auge blickte, ergriff ſie ein unbeſchreibliches Gefühl der Wehmuth.

Sie ſah Lenau nicht wieder, da ſie, durch ihre fortdauernd ſchwankende Geſundheit gezwungen ward, ihren Abſchied zu nehmen, und ſich in das ſtille Privatleben zurückzuziehen.

Niembſch an Max.

Stuttgart, 6. Auguſt 1837.

Mein Leben iſt Correktur und Studium einiger Huſſitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieſes tragiſche Epos rollt ſich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff iſt groß und reich; die Aufgabe: die pathologiſche Seite der Reformation poetiſch darzuſtellen, während ich es beim Savonarola gleichſam mit der phyſiologiſchen zu thun hatte, iſt höchſt anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geiſter in mir zu Worte kommen laſſen, welche dem Girolamo gegenüber ſo lange kuſchen mußten. Es ſoll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Ziska brauchen ſie ſich nicht zu geniren, er iſt vielmehr ganz der rechte Mann für dieſes Volk.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart (Ende Auguſt oder Anfangs September 1837).

Liebe Sophie!

Ich habe Ihnen noch einige Fragen zu beantworten, was mich bewegt, Ihnen dießmal noch zu ſchreiben, da ich es ſchon unterlaſſen wollte, indem ich aus Ihrem Briefe zu erſehen glaube, daß Sie ſehr wenig Luſt haben, mit mir zu correſpondiren.

1) Meine neuen Gedichte werden den älteren nicht angedruckt, weil ich ſie nächſtes Jahr, mit noch neueren in Verbindung, herausgeben werde als zweiten Band.

2) Uhland war in Straßburg, als ich Ihnen meinen letzten Brief

ſchrieb, eines alten Manuſcriptes wegen. Ich werde ihn ſchwerlich ſehen, weil mir meine Geſchäfte eine Reiſe nach Tübingen nicht geſtatten.

Auch von meinem Leben, das mir die Tage in ziemlich gleichen Fäden abſpinnt, iſt nicht viel zu erzählen.

3) Ihrem lieben Ernſt gönn' ich ſeine Tölpeljahre von Herzen.

Daß Arthur anfängt, eigenwillig zu werden, iſt hübſch von ihm; Wille und Eigenwille ſind ſynonym. Wer keinen eigenen Willen hat, der hat gar keinen; und wer einen Willen bekommen ſoll, bei dem muß er ſich bald zeigen. Alſo gratulire ich. Der lieben Zoe will ich ihr „Kufferl" zurückgeben. Somit hab' ich ein wenig gepredigt und Ihre drei Punkte erledigt.

Ich werde ſo glücklich ſeyn, Ihnen meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengeſicht zu machen bitte, damit ſich der heilige Mann die demüthige Stellung gerne gefallen laſſe. Das wird Ihnen ein Leichtes ſeyn. Solches aber ſoll geſchehen an Ihrem Geburtstage,[1] den wir recht vergnügt zuſammen feiern wollen. Ihr Freund Niembſch.

Niembſch an Max.

6. September 1837.

Wer da glaubt, das Corrigiren ſey eine Luſt, den ſollen die Götter ſtrafen. Nein, es iſt eine heilloſe, geiſtloſe, erbärmliche Nuſelei, und es hat mich in eine totale Verſtimmung gebracht, in der mir Alles verleidet war, und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schickſal wie ein beſoffener Setzer, und ich ſelbſt in meinem verdrießlichen, unraſirten, vernachläſſigten Zuſtande wie ein ſchmutziger Bürſtenabzug.

Niembſch an Emilie.

Wien, 30. October 1837.

Ich bin geſund. Seit meiner Ankunft in Wien[2] hab' ich mehre kleine Gedichte geſchrieben, mein größeres aber noch nicht angefangen.

[1] 25. September.

[2] Am 19. September. Bis Anfangs Oktober verweilte er dann wieder zu Penzing in der Schmidgaſſe.

Ich habe noch immer den langen und tiefen Athem nicht holen können, wie er zu größeren Arbeiten nöthig ist. Es liegt mir auf der Brust. Von Zeit zu Zeit kommen mir Verdüsterungen der Seele, und verlegen mir eine freiere Respiration.

In diesem Briefe ist ohne Zweifel auch enthalten, was Emilie auszugsweise (unterm 10. November 1837) an Mayer mittheilte, der nach S. 177 seiner Schrift, einmal, von einer Urlaubsreise zurückkehrend, versäumt hatte, Niembsch zu Stuttgart im Vorübergange zu besuchen.

Lieber Karl!

Vor ein paar Tagen erhielten wir endlich Nachricht von unserem Niembsch, und da ich weiß, wie Du nach einer versöhnenden Antwort von ihm verlangst, will ich nicht warten, bis Du wieder zu uns kommst, sondern Dir gleich wörtlich mittheilen, was er darüber schreibt. „Mayer hat mir geschrieben. Ich werde ihm antworten, sobald ich Muße finde zu einem gründlichen Briefe, so gründlich wie meine Versöhnung mit dem guten lieben Landstreicher.

Wenn ich ihn nicht so lieb hätte, so wär's mir gleichgültig gewesen, er mochte an meiner Wohnung noch so lustig vorbeitornistern, und mir meinetwegen noch zum Schabernack ein Fenster einwerfen. Aber er hatte mich durch seine gewohnte Zärtlichkeit in früheren Zeiten verwöhnt, und das Deficit that mir weh. Ich bin ihm der Alte, sagen Sie ihm das vorläufig nebst einem herzlichen Gruß."

Niembsch hatte seiner Schwester an ihrem Namenstage, den 15. Oktober, in Erinnerung an jene Dukaten, die sie ihm im Frühjahre gespendet, ein reichliches Gegengeschenk gemacht mit einem Hundertguldenzettel, den sie alles Widerstrebens ungeachtet annehmen mußte.

Er blieb bis Ende des Monats bei ihr in Kirling, worauf er dann ein Zimmer in der Stadt, im rechten Eckhause der Johannisgasse, gegen die Kärnthnerstraße Z. 969 im zweiten Stocke bei seinem Freunde Max bezog.

Er war damals oft sehr traurig, auch ziemlich schlaflos. Das Licht

in seinem Zimmer brannte meist tief in die Nacht hinein. Er löschte überhaupt nicht gern das Licht vor dem Einschlafen aus, sondern liebte, bei noch brennender Kerze vom Schlummer allmählig sich beschleichen zu lassen.

Bei einem Lustwandel durch das reizende Kirlingerthal in jenem Herbste blieb er stehen und beklagte gegen seine Schwester, daß doch der Landmann jedes Fleckchen Boden gleichsam mit Schweiß düngen müsse, und nicht einmal alle Früchte, die Gott ihm schenke, sein nennen dürfe, auch dabei noch so schwere Steuern und Abgaben zu tragen habe.

Ein Mensch — sagte er auch damals — brächte es nur sodann zur höchsten Vollkommenheit in seinen Arbeiten, wenn diese mit seinen Anlagen und Neigungen völlig übereinstimmten.

Hierauf hätte man bei der Erziehung, Ausbildung und Bestimmung der Kinder ganz vorzüglich zu sehen.

Niembsch trank saure Milch für sein Leben gern. Er bildete sich ein, die aus dem Hause wäre denn doch nicht so gut (seine Schwester hielt zu Kirling zwei Kühe) als die aus andern Häusern gekaufte. Einmal mußte ihm Thereſe gleichwohl, doch ohne es ihm zu sagen, Hausmilch geben, da anderwärts just gar keine mehr zu bekommen war. Und gerade dießmal schmeckte sie ihm ganz ausgezeichnet; er hätte noch gar nie eine bessere genossen; sie sollte ihm doch immer nur von dieſer geben! Die Kluge verrieth sich mit keinem Worte, und bediente ihn fürderhin zu seiner besondern Zufriedenheit ausschließlich nur mit Hausmilch.

Das Haus, das Niembsch durch seine öftere Gegenwart weihte, liegt unter Zahl 58 im oberen Theile von Kirling, dort wo der kleine Bach aus dem vertieften Fahrwege im Dorfe sich seitwärts biegt. Es ist ein vor hundert Jahren von einem reichen Müller erbautes, schönes, festes, geräumiges Haus, aus dessen erstem Stockwerke man ebenföhlig in den von Erde aufgebankten, vornezu abgemauerten Garten tritt.

Wir überließen es im Jahr 1840 dem kaiserlichen Waldamte, und es ist nun des dortigen Försters Sitz.

Baader an Niembsch.

München, den 8. November 1837.

Hochwerther Freund!

Aus meinem Schriftchen ist eine Schrift geworden, in welcher nicht nur eine, sondern ein halb Dutzend der dicksten philosophischen Wanzentapeten niedergerissen sind, und es ist erfreulich, zu sehen, wie die durch jene verborgen gehaltenen Mysterien in ihrem eigenen Licht uns an- und einleuchten, und wie man nicht einmal braucht die Thranlampe vor den Tapeten ihnen auszulöschen, weil in jenem Licht dieses Lampenlicht von selber zur Farbe verwird.

In Betreff des Drucks bitte ich folgendes anzuordnen:

1) Die Anmerkungen werden wie im Manuscript hinter den Text mit gleich großen Lettern als dieser gedruckt;

2) Der Vorspruch (II.) kömmt hinter den Titel auf ein eigen Blatt;

3) Auf dem Titelblatt wünschte ich, lithographirt, folgende Vignette: Auf einer flachen Wiese inmitten ein Quaderfelsen, auf selbem ein hohes Kreuz, rechts eine Gans mit ausgebreiteten Flügeln und zum Kreuz emporgehaltenem offenen Schnabel, links eine andere Gans mit vorgehaltenem Kopf, beißen wollend. Im Vorgrnnd mehrere Gänse weidend; unten die Worte: „Das Kreuz steht dem Gänseverstand zu hoch."

Dieser Gedanke von Kreuz und Gänsen gehört Goethen, welcher in ein Album, jedoch zum Spott des Kreuzes, eine ähnliche Zeichnung machte.

4) Zur Supracorrectur erbitte ich mir mit Diligence zween Exemplaire zugeschickt.

5) Obschon das Manuscript viermal stärker ist, bedinge ich nur 60 fl. C. M. und 30 Exemplaire Honorar.

Ich freue mich zum Voraus auf die Conceptionen, in welchen E. H. W. die eine und andere Idee uns plastisch darstellen werden.

Hochachtung und Ergebenheit. Baader.

Niembsch war mit Franz Baader sehr gut. Einmal besuchte der Dichter den Theosophen auch wieder wie gewöhnlich auf der Rückreise in München und schrieb dann von Wien aus nach Stuttgart: Es sey doch

ein herrlicher Menſch; er habe ſich wieder recht an Baader gefreut. Dieſer habe ihm ein Wort mit auf den Weg gegeben, das er wie einen ſchönen grünen Strauß auf ſeinen Hut geſteckt und woran er ſich ſein ganzes Leben lang erfriſchen wolle:

„Die Geſcheidten werden immer geſcheidter und die Dummen immer dummer!“ (Niendorf 280.)

Als Baader in ſpätem Alter geheirathet hatte, und bald darauf geſtorben war, ſagte Niembſch, der ihn einen der größten Männer der Zeit und den vielleicht begeiſtertſten Philoſophen nannte:

„Wenn man einmal Theoſoph iſt, ſo ſoll man ſich fern von der Materie halten, denn die rächt ſich immer.“ (Ebendaſ. 45.)

Später (22. Juli 1842) äußerte er: „Daß ich mit meinem Baader nicht mehr ſprechen kann, geht mir ab. Er ſagte einmal zu mir: „„Gott hängt an einem dünnen Faden.““ (Ebendaſ. 127.)

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung an Niembſch in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1837.

Euer Hochwohlgeboren! haben wir auf Ihr Verehrliches vom 21. zu erwiedern die Ehre, daß wir uns, den Frühlingsalmanach fortzuſetzen, nicht entſchließen können, da wir uns überzeugt haben, daß dieſes Unternehmen keine Theilnahme, auch nicht die geringſte, gefunden hat, denn wir verlieren unſer ganzes Kapital, welches wir darauf verwendeten. Wenn wir dadurch abgeſchreckt, uns nicht mehr, ſelbſt zu den ſehr vortheilhaften Bedingungen, welche Sie uns machen, zu Fortſetzung dieſes Unternehmens entſchließen können, werden Sie es uns nicht übel deuten.

Inzwiſchen haben wir die Ehre, mit vollkommenſter Hochachtung zu ſeyn Euer Hochwohlgeboren gehorſamſte Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 16. Januar 1838.

Ich bereite mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beſchäftigt mit dem Studium des Spaniſchen und Provencaliſchen.

Der Huß nämlich, und die Huſſiten haben ſich bei näherer Bekanntſchaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles ſeyn, was ich aus dieſem Stoffe herausſchlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden Fall, weil ich doch meine Studien nicht umſonſt gemacht haben, und die Idee nicht verſchweigen will, die mir über den Huſſitenkrieg entſtanden iſt. Dieſe iſt neu, und wie ich glaube, der Schlüſſel zu dieſem Ereigniſſe. So wichtig es auch an ſich iſt, ſo ſtellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, daß bei dem Mangel an hervorſtechenden und großen Charakteren und bei der ewigen Monotonie des Kriegsgeſchreies das Gedicht nicht lang werden könnte, ohne zugleich langweilig zu werden.

Dagegen hab' ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigſtens zwei Jahre werde zu ſchaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenſer. Hier find' ich alles, was ich brauche.

Bei der Erlernung des Spaniſchen und Provencaliſchen auf der Wiener Hofbibliothek mag wohl Lenau von ſeinem Freunde Ferdinand Wolf, Cuſtos alldort, dem berühmten Aufſchürfer ſpaniſcher edler Schätze, gefällig unterſtützt und geleitet worden ſeyn. Letzterer eröffnete mir am 1. December 1850:

„Natürlich war bei meinem Verkehr mit Lenau er der reiche Spender, ich nur der dankbare Empfänger; doch darf ich mir ſchmeicheln, ihm die erſte Anregung zu den „Albigenſern" gegeben zu haben; denn er wollte früher — wie Ihnen bekannt — dieſelbe Idee in einer Trilogie: „Ziska, Huß und Hutten" bearbeiten, und ich machte ihn aufmerkſam, daß ſie durch die Unterlage der Geſchichte der Albigenſer ſich vielleicht noch wirkſamer herausſtellen dürfte, was er mit ſeinem gewöhnlichen Feuereifer ergriff, worauf er ſich mit den Quellen dieſer Geſchichte bekannter machte, und ſie zu ſeinen hochpoetiſchen, meiſterhaften Bildern verarbeitete, die er uns (Münch, Karajan und mir) gleich nach Entſtehung einzeln mittheilte, und die den Hauptgegenſtand unſeres Geſpräches an unſeren winterlichen Donnerſtagsverſammlungsabenden, wechſelweiſe bei Karajan und mir, ausmachten. Zu gleicher Zeit beſchäftigten ihn auch Skuhrs mythologiſche Unterſuchungen, und Sie werden Spuren davon in den Albigenſern finden.

— Wir legten ihm ſpäter auch die Bearbeitung des Don Juan ans Herz, und machten ihn mit den ſpaniſchen Originaltraditionen und Komödien bekannt, wovon ihm beſonders die Bearbeitung von Telez (Tirso de Molina) zuſagte. Auch war er ein großer Freund und Kenner der Volkspoeſie, und er hatte große Freude an den franzöſiſchen, bretoniſchen und ſpaniſchen Volksgeſängen, die ich ihm mittheilte."

Hieher gehörig bemerkt auch Frankl S. 99:

„Nach dem Savonarola ging Lenau mit dem Gedanken einer epiſchen Trilogie um, deren Helden Huß, Ziska, Hutten ſeyn ſollten. Der Gedanke, die franzöſiſche Revolution als Stoff eines epiſchen Gedichtes zu wählen, beſchäftigte ihn faſt gleichzeitig.

Die Motive, die ihn von dieſen Stoffen abwendeten, ſind mir nicht erinnerlich. Er ſchrieb die Albigenſer. Als ein Freund die ſeltſame Eigenthümlichkeit des Gedichtes hervorhob, daß es keinen Helden habe, erwiederte Lenau:

„Der Held dieſes Gedichtes iſt der Zweifel." (Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184.)

Hier möge denn auch unter Einem Einiges von dem eingeſchaltet werden, was Frankl in Bezug auf Savonarola beibringt (S. 55).

„Es muß hier um ſo mehr von der Aufnahme des Savonarola in Wien geſprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oeſterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten ſich der Wendniß im Gemüthe des Dichters; er hatte ſich vom Pantheismus abgewendet, nun ſogar gegen ihn gepredigt, wobei es ihm freilich unwillkürlich paſſirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darſtellen wollte, er es faſt ſieghaft erſcheinen machte. Andere jedoch erſchracken gar ſehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behauſungen des Prieſterthums warf. Beide Parteien aber bäumten ſich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geiſt auf den Thron des Königthums ſchleuderte, und gegen die elementariſch gewaltige Rede für die Republik. Während ſo denjenigen, die an des Dichters Chriſtenthum ſich erbauten, die Freude getrübet wurde, ſöhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leſer ſich mit ihm wieder aus, der den romantiſch kühnen Dichter des „Fauſt" und des „Raubſchütz" wieder zu erkennen glaubte."

Im Vorfrühling 1838 trug sich der Auftritt zu, den der unbeugsame Niembsch mit der damaligen todesängstlichen Büchervehme hatte, und welchen wieder Frankl (S. 60) folgender Art erzählt:

„Als Pesth im Jahre 1838 durch Ueberschwemmung ungeheuer gelitten hatte, und Friedrich Witthauer ein Album, zu dem die edelsten dichterischen Kräfte Oesterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau dasselbe mit einem herrlichen Prologe, und theilte mehrere seiner schönsten Gedichte für seine unglücklichen Landsleute in demselben mit: „Der gute Gesell," „Die drei Zigeuner" u. s. w.

Der Prolog sollte von der Censur eine kleine Abänderung erleiden, die sich der Dichter nicht gefallen lassen wollte. Er ging zum Censurbeamten, und gerieth da, wie er oft und selbst bei unbegreiflich kleinen Anlässen konnte, in einen Berserkerzorn. Gustav Schwab nannte dieß die wilde Hußarenlaune in ihm. Der Beamte suchte zu beschwichtigen, bat höflichst um Mäßigung. In solcher Weise hatte vielleicht kein österreichischer Schriftsteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky gesprochen, und die beanständete Stelle, an sich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im silbernen Kaffeehause, um zu hören, was die hochlöbliche Censur mit Lenau gesprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und setzte sich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: „Nu, Niembsch, was ists?" schrie er fast: „Nichts ists! Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Gesindel nicht auf die Leier sch .... lassen!" In demselben Momente, als schäme er sich seines heftigen Ausdruckes, fing er herzlich zu lachen an, worauf Alle Chorus machten."

Die Haderstelle war meines Wissens:

„Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt, ...
„Als eine leere Tafel blieb das Land."

Die engbrüstige Behörde mochte sich der Besorgniß überlassen haben, die prosaische Welt könnte die dichterische Uebertreibung wirklich wörtlich glauben, und vor Entsetzen erstarren. Uebrigens wurde dieß Gedicht sogar auch ganz unverstümmelt bei einem zum Besten der Pesther abgehaltenen

Wort- und Tonfeſt im Saale der Wiener Hochſchule vom Hofſchauſpieler Ludwig Löwe vorgetragen.

Niembſch an Matzerath.

Wien, den 17. April 1838.

Verehrter-Herr!

Als mir das Morgenblatt zuerſt einige Ihrer Gedichte zugeführt hatte, war ich überraſcht und erfreut von der gediegenen Bildung und der poetiſchen Einſamkeit derſelben. Das iſt ein Dichter — dacht' ich mir — der ohne praktiſche Erhitzung und profane Schweißtropfen auf dem Angeſichte die Schattengänge einer heiligen Abgeſchiedenheit wandelt. Auf die erfreulichſte Weiſe wurden mir dieſe Gedanken beſtärkt und erweitert durch die Sammlung Ihrer Gedichte, für welche ich Ihnen meinen beſten Dank erſtatte. Ihre Muſe zeigt mir die Wärme eines lebendig pochenden Herzens und die künſtleriſche Kühle einer klar und tief ſinnenden Stirne in ſchöner Vereinigung.

Zu meinem Wohlgefallen an ſolcher poetiſchen Erſcheinung geſellte ſich meine Freude über jenen Zug von Wahlverwandtſchaft zwiſchen uns, den Ihr Brief mir ausſprach, nachdem ihn mein Herz bereits empfunden hatte.

Sie werden Anerkennung finden; freilich nicht jenen gellenden ſinnlichen Ruhm, wie er heutzutage an ſinnliche Verirrungen der Kunſt herumgereicht wird, denn nur Gleichgeſinnte werden Sie erfaſſen; ſolcher Naturen Sache iſt es aber nicht, ins panegyriſche Hifthorn zu ſtoßen, und den Geſchmack des Publikums mit bellenden Hunden zu hetzen und zu erjagen. Die wahre Meinung wächst und gedeiht inmitten unſerer kritiſchen Turbulenz ſicher und unſtörbar, und jedes echte Streben ſteht unter ihrem Schutze und mag getroſt abwarten, daß die Meute vorüber brauſe. Dieſes Vertrauen finde ich auch in Ihren Gedichten ausgeſprochen. Expectemus, amice! dum defluat amnis, qui labitur, sed non labetur, in omne volubilis aevum. Gott läßt den wahren Geſchmack nicht untergehen, denn dieſer iſt das Senſorium der Geſchichte, und in höchſter Beziehung das Organ, womit wir ihn ſelbſt erfaſſen. Dieſer

Geſchmack wird weder unter den Hufſchlag der Politik, noch unter die Räder der Dampfmaſchine gerathen.

Wenn ich wieder einmal nach Stuttgart reiſe, und es mir dann irgend möglich wird, ſo ſoll mir dieß die Erfüllung eines theuren Wunſches werden, Sie perſönlich kennen zu lernen.

Auf Ihr ſchönes an mich gerichtetes Gedicht werden Sie in einer neuen Sammlung meiner Gedichte, welche hoffentlich zur nächſten Herbſtmeſſe erſcheinen wird, eine Antwort finden.

Mit inniger Verehrung, Lenau.

Meine Adreſſe kann ich wegen Unbeſtimmtheit meines nächſten Aufenthaltes nicht angeben. Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, ſo belieben Sie ſolchen an Herrn Hofrath Reinbeck in Stuttgart zu adreſſiren.

Jene Gedichtantwort Lenau's weiß ich nicht zu bezeichnen. Ob ſie wohl erfolgte?

Niembſch an Johannes Martenſen in Kopenhagen.

Wien, 24. April 1838.

Theurer Freund!

Daß Sie zufällig erfahren mußten, mein Savonarola ſey Ihnen gewidmet, darin liegt für mich ein gewiſſer Vorwurf; allein ich glaubte mich durch die Aufrichtigkeit meiner Intention und durch Ihre Nachſicht mit meiner bekannten Läſſigkeit im Briefſchreiben von der üblichen Form unmittelbarer Zuſendung dispenſirt. Auch verging mir der letzte Winter unter ſo manchen tief eingreifenden Stimmungen des Gemüthes, welche mich nicht zu einem heitern Worte kommen ließen, wie ich es Ihnen gerne geſchrieben hätte. Die in meinem Savonarola ausgeſprochene Weltanſicht hat mich noch nicht genug gehoben, geſtählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geiſtig und ſittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düſtern Affektes iſt mir die Sache Gottes ſelbſt als eine unſichere, ja faſt als eine res derelicta erſchienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das

Ungeziemende ſolcher Gedanken, doch meine allzu lebhafte Senſibilität läßt aus ihrem kochenden Keſſel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe ſteigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein friſcher Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht.

Mein Gedicht hat Ihren Beifall und ſomit die Sanktion vor mir ſelbſt erhalten, wenn es auch den Geruchloſen und Ruchloſen nicht gefällt. Noch ſitzen Spinoza und Goethe in ihren Buden und beherrſchen den Markt der Literatur. Bei dieſen profanen Gedankenkrämern findet der Schwarm frecher Conſumenten noch immer allerlei zierlich und nett, blank und bequem gearbeitetes Geräthe für die Sinnlichkeit. Unſere Männer des Heils, die ſtürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernſtes ins Fleiſch, als ihr verwesliches Aſyl, oder vielmehr ihr dick umfleiſchtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheiſtiſchen Wulſt hindurch.

Ihre Auffaſſung meiner Arbeit macht mir große Freude. Wenn ich für jedes meiner Werke nur Einen Beurtheiler habe, wie Sie, ſo bin ich aufgemuntert und belohnt.

Es iſt ein Glück für den Dichter, wenn er in einem tief verwandten Leſer ſeine ſpeculative Ergänzung findet; ein zwiefaches Glück, wenn er dieſen Leſer kennt und ſeinen Freund nennt. Auch mir ſind die Stunden unſeres Zuſammenſeyns unvergeßlich, und die Erneuerung der allzu ſchnell entſchwundenen iſt ein Gegenſtand meiner lebhafteſten Wünſche; doch mehr als aller Reiz eines perſönlichen Umganges gilt mir das Verhältniß zwiſchen uns, daß ich Sie als ein ſtets gegenwärtiges geiſtiges Complement meines Dichtens betrachte und liebe.

Geſtern ſprach ich mit Wolf von Ihnen, der Sie ſchönſtens grüßen und bitten läßt, ihm, womöglich, eine Abſchrift der auf beiliegendem Zettel genannten Schrift zu beſorgen. Unter Anderem ſprachen wir auch von einer kritiſchen Zeitſchrift, welche ein Verein Gleichgeſinnter herausgeben ſollte, um der immer lauter werdenden Meſſiade des Fleiſches zu oppugniren; wie wünſchenswerth ein ſolches Inſtitut wäre, wenn ſich die innern und äußern Mittel dazu finden ließen. Wenn Sie nur in Deutſchland lebten!

Noch hab' ich Ihnen zu danken für das treffliche Geſchenk: Ihre

Abhandlung über die Autonomie des Bewußtſeyns. Wenn Sie wünſchen, über meinen Savonarola mit mir mündlich zu diskutiren, ſo muß ich noch viel mehr wünſchen, über Ihre Diſſertation Ihr lebendiges Wort zu hören, und mich in die weiten Gedankenperſpectiven hinausführen zu laſſen, die ſich hier und dort in Ihrer gediegenen Schrift eröffnen, als Seitengänge in manches unbetretene Gebiet, zu mancher friſchen und tiefen Quelle des Forſchens. Ich wage es nicht, dieſe meiner Ueberzeugung nach wichtige Schrift mit einigen hingeworfenen Bemerkungen zu beurtheilen, und behalte mir vor, darüber in Kopenhagen mit Ihnen zu ſprechen, was noch geſchehen muß. Gegenwärtig beſchäftigt mich ein größeres epiſches Gedicht: „Die Albigenſer."

Die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. ſind als das größte Trauerſpiel der Kirche einer poetiſchen Bearbeitung würdig. Den Huß habe ich vor der Hand zurückgelegt. Bei näherer Bekanntſchaft mit dieſem Stoffe fand ich, daß er für ein umfangreiches Gedicht nicht zureicht. Huſſens Charakter erſchien mir aus deſſen eigenen Schriften nicht tief genug, um ein Epos zu centraliſiren, und die Begebenheiten des Huſſitenkrieges wegen des monotonen Schlachtgetöſes reichen auch nicht aus. Ich glaube zwar den ſpekulativen Schlüſſel des Huſſitenkrieges gefunden zu haben, eine Idee, welche als organiſirendes Princip für ein kleines epiſches Gedicht gelten möchte; allein darüber muß ich erſt mit Ihnen conferiren. Da drückt mich wieder die Unzulänglichkeit brieflicher Mittheilung ſchwer. Ich habe überhaupt nie an einen bedeutenden Menſchen einen Brief geſchrieben, ohne Unwillen über die erbärmliche Dürftigkeit ſolchen Vehikels, und indem ich ſchrieb, beſtärkte ſich meine Unluſt am Schreiben. Die Freunde grüßen Sie. Leben Sie wohl und eingedenk Ihres treuen Freundes Niembſch.

Martenſen begleitete den vorſtehenden Brief Lenau's an ihn, dann deſſen früheren vom 14. Juni 1836 — die beiden einzigen, die er von mehreren ſo eben auffinden konnte — bei deren gefälliger Ueberſendung an mich mit nachfolgenden Zeilen:

Kopenhagen, 8. Oktober 1850.

. . . . Faſt gleichzeitig mit meiner Ankunft in Wien erſchien Lenau's

Fauſt, durch deſſen Leſung ich mich von einem hochbegabten, zartkräftigen, eben ſo poetiſch wie tief religiöſen Geiſte angezogen fühlte. Nicht weniger aber wurde ich angezogen von ſeiner edlen, eben ſo hochherzigen, wie liebevollen Perſönlichkeit, von der Wahrheit ſeines Weſens, von dem tiefen gemüthreichen Lebensernſte, der ſich in ſeinem Geſpräche in ſo ſchöner, oft in ächt humoriſtiſcher Weiſe offenbarte. Während meines dortigen Aufenthaltes ſchrieb ich einen Aufſatz über ſeinen Fauſt, der beim Dichter die freundlichſte Aufnahme fand, und den ich ſpäter in däniſcher Bearbeitung herausgegeben habe. Die Stunden unſeres Zuſammenlebens zähle ich zu meinen ſchönſten und beſten Erinnerungen. Unſere Geſpräche bewegten ſich gewöhnlich in religiös-philoſophiſcher Richtung über Pantheismus und Perſönlichkeit Gottes und des Menſchen — über Spinoza, Hegel und Baader, auf welchen Letzteren, den ich in München perſönlich kennen gelernt hatte, ich ihn zuerſt aufmerkſam machte — über Mittelalter, Myſtik und Reformation — über die geiſtige Desorganiſation und Negativität des gegenwärtigen Zeitalters, und über die Nothwendigkeit einer geiſtigen Wiedergeburt unſeres Geſchlechts durch das Chriſtenthum u. ſ. w. Es iſt mir jetzt unmöglich, den Inhalt ſeiner Geſpräche auf getreue Weiſe zu reproduciren; der Eindruck aber iſt bei mir nicht unfruchtbar geblieben.

Es war ſeine Ueberzeugung, daß nicht nur die Wiſſenſchaft, ſondern auch die Kunſt hinarbeiten müſſe auf eine Umgeſtaltung des geiſtigen Bewußtſeyns der Zeit. Deßwegen opponirte er ſehr beſtimmt gegen den äſthetiſchen Formalismus, den künſtleriſchen Indifferentismus, der ſich nicht um den religiös-ſittlichen Wahrheitsgehalt, ſondern nur um die ſogenannte ſchöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müſſe, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtſeyn der Menſchen ein wahres Ewigkeitsbewußtſeyn entgegenſetzen, müſſe wahre Geſichte verkünden, müſſe richtende und freimachende Worte hineinſprechen in ſeine Zeit. Daß er dieß nicht meinte im Sinne des trockenen Lehrgedichts oder trockenen Moraliſirens brauche ich nicht zu ſagen; er hat genugſam bewieſen, daß er verſtand, die ſtrengſten äſthetiſchen Forderungen zu vereinigen mit den Forderungen der höhern Idee. Er hat es namentlich bewieſen in ſeinem Savonarola, durch deſſen Zueignung er mir einen eben ſo ehrenvollen wie unerwarteten Erweis ſeiner Freundſchaft ſchenkte.

Daß unſere Correſpondenz in Stockung gerieth und erloſch, hatte, ſo viel mir bewußt, nur ſeine Urſache in dem von ihm ſelbſt ſo oft beklagten traurigen „Surrogate" der Briefſchreiberei, das zuletzt in geiſtigen Dingen nicht einmal als Surrogat tauglich iſt. Je größere Zeitferne von dem perſönlichen Zuſammenleben der Correſpondirenden, deſto mehr entwickeln ſich verſchiedene Gedankenreihen, Erlebniſſe und Stimmungen, deren vertraute Bekanntſchaft die nothwendige Bedingung iſt für eine Correſpondenz, die ſich auf rein geiſtige und innere Intereſſen bezieht, und ein perſönliches Wiederſehen und mündliche Mittheilung wird die nothwendige Bedingung für eine lebendige und fruchtbare Fortſetzung der brieflichen Unterhaltung. Ein ſolches Wiederſehen wurde uns nicht, obgleich Lenau den Vorſatz hatte, mich in Kopenhagen zu beſuchen. Mit großer Theilnahme bin ich aber ſeinen literariſchen Productionen gefolgt, muß aber geſtehen, daß ſeine Albigenſer auf mich durchaus keinen wohlthuenden Eindruck machten. Allerdings mußte ich auch hier dieſelbe herrliche Dichtergabe, denſelben Adel des Genius bewundern, den ich in ſeinem Fauſt und Savonarola bewundere und liebe. Die Lebensanſicht des Dichters war aber nicht mehr dieſelbe, ja war eine entgegengeſetzte geworden. Die Lebensideale, die dem Dichter des Fauſt und Savonarola vorſchwebten, ſchienen mir jetzt von ihm ſelbſt aufgegeben worden zu ſeyn, und er ſchien mir jetzt die Wahrheit und das Ideal zu ſuchen auf einem ganz entgegengeſetzten Wege, der mit dem Wege der Negativität große Verwandtſchaft hat, und mir ſeinem innerſten Geiſte fremd ſchien. Ich geſtehe frei, daß, wenn ich nachgedacht habe über ſeine letzten traurigen Lebensſchickſale, ich nicht umhin gekonnt habe, dieſe Umwälzung ſeiner Denkweiſe, dieſe Aenderung der höchſten Lebensanſicht als *mitwirkende* Urſache zu betrachten. Ich bitte aber dieſes nur als eine ſubjective Aeußerung zu nehmen, nur als pſychologiſche Frage an den Lebensbeſchreiber Lenau's, eine vielleicht nicht zu beantwortende Frage; denn wohl weiß ich, daß ſolche traurige Schickſale, wie die letzten unſeres Freundes, nicht nur hinweiſen auf die tiefſten Geheimniſſe unſeres geiſtigen und ſeeliſchen Lebens, ſondern auch auf die Geheimniſſe unſeres dunklen Körperlebens hienieden. So viel aber ſcheint mir gewiß zu ſeyn, daß er fortwährend Befriedigung ſuchte in einer höhern Lebensanſicht, die er nicht fand, oder *wenn* er ſie fand, doch nicht feſtzuhalten vermochte

Wir hoffen zuverſichtlich, daß er jetzt die wahre Befreiung und das wahre Schauen gefunden hat in Gott! Friede ſey mit ſeinem Geiſte und mit ſeiner edlen Seele! Denjenigen, die ihn gekannt haben, wird ſein Bild theuer und unvergeßlich ſeyn, ſeine Geſänge aber werden noch lange, in weiteſter Ferne, Herzen erquicken, erheben und erfreuen! Hochachtungsvoll H. Martenſen, Profeſſor an der Univerſität in Kopenhagen.

Daß eine mächtige Umwälzung in der Denkweiſe Lenau's und eine Aenderung ſeiner höchſten Lebensanſicht zwiſchen jener Zeit, wo ihn Martenſen kennen lernte, bis zur Vollendung ſeiner Albigenſer ſtattgefunden habe, iſt offenbar. Dieß erſcheint um ſo auffallender, wenn man die beiden Helden ſeiner epiſchen Gedichte „Savonarola" und „die Albigenſer" ins Auge faßt; dort ein gottentflammter glaubensvoller Prieſter; und hier, wie Lenau ſelbſt ausſpricht, der Zweifel (ſ. Frankl S. 75; auch ſeinen eigenen Brief an Marggraff vom 1. November 1839).

Aber lange ſchon vor der im Jahre 1842 erfolgten Vollendung der Albigenſer begann dieſe Umwälzung; ſie war nicht eine plötzliche, durch irgend ein furchtbar erſchütterndes Ereigniß herbeigeführte, ſie war eine allmählige durch Grübelei, ein langſames Zurückſinken in die oft troſtloſen trüben Stunden früherer Jahre noch vor Anhub ſeiner Wanderungen im Jahre 1831. Schrieb er doch ſelbſt ſchon wieder am 24. April 1838 an Martenſen: „Die in meinem Savonarola ausgeſprochene Weltanſicht hat mich noch nicht gehoben, geſtählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geiſtig und ſittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düſteren Affects iſt mir die Sache Gottes ſelbſt als eine unſichere erſchienen. Meine allzulebhafte Senſibilität läßt aus ihrem kochenden Keſſel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe ſteigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein friſcher Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht."

Seine Senſibilität war ihm aber ſchon angeboren, ein Erbſtück von ſeiner lebhaften unglücklichen Mutter her. Die böſen Nebel um ſein Haupt würden ſich leichter gehoben haben, wenn der Hauch eines religiös-philoſophiſchen Freundes, wie Martenſen, deſſen Geſpräch ihm ein „wahres Vernunftbad" war (ſ. ſeinen Brief vom 29. April 1836), ſie ihm ſanft

weggeathmet hätte. Je größer seine geistige frohe Erregung bei Martensen, je größer auch dann der Nachlaß in seiner traurigen Einsamkeit ohne diesen.

An seinem thränenwerthen Endschicksal trägt — wie ich glaube — nicht ein Einzelnes Schuld; Leib, Herz, Kopf, Innen- und Außenwelt halfen daran durch sein ganzes Leben hindurch emsig bauen; ja ich erachte, schon vor seiner Geburt begann, wie ich ehrlich darlegte, sein Unglück. Ich kann nichts Anderes und Besseres thun, als Alles zu sagen, wie ich es eben weiß, und den offensten Einblick in Lenau's Leben zu gewähren; das allein kann uns sein Unglück erklären. Die wichtigsten Behelfe werden aber vor Allem immer seine eigenen Aeußerungen bleiben, daher ich auch alle seine Briefe, so weit sie mir zugänglich waren, unverkümmert beibringe. Hierunter werden aber die entscheidendsten wieder jene zahlreichen seyn, die er im Jahre des Unheils 1844, unmittelbar vor Ausbruch, ja sogar noch nach Ausbruch seiner entsetzlichen Krankheit schrieb. Sagte ja doch selbst einmal Niembsch (s. Brief vom 19. Juli 1840): „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben."

Am 21. Mai 1838 verließ Niembsch wieder Wien, um nach Stuttgart zu gehen.

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.

Liebe Sophie!

Mein erster Brief von Stuttgart wird ziemlich um die versprochene Zeit eintreffen, doch etwas kürzer ausfallen und minder interessant, als ich ihn gerne machte, wenn mir besser zu Leibe wäre. Auch das vorigemal meines Hierseyns begann ich mit einer Krankengeschichte. Das ist nun schon typisch geworden; aber der andere Typus, nämlich, daß ich so selten schrieb, soll dießmal abgeändert werden. Sie sollen nicht mehr zu klagen finden über mich in dieser Beziehung. Briefe, wie sie eben gelingen wollen, heitere, verdrießliche, kunstkennerische, abgeschmackte, werden

dießmal verſprochenermaßen geſchrieben und müſſen von Ihnen eben hingenommen werden und beantwortet. Letzteres kann ich zwar nicht zur Bedingung meiner Briefe machen, denn ich habe Ihnen dieſe unbedingt verſprochen mit jedem zehnten Tage; aber bitten muß ich Sie darum. Sie kennen mein Leben in ſeiner traurigen, mir jede Zukunft verdüſternden Vergangenheit; Sie kennen deſſen gegenwärtige Verhältniſſe genug, um zu ermeſſen, wie unausſprechlich theuer mir der Umgang der theilnehmenden, liebevollen, mir ſo tief verwandten Frau geworden iſt, die ſeit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geiſtes. Was mir auch der Himmel an innern Begünſtigungen zu Theil werden ließ, nach meinen äußeren Geſchicken bin ich doch ſchlechterdings ein Unglücklicher zu nennen. Sie aber haben ſich mildernd und verſöhnend meinem Leben angeſchloſſen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie ſie nur von den edelſten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Geſichte leſen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager ſtand.

Darum iſt mir's eine ſchwere Entbehrung, Ihren Umgang zu miſſen, und das dürftigſte Surrogat davon, jedes Brieflein wird mir Freude bringen.

Ich habe Ihnen oft geſagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geſchrieben hätte, und ich wiederhole es. Zu dieſen geiſtigen Verbindlichkeiten kommen aber auch noch phyſiſche in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegeſſen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine ſehr ſorgfältige Hauswirthin und Ihre Freundſchaft iſt bei mir als Speiſ' und Trank in Fleiſch und Blut übergegangen. Ich bin proſaiſch genug, einzugeſtehen, daß dieſes meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat. Leben Sie wohl, grüßen und küſſen Sie mir Ihre lieben Kinder.

Niembſch an Max in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.[1]

Vielleicht iſt die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunſt unmittelbar und direkt ſich zum Himmel aufſchwang.

[1] Nach einer Aufführung des Paulus von Mendelsſohn, die er nicht zu Ende hören mochte. Niembſch fand zwar Paulus ſchön, aber zu wenig Feuer und Kraft. Kein Paulus! (Niendorf S. 19.)

Wir müſſen vielleicht erſt durch die Leidenſchaft hindurchgetrieben und von Affecten verwundet werden, eh' wir um einen Balſam beim Himmel anfragen. Dieſen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchſte in der neueren Kunſt zu verehren haben, wie ich meine.

Chamiſſo an Freiligrath.

Berlin, 28. Mai 1838.

Lieber Freiligrath!

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelaſſen haben, iſt doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten ſie mißdeutet und die Freundſchaft verkannt haben. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Geſinnung gegen mich ſich nicht verändert hat.

Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundſchaft in Anſpruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht und zwar ungeſäumt, beuteln Sie Ihr Pult aus, ſchreiben Sie, was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck beſtimmen, ab, Fragmente Ihres größeren Gedichtes („dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe" — „Sein Tomahawk iſt würdig Eurer Speere" ſind. Verſe, die man auswendig behält, wenn man ſie einmal gehört hat) alles, was Sie können, alles was Sie haben, und ſchicken Sie es mir umgehend für den deutſchen Muſenalmanach.

Kein Brief braucht dabei zu liegen, allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen, noch nachträglich bald Einiges hinzufügen zu können. Ueber Productivität läßt ſich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, durch die Saumſeligkeit mehrerer Dichter, und das gänzliche Ausbleiben vieler ſonſt gern aufgenommener Gäſte, wird das Beſtehen des Muſenalmanachs gefährdet, und dennoch möchte es hart ſeyn, ihn ſofort ausſterben zu laſſen, nachdem die Verleger, die meine Freunde ſind, ihn angekündigt, und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben.

Der Druck ſollte anfangen; wir haben beiläufig erſt für 160 Seiten Manuſcript, gutes, eine ſchlechte Reſerve nicht gerechnet.

Schwab, Sie oder Anaſtaſius Grün ſollten anfangen; alle drei ſind

noch im Rückstande. — Auf Grün und Schwab war fest gerechnet. — Mein Beitrag beträgt zwei Bogen. — Das ist der Stand unserer Papiere.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieser Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide, dem jugendlichen Cumpan, freundschaftlichst reiche. Adelbert v. Chamisso.

Ich habe mich an diesen Musenalmanach gewöhnt, mit dem ich, nach einem tiefen Witz unserer lieben Sprache, meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau sich zurückziehen, muß die Bude geschlossen werden.[1]

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 4. Juni 1838.

Theure Freundin!

Um zwei Tage später als an Max, schreibe ich Gegenwärtiges an Sie.

Ich bitte diesen Brief nur als ein Interimszettlein zu betrachten, welches in unserer Briefzeitrechnung gar nicht zählen soll. Morgen oder übermorgen muß ich in Angelegenheit unseres Trauerspieles ohnedieß an Max schreiben, dann will ich auch ausführlich an Sie schreiben, liebe Sophie. Die Aufführbarkeit eines Stückes ist eine schwierige Sache, wobei es tausenderlei zu bedenken gibt. Alexander, Moritz und ich haben mehrere Berathungen gehalten darüber, deren Resultat ich, wie gesagt, morgen oder übermorgen schreiben will. Die Aufführung steht unwiderruflich fest, doch sind einige unwesentliche Abänderungen durch die Rücksichten der Darstellbarkeit geboten. Das Stück könnte unser eigenes seyn, und wir könnten uns desselben nicht eifriger annehmen. Dieß sagte heute Morgen Alexander zu uns, und ich bin so selbstherausputzend, daß ich es wieder sage.

Wie geht es denn, mein liebes gutes Sopherl, mit Ihrer theuern Gesundheit? den Reiseplanen? den vortrefflichen Kindern? den Briefen, die Sie mir schreiben werden, und, ich hoffe, zum Theile schon geschrieben haben? Ich freue mich sehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es,

[1] Sie ward's, wie bekannt.

daß ich Euch so lieb habe, und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohlthätige Positivität und wenigstens den Anstrich einer gewissen Heimathlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimathlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, theure Freundin!

Mein stilles Leben in Stuttgart muß mir dazu dienen, poetische Entwürfe auszudenken, meine Zukunft auszuhecken, indem ich die Fundamente meiner poetischen Arbeiten tiefer zu graben suche. Es muß noch viel, sehr viel geschehen. Alles Bisherige sind nur Vorfragmente, wenn ich mit meiner Kraft da hinausdringen kann, wo mir ein Lichtlein winkt. Kann ich es nicht, so hab' ich das Große wenigstens gedacht, wenigstens geträumt. Ich muß schließen, denn der Schluß der Post ist nah, das Posthaus aber fern von meiner Wohnung. Tausend freundliche dankbare Grüße an Ihre lieben Eltern und Geschwister.

Auf Wiederschreiben! Lebt wohl!

Derselbe an Dieselbe.

Stuttgart, 6. Juni 1838.

Liebe Sophie!

Daß ich Sie überschätze, ist nicht wahr; wohl aber ist es klar, daß Sie mich überschätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Briefe. Doch ich nehme das hin. Auch harmlose Täuschungen sind mir willkommen, wenn sie mich Ihnen werther machen. Schönen Dank also dafür und für die sorgfältige Diätetik. Noch durfte mir die Melancholie nicht über dem Kopfe zusammenschlagen, denn ich brauche denselben zu allerlei nützlichen Dingen; manchmal aber greift sie schon ein wenig herauf, das läßt sie sich nicht nehmen; ich habe das launige Ding zu sehr verwöhnt. Es fehlt mir nicht an angenehmen Zerstreuungen. Ich war einmal bei Madame Heinrich, Claviervirtuosin, und ließ mir von Chopin und Beethoven vorspielen. Dann besuchte ich Fräulein Zumsteeg, welche einige meiner Schilflieder in Musik gesetzt hat, und ließ mir diese vorsingen. Die Composition ist ausgezeichnet. Gestern war Paul Pfizer zwei Stunden lang bei mir, und erfreute mich mit geistvollem Gespräche.

Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein ſitze, werden manchmal Denkprobleme vorgenommen, z. B. die Frage: Warum balſamirten die Aegypter ihre Leichen zu Mumien? — Bekanntlich erklärt man dieſes durch den ägyptiſchen Glauben, daß die Seele ſo lange in der Nähe ihres Leibes hafte, als der Typus derſelben erhalten bleibe; allein mich dünkt, dieſe Erklärung iſt nur eine exoteriſche, d. h. äußerliche, für die uneingeweihte Menge berechnete; die innerliche eſſentielle Erklärung ſolcher Inſtitutionen war als ein Geheimniß nur den Eingeweihten zugänglich und iſt gewöhnlich verloren gegangen. Ich habe darüber einen Gedanken, der nicht übel iſt, und es ſollte mich freuen, wenn ich ihn zuerſt gefaßt hätte in einer poetiſchen Divination. Wie, wenn die Aegypter bei ihrem Glauben an eine Seelenwanderung in der Entſtehung von Leicheninſecten eine Gefahr für die Seele erblickt hätten, ſie möchte in ſolches Geſchmeiß hineinfahren? Wollten ſie nicht durch das Einbalſamiren des Leichnams der Seele den Rückweg in niedere Thiergeſtalten abſchneiden? die Seele dadurch vorwärts und aufwärts bugſiren? Doch welche äußerſte Verirrung meines Geſchmacks, eine ſchöne junge Frau mit Mumien und Grabwürmern zu unterhalten —! Sehen Sie, liebe Sophie, das iſt ſchon einer der kurioſen Briefe, womit ich Ihnen in meinem letzten gedroht habe. Das iſt ärger als ein kunſtkenneriſcher, blumenmalereibeſprechender. Holen Sie Athem von dieſem fürchterlichen Worte und machen Sie ſich gefaßt, noch eine andere, nicht minder kurioſe Paſſage zu ertragen.

Geſtern klagte Emilie über ihre Kinderloſigkeit und über ihr ganzes Daſeyn als ein darum verlornes.

Ich tröſtete ſo gut ich konnte die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterſchaft allerdings höchſt wünſchenswerth ſey, aber nicht unerläßlich. Wenn das Weib auch nur in ſich ſelbſt, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darſtellt, ſo iſt ihr Daſeyn kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, ſondern als Weſen, die auch um ihrer ſelbſt willen leben. Dann wären ja unſere Nachkommen auch nur ſolche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. ſ. f. in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Perſönliches, die Gattung, ein Abſtractum. Unſinn! .. Und doch muß ich mir eingeſtehen,

daß eine gewiſſe Kanalwirthſchaft nicht nur in der Körperwelt, ſondern ſogar in der geiſtigen ſich nicht läugnen läßt. Wie oft wurde ſchon der einzelne Menſch zum Organ und Träger einer Idee auserwählt, und nachdem er ſeine Sendung erfüllt hatte, fallen gelaſſen, fallen gelaſſen nicht bloß in äußeres Unglück, was als Martyrthum mit der Miſſion noch immer in Einklang zu bringen wäre, ſondern auch in inneres Unglück: Zuſammenbruch der Geſinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus iſt. Traurige Colportage! Aber die Geſchichte weiß davon zu erzählen und die tägliche Erfahrung. Da haben Sie wieder Ihren Melancholiker, liebe Sophie, der, die Leute tröſten wollend, ſelbſt auf weit troſtloſere Dinge kommt, als jene ſind, woran ſeine Troſtbedürftigen laboriren.

Es iſt herzerfreuend für mich, daß Sie auf Ihre unberechenbar theure Geſundheit nun endlich doch einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wollen.

Laſſen Sie ja nicht mehr davon ab. Von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen das beſte Wetter in Ihre Seele, wie ich es Ihnen an den Iſchler Himmel wünſche.

Es iſt für mich ſchon eine gute Vorbedeutung, daß Ihnen Ihre Wohnung in Iſchl ſo zu Wunſche ſteht. Sie freuen ſich darum ſchon dahin, und jede Freude iſt geſund. Möchte doch das Salzbad ahnen, mit welchen Wünſchen wir Sie dahinreiſen ſehen und ſeine ganze Heilkraft zuſammennehmen! Ich hoffe das Beſte. Was meine Eßluſt betrifft, um welche Sie anfragen, ſo iſt es damit nicht ſo übel. Mir ſchmeckt es gut, wenn ich gleich nicht viel eſſe.

Wir haben hier ſehr veränderliches Wetter, viel Gewitter. Nie hab' ich ſo viele Nachtigallen beiſammen gehört wie dießmal im hieſigen Schloßgarten. Zu Hunderten ſingen ſie aus allen Büſchen; ich lauſche ihnen oft und laſſe mich vom ſtrömenden Wohlklang in weitere Träumereien entführen. Die Nachtigall iſt ein profundes Geſchöpf, ein ſingendes Myſterium. Leider aber wird dieſe Frühlingsmyſtik nun bald vorüber ſeyn. Im Sommer iſt dann die Luft wieder miſtdick in Stuttgart; ich aber werde ſie dann mit der Iſchler Gebirgsluft vertauſchen.

Alſo der Arthur denkt an mich, das liebe Bürſchlein. Ich küſſe ihn

auf beide Vollbacken; auch die flatternde Zoe küsse ich und den gewichtigen schnurgeraden Ernst. Bringen Sie mich Ihren Eltern in Erinnerung. Daß Ihr Vater in einem Briefe meiner ausdrücklich gedachte, freut mich sehr. An Ihre Schwestern, Schwägerin und Brüder meine ausgesuchtesten Grüße. Ich habe, wie Fritzen, den ich schon früher näher kannte, auch Karl sehr liebgewonnen bei meinem letzten Zusammenseyn mit ihm. Er ist ein sehr wahrer, klarer, willenskräftiger Mensch von bedeutenden Geistesgaben. Ich hab' ihn auch wärmer gefunden, als er gewöhnlich dafürgehalten wird, als ich selbst ihn früher geglaubt hatte. Er gibt eben sein Herz nicht jedem Esel hin, daß er seine Hände daran lege und sich wärme, wie an einem Wirthshausofen. Und da hat er recht, zumal in seiner praktischen Position, wo Cordialitäten leicht mißbraucht werden von Bestialitäten.

Zum Schluß noch ein kleines Gedicht: „Einem Greis." Grüßen Sie mir die Ch...schen aufs Schönste, die mir so freundlich gesinnten. Nun leben Sie wohl, theure Sophie, seyen Sie unverdrossen und ehrlich in der Pflege Ihrer Gesundheit! Ihr Niembsch.

Ebenfalls. Nach Ischl.

Stuttgart, den 21. Juni 1838.

Liebe Sofie!

„Guten Abend" mit dem hellen A war Ihnen einmal ein Zeichen meiner fremden Stimmung; Sofie mit dem f, statt ph, ist heute mir selbst ein Zeichen meiner argen Verdrießlichkeit.

Der Teufel hole meine Nerven, vielmehr, er hat sie schon geholt, und spannt sie manchmal über seine Geige und spielt mir gräßliche Weisen darauf.

Die Luft verdickt sich hier schon wieder so sommerlich schwül, so matt und platt, daß ich nächstens aufbrechen werde. Noch hab' ich nicht darüber entschieden, ob ich den gewohnten, von mir schon gar so oft abgeleierten Weg über München machen werde, oder einen neuen übern Bodensee und Tyrol.

Mir schwindelt, wenn ich an die Unruhe denke, mit der Sie vor

Ihrer Abreiſe herumgeflattert ſeyn mögen, wie eine Schwalbe vor einem Gewitter. Gottlob, jetzt ſind Sie doch ſchon in Iſchl und ich erwarte die Nachricht von Ihrer glücklichen Reiſe mit Ungeduld. Ich bitte mir ſogleich nach Empfang meines Briefes zu ſchreiben, damit Ihr Brief mich noch hier treffe.

Die Geſchichte von Zoe, wie ſie an mein Bild anſtieß, und was ſie dabei ſagte, iſt allerliebſt.[1] Und der liebe Arthur! Ich hoffe, er wird in den wenigen Monaten ſeines Alpenlebens aus ſeiner Schönheit nicht hinausgedeihen, ſondern noch mehr in ſie hinein, ſo daß Ammerling ſeine Freude haben wird an dem friſchen und verſchönernden Anhauch der Gebirgsluft in den lieben Zügen dieſes Kindes.[2]

Mein Geſchäft mit Cotta iſt noch nicht zu Stande, weil er ſchon wieder verreist war. Doch in dieſen Tagen kommt alles ins Reine. Ihre Gedichte bringe ich mit. Einiges Neue hab' ich hinzugedichtet: „Thränenpflege," „An Natalie,"[3] die das Grab meines Jugendfreundes Beſuchende, einen zweiten Theil meines Geiers,[4] eine kleine Tyrolerromanze.[5] Von den polemiſchen Gedichten ſind vier im Morgenblatt erſchienen, nämlich: „Die Poeſie und ihre Störer;" dann Competenz,[6] wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen, und noch zwei kleinere. Mit meiner Geſundheit ſtehts gut. Sie werden in dieſem Briefe eine gewiſſe Haſt bemerkt haben. Ich mußte eilen, um ihn noch heute auf die Poſt zu bringen. Dieſe halbe Stunde war die einzige Zeit, welche ich heute meinen Beſuchen, aktiven und paſſiven, abgewinnen konnte zu einem Briefe an Sie, theure Sophie. Leben Sie wohl. Ich verwende in dieſem Augenblicke meine ganze Seele darauf, Ihren Aufenthalt in Iſchl zu ſegnen. Seyen Sie recht vergnügt! Ihr Niembſch.

[1] Sie hatte um Vergebung für ihre Unachtſamkeit gebeten.

[2] Sein Geſicht gleicht im Bilde von Ammerling ganz einer friſchfarbigen ſaftigen Pfirſche.

[3] Jetzt „An eine Wittwe."

[4] „Auf einen ausgebälgten Geier."

[5] „Viſion."

[6] In den ſpäteren Auflagen weggelaſſen.

Niembſch hatte in ſeinem Zimmer zu Wien bei ſeinem Freunde Max auf einem Hängekaſten einen ausgebälgten Geier ſtehen und neben dieſem einen Todtenſchädel. Jenen fang er alſo an:

„Du todter Geier ſtehſt noch immer wild und edel,
„Und neben dich geſtellt hab' ich den bleichen Schädel.
„Ich laſſe dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
„Als hätteſt du geſpeist das Fleiſch von ſeinen Wangen."

Unferne dieſes ſchauerlichen Paares thronte auf einem Schubladkaſten einſam des düſter erhabenen „Beethovens Büſte" auch von Niembſch gefeiert.[1] Der dieſelbe ſpendende Freund war der Dichter Guſtav Ritter v. Frank. Solche Umgebung aber war ganz der Gemüthsſtimmung Lenau's angemeſſen. Ein Fremder hätte aus ihr ſchon errathen können: „Da mag Lenau wohnen!" Auch war das Zimmer, mit nur Einem Fenſter in einen kleinen Hofraum ſehend, etwas lichtarm, und verdüſterte dadurch noch mehr ſeinen Inhalt.

Nicht lange nach Abſendung des obigen Briefes machte Niembſch in Geſellſchaft der Reinbecks einen Ausflug zu Guſtav Schwab nach Gomaringen bei Tübingen, wohin ſich dieſer zur Gewinnung freierer Muße als Pfarrer hatte verſetzen laſſen. Niembſch hörte ihn daſelbſt Sonntags den 8. Juli predigen.

Nachdem Niembſch endlich mit ſeinen Geſchäften in Stuttgart bezüglich der dritten Auflage ſeiner „Gedichte" in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung und mit der Herausgabe ſeiner „neueren Gedichte" bei Hallberger völlig fertig geworden, eilte er am 13. Juli zu ſeiner verehrten Freundin nach Iſchl hinweg.

Nun laſſe ſich aber wieder einmal unſer alter Freund, Johann Gabriel Seidl, vernehmen! Derſelbe erzählt uns in den Sonntagsblättern von 1848 (S. 55): „Im Winter des Jahres 1838 erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für ſein Prachtwerk: „Das maleriſche und romantiſche Deutſchland" die Section: „Tyrol und Steiermark" zu übernehmen, mit dem Bemerken, daß Nikolaus Lenau

[1] „Es iſt außerordentlich viel Streben in dieſem Kopfe," ſagte Niembſch am 7. Juni 1840, „Naſe, Kinn, Haare, Alles aufwärts." (Nienborf Seite 25.)

einen Cyklus Romanzen zu Tyrol liefern werde. Auf meine zusagende Antwort erwiederte mir Wigand (unterm 10. April 1838): „Mit Herrn Niembsch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tyrol — in Stuttgart, wo ich ihn traf — gesprochen, und er war es besonders, der mich auf Sie, als den Kundigsten für die fragliche Abtheilung unseres Werkes, aufmerksam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, schreiben und sich über das zu Gebende besprechen." Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor zehn Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen so glücklich war, nun als fertigem Poeten wieder die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Inneres abspiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte ihn in Wien verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erst im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Karl Mayer, einem wackern Landschafter, welcher, vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Ansichten aus Tyrol und Steiermark für den Stahlstich zu zeichnen, vor seiner Abreise nach Innsbruck sich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen setzen wollte, und sich auf Niembsch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu erscheinen. Ein Briefchen des letzteren lag als Einschluß bei, ein Briefchen so innig, so seelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen."

Stuttgart, den 6. Juli 1838.

Lieber Freund!

Meister Niklas, wie Sie mich einst gerne nannten, hat nicht vergessen, weder die Dornbacher Wiese, noch den „Neuner," wo er mit Ihnen vor so viel Jahren so vergnügt zusammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten alten Klänge nicht verschlingen, im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erst dort wieder vernehmbar, so daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder in einem rasselnden Wagen die leiseste Rede hören, während sie nichts davon vernehmen, wenn sonst alles still ist. Ich habe Ihrer oft gedacht und möchte wohl wieder mit Ihnen seyn, bevor der eine oder andere von uns fort muß. Sie

haben in Ihrem Briefe, deſſen ſpäte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tyrolerromanzen behufs einer Inſertion in Ihren Proſatext zu überſenden.

Leider hab' ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die iſt ſo ausgefallen, daß Sie dieſelbe Ihrer Proſa nicht würden einreihen können.

Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, ſo werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leiſten.

Ueberbringer dieſes Schreibens, Herr Mayer, iſt ein tüchtiger Künſtler und ſehr achtenswerther Mann; zwei Eigenſchaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben recht, mein theurer Jugendfreund, daß unſere Lebenswege und ſomit auch unſere Anſichten auseinander gelaufen ſind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohre ſchießen, ſoll für unſere wechſelſeitige Neigung nichts verloren ſeyn; kommt doch jeder von uns an ſeiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus ſeinem Rohr. Alſo herzlichen Handſchlag und ſchönſten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergeſſen haben. Niembſch.

— — —

So ſehr dieſes Schreiben — fährt Seidl fort — durch die Wärme ſeines Inhalts mich erquickte, ſo leid that es mir, in der Hoffnung gemeinſchaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuſcht zu ſehen; die halbe Luſt an der Arbeit war mir dadurch genommen.

— — —

Niembſch verweilte nur etwas über einen Monat in Iſchl, der ihm, wie unangenehm auch äußerlich, denn es beginnt der Scherz: „An den Iſchler Himmel im Sommer 1838," mit dem Fluche:

Himmel! ſeit vierzehn Tagen unabläſſig
Biſt du ſo gehäſſig und regennäſſig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, ß Himmel, es hole dich der Teufel!

doch auch andererſeits wieder innerlich viel Sonnenſchein geſpendet haben mag, wie des Liedes Ende verräth:

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluch mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Dennoch vermochte ihn auch sogar dieser glücklichere andere Himmel nicht ganz und gar vor „traurigen Anwehungen" zu schützen, wie nachstehende Zeilen bezeugen:

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 21. Juli 1838.

Gestern packte mich wieder einmal meine Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Gmunden, den 16. August 1838.

Liebe Sophie!

Ich fange an, dieses Gmunden zu scheuen. Das vorigemal traf ich Schleifers Frau krank, dießmal gar nicht mehr. Vor acht Tagen hat man sie begraben. Sie können sich denken, liebe Sophie, daß Schleifer wünschte, mich wenigstens einen Tag hier zu behalten, und daß ich dem Trauernden, dem Freunde, diesen Tag nicht versagen mochte. Er ist 68 Jahre alt, und, komme ich wieder einmal nach Gmunden, vielleicht todt.

Man ist nicht in der Stimmung, betrübende Todesnachrichten mit philosophischer Fassung zu empfangen, wenn man sich eben von geliebten Freunden getrennt hat. Jedes solche Trennen und Scheiden, sey es auch nur auf kurze Zeit, hat eine traurige Miene, und diese Miene verfinstert sich gar sehr, wenn wir dabei gemahnet werden, wie leicht und schnell wir dahin fahren. Das Leben erscheint mir nie brutaler, als wenn

es mich nöthigt, um äußerer Umstände willen den Umgang mit innig befreundeten Herzen zu verlassen, und meine vielleicht knapp gezählten Tage allein zu verzetteln.

Meine Fahrt über den Traunsee war sehr rasch. Die drei Kerle arbeiteten aus allen Kräften, mich aus Eurem Anblicke hinwegzurudern.

Der See ward immer stiller; der Traunstein glühte auf einige Minuten auf, wie eine große steinerne Rose; das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit; die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen; dann erhob sich ein Windhauch, und der See hatte wieder Alles vergessen. Ich aber hatte und werde nichts vergessen von den schönen Tagen, welche ich bei Euch verlebt.

Ich danke Ihnen und der liebenswürdigen Johanna von ganzem Herzen dafür. Mit dem Dichten will es nicht gehen. Meine Hußaren sind auf und davon, und kommen vielleicht nie wieder.[1] Heute aß ich bei Schleifer zu Mittag. Seine Kinder in schwarzen Kleidern machten mich traurig. Wir saßen um den kleinen runden Tisch nahe zusammen, gleichsam um die Lücke an demselben zu verdecken. Morgen reise ich nach Linz und weiter. Johannens Brief hab' ich hier auf die Post gegeben.

Meinem Freund Max kann ich von hier aus nicht mehr schreiben, weil Schleifer meine Anwesenheit für sich in Anspruch nimmt. Leben Sie wohl, theure Sophie! Ich grüße Johanna und Ihre Kinder herzlich, wie auch die lieben Angekommenen. Ihr Niembsch.

Niembsch an Max in Ischl.

Wien, den 20. August 1838.

Die Natur hat auch ihr Decorum, ein heiliges Decorum. Der Mensch wagt es nicht leicht, Angesichts des Erhabenen kleinliche Gedanken auszukramen, wenn er überhaupt nicht bereits außer der Natur steht.

[1] Die Hußarenlieder hat Niembsch zu Ischl an den regnerischen Morgen, im Bette liegend, gemacht.

Niembſch an Sophie.

Wien, den 23. Auguſt 1838.

Liebe Sophie!

Sie haben recht, daß ich das ruhige Iſchl verlaſſen habe, um mich in eine Welt des Streites und Aergers zu begeben. Man will mich in meiner eigenen Galle weich machen, und zu einer knetbaren Maſſe maceriren.

Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streit führe ich mit mir ſelbſt, indem ich der Galle den Fluß nicht geſtatte. Mein Savonarola hat mir die Meute an die Ferſen gezogen. Kränkender bitterer Welthaß hat ſich bereits vor 300 Jahren an dieſen Namen geheftet; untrennbar und unverſöhnlich haftet er noch an demſelben. Indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Theil ſeines Verhängniſſes auf mein Leben, und wahrlich, der Held müßte ſich ſeines Sängers ſchämen, wenn ſich dieſer dabei ungeberdig anſtellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte ſcharfe Feile, welche mein Geſchick daran legt.

Es iſt ſeltſam und ſieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimath die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande her Zeichen der höchſten Liebe und Anerkennung kommen. — In den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik fand ich am erſten Tage meines Hierſeyns eine Recenſion meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin dieſem Buche nicht bloß eine poetiſche, ſondern — ſo zu ſagen — auch eine welthiſtoriſche Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verſtockten Abſolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geiſtigen Lebens aufgefaßt wird, in welcher es gewachſen. Das iſt die höchſte Ehre, die mir jemals zu Theil werden konnte. Freilich wird ſich das Organ ſolchen Gerichtes gefallen laſſen müſſen, daß es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere ſetzt damit nur das Geſchäft des erſteren fort, indem er ſich ſelbſt richtet.

Was mir die Trennung von Ihnen und der lieben Johanna erleichterte, und mir möglich machte, gerade vor der Ankunft der Unsrigen abzureisen, war mein heimlicher Vorsatz, noch einmal nach Ischl zu kommen, und mit geschäftfreier Seele noch einige Wochen mit Euch zu verleben. Ob mir dieses Glück werden wird, weiß ich noch nicht; doch können Sie von meiner treuen Freundschaft erwarten, daß ich daran arbeite. Dann will ich mir aber auch den lieben Umgang und die schöne Natur durchaus nicht verkümmern lassen durch Gedanken an das, was mich erwartet, wenn ich wieder nach Wien zurückkomme.

Mich freut Ihre Lust zum Landschaftzeichnen. Verzagen Sie nicht an Ihrer Fähigkeit; wer so schön Blumen malt, wird auch an Landschaften nicht scheitern; wer die Augen so schön malt, wird auch die Glieder zeichnen können.

Unternehmen Sie es kühn, liebe Sophie! Meine Hußaren sind fort und kommen nicht wieder; trara!

Das Ischlerliedchen klingt mir auch noch immer nach, wie das ganze gute Leben in Ischl. Seit gestern regnet es hier. Ich bin besorgt, ob Ihrem lieben Vater nicht seine Gebirgswanderungen vereitelt werden. Er empfing mich in seinem Bureau mit so herzlicher Liebe, daß es mir weh that, nicht gleich mit ihm fortreisen zu können. Wie manches interessante Thema könnten wir zusammen recht ungestört mit gründlicher Muße durchsprechen auf den Bergen! Vielleicht würden uns unsere frischen Gedanken umflattern wie lustig singende Alpenlerchen. Der Mensch versäumt viel.

Uhland hat sich hier bei dem Erzherzog,[1] wie man sagt, etwas zu schüchtern benommen. Das thut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den ersten Tagen seines Hierseyns durch allzuviel huldigenden Andrang verstimmt, und konnte sich dann wegen der Zähigkeit seines Charakters nicht mehr freundlich und offen stimmen. Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Manne zusammentreffend, ihn sogleich auf Geist und Witz probiren, und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringt, ein geistreiches Phraserl? Das ist lästig und

[1] Er speiste beim Erzherzog Karl.

verſtimmend, und Ihr fandet vielleicht Uhland, als Ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen. — Ich habe dieſe Stelle an den Hofrath und Max gerichtet, und an die wenigen Wiener, welche ſich ein Urtheil über Uhland erlauben dürfen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schönſte Grüße an die Ihrigen. Der Frau Hofräthin, oder beſſer, meiner lieben guten Freundin insbeſondere meinen Kuß auf die Hand, welche ſie mir ſo freundlich aus dem Eiſenbahnſtellwagen herausreichte. Freut Euch! Denkt an mich! — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Niembſch war ſeiner uncenſirten Schriften wegen abermals vor die Polizei citirt, jedoch, wie das erſtemal, artig behandelt worden, und wurde auch fortan trotz angedrohter Geldſtrafe unbehelligt gelaſſen.

Niembſch an Emilie.

Wien, 11. September 1838.

Meine Albigenſer beſchäftigen mich aufs Lebhafteſte. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hülfe. Der Stoff ſpielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein.

Mein Muth iſt groß, meine Kraft nicht ſchlecht, und mein Körper iſt geſund; und aus allem dem hoff' ich, daß Gott auf dieſe Arbeit mit holdem Auge herab ſieht.

Niembſch an Max in Iſchl.

Wien im September 1838.

Ich denke jetzt viel an meine Albigenſer. Fünfzehn Geſänge hab' ich mir bereits entworfen. Gott gebe mir Kraft zu ſeinem Gedichte! Es wird umfangreich werden, wenn ichs durchbringe. Der Stoff iſt gewaltig, eine der größten, geiſtigſten und blutigſten Stellen der Geſchichte rollt ſich mir auf. Ich habe große Hoffnungen. Wenn nur mein Körper aushält, ſo denk' ich ein tüchtiges Werk zu ſchaffen. Seit einigen Tagen

bin ich aber ſehr abgeſchlagen und iſt mir, als wäre mir alle Kraft aus den Knochen geſtohlen.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Wien, im September 1838, (vielleicht Freitag den 21.)

Ich antworte dießmal etwas ſpät und Sie werden meinen Brief durch L.... auch etwas ſpäter erhalten, als es durch die Poſt geſchehen könnte; doch ſollen die, die ſo gerne mich ſelbſt gebracht hätten, wenigſtens einen Brief von mir bringen. Geſtern war ich in Penzing und heut' und morgen geh' ich wieder nach Penzing, und wahrſcheinlich auch übermorgen als Sonntag. Alles iſt dort wohl und vergnügt. [1]

Auch ich bin ſo ziemlich beides, und werde ſuchen, mich dabei zu erhalten.

Daß Sie juſt an Ihrem Geburtstage verreiſen, iſt mir nicht recht. Da werden Sie Abends ankommen und im Nußdorfer Dampfſchiffsgedränge und Weiterfahren nach Penzing wird überall keine rechte Zeit und Muße ſeyn, daß ich Ihnen ſagen könnte, wie heilig mir dieſer Tag ſey. Das Feſt des Wiederſehens und das Feſt Ihres Geburtstages wird mir da zuſammengeſchlagen werden in eine konfuſe unruhige Freude, und ich hätte gerne beides einzeln gefeiert. Die Feiertage meines Lebens ſind mir ohnedieß ſpärlich zugezählt, und dieſes wird für mich ohnedieß immer proteſtantiſcher.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Eliſabeth an Lenau in Wien.

Berlin, den 21. Oktober 1838.

Wenn ich das Lob bedenke, und die Stimmen der Tauſende, die es Ihnen zurufen, möchte ich wohl die Augen niederſchlagen, daß ich es wage, mit dieſen armen Worten vor Sie hinzutreten; aber nennen Sie

[1] Sophiens Eltern waren alſo ſchon wieder von Iſchl in ihr Landhaus, nach Penzing zurückgekehrt.

es immerhin unerlaubte Dreiſtigkeit, ja auch Anmaßung, das fühle ich ja ſelbſt; aber zürnen, ich weiß es wohl, Sie werden mir es nicht.

Ihnen kann es zwar gleich gelten, ob die ſchwache, unbedeutende Mädchenſtimme in Ihre Anerkennung mitklingt; aber glauben Sie mir, ich bin unbeſchreiblich ſelig, daß ſie es kann, und der Laut, mit dem ich in den Preis und Jubel einſtimme, heißt: Dank. Früher, als ich erſt kaum dem Kinde entwachſen war, da war ſo Vieles in meinem Innern, was ich nicht deuten konnte, ja noch viel, viel mehr, von dem ich nichts wußte, nichts ahnte (jetzt iſt mirs, als wäre ich damals in einem Garten voll Blumen geweſen, die alle noch in der Knospe geſchlummert hätten). Da las ich aber Ihre Lieder, und nach und nach, wie der Sonnenſtrahl allmählig die ſchöneren Keime hervorlockt, ging mir eine neue Erkenntniß auf, ein neuer Himmel, eine neue Poeſie.

Ich las wieder und wieder, und mit der ganzen Gluth und Innigkeit meiner Seele ſog ich jenen Himmelsthau ein. Die Lieder fühlte ich mir ſo verwandt, ja, mir war's manchmal, als erkennte ich durch die herrliche Form meine eigenen Gedanken wieder. Was immer noch ſchlummernd lag, Sie haben es geweckt; nun, ich weiß es wohl, kann ich tiefer fühlen, mehr verſtehen, inniger lieben, beſſer weinen. Ihre Lieder kann ich alle auswendig, und faſt ſage ich ſie mit gleicher Inbrunſt und Andacht her, wie mein Gebet. Das Buch hat auch ſeinen Platz neben meiner Bibel und dem Geſangbuche. Zufällig ſah ich Ihr Bild, und ſtundenlang ſtand ich davor und konnte mich nicht ſatt ſehen. Wußte ich doch nun Ihr Antlitz mit dem ſchönen Dichterauge, und nun ſteht es mir auch feſt und unverwandt im Sinn. Meine Malereien kleideten ſich unbewußt und unvermerkt in Ihre Züge, daß mir oft meine Geſpielinnen zuriefen: „Du zeichneſt ja ſchon wieder Lenau!“ Jetzt habe ich das Bild, was ich zuerſt von Ihnen ſah, eigen; es hängt über meinem Schreibtiſche, und wie damals, ſeh' ich es noch oft ſtarr und unverwandt an. Wohl hätte ich nun können glücklich ſeyn in dieſem überreichen Doppelbeſitzthum, aber das nie genügſame Herz forderte noch mehr, und auch dieß haben Sie gewährt.

O Lenau! (laſſen Sie mir dieſen Namen für Sie, in ihm ſind Sie ja ganz mein!) als ich Ihre Schriftzüge erblickte und das Blatt in der

Hand hielt, was Sie mit der Ihrigen berührt hatten, da gingen mir im Vollgenuß meiner Seligkeit die Augen über, und — faſt ſchäme ich mich, es zu geſtehen — ich habe es zu tauſendmal an mein Herz und an meine Lippen gedrückt. — Und ſo nehmen Sie ihn denn hin, meinen heißen innigen Dank. Worte ſind zu arm, ihn auszuſprechen. Vergeben Sie nur mein Ungeſtüm und das Ueberſchreiten der Grenze mädchenhafter Schüchternheit; aber nun, mit ſolcher Reliquie in den Händen, konnte ich nicht mehr ſchweigen; das volle Herz mußte überfließen. Drum noch einmal: ich danke Ihnen, danke Ihnen mit der ganzen Fülle und Kraft und Innigkeit meiner Seele! Eliſabeth.

Die Huldigung dieſes ſinnigen und tief innigen Mädchens — irre ich nicht, ſo war es eine junge preußiſche Gräfin — erſcheint mir nicht als eine einzelweſige, ſondern als eine allgemeine des ſchönen gefühlvollen Geſchlechtes für den herz- und ſchmerzvollen Dichter.

Tauſende ihrer Schweſtern — ich fürchte nicht, mich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen — dachten und empfanden wie ſie, nur waren ſie minder kühn, es ihm zu ſagen. Ich trage mich mit dem Glauben, daß kein deutſcher Dichter, nicht Schiller, nicht Hölty und auch nicht der wohllautreiche warme Bürger, vielleicht nur allein der alte berühmte Meiſterſänger Heinrich Frauenlob, welchen vor einem halben Jahrtauſend zu Mainz die dankbaren Frauen auf ihren zarten Schultern zu Grabe trugen, ſolche unbeſchränkte feſſelnde Gewalt über das weibliche Herz ausübte, wie Lenau.

Was der Liebe zu ihm den Weg bereitete und ſie auf den Gipfel brachte, das war das edle Mitleid. Ein ächtes reines Frauenherz vermag keinen Unglücklichen zu ſchauen, ohne ſich ihm zuzuneigen; wie denn erſt dann, wenn dieſer ſo ſchön, ſo wahr, ſo bezaubernd ſein Unglück ſingt.

Lenau ſah Eliſabeth nie. Eine gewiſſenhafte Scheu vor leichtſinnigem argen Spiel mit Menſchenheil ſcheint ihn davon abgehalten zu haben, und zu feſterem Bunde hatte es ihm, wie er wähnte, ſchon vor Jahren an der nöthigen Herzensfreudigkeit gefehlt. (S. 17. Februar 1832.)

Wo du nun aber auch weilſt, weiche zärtliche Seele, ſtarre nur immer hinauf zu ſeinem Bilde, und weine Dich aus um ihn! Du beſitzeſt ihn denn doch im Geiſte noch jetzt! . .

Schleifer an Schurz.

Gmunden, am 19. December 1838.

Lieber Schurz!

..... Unlängſt erhielt ich von einer jungen, ſehr achtungswerthen Frau in Linz einen Brief, in dem ſie mir vier Gedichte von Niembſch abgeſchrieben mittheilt, und mit der höchſten Begeiſterung über den letzten Band ſeiner Gedichte in ſchwärmeriſchem Lobe ſich ergießt. Warum darf man ſo was nicht drucken laſſen?! — Niembſch kennt ſie perſönlich, dieſe Frau.

Es war die gefühlvolle und gebildete Gemahlin des oberöſterreichiſchen Dichters Kaltenbrunner. Niembſch achtete ſie ſehr. Ihr frühzeitiger Tod veranlaßte ſein Gedicht: „Das Kind geboren, die Mutter todt.“ Schleifer konnte nicht ahnen, daß einſt der gerühmten Pauline Nachfolgerin ſeine eigene ältere Tochter Thereſe, als nunmehrige zweite Gattin Kaltenbrunners, werden würde.

Berichtigungen.

Seite	26	Zeile	17	von oben	lies: meinen Schwestern eben so statt: meiner Schweſter ebenſo
„	29	„	6	„	„ clanculum statt: clauculum
„	29	„	15	„	„ Nina, statt: Mina,
„	35	„	21	„	„ Rapport kriegen. statt: Rapport bringen.
„	37	„	5	von unten	„ Schwesterln statt: Schweſterle
„	39	„	8	„	„ Jenko, statt: Zenko
„	47	„	10	von oben	„ Bescherung. statt: Beſſerung.
„	47	„	13	„	„ Battignies, statt: Battignies.
„	47	„	9	von unten	„ Jänner statt: Mai
„	48	„	7	„	„ selbe statt: selber
„	48	„	4	„	„ durch Ihren Tod statt: durch Tod
„	51	„	16	von oben	„ Verina statt: Verinna
„	52	„	1	„	„ was um mich statt: was nur auch
„	54	„	14	„	„ Reiche statt: Striche
„	54	„	17	„	„ Eiszapfen statt: Eistropfen
„	57	„	6	„	„ Schulfreizeit statt: Schulfreiheit
„	58	„	7	von unten	„ seiner statt: seine
„	61	„	17	„	„ verändert statt: verlängert
„	61	„	8	„	„ erhaltende statt: erhebende
„	66	„	14	von oben	„ „Ha, statt: „Ja,
„	68	„	2	„	„ Riederer, statt: Riedener,
„	69	„	3	von unten	„ düstere statt: äußere
„	74	„	9	von oben	„ verweilte. statt: zubrachte.
„	74	„	12	„	„ Begünstigten statt: erklärten Verehrer
„	76	„	7	von unten	„ Rötz, statt: Räty,
„	77	„	12	von oben	„ nachstand. statt: nahe stand.
„	79	„	11	„	„ Ungar statt: Ungarn
„	80	„	15	„	„ Fichtenwaldungen statt: Lichtenwaldungen
„	80	„	13	von unten	„ wo es eben statt: was eben
„	82	„	6	von oben	„ führte uns auf die sogenannte alte Wieden, statt: führt' uns auf die sogenannten alten Wieden,
„	82	„	24	„	„ Gallizinberge statt: Galizienberge
„	86	„	2	„	„ alten statt: allen
„	86	„	13	von unten	„ Verſe Fauſts, wo er von statt: Werke Fauſts, wo er bei
„	86	„	2	„	„ in dem statt: indem
„	89	„	1	von oben	„ tosen, statt: losen,
„	89	„	16	von unten	„ Prosa, statt: Person,
„	89	„	15	„	„ Poesei! statt: Poeſie!
„	90	„	5	von oben	„ Baumschlage statt: Baumplatze
„	90	„	9	„	„ Stirenstein, statt: Nirenstein.
„	90	„	8	von unten	„ pressen, statt: greifen,
„	90	„	9	„	„ langen statt: langem
„	102	„	11	von oben	„ Scheune, statt: Scheuer,
„	110	„	3	von unten	„ Gelbsucht! statt: Gallſucht!
„	115	„	13	„	„ ich sehe, statt: ich hoffe,
„	116	„	10	von oben	„ bullas aureas. statt: bullao anreao.
„	117	„	16	„	„ Maralm; Griesbeils statt: Waralm; Greisbeils
„	120	„	1	von unten	„ erwebren, statt: verwehren,
„	122	„	3	„	„ sein Glück statt: ein Glück
„	124	„	11	von oben	„ vorm 22. August statt: vor August
„	124	„	7	von unten	„ innigen Freundin, statt: einigen Freundin,
„	125	„	11	von oben	„ gerafet statt: gestrafet
„	126	„	12	„	„ könnte, statt: konnte,

Seite 126 Zeile 8 von unten lies: malt statt: macht
„ 132 „ 12 „ „ ist wo ein Fruchtsack statt: ist mein Fruchtsack
„ 132 „ 15 „ „ heute statt: heuer
„ 134 „ 7 „ „ melancholischeste statt: melancholische
„ 143 „ 7 von oben „ mein statt: ein
„ 144 „ 15 „ „ Momente, statt: Monate,
„ 146 „ 10 „ „ animae statt: animo
„ 149 „ 3 von unten „ Kerners statt: Körners
„ 158 „ 2 „ „ von Chamisso, statt: an Chamisso,
„ 159 „ 10 von oben „ als immanente Kunst, und Kunst ist nichts als transiente Religion,
„ 159 „ 6 von unten „ den schönen, stillen, sinnenden statt: schönsten sinnenden
„ 161 „ 6 von oben „ ließ meine statt: bis meine
„ 161 „ 7 „ „ herumschweifen, statt: herumschweiften,
„ 163 „ 1 von unten „ vermindert? statt: verändert?
„ 164 „ 15 von oben „ groß, paradiesisch statt: großparadiesisch
„ 166 „ 8 „ „ daran statt: davon
„ 168 „ 13 „ „ treulich statt: traulich
„ 169 „ 6 von unten „ Matuschinski statt: Matussinski oder Matushinski
„ 176 „ 16 „ „ Glückliche Reise! statt: Glücklicherweise!
„ 188 „ 1 „ „ redlich statt: endlich.
„ 189 „ 2 von oben „ 1. August 1832. statt: Im August 1832.
„ 192 „ 10 „ „ um von Stuttgart statt: nun von Stuttgart
„ 194 „ 10 „ „ gestellt haben, statt: gestellt,
„ 204 „ 2 von unten „ wirklich statt: wörtlich
„ 208 „ 1 von oben „ hervorgegangene, statt: durchgegangene,
„ 209 „ 4 von unten „ Neunerianer statt: Neuerrianer
„ 213 „ 2 von oben „ Ferner statt: Farmer
„ 214 „ 3 „ „ seines Faust, statt: jenes Faust,
„ 228 „ 18 „ „ Weisen, statt: Wiesen,
„ 229 „ 9 „ „ schreib statt: schrieb
„ 242 „ 12 von unten „ Düsterniß. statt: Finsterniß.
„ 243 „ 7 von oben „ Recken statt: Russen
„ 249 „ 5 „ „ wie statt: ein
„ 249 „ 11 von unten „ Weinbergen statt: Weinsberg
„ 255 „ 12 „ „ Cesarevicz! statt: Cäsarevicz!
„ 257 „ 20 von oben „ in der Trilogie statt: in Trilogie
„ 260 „ 22 „ „ (Nun folgt das Gedicht: Niagara.) statt: Niagara.
„ 260 „ 5 von unten „ Der Naturpoesie statt: Die Naturpoesie
„ 261 „ 4 von oben „ nachdem statt: welchem
„ 261 „ 16 „ „ in einen statt: in jenen
„ 266 „ 20 „ „ kann ich doch mit statt: kann ich mit
„ 267 „ 7 „ „ daß ich selbst gar statt: daß ich gar
„ 269 „ 5 „ „ Grabe, statt: Graben,
„ 272 „ 21 „ „ Schwarzbachs statt: Harzbachs
„ 275 „ 14 von unten „ schrecklich statt: furchtbar
„ 276 „ 11, 16 von unten lies: Mürzsteg statt: Münzsteg
„ 277 „ 1 von oben lies: hinanzuschleppen statt: hinzuschleppen
„ 277 „ 10, 12 von oben lies: Niembsch statt: Lenau
„ 284 „ 4 von unten lies: Burgverließ, statt: Burg verließ,
„ 285 „ 2 von oben „ unliebenswürdigen statt: liebenswürdigen
„ 296 „ 12 „ „ mich euch statt: mich auch
„ 307 „ 10 „ „ gehört die Linie weg.
„ 310 „ 8 von unten lies: fahren mir statt: fasern mir
„ 311 „ 17 von oben „ „Pinkerl“ — Rinnhofer statt: „Päckerl“ — Reinhofer
„ 315 „ 5 „ „ Anno 1653 statt: Nr. 1653
„ 317 „ 12 von unten „ Liebe Freundin! Max hat recht, statt: Max hat Recht,
„ 320 „ 6 „ „ Es zieht mich statt: Es geht mich

Liebe gute Schwester!

Mir ist sehr leid, daß dir meine Abreise so viel Kummer macht ich sehe, daß du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie du mir überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich dich, du meine liebe, gute Aersi. Ich komme gewiß bald zurück. Ich versprechr dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, so lange du sie mir durch deine Liebe verschönst. Ich umarme dich mit aller Liebe die du verdienst. Gott segne dich und die Deinigen!

Dein Bruder.

Lenau's Leben.

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Zweiter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Vierter Abschnitt. Wanderjahre. Zweites Fünf 1

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abschnitt. Das „vierschrötige" Jahr 139

Sechster Abschnitt. Die Leidensjahre 272

Vierter Abſchnitt.

Wanderjahre. — Zweites Fünf.

Niembſch an Emilie.

Wien, etwa den 15. Jänner 1839.

Einige lyriſche Gedichte und vier Geſänge von meinen Albigenſern ſind Alles, was ich ſeit einem halben Jahre meinen körperlichen und geiſtigen Verſtimmungen abgerungen habe. Eine ſehr gründliche, geiſtvolle und rühmliche Recenſion meines Savonarola und geſammten Dichterſtrebens findet ſich im 27. Hefte der Bonner Zeitſchrift für Philoſophie und katholiſche Theologie.

Auch die erſte Hälfte des Jahres 1839 ging Niembſch — er wohnte fortwährend bei ſeinem Freunde Max — ziemlich ſtill vorüber; erſt als Sophie um die Mitte Juni nach Iſchl gereiſet war, ward es wieder lauter, ja überaus ſtürmiſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Wien, den 25. Juni 1839.

Liebe Sophie!

Als ich noch ein Knabe war, ward ich immer traurig, wenn ich im Wald ein leeres Vogelneſt gefunden, der ausgeflogenen Vögelein gedenkend und nach ihnen verlangend;[1] und jetzt, da ich ein Mann bin, ergeht es mir nicht anders, wenn ich, etwa nach der Uhr zu ſehen, zuweilen in

[1] Hiemit verwandt iſt auch „das Vogelneſt" in den Albigenſern.

Ihr Zimmer trete. Die Freunde fahren auseinander und rücken wieder zusammen, um abermals sich zu trennen, bis die Stunde schlägt, da sie vielleicht nicht mehr zusammenkommen. Fast sollte man dem verstorbenen Professor Daub beistimmen, der den Raum für ein Gemächte des Teufels hielt. Noch am Tage Ihrer Abreise fuhr ich nach Kirling. Ich fand meine Schwester in großer Verstimmung und Niedergeschlagenheit, und ward von ihr mit einem Strom von Klagen empfangen. Dem kleinsten Mädchen droht Blindheit; das ist freilich viel für eine Mutter.

Ich werde das Kirlingerthal, der Schmerzen und Klagen mancher Art halber,[1] aufgeben müssen, um mein Gedicht zu beendigen; es soll zugleich mit den Trauben reif werden. Trotz der schlimmen und guten Störungen der letzten Tage, als da waren eine Entzündung meiner Schwester, ein Besuch von Wolf, Münch und Karajan in Kirling, ist es mir doch gelungen, unterdessen ein paar hundert Verse weiter zu machen, und wenn es so fortgeht, werden meine Albigenser mit den Trauben, zumal mit den Kirlinger Trauben, wohl Schritt halten können. Die Krankheit Theresens ist gehoben. Ich ging mit meinen drei genannten Sonntagsgästen[2] nach Klosterneuburg zum Essen, und von dort Abends in die Stadt.

Die Tischgespräche in Klosterneuburg waren eben nicht die heitersten, einige Späße Karajans abgerechnet, wie z. B., daß er mir eine Knödelsuppe empfahl, indem er sagte: „Diese vortreffliche Leberknödelsuppe zu verachten, das thun Sie mir nicht an, Verfasser des Savonarola!“ — Ich verachtete sie dennoch.

Münch theilte mir auf die unbefangenste und zutraulichste Weise mit, daß er einen von mir in einem früheren Gespräche hingeworfenen Gedanken zu einem Sonette verarbeiten wolle. Ich hatte nämlich geäußert: „Der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer, und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines imaginären Gegners

[1] Therese war auch ihrer letzten Niederkunft sehr nahe; in der nämlichen Stunde vielleicht, als Niembsch diesen Brief schrieb, ward ihr eine zweite Kathi, ein Ersatz für die verstorbene erste geschenkt.

[2] Also Sonntags den 28.

ſo ſtellend, daß derſelbe, aller ſeiner fingirten Vortheile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen iſt. Münch beichtete mir ſeine kleine Dieberei ſo liebenswürdig offenherzig, daß ich mich vielmehr darüber freute, als daß ich den zufälligen Einfall reclamiren mochte, deſſen ich mich ſonſt vielleicht nie wieder erinnert hätte. Münch iſt ein recht lieber, treuherziger Menſch. — Wolf verfiel plötzlich in Traurigkeit und ſagte: er werde manchmal von dem ſchrecklichen Gedanken eines verpfuſchten Lebens ergriffen. Das fand bei mir gehörigen Anklang; ich weiß auch davon zu erzählen. Allerdings iſt dieſer Gedanke ſchrecklich, und er wird zur Verzweiflung, wenn man ſich nicht mit dem andern Gedanken hilft: Rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten iſt. Wer ſich ſolches nicht ſelbſt zuruft, oder wohl gar nicht weiß, daß er ein Schiffbrüchiger, und ſein ganzes Elend verſchläft, dem mag es begegnen, daß er als Leiche ans Ufer geworfen wird, und zwar als totale Leiche.

Unſer Hereingang an dem kühlenden Ufer der Donau war recht angenehm, und ich benützte ihn dazu, Münch zu bereden, daß er Philoſophie ſtudire. Es gelang mir, ihn zu überzeugen von der mißlichen und gedrückten Stellung eines Dichters, der, in ſeiner Zeit gar nicht philoſophiſch orientirt, ihren höchſten Fragen, um ſich nicht zu compromittiren, aus dem Wege gehen muß, nur dort eine Stimme hat, wo das Vergängliche verhandelt wird; im hohen Rathe aber, wo der Menſchheit Ewiges berathen wird, verſtummen muß. Er bat mich angelegentlich um einige philoſophiſche Bücher.

Geſtern beſuchte mich Graf Ch... und lud mich nach Penzing zu Mittag.

Ich ſpeiste mit Fräulein Karoline und Graf H..., dem dramatiſchen Dichter. Karoline ſang vor Tiſche unter H..s Begleitung den „Wanderer“ und das „Grethchen“ von Schubert hinreißend ſchön. Es rollt wirklich tragiſches Blut in den Adern dieſes Weibes. Sie ließ in ihrem Geſang ein ſingendes Gewitter von Leidenſchaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerathe; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht ſo gerührt erſcheinen mag; umſonſt, ich war ganz erſchüttert und konnte es nicht verhalten.

Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat ins Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir Beide gleichgebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. „Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus," sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben, und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen gings ans Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna; sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schube.

Abends fuhr ich sammt H . . . mit ihr in die Stadt zurück. Um neun Uhr ging ich zu Ihren Eltern und traf Alle freundlich und heiter. Somit, liebe Sophie, haben Sie die Chronik meines dermaligen Lebens. Wie glücklich wäre ich, könnte ich bei den schönen Spaziergängen, die Sie mit der liebenswürdigen Rosalie machen, der Dritte seyn, oder der Vierte oder Fünfte!

Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte! — Sie schreiben in Ihrem Briefe an Max von der entzückenden Abendbeleuchtung in Ischl. Ich erinnerte mich lebhaft an den schönen Zimitzweg, und wie oft wir ihn gewandelt. Das röthliche Licht auf jenen Bergen, während wir über die duftenden Wiesen schlenderten, war wohl die schönste Abendbeleuchtung auch meines eigenen Lebens. Leben Sie wohl, liebe Sophie! hüten Sie Ihre Gesundheit und vergessen Sie nie, wie viele Herzen dafür besorgt sind.

Tausend Grüße an die liebe gute Rosalie und die Kinder. Ihr Niembsch.

Welche überraschende Aehnlichkeit mit jenem Septembertage 1831 zu Stuttgart, als Lotte Adelaide so bezaubernd sang, daß Niembsch, um

seine Bewegung zu verbergen, mit Thränen ins harte Eisen biß. Seines Herzens Mauern sanken schönem Gesange, wie Jerichos Mauern Josuas Trompeten. Bezeichnend ist es, daß die kühne Karoline zum schüchternen Lottchen mit zitternden Händen zusammensinken mußte, um des stolzen Mannes und Dichters widerspänstiges Herz zu gewinnen. Aber behutsam! Wie sich des Weibes Schüchternheit verlöre, würde sich sogleich des Mannes Stolz wieder emporrichten!

Niembsch an Sophie.

Wien, den 5. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut und fast überredet, daß mein Leben wirklich so schön zu deuten sey, wie Ihr Herz es gedeutet hat. Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter hab' ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario gehört hatte. Da war es nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle, deren Tragik mich angegriffen hätte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glücks auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre.

Da war es zu hören, daß es dem Schicksal Ernst ist mit seinem Leide, daß dieß nicht ein wohlgemeinter Rathschluß unserer Herzenserziehung ist. Ich war viel mit Karoline zusammen; sie fühlte sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorstellung des Belisario ging ich, wie öfter, zu ihr, und sagte ihr, daß sie die größte tragische Wirkung auf mich gemacht habe, worüber sie erfreut war, und mir einige Tage später sagte, meine Ergriffenheit in genannter Oper sey ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt, so sehr sie auch erfreut sey über den Beifallssturm in ihrer letzten Vorstellung. Gestern ist sie nach Dresden abgereist. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr

auch ſagte, eine der höchſten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange iſt ſie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindiſch und tändelnd, wobei ſichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erſchütterungen, und die Natur wohlthätig wieder das Leben ins Gleichgewicht zu bringen ſucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernſte Stimme ihrer Seele hervor, und was ſie, wie z. B. über das Tragiſche und ihre Auffaſſung deſſelben geſagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer ſeltenen Höhe. Sie iſt in den einſamſten und wildeſten Gegenden der Leidenſchaft heimiſch und kennt das Angeſicht des Schmerzes in allen ſeinen Zügen. Ich wünſchte, daß ſie, wie ſie ſich vorgenommen, in einigen Jahren ſich dem deutſchen Schauſpiele zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerſpiel eigens für ſie zu ſchreiben.

Liebe Sophie! was ſind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? Sie wünſchen, daß Ihre Geſundheit eine entſcheidende Wendung nehme, ſo oder ſo? Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wiſſen Sie nicht mehr, was Sie ſind und was Sie uns gelten? — Sie verſtehen es ſo gut, mir mein Leben ſchön zu deuten und mir heilkräftige Worte ins Herz zu flößen, wenn Sie mich verſtimmt ſehen, und haben für ſich ſelbſt, Ihren hohen Werth und Beruf, kein Auge? Nicht ſo unmuthig, liebe Sophie! Sie machen mich ſehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefes iſt mir dunkel. Sie ſagen, ich werde bald fühlen, wie ſehr mein Leben ein gelungenes ſey. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer ſelbſt und ihrer Werke froh werden wie Goethe. Meine Schriften beſitze ich nicht, und mich ſelbſt verſchenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plaſtiſch genannt. Daran iſt wenigſtens ſo viel wahr, daß ich wie ein plaſtiſcher Künſtler zu Werke gehe und mich ſelbſt zerſchlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu laſſen. Vielleicht iſt die Eigenſchaft meiner Poeſie, daß ſie ein Selbſtopfer iſt, das Beſte daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht ſo gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Waſſeruhr. Ohne das Gefolge der Trauer iſt mir das Göttliche im Leben nie erſchienen. In Ihnen hat es mir ſeit fünf Jahren ſtill geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden, und Ihre unſichere Geſundheit ängſtigt mich

fort und fort. In Karolinen hat es mir ein heiliges Gewitter in die Seele geſchlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage.

Mit meiner Geſundheit geht es leidlich; doch hat ſich in letzter Nacht mein Zahnſchmerz wieder eingeſtellt. Thereſe iſt geſund. Ich hab' ihr Ihren Gruß, den ſie gewiß herzlich erwiedern wird, wegen des kalten Wetters noch nicht überbringen können. Schreiben Sie mir recht bald. Schöne Grüße an die ſchöne Roſalie und Ihre Kinder! Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Wien, den 11. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerſchmettert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen jetzt ausführlich zu ſchreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie ſieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu verſöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerſchüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es iſt an Ihnen, Menſchlichkeit zu üben an meinem zerriſſenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geſchrieben. Verſtoße ich ſie, ſo mache ich ſie elend und mich zugleich, denn ſie iſt werth, daß ich ſie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, ſo geben Sie mir den Tod; ſind Sie unglücklich, ſo will ich ſterben. Der Knoten iſt geſchürzt. Ich wollte, ich wäre ſchon todt! Gruß an Roſalie. Dein Niembſch.

Deßgleichen.

Wien, den 12. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich werde das Mögliche thun, nach Iſchl zu kommen.

Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen ſprechen könnte! Sie waren mir immer das nächſte Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefſte Geſchichte, Sie ſind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute iſt es ruhiger in mir, denn geſtern. Ich war die letzten

Tage her wirklich krank. Es muß ſich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlaſſen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir ſogleich! Ich grüße die liebe Roſalie herzlich! Ihr Niembſch.

Ebenſo.

Wien, den 16. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich reiſe noch dieſe Woche nach Iſchl.

Was ich geantwortet, werde ich Ihnen mündlich ſagen. Ich will das Geſetz meines Lebens und mein ganzes Schickſal von Ihrem Herzen empfangen, deſſen Größe und Heiligkeit mir nie erſchienen iſt, wie in Ihrem letzten Briefe.

Es liegt ein Gebirg von Kummer und Traurigkeit auf meiner Bruſt. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karolinen nicht verſchwiegen, daß Sie meine höchſte, entſcheidende Rückſicht ſind.

Sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie theuer Sie mir ſind.

Dieſen Brief ſchreib' ich im Zimmer Schwinds, der in der Nähe der Poſt wohnt. Ich mußte nach Empfang des Ihrigen zu Herz gehen, und es blieb mir nicht Zeit, mich noch vor Abgang der Poſt nach Hauſe zu begeben. Es iſt ſchon ſpät. Schonen Sie Ihre Geſundheit, wenn ich Ihnen lieb bin, denn ſie iſt mir Lebensbedingung. Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was werth iſt. Gott ſey mit Ihnen, liebes, theures, herrliches Herz!

Morgen ſchreib' ich wieder und mehr.

Die Papiere bring' ich mit. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Wien, den 17. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Wenn ich bei Nacht erwache, und das geſchieht oft, ſo greift meine Seele gleich nach Ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde.

Ich ſehne mich nach Iſchl. Mit dem nächſten Eilwagen reiſe ich ab. Ich will heute noch auf die Poſt gehen und einen Platz beſtellen. Es gibt kein Wort für meinen Zuſtand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen ſoll. Er hat Euch beide gemacht und mich, alle drei aus Einem Stücke. Iſt ihm eines zu viel, ſo nehme er mich zurück. Ich habe ſehr viel mit Ihnen zu ſprechen, ſehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufſchließen, ſo weit es aufgeht. Das thut mir ſelbſt noth zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zuſtande entriſſen werden ſoll, der mich in die Länge tödten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beſte Arzt meiner früheren Leiden, iſt hin. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder ſeinen Hammer zur Hand, und arbeitet fort den ganzen Tag. Wie geht es mit Ihrer Geſundheit? O liebe Roſalie, wie dank' ich Dir, daß Du bei Deiner Schweſter biſt! Freut Ihr Euch denn auf mich?

Ich will ſchließen, denn was ich auch ſchreiben mag, ich kann es mündlich viel beſſer ſagen. Das Geſchriebene hat keinen Ton, am wenigſten den Ton, der die jetzige Erſchütterung meines Herzens geben könnte.

Auf Wiederſehen, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Wien, 19. Juli 1836.

Liebe Sophie!

Leider bin ich mit den Vorbereitungen zu meiner Reiſe nicht fertig geworden, ſo daß ich erſt nächſten Montag, den 22., mit dem Dampfſchiffe abfahren werde, und folglich Mittwoch Abends in Iſchl eintreffen. Wäre nicht Baron Münch den ganzen Morgen bei mir geweſen, ſo erhielten Sie einen ausführlicheren Brief von mir. So aber muß ich eilen. Ich habe noch vieles zu beſorgen. Die Schneider brauchen Zeit meine herabgekommene Kleidung ein wenig präſentable zu machen. Max hat Münch bei mir getroffen. Geſtern war ich in Kirling und habe meine neugeborne Nichte zum erſtenmal geſehen. Mutter und Kind ſind geſund. Die erſtere war gekränkt über mein ſpätes Erſcheinen; doch war ich die

letzte Zeit außer Stand, mich um irgendwen zu bekümmern. Das Kind ist recht hübsch, doch ist an seiner Kleinheit und Schwächlichkeit recht deutlich zu erkennen, daß es unter Kummer und Leid ausgetragen worden.

Ich reise mit dem Dampfschiff, weil es nur einige Stunden länger dauert, und ich mich bei meiner gegenwärtigen körperlichen Abspannung der staubigen Hitze im Eilwagen nicht aussetzen mag.

Könnten Sie mir nicht nach Ebensee entgegenkommen? Wenn Sie wissen, um welche Stunde das Dampfschiff von Gmunden dahin abgeht, so können Sie die Stunde bemessen, da wir uns treffen. Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Grüßen Sie die gute Rosalie tausendmal! Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Ischl, den 28. Juli 1839.

Seit vier Tagen bin ich wieder zwischen den Bergen Gottes. Wird's Dir auch so gut werden? Die Luft ist herrlich; mir ist, als hätte man mir Leben in alle Adern gegossen. Es wird auch meinen Albigensern wohl werden in diesen Wäldern, wo ich mir das schönste Holz zu Scheiterhaufen aussuchen kann. Was bis jetzt fertig worden, ist nicht übel gerathen; Du wirst Deine Freude daran haben, treuer Bruder! Wie geht's meiner lieben Resi und den Kindern, besonders der Pauline?[1]

Wenn Du Briefe für mich hast oder bekommst, so beliebe sie mir poste restante nach Ischl zu schicken; bis zu Deiner Abreise kann das geschehen, denn ich bleibe bis 15. August hier. In Steyermark besuch' ich Dich wahrscheinlich; Du sollst dann zwischen den Eisenhämmern auch meine Verse pochen hören; wenn nur jeder ein rechtes Herzpochen ist.

Meine Reise auf dem Dampfschiff ging trefflich. Alles sehr bequem; nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinsamer Kajüte nicht, wo Alles durcheinander auf den Polstersitzen herumlag, und der Zufall mir den —schen Gesandten zu Füßen warf, einen kolossalen Bengel.

[1] Sie war augenkrank.

Teufel hinein! daß gerade
Zu meinen Füßen
Die ſchnarchende Ambaſſade
Hat ſaufen müſſen!

Seine Frau war viel ſchöner als er, aber die lag fernab; indeſſen, vielleicht ſchnarchte ſie auch. Dann gabs noch ein Halbdutzend Preußenjünglinge auf dem Schiffe, rechte Sandkerle; trocken, fein, flüchtig und ſich an Alles anſetzend wie Flugſand. Die Donaugegenden ſind außerordentlich; ſie würden die geprieſenen Rheingegenden, wenn dieſe nebenher liefen, ohne Zweifel weit hinter ſich zurücklaſſen. Man ſiehts den Bergſchlöſſern in unſerem Lande wohl an, daß hier der Haß mit nervigerer Hand die Steine gefügt und gethürmt. Dazu die düſtere Waldumſchattung; das iſt prachtvoll. Auch den Traunſee überfuhr ich auf einem Dampfſchiff. Durch das ſchnelle Vorbeifahren beſtändig verſchoben, läßt ſich keins der herrlichen Bilder vom Auge feſthalten. Schleifer konnt' ich nicht beſuchen, weil ich ſpät angekommen war, und von der Abfahrt des Dampfſchiffes gedrängt, ſo daß ich nicht einmal ordentlich eſſen konnte, und die eine der beiden vortrefflichen Forellen im Stiche laſſen mußte. Iſchl iſt vollgewienert. Witthauer iſt da. Frau v. Pereira, Brenners u. A.

Leb' wohl, liebſter Bruder. Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Linz, den 22. Auguſt 1839.

Vorgeſtern Abends um neun Uhr iſt ſie nicht mit dem Eiſenbahnwagen,[1] ſondern mit Extrapoſt hier angekommen, als ich eben ſoupirte. Ihr Wagen hielt vor dem Hauſe, ich eilte hinaus und wir begrüßten uns. Sie war ſehr ermüdet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt; auch Freundin Clara, welche zu meiner Ueberraſchung den Hund, den ich ganz vergeſſen hatte, an einer Schnur höchſt gravitätiſch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupiren der Damen und unter allerlei munteren Geſprächen. Wir ſaßen zu vier zu Tiſche: Karoline, Clara,

[1] Auf der Budweiſer Pferdeeiſenbahn.

die Stubenkatze und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern Abends kam es zu solchen. Karoline stellte Alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, so lange sie der Oeffentlichkeit angehöre, und so lange ich meine eigenen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte bringen könnte, daß ich so lange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Conventionalstrafen verbunden seyn würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von 50,000 Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst. Die Partie nach Gmunden und weiter konnte bis jetzt wegen Regenwetters nicht unternommen werden. Vielleicht geschieht es, wenn der Himmel heiter wird. Clara hat keine große Sehnsucht nach den Gebirgen, wird sich aber der ihr aufgedrungenen Naturschönheit nicht entziehen können. Gestern aber waren wir im Theater und hörten das Nachtlager, musikalische Schneuzer von Conradin Kreuzer, unter dessen selbsteigener Leitung und Mitwirkung seiner debütirenden Tochter.

Wie geht es, liebe Sophie? Die unvergeßlichen Tage in Ischl stehen mir recht lebendig vor der Seele. Ich hoffe bald wieder dort zu seyn. Schöne Tage! Ich bin um so manchen Blick in Ihre liebe herrliche Seele und um die Freundschaft unserer Rosalie reicher geworden. Sprecht Ihr viel von mir? Haben Sie sich in meinem wunderlichen Wesen zurecht gefunden? Erscheint es Ihnen so, daß Sie sich von mir nicht abwenden mögen? O, wenn ich einen Genius habe, der sich meiner liebsten Angelegenheiten annimmt, so umschwebe er Sie, und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen! Derselbe, der mir in jenem Traum und Gedicht zurief: „Guten Abend, Freund und gute Reise!“[1]

Ich freue mich sehr nach Gmunden, wo ich Briefe von Ihnen vorzufinden hoffe.

[1] S. „Die Albigenser,“ Nachtgesang II.

Ist Trutschi schon aufgestanden?

Die liebe Zoe soll auch, wenn sie gesund ist, mit mir Mariage spielen; ich bringe neue Karten mit.

Eine Beschreibung vieler Details meines hiesigen Lebens erhalten Sie nächstens. Eines der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder empfangen hatte, knieend zu Füßen legte. Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuren Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin gesund, und freue mich noch der guten Nachwirkung Ihrer trefflichen Bewirthung.

Leben Sie wohl, liebstes Sopherl. Tausend Grüße der schönen Rosalie. Ich küsse die Kinder. Auf Wiedersehen Ihr Niembsch.

Auf den eben berührten Besuch im Theater zu Linz nimmt jenes Bezug, was von Berthold Auerbach in seinem Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenau's" im deutschen Museum von Robert Prutz, erster Jahrgang erstes Heft S. 58 erwähnt wird:

„Lenau erzählte, wie er einst drauf und dran war, sich mit einer berühmten Künstlerin zu verbinden, die ihn aber besonders durch die Forderung des kleinen Dienstes verscheucht habe. In einer Theaterloge zu V.[1] hieß es beständig: Niembsch, hänge meinen Hut auf, lege meine Mantille zurecht! Niembsch, reiche mein Perspektiv, bestelle Eis und dergleichen mehr."

Wenn man sich aus Niembschens Brief vom 25. Juni 1839 erinnert, daß Karoline nur durch zitternde Hände den aufwallenden Zorn des stolzen Mannes über das sieghafte Weib zu dämpfen vermochte, so ist es allerdings begreiflich, wie derlei kleine Forderungen, die sonst als Zeichen von Gunst gestellt und daher auch freudig gewährt zu werden pflegen, dennoch Niembsch verletzen und erbittern konnten. So können oft Kleinigkeiten nach Umständen und Personen unerwartet wichtig und

[1] Venedig? Niembsch war aber nie in Italien. Es sollte wohl heißen: zu L.

entſcheidend werden, und eine der gehofften gerade entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Hallſtatt, den 28. Auguſt 1839.

Liebe Sophie!

In Eile einige Zeilen durch Dr. B. Karoline hat mich zu einem Ausfluge im Salzkammergut eingeladen, und wir ſind jetzt in Hallſtatt vom Regen feſtgehalten. Morgen, wenn es etwas erträglich iſt, gehen wir weiter. Krummnußbaum werd' ich nicht beſuchen. Vielleicht ſpäter allein. Den 2. oder 3. bin ich wieder in Iſchl. Gott ſey mit Euch! Herzliche Grüße! Ihr Niembſch.

Vom Aufenthalte in Hallſtatt iſt bekannt, daß Niembſch und Karoline während eines Ganges durch das ſteinige zum Strubbach führende Thal von den ihrer Verbindung ſich entgegenſtellenden Hinderniſſen ſprachen. Da rief plötzlich Karoline im Eifer der Verhandlung: „Sieh her, mein Freund! ſo ſteig' ich über alle dieſe Hinderniſſe hinweg!“ — Und vor ihres Freundes erſtaunten Augen ſtieg ſie raſch, und eben ſo glücklich als kühn, über einen mächtigen rauhen Steinhaufen, der dicht am Wege lag, ohne weiteres hinweg.

Auf dem bergumſchloſſenen See wurde bei Mondbeleuchtung gefahren, und ſie ſang ſicilianiſche Fiſcherlieder. Damals nahmen ſich aber auch Beide ſehr warm des Wiener Dichters Ferdinand Sauter an, der ſich durch den Sturz von einem Felſen bei Hallſtatt den Fuß gebrochen hatte.

Am 3. September traf Niembſch richtig wieder in Iſchl ein.

Niembſch an Schurz in Wien.

Iſchl, den 28. September 1839.

Geliebteſter Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünſche zu meinem Geburtstage! Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau

— und noch immer ledig! Was glaubſt Du, ſollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedl zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!"?

Willſt nicht Du ſo gut ſeyn und ſolchen Ruf an mich ergehen laſſen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, ſoll man ſich immer auffordern laſſen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn Einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! iſt, wenn davor kopulirt werden ſoll, wohl auch ſo eine Art Spieltiſch. Unbegreiflich leichtſinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entſchloſſenheit, womit ſie das Schauerliche beginnen. Alſo, Bruder! überleg' Dir's und ſage mir im Oktober, wo ich Dich ſehen werde, was Du denkſt. Der Gegenſtand meiner kühnen Schickſalshypotheſe iſt — die fleißige Briefſtellerin.

Meine Albigenſer' rücken vor. Ich wollte auf drei Monate nach Stuttgart, um ſie dort zu beendigen und in Druck zu geben, erhielt aber nichts, was einem Paſſe ähnlich ſieht. Leeres Bedauern und Entſchuldigungen des Herrn Staatskanzleihofraths v. *..... war Alles, was auf mein Geſuch erfolgte.

Meine Geſundheit iſt vortrefflich; meine Liebe zu Dir, der lieben Tertſchi und den Kindern die alte. Dein treuer Bruder Niembſch.

Niembſch fuhr am 2. Oktober mit Sophie, ihrer Schweſter Roſalie und den Kindern von Iſchl wieder nach Wien ab.

Mein mündlicher Rath war keineswegs gegen eine Heirath Niembſchens mit Karoline, vorausgeſetzt, daß er nach genauerer Bekanntſchaft ſollte hoffen dürfen, mit ihr menſchenmöglich glücklich zu werden. Ich hütete mich jedoch auch, ihm dazu ſcharf zuzureden, weil dieß zu Heirathen einmal überhaupt nichts taugt, und weil mir auch ſeine Schauerſcheu dießmal davor ſchon einigermaßen, als auf bereits eingetretene Ernüchterung hinweiſend, bedenklich erſchien. Uebrigens ſtimmte ich ihm unverhohlen darin bei, daß ſeine äußere Lage vor der Hand zur Gründung eines nicht zu armen und ſchmalen Herdes, woran er nicht bloß Nebenſitzer würde ſeyn

wollen, noch unzulänglich wäre; wie nicht minder auch bezüglich des Rücktrittes Karolinens von der Bühne, weil ich in meinem Herzen überzeugt war, daß die seine kunstriefige Gemahlin umlärmenden Lobfeierungen, wie schmeichelhaft auch einerseits — gegenüber jenen stilleren Huldigungen, wie sie auch dem größten lyrischen und epischen Dichter nur zu Theile zu werden pflegen — ihm bei seinem großen Ehrgeize bald würden ärgerlich werden müssen; endlich hielt ich auch Niembsch sehr geneigt zu böser, bei solchem Ansturm der Bewunderer seiner Gattin leicht aufflackernder Eifersucht. Eine gefährliche Klippe für Karolinens Glück an Lenau's Seite wäre wohl auch noch ihre, von ihm so bewunderte Darstellungsgabe, gegenüber seiner eingefleischten Zweifelsucht, geworden. Seinem Freunde Evers sagte er wirklich einmal in späterer Zeit: „Eben weil sie eine große Schauspielerin war, und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr. Ich wußte nicht mehr, was ächt, was falsch an ihr sey."

Niembsch an Hermann Marggraff in Berlin.

Wien, den 1. November 1839.

Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht! Daß in meinem „Savonarola" mancher mystische Passus mit unterlauft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichtes beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr, wie der Sophia Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den „Savonarola" nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen „Savonarola" gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht.

Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte: „Die Albigenser"

— contra pontificem — wie ſich von ſelbſt verſteht. Der Held des Gedichts iſt der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geſchlagene, den aber eben das Klirren ſeiner Ketten und deren harter Druck nicht einſchlafen ließen.

Durchaus ungegründet iſt die umlaufende Meinung von einem innigeren Verhältniſſe zwiſchen Menzel und mir, als wäre ich deſſen verſificirender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wiſſen des Dr. Menzel concipirt und ausgeführt. (S. Blätter für literariſche Unterhaltung, Nr. 7 vom 9. Februar 1854, S. 125.)

Niembſch an Emilie.

Wien, den 5. December 1839.

Meine Geſundheit iſt leidlich bis auf gewiſſe Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren, und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann iſt mir zuweilen, als hielte der Teufel ſeine Jagd in dem Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daſelbſt und ein dumpfes Halloh des Schwarzen. Ohne Scherz; es iſt oft zum Verzweifeln.

Das Londoner Foreign Monthly Review hat eine ausführliche Beſprechung meiner Gedichte und des Fauſt.

In der Neujahrsnacht 1839—1840 ſang Lenau:

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Luſt; nur laß nicht liegen mir die Leiden!

und weiter:

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warſt du von den ſchlimmen;
Es mögen Andre dir ein Liedlein Dankes ſtimmen!

Wahrlich, die Gefahr war in dieſem Jahre ſehr groß, größer noch als im Winter 1831—1832 nach der Entſagung auf Lotte. Ohne die Reiſe nach Iſchl und ohne Sophiens ſowohl als Karolinens beſchwichtigende Gegenwart und edel verzichtendes Benehmen wäre das Unheil von 1844 wohl ſchon damals ausgebrochen. Sollte Niembſch und ſein ſpäteres Unglück verſtanden werden, und wer wünſchte wohl ſolches nicht? ſo durfte

ich dieſe Auftritte nicht verſchleiern und noch minder ganz verſchweigen. Zwar las ich freilich irgendwo: „Herzensneigungen der Dichter gehören nicht für die Oeffentlichkeit; ſie ſpiegeln ſich nur in ihren Liedern uns ab.“ Solcher Anſicht bin ich aber nicht; der dunkle Einzelne im Schooße des großen Haufens behalte ſein enges Herz nur immerhin ganz für ſich; nicht jedoch ſo der öffentliche Mann, der allen Blicken offen und frei ſteht. Und ſelbſt der mag es zum Theile noch thun, wenn nicht zugleich ſein Herz zur Hauptſache weſentlich mitgehört. Dieß iſt aber, wie bei keinem Andern in dieſem Grade, beim lyriſchen Dichter, der ſich ſelbſt ſingt, der Fall. Was da geſungen wird, mag auch geſagt werden. Wie denn erſt bei Niembſch, dem anerkannt größten lyriſchen Dichter der vor allen andern Völkern lyriſchen Deutſchen! Ich gab daher ohne Bedenken, was ich darüber hatte, und zugleich ohne Beſorgniß, die beiden noch lebenden, aber ungenannten Mitſchauſpielerinnen dadurch zu beleidigen oder zu kränken; denn meines Bedünkens bringt es keine Schmach, ſondern eher Ehre, von einem Geiſte und Manne wie Niembſch ſo geliebt worden zu ſeyn, und zwar nach Geſtalt und Lage der Sache mit ſo vollem Rechte und Grunde.

Viele Erheiterung gewährte Niembſch während des Vorwinters 1840 die Anweſenheit ſeines Freundes, des Grafen Alexander von Württemberg, zu Wien, der ihn fleißig in der Johannisgaſſe beſuchte.

Niembſch begleitete dieſen dafür am 15. Hornung 1840 in einer Bewerbungsangelegenheit deſſelben nach Stuttgart, das er aber bereits am 2. März, wo er noch der Trauung ſeiner Freundin Lotte Hartmann mit Regierungsrath Weiſſer beiwohnte, wieder verließ, daher ſeine Abweſenheit von Wien dießmal nur eine dreiwöchentliche war.

Niembſch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 23. Februar 1840 (Sonntag).

Liebe, theure Sophie!

Beſchwerlich war unſere Reiſe durch ſchlechte Wege, große Kälte und einen etwas unbequemen Wagen. Die erſte Nacht raſteten wir in Mölk. Alexander ließ ſein Bett auswärmen; das meinige glich einem großen

Eisumschlag über den ganzen Körper, und erst der vortreffliche Caravanenthee zum Frühstück konnte mich wieder ein wenig warm machen. Den zweiten Tag ging es bis Wels. In St.... erlebte ich einen wehmüthigen Spaß. Die dortige, in den Grafen Alexander verliebte Postmeisterin, nach welcher von diesem gleich gefragt wurde, lag eben krank darnieder. Doch kaum hatte sie seine Ankunft vernommen, als sie, aus dem Bette gesprungen, mit einer zierlichen Haube auf dem Kopfe, zum Fenster herausguckte, und mit Alexander, der unterdessen mit aller Eile seine Pelz- und Schlafhaube abgethan, und dafür eine blaue, goldverzierte Prachtmütze aufgesetzt hatte, eine zärtlich kokettirende Conversation hielt. Bald fuhren wir weiter. Alexander sank in seine Schlafhaube, die Postmeisterin wahrscheinlich eben so schnell in ihre Federdecken zurück, und ich dachte noch eine Weile der Scene nach, wie da gleichsam zwei Krankheiten in eitler Gefallsucht einander die Kur machten. Hinter Strengberg, als wir den sehr kothigen Weg bergan fuhren, hörten wir plötzlich eine gewaltige Stimme unserm Postillon zudonnern: „Viehkerl, verfluchter! kannst Du nicht wo anders fahren, als wo die Leute gehen?“ Die Prätension, daß die Extrapost einem Fußgänger ausweichen solle, war originell und interessirte mich für den Seltsamen. Es war ein schundiger, einen Knotenstock zornig schwingender, schwarzhaariger, blasser Handwerksbursche mit aufgestülpten Beinkleidern, auf deren Grundfarbe, dem Straßenkothe, sich spärliche blaue Flecken zeigten. Wir ließen den kothpatschenden Propheten einer demokratischen Zukunft hinter uns, hörten ihn aber noch lange hadern und fluchen. Ein prächtiger Kerl! In Wels hing das Bildniß Judas, des Apostels, zwischen unsern Betten; doch der Mann Gottes machte sie nicht warm; eine Portion Wärme, und hätte sie mir der Teufel aus der Hölle gebracht, wäre mir lieber gewesen. Montag fuhren wir bis Neumarkt. Zwischen letzterem Orte und Frankenmarkt ward Alexander in Wirkung zu häufig genossenen schlechten Bieres von einer heftigen Kolik befallen.

Auf der Station wärmte ich dem Leidenden, während sein Jäger mit Auspacken der Nachtrequisiten beschäftigt war, am eisernen Ofen Umschlagetücher und verbrannte ihm beim Auflegen derselben einigemal den Leib, indem ich dachte: je wärmer, desto besser! Dann suchte ich das äußere

Verbrennen durch ein innerliches ins Gleichgewicht zu bringen, und nöthigte meinem Kranken einige Taſſen ſiedendheißen Thees in ſeine Geweide. Nach einigen Stunden war er geheilt.

Dienſtag war große Kälte eingetreten. Zu Waſſerburg in Bayern wurde übernachtet. Mittwoch fuhren wir ſpät in die Nacht bis Augsburg. Die Kälte war ſo grimmig, daß wir befürchteten, der auf dem Kutſchbocke ſitzende, von Zeit zu Zeit einnickende Jäger könnte erfrieren, wie im vorigen Winter in derſelben Gegend die Kammerjungfer einer engliſchen Herrſchaft auf dem Bocke erfroren iſt.

Mit dem Aberglauben hat es doch manchmal ſeine Richtigkeit. An dieſem Tage war uns ein mit Schweinen vollbefrachteter Leiterwagen zum großen Schrecken meines Freundes begegnet; die ominoſen Schweine bedeuteten aber die Perſonalnachrichten der „Allgemeinen Zeitung," welche wir in Augsburg antreffen ſollten, deren eine meinem Freunde zugrunzte, daß die gehoffte Oberſtenſtelle bereits ein Anderer habe. Die Säue lagen auch ſo gereiht im Wagen, wie jene Zeilen auf dem Papiere. Das war eine ſchlimme Neuigkeit!

Donnerſtag hielten wir unſere Nachtruhe in Göppingen, und Freitag Abends ſind wir hier angekommen. Gerne, liebe Sophie, hätte ich Ihnen von München aus einige Zeilen zugeſchickt, doch haben wir uns dort nicht länger als zum Pferdewechſeln aufgehalten, und gar nicht aus dem Wagen begeben.

Wir werden uns wohl ſehr bald wieder nach Wien aufmachen. Leider iſt Cotta verreist und wird erſt in vierzehn Tagen zurückkehren. Ueber den Gang meiner Geſchäfte erhalten Sie in meinem nächſten Briefe Nachricht. Mein Befinden iſt von der Reiſe etwas mitgenommen. Meinem Freunde Max ſchreibe ich nächſtens.

Das freundliche und herzliche Begegnen Ihres Vaters beim Abſchiede hat meinem Leben, in welchem durch mein Zerwürfniß mit dieſem von mir ſo hoch verehrten Manne ein Riß entſtanden war, eine unendlich wohlthuende Beruhigung gegeben. Grüßen Sie ihn, ſo wie Ihre verehrte Mutter und lieben Schweſtern, von mir auf das Allerherzlichſte. Sagen Sie auch Ihren lieben Kindern, daß ich ihrer oft gedenke.

Die Freude im Reinbeck-Hartmannſchen Hauſe war groß, als ich

plötzlich und ganz unerwartet eintrat. Auch ich war sehr erfreut, Alle, und namentlich die beiden alten Herren, so gesund und aufrecht zu finden. Alexander hat seine Wohnung in einem hiesigen Gasthofe genommen.

Besonders hab' ich Ihnen, liebe Sophie, für Ihren vortrefflichen Teppich zu danken. Derselbe hat mich treulich geschützt gegen den abscheulichen Frost, und wenn es auch geschmacklos ist, Ihre Freundschaft mit einer Wollendecke zusammenzustellen, so sage ich doch: diese hat meine Füße vor dem Froste, wie jene oft mein Herz vor dem Erkalten gegen die Welt und mein eigenes Leben bewahrt. Eine so abscheuliche Kälte ist auch geschmacklos, und natürlich ist es, daß ich, indem ich Ihnen für etwas danke, was meinem Leibe frommt, dabei der verwandten Wohlthat gedenke, die meiner Seele widerfahren ist. Leben Sie wohl, theure Sophie! Viel schöne Grüße an Max. Niembsch.

Den versprochenen weitern Brief brachte Niembsch auf den Lippen mit; und leider nicht das gesprochene, das geschriebene Wort nur beharrt.

Philipp Huber an seinen lieben Herrn Nikolaus von Niembsch, genannt Strelnauer.

Wheeling, den 24. Jänner 1840.

Ich, Ihr unterthänigster Diener, Philipp Huber, ersuche Sie bei guter Gesundheit, und wünsche Ihnen unterthänigst ein glückseliges neues Jahr zum Gruß. Ich war zwei Monate hart krank, jetzt bin ich wieder gesund. Da ich Ihren Brief erhalten habe das letzte Frühjahr 1839, haben Sie mich gefragt um eine balde Antwort; ich habe aber auf diese bisher noch keine von Ihnen erhalten. Die Taxen habe ich bezahlt für 1838 und 1839, erstes Jahr 6 Thaler und 72 Sint,[1] das zweite Jahr 12 Thaler und 80 Sint; ich habe die Quittungen dafür vom Affis.[2] Die Ansicht von Ihrem Landbesitz guckt sehr schlecht. Ich habe dem eingedrungenen Mann gesagt: „Der Eigenthümer befiehlt mir, Ihr sollt von seinem Eigenthum abziehen." Er sagt: „Ich will mich nicht streitig stellen,

[1] Cents.

[2] Office, Amt.

aber ich gehe nicht hinweg, bevor nicht der Eigenthümer oder Sie mir eine Vollmacht weisen, die von der Beamtung oder von der Kort [1] versiegelt ist.“ Die muß mit Ihrem Namen unterschrieben seyn: Nikolaus von Niembsch. Wenn Sie mir das schicken, so hab' ich ihn gleich hinweg; ich weise ihn selbst weg. Will er nicht, so schicke ich ihm einen Polizeibeamten, der sagt ihm, daß er in Zeit von zehn Tagen hinweg ziehen soll. Will er nicht, so kommt ein höherer Polizeibeamter, der wirft ihn raus. Sollte er aber gutwillig gehen, so braucht man das nicht. Er ist ein Amerikaner-Deutscher, die man beim Recht packen muß, man darf nicht weichlich kommen zu ihnen. Ich habe gehört, daß Dem sein Weib und Lui H. sein Weib die nächsten Freunde sind; ich denke selbst, daß dieser Kerl ein H.-Spigelant ist, um auszuforschen, was jetzt und die ganze Zeit her passirt. Ich würde bald Ihr Land in guten Stand stellen; Ihr Bedienter Philipp Huber thut, was er versprochen hat. Es sollte einmal heißen, daß ich auch etwas erobert hätte für meinen Herrn. Seit ich geheirathet bin, hab' ich mir einige Hundert Thaler erspart. So lang ich ledig war, hab' ich, wenn ich mir Geld verdient, es wieder verreist. Nun aber geheirathet, wünsche ich auf Ihr Land zu ziehen, bis Sie selber kommen. Jetzt hätten Sie mehr Vergnügen hier, ich könnte Ihnen mehr Bescheid geben, und zur Sommerszeit ist es auch schöner hier; Sie waren just im Winter hier. Ich bitte Sie unterthänigst um eine balde Antwort; ich wünsche dieß Frühjahr auf Ihren Besitz zu ziehen auf Befehl. Ich, Ihr unterthäniger Diener, Philipp Huber.

Adresse: Philipp Huber, Wheeling, Va., [2] North-America.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, 27. Mai 1840.

Liebe Sophie!

In gräßlicher Eile halte ich mein Wort und schreibe von München. So eben sind wir angekommen, so eben fahren wir weiter. Bisher ging es, kleine Widerwärtigkeiten des Himmels und der Erde, und deren die

[1] Court, Gericht.

[2] Virginia.

irdiſch ſind, abgerechnet, ganz leidlich. Tauſend ſchöne Grüße an den lieben Max und alle die Ihrigen. Niembſch.

Gleichfalls.

Stuttgart, 30. Mai 1840.

Liebe Sophie!

Müde von der geſtern beendigten Reiſe, ſitze ich hier auf meinem Divan, vor mir ſtehen ſchöne friſche Blumen und ich rieche ſie nicht; ich rauche eine feine Cigarre und rieche ſie nicht; ſchmecke ſie wenig; in meinem Kopfe iſt ein Sauſen und der Gedanke: „Wäre ich doch auf der Donau gereist!“ denn im ſchlechtverwahrten Wagen Alexanders am zerbrochenen Fenſter ſitzend, und eine ganze Nacht hindurch von Wind und Regen beſtrichen, hab' ich einen tüchtigen Huſten und Schnupfen abbekommen, womit ich wohl eine Woche lang mich werde ſchleppen müſſen.

Sobald ich wieder fahrbar bin, ſoll es mein Nächſtes ſeyn, den armen unglücklichen Juſtinus Kerner zu beſuchen. Er iſt in größter Gefahr ſtaarblind zu werden. Seine ohnehin geſchwächten Augen wurden es durch das anhaltende heftige Weinen um den verſtorbenen Bruder noch mehr, und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Staars bereits eingetreten iſt und totales Erblinden bevorſteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Genügen auf Erden fand und ſtets darüber weg mit geiſterſeheriſchem Auge in eine andere Welt hinaustrachtete, dafür, ſo ſcheint es, will die reale Sinnenwelt, eiferſüchtig und rächend, ſich ſeinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Menſch, darfſt du nur Eine ſchauen! Dieſe Nachricht hat mich ſehr erſchreckt. Wenn ich mich des Spazierganges erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabende auf dem Gartenberg bei Hiezing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde ſo ſchön iſt, ſo erfüllt mich die Vorſtellung, daß der gute liebe Kerner blind werden ſoll, mit großer Traurigkeit.

Meine Geſchäfte hier will ich ſogleich in Gang bringen. Noch habe ich Cotta nicht geſprochen; doch Reinbeck ſagte mir, daß nicht nur von

meinem Fauſt, auch von Savonarola eine neue Auflage zu machen ſey. Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden, dieſe beiden Bücher nochmals zu leſen, ſo bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen Brief, worin Sie mir Alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünſchen. Verſagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen; der Ausſpruch Ihres feinen und ſichern Gefühls, des von mir ſchon oft als Leitſtern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht verſagen. Weiſen Sie dießmal Ihre Beſcheidenheit zurecht, und ſeyen Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Compliment für Sie ſeyn ſoll, ſondern aus meinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe entſprungen iſt. Kein Tadel wird mich verletzen; ſeyn Sie ganz offen! Ich bitte Sie ſehr, liebe Sophie!

Den Druck meiner Bücher werde ich hier nicht abwarten. Es kommt mir ſo viel zuſammen, daß ich mit der Wiederauflage meiner neuern Gedichte vielleicht bis zum Verſchluß des letzten Exemplars der erſten Auflage werde warten müſſen. Ueber meine Reiſe werd' ich Einiges an Max ſchreiben. Grüßen Sie mir die Mutter, deren elaſtiſche Uhrſchnur mir ſehr bequem iſt, herzlich. Sie möchte doch nach Gaſtein kommen, und mir dort eine oder mehrere Taſſen Kaffee einſchenken. Sagen Sie meiner verehrten Freundin, daß ich ihrer Güte gegen mich dankbar gedenke. Auch Ihre lieben Schweſtern und Kinder grüße ich ſchönſtens.

Leben Sie wohl, liebe Sophie. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wohl könnte jetzt ſchon eine Antwort auf meinen Münchner Brief gekommen ſeyn, doch ſcheint derſelbe einer ſolchen nicht werth befunden worden zu ſeyn ſeiner Flüchtigkeit und Kürze wegen. Ich muß mich alſo gedulden, bis meinem zweiten Brief, den ich hier vor acht Tagen an Sie geſchrieben, ein beſſeres Schickſal widerfährt. Unterdeſſen will ich fortfahren, Sie von meinem Leben zu benachrichtigen.

Dem dießmaligen Aufenthalte in Stuttgart verdanke ich einige

interessante Bekanntschaften. Eine Gräfin P... aus München und ihre Cousine Fräulein Agnes v. G. So eben wollte ich Ihnen eine genaue Beschreibung dieser Damen und der Gesellschaften, in denen ich sie getroffen, niederschreiben, allein ich merke, daß mich der unbeantwortete Brief doch zu sehr ärgert, als daß ich für Ihre Unterhaltung sorgen möchte, während Sie sogar versäumt haben, mich über Ihr und der Ihrigen Befinden mit ein paar Zeilen zu beruhigen. Also vor der Hand nichts weiter, als daß ich mich wieder wohl befinde, übermorgen mit Graf Alexander zu Kerner fahre und dann, von Weinsberg zurückgekehrt, meine Geschäfte beginnen werde, deren Beendigung ich übrigens hier nicht abwarten werde. Mein Sinn steht nach Baden. Dort ist bessere Luft; hier rückt einem schon wieder die lästige Sommerschwüle auf die Brust, daß man nie Luft bekommt zu einem ordentlichen Athemzuge oder Fluch.

Aber auch in Baden werde ich nicht lange bleiben, sondern in unsere Alpen hineinziehen. Vielleicht daß ich dann im Spätherbst wieder nach Stuttgart und von da nach Paris reise. Eine Cigarre im Mund und einen Plan im Kopfe muß ich fast immer haben. Oft ist der letztere mit der ersteren schon ausgeraucht. Neulich waren wir in Serach bei Alexander. Dort steht eine große Schaar von Blumen in voller Blüthe, aber .... Leben Sie wohl, liebe Freundin. Beste Grüße an Freund Max, Ihre Eltern und Kinder und Schwestern. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 13. Juni 1840.

Gestern Abends bei meiner Ankunft von Weinsberg wurde mir der sehnlich erwartete Brief überreicht. Meine Hauswirthe nebst einigen Fremden waren eben im Garten am Thee; ich mußte mich beigesellen und las die guten Nachrichten mit einer Freude, die durch das Tassengeklirr und Redegeräusch um mich herum sich nicht stören ließ. O diese leidige Entfernung! Könnte ich nur die Erde umstülpen und so mir alles nahe bringen, was zu meinem Leben gehört, wovon mein Herz eigentlich lebt!

Auf meinen unglücklichen Freund Kerner hat meine Anwesenheit über alle Erwartung und wunderbar erheiternd gewirkt; denn ein Wunder ist es mir, daß ich im Stande bin, eine Sorge zu lichten und einen Gram zu mildern. Für Kerners Augen hat man leider das Schlimmste zu fürchten; das rechte ist bereits grau überzogen und nur noch für einen schwachen Schimmer empfänglich; das linke hat auch schon eine leichte Trübung und ist äußerst matt. Er entließ mich mit schwerem Herzen und nur gegen das Versprechen, daß ich wiederkomme, und ich ließ ihm dessen zum Pfande meinen Mantel zurück. Ich hole den Mantel ab, wenn ich nicht, wie Elias, in den Himmel fahre. Nun noch Einiges über mein hiesiges Treiben oder Getriebenwerden. Ich konnte mich einigen größeren Gesellschaften nicht entziehen, wobei ich, wie Sie bereits wissen werden, die Gräfin Fernanda P.., ein Fräulein von etwa 28 Jahren, kennen lernte. Sie ist sehr gebildet, ihr ganzes Wesen hat das Gepräge des hohen Adels, der für mich dadurch genießbar wurde, daß ihr Herz nicht davon ausgeschlossen ist, wie dieß bei einer gewissen anderen Gräfin der peinliche Fall ist. Zugleich lernte ich Fernanda's um einige Jahre jüngere Cousine, Agnes v. G., kennen.

Sie ist sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigenthümlichen sehr schönen Gesang. Ein weiblicher Schönstein.[1] Die dritte im Bunde ist Agnesens Schwester, Frau v. S.., von der Sie unter dem Namen Niendorf „Die Villeggiatur bei Kerner in Weinsberg" gelesen; eine äußerst gutmüthige Frau. Mit diesen und andern Damen habe ich einige Abende zugebracht. Unter den letzteren befand sich auch Gräfin Marie. Sie trat mir mit dem alten Wohlwollen und lebhafter Freude über unser Wiedersehen entgegen.

Sie fragen um meine Eßlust? Die ist schlecht. — Das Wetter? Das ist gut. Des Lokomotivs gedenk' ich freilich. Ich habe überhaupt Heimweh.

Ueberwinden Sie die letzte Scheu und recensiren Sie mich. Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es ist kein

[1] Ihr gilt Lenau's Gedicht: „An Agnes", das er ihr am 6. Juni 1840 in ihr Stammbüchlein geschrieben. Baron Schönstein in Wien sang ausgezeichnet.

Hochmuth, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich?[1]

Der Karoline hab' ich einmal geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Dem lieben Arthur werde ich keinen eigentlichen Pinscher, aber doch etwas mitbringen, was man, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, füglich auch so nennen könnte. Ich grüße den Vortrefflichen, wie auch Zoe und Ernst, aufs allerschönste. Auch Ihre Eltern und Schwestern ebenso. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Wenn meine Briefe Ihnen Freude machen, so will ich in meiner unerhörten Pünktlichkeit fortmachen. Hüten Sie Ihre theure Gesundheit. Gott küsse Sie! Niembsch.

Zu seinem damaligen Treiben hätte Niembsch auch noch oben zählen können, daß er eine Weile mit großer Geduld Chiromantie studirte, die im Buche enthaltenen Nachbildungen von Händen fleißig nachzeichnete und sich alle Regeln geläufig machte, dabei aber staunte über ihr Eintreffen. So betrachtete er z. B. stillschweigend die Linien in der Hand von Graf Alexander, und fand darin alle seine Geschicke vorausgezeichnet und bestätigt.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 20. Juni 1840.

Was Ihr letzter Brief mir von meinen interessanten neuen Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine älteren Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabelei. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die sich bei mir so leicht verdrängbar erachten, mögen wissen, daß gerade eine Verbindung mit ihnen zur innersten und gediegensten Substanz meines Lebens gehört, die sich nicht von mir abstreifen läßt durch die nächste beste leichte Berührung mit neuen Bekanntschaften.

Ich habe Ihrer freundlichen Sorgfalt gemäß wieder einige Tage auf

[1] S. „Zueignung."

dem Lande, und zwar bei Alexander in Serach, zugebracht. Wir waren in köſtlicher Ruhe und bei herrlichſtem Wetter allein.

Unter Ruhe verſtehe ich aber hier nur die Entfernung von aller Geſellſchaft, denn im Uebrigen war ich in beſtändiger Bewegung, und bin ſo zu ſagen, außer dem Eſſen und Scheibenſchießen, gar nicht vom Pferde gekommen, das Schlafen natürlich mit eingerechnet. Alexander hat ein Pferd, das mir beſonders angenehm iſt und mich ſogar zum paſſionirten Reiter machen könnte. Die Gräfin ſah ich ſehr ſelten. Geſtern wollten wir im Walde etwas ſchießen, doch dieſes etwas „was" nicht zu ſehen.

Meine Hausfreunde haben mich mit der alten Herzlichkeit aufgenommen. Es wundert mich, daß ich Ihnen das nicht früher geſchrieben habe. Meine Geſundheit iſt recht gut und die Leute rühmen mein Ausſehen, obgleich mein Stuttgarter Friſeur mich wieder ſchändlich zugeſchnitten hat. Alexander iſt ſo eben bei mir eingetreten und hindert mich am Verlaufe dieſes Briefes; ich muß ſchließen, um bald wieder und mehr zu ſchreiben. Auch Maxen würde ich, hätte ich nicht Beſuch bekommen, einige Zeilen ſchreiben. Schon iſts fünf Uhr und die Poſtzeit auf der Neige. Tauſend Schönes! Alexander trägt mir viele Grüße an Sie und Freund Max auf. Ihr Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 21. Juni 1840.

Mein innigſt geliebter Freund!

Alexander ſagte, es ſey leicht möglich, daß er mich nach Weinsberg bringe, und bat mich, meine Reiſe deßhalb aufzuſchieben; auch wollen wir das Buchdruckerfeſt mit anſehen, und kommen daher erſt morgen über acht Tage, d. i. Montag, zu Dir.

Daß die wenigen mit Dir verlebten Tage mir ſehr glückliche waren, und daß ich mich nach einer Wiederholung ſolchen Glückes von Herzen ſehne, iſt alles, was ich Dir zu ſchreiben habe. Das übrige geht beſſer durch den Mund als durch die Feder.

Die Stunde meiner Ankunft in Heilbronn iſt noch nicht gewiß, weil

es auch die Gelegenheit nicht iſt, mit der ich komme; ob Alexander, Eilwagen oder Hauderer mich bringt, das muß erſt reif werden.

Das Wahrſcheinlichſte iſt bis jetzt ein Hauderer. Ich umarme Dich. Schönſte Grüße Deiner lieben Frau, Deinen vortrefflichen Kindern.

Immer und recht Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 27. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wie freundlich und erfreuend, daß Sie mir den Eingang Ihres Briefes mit einer Blume ſchmücken, und das theure Blatt noch werthvoller machen. So ſchön wächst in ganz Schwaben keine Roſe, wie die gemalte da. Dafür ſetze Ihnen der Himmel ſeine ſchönſten Freudenblumen ins Herz! Die Entfernung, liebe Freundin, iſt ein gar zu unbehülfliches Ding, oder macht wenigſtens mich dazu; denn oft iſt mir nicht anders, als müßten Sie alles, was, mich betreffend, um mich vorgeht, ſchon von ſelbſt wiſſen, bis Ihre Briefe mich erinnern, daß ich es Ihnen erſt zu ſchreiben habe. Die hieſigen Drucker und Buchhändler waren Alle bisher wie beſeſſen über das bevorſtehende Buchdruckerfeſt, ſo daß ſie vor lauter Jubel über den erfundenen Druck dieſen ſelbſt vergaßen. Dadurch wurde meine Angelegenheit verzögert. Auch mußte die Rückkunft der Cotta'ſchen Geſchäftsführer von der Leipziger Meſſe und mit ihnen das Reſultat des Verſchluſſes meiner Schriften abgewartet werden, ehe man über die Nothwendigkeit einer neuen Auflage im Gewiſſen ſeyn konnte. Das Feſt iſt vorüber, Cotta's Leute ſind da mit der Nachricht, daß mein Fauſt bis auf einige Exemplare vergriffen ſey. Nachtheilig iſt es für die Verbreitung meiner Schriften, daß die Cotta'ſche Buchhandlung mir nun ſchon zum zweitenmale mit der neuen Auflage ſo lange gezögert hat, bis die alte mit Rumpf und Stumpf hinaus war. Mein Fauſt fehlt ſeit einiger Zeit im Buchhandel. Dem ſoll aber für's Künftige vorgebaut werden. Von meinem Savonarola iſt ein verhältnißmäßig geringer, doch für dieſes Jahr noch ausreichender Vorrath übrig. Die neueren Gedichte ſollen zur Herbſtmeſſe wieder aufgelegt werden. Unterdeſſen hab' ich mich in Serach herumgetrieben.

Ein paar köſtliche Ritte mit Alexander waren mein Hauptvergnügen. Da ging es einmal am Johannis-Vorabend bei wunderſchöner Beleuchtung durch herrliche Wälder im flüchtigſten Trabe fort, ganz fauſtiſch. Die feſtlich beleuchteten, vorüberſchwindenden Bäume waren eine ſchöne Frühlingsproceſſion, und eben auch zu Johannis.

Ich habe zu viel Zeit hier müßig verpaſſen müſſen, als daß ich nach Baden reiſen möchte. Zudem wird, der getäuſchten Savonarola-Hoffnung wegen, meine klingende Ernte um ein Bedeutendes geringer ausfallen, wodurch der Reiſeteufel in etwas gebannt iſt.

Nach unſerem Oberöſterreich aber ziehen mich gewiſſe ſteinerne Leute, nämlich die Hochberge, ſo gewaltig, daß ich bald aufbrechen, und mir Correkturen dahin nachſchicken laſſen werde.

Sie fragen um die Geſellſchaften, in welchen ich alle die intereſſanten Damen geſehen habe? Solches iſt geſchehen bei Reinbeck, bei Madame H.., bei Weiſſer, S., in Serach. Eine dieſer Damen hab' ich nachträglich noch zu nennen, das Hoffräulein der Gräfin Marie, v. B., ein ſehr hübſches und artiges Mädchen. Sie hat etwas Birkenartiges. Die P. und Agnes ſind wieder fort. Von allen dieſen Schönheiten iſt jedoch in dem bewußten „Strohmagazin" auch nicht ein Halm entzündet worden; weit eher dürften die überaus trefflichen Cigarren, die ich hier rauche, dieſem Magazin gefährlich werden, auch meinen Kopf leichter betäuben, als das mir von Ihnen aufgemutzte „Rauchfäßlein," das viel weniger narkotiſch iſt, und würde es auch von den ſchönſten und ariſtokratiſcheſten Händen geſchwungen. Der von Karoline mit mir beſprochene Trauerſpielſtoff iſt Ihnen längſt bekannt, und jene Mittheilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre verſprochene Recenſion vorenthalten; ſuchen Sie aber einen ſolchen, ſo will ich mich beſcheiden. Ich gedenke den 12. Juli von hier abzureiſen; bitte daher, mir Ihren nächſten Brief post restante nach Iſchl zu adreſſiren. Dort bleibe ich einige Tage und werde ſodann nach meinem geliebten Auſſee und vielleicht weiter ins Steieriſche gehen. Könnt' ich nur das treffliche Reitpferd von Serach mitnehmen!

Meine Geſundheit iſt leidlich; der Appetit will erſt in unſern Bergen geholt werden. Das Stuttgarter Klima iſt abſcheulich; ich liege in dieſem Thal wie auf einer Bratpfanne. Ich habe Alles gethan, was mir leiblich

frommen ſollte, auch das Baden nicht vergeſſen. Doch die Luft iſt gar zu lax und erbärmlich. Ich grüße Ihre ganze Familie herzlich. Leben Sie wohl, innigſt verehrte Sophie! Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 5. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Wieder hab' ich meinem armen Freund Kerner auf ſein dringendes Verlangen einige Tage geſchenkt, und zwar in Geſellſchaft Reinbecks und Emiliens. Abermals neue Bekanntſchaften wurden gemacht und hiemit Fäden aufgenommen, die ich jedoch bald wieder fallen laſſe, denn nicht allzuviel Fäden kann man in der Hand behalten, wenn das Gewebe des Lebens nett, klar und unverdrießlich ablaufen ſoll. Dießmal will ich Sie mit Beſchreibung meiner Damennovitäten nicht unterhalten oder langweilen; wohl aber ein paar Worte von einem ſehr intereſſanten Ausfluge nach Wimpfen machen. Dieß iſt ein Städtchen und Badeort im Großherzogthum Heſſen. Höchſt anmuthig nimmt ſich der Ort aus am linken Bergufer des Neckars; mit Gartenanlagen, gothiſchen Kirchen, Römerthürmen und einigen Reſten weiland prächtiger Imperatorenbehauſungen. Die Ausſicht ins flache Land hinab iſt ganz herrlich. Mir das Liebſte, und was mich wahrhaft ergriffen, war die uralte Katholikenkirche im Thale. Es war eben die ſchönſte Abendbeleuchtung im letzten Ausglühen, als ich in den Kreuzgang des Kloſters trat. Beiliegendes Epheublatt hab' ich für Sie dort genommen zum Andenken der ſchönen halben Stunde, die ich in dem ſtillen Kloſtergemäuer zugebracht. Dieſes ſchließt den Kirchhof ſo traulich ein, das friſchgemähte Gras lag ſo ſchmiegſam und duftend über den hingemähten Menſchen einer alten und beſſern Zeit, und ſo hell und fromm ſchien die untergehende Sonne herein, daß ich wunderbar bewegt, und von den höchſten Stimmungen, worin ich meinen Savonarola gedichtet, wieder ergriffen wurde. Das herrliche gottdurchdrungene Mittelalter umſchlang mich mit ſeinen Armen, und reichte mir einen Trunk Frieden aus ſeinem tiefen Brunnen herauf. O wären Sie dageweſen! Sie verſtehen dieſe Lichter, dieſe lieblichen Schwärmereien des Todes.

Nehmen Sie wenigstens das Blättchen und legen Sie es in meinen Savonarola.

Gestern Abends sind wir zurückgekommen. Meine Geschäfte sind jetzt im lebhaftesten Gange und bald beendigt. Das Resultat erfahren Sie durch meinen nächsten Brief. Cotta war heute bei mir und von großer Freundlichkeit. Eben so war Hallberger bei mir und von großer Unzufriedenheit, als er hörte, daß ich im Laufe des nächsten Jahres meine beiden Gedichtsammlungen in der Cotta'schen Buchhandlung vereint wolle erscheinen lassen. Diese beabsichtigt eine Sammlung deutscher Lyriker in elegantester Taschenausgabe, bestehend aus den Gedichten Schillers, Goethe's, Uhlands, Herders, Platens und meiner Wenigkeit. Doch da bin ich ja bereits im Zuge, Ihnen das Geschäftsresultat mitzutheilen, wenigstens wie ich es wünsche und betreibe. Unterdessen sollen meine „Neueren Gedichte" in Octavo bei Hallberger in zweiter Auflage kommen.

Mit dem Druck des Faust wird nächstens begonnen werden. Am 12. d. will ich abreisen. Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Recensionen versagen, sondern auch die Dedication so unfreundlich abweisen, ist eben auch beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen.

Mit Kerners Augen geht es leider um nichts besser, vielmehr scheint die Verdunkelung derselben, zwar langsam, doch unaufhaltsam, fortzuschreiten.

Auf das schöne Arthursbild freue ich mich sehr. Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben. Auch die schönen Initialblumen lassen Sie nicht abkommen. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude, denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab' und Gut auf Erden, nicht verloren habe. Tausend Grüße dem lieben Max und allen Ihrigen.

Von Karoline hab' ich kein Lebenszeichen, und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten. Niembsch.

Von Lenau's dießmaligem Aufenthalte bei Kerner erzählt Emma Niendorf:

„Damals saßen auch einmal noch Alle bei Tische in voller Gemüthlichkeit, da ging die Thüre auf und zwei junge, hübsche, schwarzäugige Männer traten herein; der Eine stellt sich als Graf Crivelli vor, der

Andere murmelt etwas von einem Herrn von Starkenſtein. Emilie erkannte ihn ſogleich als Prinz Jerome von Montfort, konnte aber ihre Entdeckung den Uebrigen nicht einflüſtern. Beide ſprachen geläufig deutſch. Man kam auf italieniſche Poeſie und Philoſophie. Niembſch, dem es überhaupt nicht behagte, daß die fremden jungen Leute mit gar ſo viel Sicherheit auftraten, und ſo keck weg über Dichtkunſt u. ſ. w. abſprachen, äußerte, weil er nicht wußte, wen er vor ſich hatte, von italieniſcher Philoſophie könne überhaupt gar nicht die Rede ſeyn; ſie haben keine, weil die Italiener Flachköpfe ſind, und eben ſo die Franzoſen und dergleichen mehr. Beide wurden roth. Reinbeck wollte auch mit einſtimmen; aber ſeine Gattin fand Gelegenheit, ihn mit dem Arme anzuſtoßen. Später war man höflich, ging zuſammen auf die Burg und dann entfernten ſich die jungen Herren. Sie kehrten nach Schweigern zurück, wo ſie vom Schloſſe des Grafen Neipperg den nachbarlichen Ausflug in das Dichterhaus unternommen hatten. (Niendorf S. 34.)

Bei der Wanderung im Kreuzgange zu Wimpfen entdeckte Emilie an den reichen Skulpturen der ſchlankgewölbten Bogen, verborgen im Schmuckwerke, auch ein kleines ſteinernes Vogelneſt, auf welchem der alte Vogel ſaß — nur leider mit abgeſchlagenem Kopfe — und blieb gefeſſelt vor ſolchem holdſeligen kindlichen Spiele der alten Kunſt ſtehen. Dieß Vogelneſtlein nun, das jene ihren Reiſegefährten wies, finden wir in den Albigenſern wieder (Niendorf 39). Ebenſo kam Lenau die Idee in ſeinen Albigenſern: „Schreckliche Zeiten, wenn ſogar Tauben mit Menſchenblut gefärbt ſind!“ durch ein weißes Täublein unter Emiliens Tauben, an deſſen Fittig ein Blutstropfen ſichtbar war (Niendorf 287).

Niembſch an Max.

Iſchl, 15. Juli 1840.

Wundre Dich nicht, mich ſchon hier zu ſehen. Mir lag Alles daran, mit Karoline noch zuſammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbare Nachrichten von ihr geblieben war, wie lange, und ob überhaupt ſie in Iſchl verweile, beſorgte ich ſchon, ſie möchte nach Italien gezogen ſeyn, oder doch bald dahin verſchwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt

seyn, wornach ich seit meiner Abreise von Wien mit wahrer Leidenschaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte sich nie die rechte Stunde dazu finden, und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemüthsbewegung befürchten, daß sie mir die Auslieferung meiner documentirten Narrheiten verweigere. Du hast recht, Freund: „Nur nichts Schriftliches!"

Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet, und ich schloß daraus, es sey nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Brieftasche. Da war nicht mehr zu säumen. Ich ließ in Stuttgart Alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. Abends bin ich nach schnellster Reise hier eingetroffen, und den 14. Morgens hatte ich alle meine Briefe in der Tasche. Wohl mochte sich eine so natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verlust so werther Trophäen sträuben; doch hatte ich einen scharfen Anlauf genommen, und ich war fest entschlossen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlassen. Ich hatte sie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikatesse und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die sie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt erst ist der dumme Streich maustodt geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Muth darüber. Uebrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusicherte.

Ich finde hier nur beizusetzen, daß Niembsch später seinem Freunde Evers gestand: er habe gezittert vor Freude beim Anblicke seiner Briefe. Als er wieder in deren Besitz war, so soll er — wie ich anderwärts erfuhr — dieselben in seinem Zimmer bei Nacht durchlesen, und dabei über seine daraus hervorleuchtende hohe Aufregung in immer höhere Aufregung gerathend, und seinen eigenen Augen kaum mehr trauend, oftmal ingrimmig mit flacher Hand vor die Stirne sich geschlagen und laut ausgerufen haben: „O du Esel, du!" — Nach einiger Zeit verbrannte er sie. Ewig Schade darum!

Ich weiß von Jemand, der sie kannte, und wie niemand Anderer sie zu würdigen verstand, daß sie zu dem Allerschönsten gehörten, was

nur jemals geſchrieben worden ſeyn mochte; zumal waren zahlreich dichteriſche Bilder darin, wie ſie ſelbſt einem Lenau, dem „Gedanken-Bildhauer“ nur in höchſter Entzückung vor die Seele treten konnten. Dieſe Briefe wünſchte Niembſch um ſo mehr zurück, als er erfahren hatte, daß einer derſelben bei Tieck in Dresden vorgeleſen worden war. Nach jenem Auftritte ſpeisten noch Beide zuſammen, und ſpazierten dann in einen Wald, der früher ihr Lieblingsgang war. Dieſer Abſchied geſtaltete ſich noch ganz ſentimental; die Sängerin grub in einen Baumſtamm ihren Namen und dazu: geboren den 24. Juni 1839 (das war der Tag, wo ſie Niembſch zum erſtenmale ſah) und geſtorben den 14. Juli 1840 (der Tag, wo ſie ſich trennten). Sie lebte alſo nur etwas über ein Jahr.

Ich weiß ferner (berichtet Niendorf S. 121) von dem Portrait, das ſie ihm geſchenkt. Es iſt kein ſchönes Geſicht, verſicherte Jemand, der es geſehen. Sie war ſchon vierzig Jahre alt. Oben hatte ſie darüber geſchrieben: „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ und unten heimlich in den ganz dunklen Grund: „Karoline von Strehlenau, geb. . . .“ Sie ließ ſich malen wie die Maria im Fauſt; auf den finſtern Gewitterhimmel, hinten das wilde Meer; und da ſticht denn die Geſtalt gar ſchön ab.

Auſſee, 19. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Ihren Brief hab' ich auf dem Kupferſchmiedſchlöſſel im Angeſichte unſerer grauen Berge und des Dachſteins geleſen, und ich ließ Ihren Namen rings herum ſchauen, und von der herrlichen Alpenluft anwehen. Nur auf wenige Minuten waren die grauen Berge ſichtbar, und ſonderbar war es, daß ſie ſich im nämlichen Augenblick wieder verhüllten, als ich Ihren Brief einſteckte. Das ſchlechte Wetter hat nur ſpärliche helle Zwiſchenträume. Regen und Regen! Bis jetzt haben Sie wenig verſäumt; doch kommen Sie mit Max und Roſalie für beſſere Zeit! Bedenken Sie die Flüchtigkeit des Lebens, und wie bald Eines von uns dort liegen kann, wo ihm alle Berge verſinken, und ſich der Himmel für immer verfinſtert. Kommen Sie!

In Iſchl iſt es ſo ſchön, doch kann ich dießmal dort nicht ſo recht heimiſch werden. Meine Wohnung iſt ſehr angenehm. Ich ſehe von

meinem Fenster auf die Zimitz, das Kattergebirg und den Dachstein. Meine Wirthin ist eine gute, brave alte Frau. Ich werde nicht lange in Aussee bleiben, denn ich bin hier weniger einsam und ungestört als in Ischl. Zudem kommt in diesen Tagen der Erzherzog Johann her, und da gibt es Triumphpforten und Huldigungen und Festschießen und hundert andere Anthipathien für mich.

Baron F. ist viel um mich. Ein durchaus origineller Mann, doch zu sehr Lachen erregend, als daß ich hier in die Stimmung kommen könnte, die ich zu einigen Abänderungen in meinem Faust brauche. Gleichwohl hab' ich in Aussee bereits eine ganze neue Scene gedichtet, die zur Vermittlung und zum Verständniß der Katastrophe wesentlich helfen wird.

Nachträglich soll ich Ihnen meine Damenneuigkeiten beschreiben? Meinetwegen. Die Eine, Fräulein L. v. G., Tochter des Hofmarschalls, ein nettes, lebhaftes, freundliches und sehr gebildetes Mädchen. Ich lernte sie in Heilbronn kennen im Hause des Banquiers v. R., dem ich einen Besuch schuldete, weil er mit Frau und Tochter mich voriges Jahr, während ich in Ischl war, in Wien aufgesucht hatte. Diese Frau und Tochter aber sind beide sehr artige Damen, letztere überdieß recht hübsch. Besonders Merkwürdiges weiß ich nicht von ihr, noch von den Andern zu berichten.

Mein Antrag der Dedication war nicht im Scherz gemeint. Diese Ehre ist doch zu erheblich, als daß ich sie Jemanden im Spaß anbieten möchte; denn meine sämmtlichen Schriften sind, da ich für Thaten keinen Nanm finde, mein sämmtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernstere, ich möchte sagen eine feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; so aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüsse.

Den Tag vor meiner Abreise von Ischl hab' ich bei W... s gespeist. Sie waren sehr herzlich gegen mich. Eine Flasche trefflichen Gebirgsweins stand und Frau W. saß mir zur Rechten, Therese zur Linken, Marie gegenüber. Wir aßen Fische und Wildprät nebst andern guten Gerüchten.

Ihre Anfangsblumen freuen mich freilich, liebe Sophie. Der Posterpeditor trug mir lebhafte Grüße an Fräulein v. K. auf. Ich aber grüße Rosalien ebenfalls, und lasse sie bitten, sie möchte Sie und Max bereden, daß Ihr Alle nach Ischl kommt. An Trauerspiele kann ich vorerst nicht denken. Die Schusterfamilie will ich besuchen.

Eure projectirten Landpartien ſind gegen das, was Ihr hier haben könntet, wahre Schandpartien.

Auſſee bleibt mir das Schönſte. Geſtern that ich allein einen Spaziergang, den ich nie vergeſſen werde. Es iſt zehn Uhr Abends und ſtarker Regen rauſcht mir in die Ohren. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Schreiben Sie bald wieder, und ob Ihr kommen wollt. Niembſch.

Damals vielleicht hat ſich zugetragen, was Frankl im „Wanderer“ vom 19. April 1851, Z. 184, meldet:

Niembſch wohnte in dem Gaſthauſe „zu den Hackeln.“ Er verlangte ſtatt der ihm unangenehmen Unſchlittkerzen zwei Wachskerzen auf den Tiſch. Die Wirthsleute waren gar ſehr in Verlegenheit und entſchuldigten ſich, keine zu beſitzen; auch ſeyen keine in Auſſee zu haben.

Die fromme Wirthin kam, bis ins Herz erſchrocken, zu ihrem Manne, und erzählte ihm, der fremde Herr habe ſie ganz zornig mit den Worten angeſchrieen: „Ich kann den Geruch Eurer Unſchlittkerzen nicht vertragen; zum Teufel! gibt's denn bei den Pfaffen hier keine Wachskerzen? Ich werde mir ſelbſt welche aus der Kirche holen!“

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 21. Juli 1840.

Mein treuer Freund!

Das Urtheil des britiſchen Recenſenten über unſern Niembſch iſt nur gerecht, und ich habe es mit ſtolzer Freude geleſen.

Es konnte übrigens nur in England, der Heimath des gottloſen Byron, oder allenfalls noch in Frankreich, dem Vaterlande Victor Hugo's, eine Recenſion ans Licht treten, die ganz allein mit dem Genie des Dichters ſich beſchäftiget, ohne über die beklagenswerthe Richtung der Gedichte zu trauern. Wie ſonderbar! Wenn ich jetzt zu Niembſch ſpräche: „Freund! kehre Dich aufwärts und vertraue!“ Wenn ich, ihn beſchwörend, all mein Herzblut dafür vergöße, es würde vergebens ſeyn. Wenn mir aber von dem Sterne aus, wo ich nun bald, ſehr bald mein Zelt aufſchlagen werde,

ein Wort an ihn zu richten vergönnt wäre, das hätte Kraft, das fiele auf guten Boden. Und doch kann auch dort für ihn mein Herz nicht wärmer, nicht treuer schlagen, mein Glaube und mein Vertrauen nicht fester seyn.

Hier hat man übrigens von ihm nichts gesehen oder gehört.

Niembsch an Sophie in Wien.

Ischl, den 2. August 1840.

Liebe Sophie!

Ihr Schreiben vom 24. Juli habe ich hier erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechslung zwischen uns geschehen.

Die lebendige Gebirgsluft Ischls bewährt sich an mir auch diesen Sommer aufs Wohlthätigste. So sehr auch Münch mir jedes Aendern an meinem „Faust" mißrathen hat, indem ich, nach Jahren nothwendig ein Anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können, und somit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in mein Gedicht hineinzuarbeiten; ich habe mich dennoch daran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück. Manches allzu Skizzenhafte und nur Angedeutete ist weiter ausgeführt, mancher Uebergang geebnet und viele zerstreute Lichter sind in die rechten Brennpunkte gesammelt worden, wodurch das Gedicht an Zusammenhang und Motivhaftigkeit bedeutend gewonnen hat. Mein Geist ist hier in beständigem Produciren, und der von herrlicher Gebirgsluft stets lebendig angefachte Körper läßt jenen nicht im Stiche.

Es geht gut. Mephistopheles hat einige tiefere Evolutionen des Bösen gemacht, und besonders ist „Fausts" Stellung zum Christenthum schärfer gezeichnet.

Sie fragen, wann ich in Heilbronn gewesen sey? Einigemal mit Kerner hab' ich das von Weinsberg nur eine halbe Stunde entfernte Städtchen besucht.

Ich wohne hier in der sogenannten Kleienkammer, dem ersten Hause links, wenn man auf der Salzburger Straße hereinkommt, fast gegenüber

dem ehemals von Kriehuber bewohnten. Dicht unter meinem Fenster führt der Pfad zur Ischler Brücke hinab. Sollte diese Beschreibung nicht genügen, so will ich eine Zeichnung für Sie wagen; genügt sie aber, so bitte ich, mir solche Prostitution zu erlassen. Meine Wirthin ist eine alte Wittwe, Frau Kößler.

Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämmtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich mir durch vorzeitiges Gerede abermals einen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dieß der Fall ist, will ich meine Zukunft und Alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern; das sey das Einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre.

Daß Ihr nicht nach Ischl kommt, muß ich beklagen. Schade, Schade! Karoline ist gestern nach Italien abgereist. Sie hat ihre Briefe an mich bereits verbrannt. Es ist nicht so leicht, mich zu beglücken, daß jeder beliebige Rest jenes aufgehobenen Verhältnisses dieß im Stande wäre.

Die übersetzte englische Recension der Allgemeinen Zeitung hat dahin gehört. Nachdem dort von der Anerkennung die Rede gewesen, welche Freiligrath in England gefunden, mußte ein Gleiches auch in Betreff meiner Schriften geschehen, wenn das deutsche Publikum über die Geltung deutscher Dichter in England richtig und der Wahrheit gemäß unterrichtet werden sollte. Es ist mir dadurch nur ein gutes Recht geworden. Die Uebersetzung ist im Ganzen gut. Auch hier hat der Artikel Aufsehen gemacht; was mich aber eher ärgert als freut, denn nur das Unerwartete macht Aufsehen. Ihr Name hat sich im Angesicht der hohen Freunde, der Gamsberge, schön ausgenommen; noch viel schöner würden Sie selbst sich ausnehmen. Die W....schen sind sehr gut gegen mich. Sie schreiben schon an der Antwort an Max. Gestern gab Madame B. ein Concert im hiesigen Theater, wobei Karoline vor ihrer Abreise noch sang. Es fiel gut aus. Neue Bekanntschaften: Frau v. P..., das Idol Witthauers; Frau v. D..., Fräulein P. und L., Dr. Z. Erneuerte Bekanntschaften: Baron W. und Frau v. J., von der ich eine Geschichte erzählen werde.

Ich grüße Alle von Herzen. Daß ich sie ausdrücklich nicht grüßen

ließ, war ja eben ein eindrückliches Grüßenlaſſen. Leben Sie wohl, ungläubige Freundin! Niembſch.

Jakob Huber an Niembſch.

Wheeling, 2. Auguſt 1840.

Jetzt will ich Sie berichten, daß ich den Brief, ſo Sie den 26. März 1840 geſchrieben, den 26. Juni erhalten habe, nach meines Bruders Philipp Tod. Er iſt geſtorben den 3. Juni 1840. Sie ſchreiben in dieſem Brief, daß unſer Bruder Philipp den eingedrungenen Mann vertreiben ſoll; aber das iſt zu ſpät, weil unſer Bruder Philipp geſtorben iſt. Jetzt bitten wir Sie, ich Jakob Huber und Friedrich Huber und des Philipp Frau, was wir thun ſollen? Der Friedrich Huber iſt verheirathet, und ich Jakob Huber bin Gottlob noch ledig. Auf die Vollmacht, die Sie dem Philipp geſchickt, haben wir zwei Brüder keine Erlaubniß. Ich wünſchte, Sie kämen ſelbſt; dann könnten Sie machen, was Ihnen beliebt. Nun will ich Sie berichten, was unſer Bruder Philipp für einen Tod gehabt hat. Er iſt friſch und geſund an die Arbeit gegangen, und er arbeitete in der Kohlpinge bis nach halb neun Uhr; da fällt ein Stein auf ihn und ſchlägt ihm den linken Fuß ab, und das wäre noch das Aergſte nicht, aber ſein ganzer unterer Körper iſt ihm verſchlagen und ganz blau, und da lebte er in großen Schmerzen von halb neun Uhr bis Nachmittag 2 Uhr, und da gab er ſeinen Geiſt auf unter vielen Thränen ſeiner Frau, ſeines Sohnes und ſeiner zwei Brüder, Jakob Huber und Friedrich Huber und vieler anderer Menſchen in Wheeling. Jetzt will ich mein Schreiben ſchließen mit vielen Grüßen. Sein getreueſter Bruder, Jakob Huber und ich werde beſorgt ſeyn für Ihr Land, wie mein Bruder Philipp.

Alſo erlitt der brave Philipp wirklich den bitteren Tod, welchen er ſchon laut ſeines Briefes vom 16. April 1837 ihm in Ausſicht ſtehen ſah; und zwar in demſelben Monate, worin Niembſchens Vollmacht für ihn in Amerika anlangte, den Eindringling in die Ländereien ſeines früheren geliebten Herrn daraus zu vertreiben, und ſich ſelbſt als Pächter darauf

niederzulaſſen. Kam der Brief Niembſchens nur einige Wochen früher, ſo verließ Philipp die böſe Kohlenpinge heil und friſch, kein mörderiſcher Stein hätte ihn getroffen, er lebte wohl noch, vielleicht jetzt wohlhabender Herr des Beſitzthums Niembſchens, nachdem er ſolches durch redlichen Fleiß auf einen namhaften Werth gehoben.

Hätte Lenau im Jahre 1844 bereits eine hübſche Rente von ſeinen Ländereien gezogen, wer weiß, wie damals Alles anders gekommen wäre, wenn er mindere Sorgen um ſeine Zukunft, die ihn vorzüglich mit in den Abgrund ſtürzen halfen, hätte hegen dürfen.

Es ſollte nun einmal nicht ſo ſeyn. Lenau fühlte den ſchweren Stein, den das Schickſal auf ſeinen geliebten treuen Diener warf, ihn ſelbſt treffen. Der Wurf, dünkt' ihm, galt ihm. Von dieſem Augenblick wollte er von Amerika — ſchon früher darauf erbittert wegen der Enttäuſchung, die ihm daſelbſt geworden, wegen der Kränklichkeit, die er ſich dort geholt, und wegen des ewigen Verdruſſes, den ihm ſeine verwaisten Ländereien als Pachtzins abwarfen — ſchon vollends nichts mehr wiſſen, ſelbſt Sophie durfte davon kaum reden, ja er wollte ihr einmal, um nur der Quälerei auf immer und ewig los zu werden, ſein ganzes Beſitzthum dort mit Gewalt ſchenken, wie ſie ſich auch dagegen wehrte. Er entrichtete nun auch keine Taxen mehr, und die Folge davon blieb nicht aus.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 18. Auguſt 1840.

Liebe Sophie!

Ihr letztes ſchwindſüchtiges Briefchen hab' ich hier erhalten. Gleich am Kopf deſſelben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrſcheinlich dießmal nur darum weggelaſſen haben, um meinen beglückwünſchten Geburtstag in keinerlei Weiſe mit Blumen in Verbindung zu ſetzen. Ich danke Ihnen für dieſe ſinnig-ſchweigende Anſpielung auf mein ödes Leben; wie für die Erinnerung an den Tag, wo es ſeinen Anfang genommen.

Hier habe ich viel zu thun. Eben wird mein Fauſt gedruckt, deſſen Caſtigirung ich in Iſchl beendigt habe, worüber dort größere Partien unterlaſſen werden mußten. Der Umgang mit Ihren Orchidäen mag

auch nicht um vieles lustiger seyn, als der meinige mit den Wienern in Ischl; mir kämen dabei gewiß Schnarchideen. Die Geschichte mit der J. wird mündlich folgen; ist übrigens nicht viel daran.

Ich bleibe vier Wochen hier und kehre dann nach Wien zurück über Ischl, wo ich noch ein paar schöne Tage einschieben will.

Leben Sie wohl! Mir ist etwas flau und verdrießlich zu Muthe. Die hiesige Luft hat mich bereits zur Medicinflasche gebracht. Gastrische Störungen. Gruß an Max und die Ihrigen Alle. Max antwort' ich bald. Niembsch.

Am 18. August 1840 kam zwischen Niembsch und der Hallberger'schen Buchhandlung zu Stuttgart ein Vertrag zu Stande, gemäß dessen dieselbe das Verlagsrecht der im Jahre 1838 bei ihr erschienenen „neueren Gedichte Lenau's" noch bis 1. Jänner 1844 behielt, wessenungeachtet solche vom Herbstmond 1841 an auch bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in was immer für einem Formate in Druck gelegt werden durften, jedoch in der Art, daß diese Buchhandlung dieselben nicht abgesondert für sich, sondern nur als zweiten Band der Gedichte von Nikolaus Lenau, in Verbindung mit dem ersten Bande, verkaufen oder absetzen konnte.

Niembsch an Max in Wien.

Stuttgart, 30. August 1840.

Neulich spielte mir mein übler Humor einen verdammten Streich. Cotta hatte mich zu Mittag geladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag zwei Uhr, erschien ich in schwarzem Frack, mit neuen Pariser Handschuhen (unterwegs angekauften) aufs Eleganteste und Feierlichste herausgeputzt. Er und seine Tochter empfingen mich huldfreundlichst. Da machte ich mit ihm einen Gang durch seine lange und prachtvolle Zimmerflucht und im Speisesaale, weh mir! erblickte ich den Tisch mit zahlreichen Gedecken für mancherlei Gäste. Zum erstenmal in meinem Leben befiel mich plötzlich eine wahre Menschenscheu und mit einer Indisposition mich entschuldigend, lief ich auf und davon. Reinbeck empfing mich zu Hause mit überraschten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen Närrisch-

gewordenen ansehen mag. Ich hoffe zu Gunsten meiner Muse, daß solche Anfälle bei mir nicht sich wiederholen. Cotta ist freundlich genug, mir den Streich nicht nachzutragen.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 7. September 1840.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen hab' ich Ihre Fragen zu beantworten.

Ich bin von Ischl am 10. August abgereist. Den Entschluß dazu hatte mir die Nothwendigkeit diktirt, mit meinen beiden Verlegern jene Uebereinkunft zu treffen, deren Inhalt ich Maxen in meinem letzten Schreiben mittheilte. Es setzte mit Herrn Hallberger so weitläuftige Erörterungen, daß ich auf schriftlichem Wege vor einem halben Jahre nicht damit ins Reine gekommen wäre; so aber sind die „neueren Gedichte" bereits gedruckt.

Als ich mit Frau v. S. sprach, war ich noch nicht entschieden, ob ich nach Stuttgart oder Wien reisen würde. Auch äußerte ich mich meines Erinnerns gegen dieselbe nicht bestimmt, sondern nur die Reise nach Wien als die wahrscheinlichere bezeichnend, weil sie mir die liebere gewesen wäre, und ich meinen Geburtstag gern mit Euch zugebracht hätte. Unterdessen wartete ich immer vergebens auf einen Brief von Hallberger. Der Brief kam aber nicht, und beim Heranrücken der Herbstmesse war keine Zeit zu verlieren. Darum bin ich hieher gereist. Daß über meine Reise der geordnete Gang unsers Briefwechsels etwas gestört wurde, habe ich am meisten zu bedauern, dem Ihre Briefe so theuer sind.

Ich habe am Drucke meiner beiden Bücher mit so rastlosem Eifer gearbeitet, daß ich nicht einmal nach Serach gekommen bin, und dort das Pferd stehen und die Hasen laufen ließ. Mein Faust ist fertig und ich werde so glücklich seyn, Ihnen ein Exemplar an Ihrem Geburtstage persönlich zu überreichen. Die Beendigung der Gedichte aber werd' ich hier nicht mehr abwarten, sondern so bald sie nur gesetzt und revidirt sind, Stuttgart verlassen.

Mein Befinden ist, seitdem es hier kühler geworden, besser. Große

Freude macht mir das Einstudiren steierischer Ländler, die ich von Aussee mitgenommen.

Ich lebe jetzt ziemlich einsam. Mein menschenscheulicher Paroxysmus bei Cotta hat nicht weiter Gelegenheit gefunden, sich zu wiederholen. Schönen Dank für die schöne Rose, liebe Sophie. So etwas macht einen gar wohlthuenden Eindruck auf mich, wie ein ganzer Frühlingsgarten. Die vier dürren Blätter am Stiele, das eine davon noch nicht völlig dürr, gemahnen mich an meine vier Lebensdecennien, deren letztes noch nicht voll ist, aber bald seyn wird. Darüber steht der grüne blühende Segen Ihrer Freundschaft sehr tröstlich und erheiternd.

Neues fällt hier wenig vor.

Den Tag meiner Abreise von hier kann ich noch nicht wissen. Ich bitte es so zu machen, daß mir der Postexpeditor in Ischl bei meiner Ankunft einen Brief von Ihnen überreichen kann. Dort hab' ich noch einen Theil meiner Bagage, muß also hin. Leben Sie wohl!

Ich grüße alle die Ihrigen herzlich. Auf frohes Wiedersehen. Niembsch.

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 25. September 1840.

Mein liebster Freund!

Ungemein hat es mich erfreut, unsern Niembsch so frischkräftig, so heiter und frohgelaunt zu sehen. Nimmer hätte man glauben sollen, daß das der Vater jener Gedichte sey, bei deren Lesung ich in den Haaren ein Rauschen spüre, als ob sie mir zu Berge ständen....

Niembsch an Emilie.

Wien, den 16. December 1840.

Mit meinen poetischen Productionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist; und so fühlen jetzt gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verdorben ist. Ich fühle die schlechte

Geisteswitterung deutlich, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun.

Ebenso.

Wien, den 15. Jänner 1841.

Ich hatte wieder schlechte Tage. Häufiges Uebelbefinden und namentlich der böse Hypochonder! Gedichtet wird wieder fleißig, gegeigt noch fleißiger. Meine Passion darin ist hier schon berüchtigt. Sogar einen Lehrer hab' ich mir genommen. Der vortreffliche Mann heißt Karl Groß, und ist so recht nach meinem Herzen, ein vollkommenes Geigengesicht und sein rechter Arm gleichsam selbst ein Fidelbogen. Großer Beethovenspieler. Ein falscher Ton erscheint ihm als ein großes Unglück. Meine Geige grüßt Sie mit ihrem schönsten, weichsten Tone.

In einem Beethoven'schen Geigenstücke muß man mit entsetzlichem Sprunge einen Ton in höchster Höhe haschen. Wehe dem Ohre, wenn's mißlingt! Als Groß dieß Niembsch vorspielte, sprach er zu ihm: „Sehen's, Herr v. Niembsch! Wenn man das spielt, sollte gleich ein Abgrund neben einem seyn, um sich hineinzustürzen, wenn man falsch greift!" Niembsch gefiel diese Vorstellung ungemein, und er sprang den Halsbrechsprung wohl hundertmal. — Später wieder schrieb Niembsch ohne Zeitangabe:

„Ich spiele jetzt wieder fleißig die Violine, und wenn es mit meinen Fortschritten darin so fortgeht, wie bisher, so könnte mit der Zeit noch wahr werden, was im Morgenblatte: „Villegiatur in Weinsberg" von mir gerühmt wird, daß ich die Geige mächtig phantastisch spiele."

Niembsch an Emilie.

Wien, den 13. März 1841.

Der Gang unseres Briefwechsels hat durch meine Krankheit eine Unterbrechung erlitten, die mir selbst schmerzlich ist, wie Ihnen, meine treue, geliebte Freundin. Der abscheuliche Winter mit seiner Ausgeburt, der Grippe, hat mich ordentlich gepackt. Ich bin seit vier Wochen nicht mehr der Alte. Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten, mit einem

tüchtigen Fieber behaftet, von welchem meine Umgebung schon besorgte, es würde in einen bedenklichen Charakter ausschlagen. Jetzt ist es damit vorüber, doch bin ich noch immer sehr abgemattet, habe Schnupfen, ab und zu auch Halsschmerzen, ein molestirtes Kinnladengelenk und dergleichen kleinere Miseren. Dazu kommen noch hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl ist ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhetzereien plagt.

Den Winter über hatte Niembsch zwei Zimmer bei einem Schwestermanne Sophiens, Freiherrn v. S., mit dem er auch selbst sehr befreundet war, in der Stadt im Hause „zum kleinen Greifen," hinterhalb des Gasthofes „zum Erzherzog Karl," in der Kärnthner-Straße, Z. 968, und zwar im zweiten Stockwerke, innegehabt. Zu dieser Zeit machte er zwei anziehende Bekanntschaften, wovon die eine ein dichterischer und die andere ein tonkünstlerischer Jüngling war. Jener berichtet in den „Grenzboten" von 1843, 3. Bd., S. 185 u. w.:

„Von der Verschlossenheit und Schroffheit in Lenau's Umgang, von denen man mir so viel erzählt hatte, fand ich keine Spur; im Gegentheil war er damals, wie oft noch in der Zukunft, voll Humor und heiterer Laune. Ich werde es nie vergessen, wie er einst im Gasthause an der offenen Tafel zwischen preußischer und österreichischer Politik mit wahrhaft Börne'schem Witze die Parallele zog, und das Porträt des Kaisers Franz, von Ammerling gemalt, schilderte. Ihm war das faltenreiche Gesicht ein Buch, daraus er die komischsten Geschichten mit den erschrecklichsten Pointen vorlas. Die Hofräthe und hohen Beamten, welche in der Nähe saßen und ein unfreiwilliges Auditorium bildeten, entsetzten sich über ihr eigenes Lachen, das sie nicht unterdrücken konnten. Doch war sein Witz nur immer die Schale des tiefsten Ernstes.

Wenn man in Deutschland Freiheitslieder nennt, hört man Namen wie: Herwegh, Prutz, Fallersleben ꝛc., aber Lenau, bei dem das Wort Freiheit am seltensten vorkommt, mag doch wohl unser größter Freiheitsdichter seyn. Er besingt keine Tagesereignisse, er schreibt keine Abhandlungen in Versen, auch sind wenige seiner Lieder dazu geeignet, bei Zweckessen abgesungen zu werden; aber er ist ein freier und unabhängiger Geist,

der für die innere Freiheit, für die Rechte der Natur gegen alle Gräuel der Weltgeſchichte kämpft und Blut und Leben auf dem Kampfplatze läßt. Das ſieht man wohl ſeinen Polenliedern, ſeinen Albigenſern an. Dieſe Freiheitslieder berauſchen nicht, machen nicht ſchwindeln und reißen nicht hin; aber haſt Du ſie geleſen, biſt Du zu jedem Märtyrthum bereit, wie Leonidas, die Cevennenſtreiter, Huß und Hutten; fühlſt Du Dich Eins mit dem Geiſte Gottes, der durch die Weltgeſchichte geht, und Du biſt erſtarkt durch das Bewußtſeyn, daß Du Eins biſt mit dem großen All und ein Glied in der großen Kette.

In unſerer Zeit, wo Jeder entweder ſich ſelbſt in den Strudel ſtürzt oder willenlos mitfortgeriſſen wird, wo Keiner, der Augen hat zu ſehen und Ohren hat zu hören, von der Zeit unberührt bleiben kann; da gibt es wenige, die ſich in der Wirrniß und im Gedränge von jedem Makel rein halten können, und die Geſtalten ſind ſelten geworden, zu denen die Nation wie zu unbefleckten Heiligen vertrauensvoll aufblickt. In ihrem Bedürfniſſe nach Liebe und Vertrauen muß ſie bei Manchem Manches vergeſſen, um in ihren Illuſionen nicht geſtört zu werden. Lenau iſt einer der wenigen, die rein und makellos daſtehen, vor denen die Parteien mit Ehrfurcht zurücktreten, und welchen ſie kein Blättchen aus dem Kranze zu rauben wagten. Er iſt noch eine von den ſchönen Dichtergeſtalten, die ſelbſt wie ein Gedicht durch das Leben gehen. Auch in ſeinem perſönlichen Umgange hatte man die ſchöne Genugthuung, ganz denſelben Lenau zu ſehen, den man in den tiefmelancholiſchen Herbſtliedern lieben gelernt, und denſelben Lenau, der im Fauſt ein erſchütternder Skeptiker, im Savonarola und den Albigenſern ein zürnender gottbegeiſterter Redner iſt... Lenau liebte ſein Wien und vertheidigte es immer gegen die Anſchuldigungen, als ob in ſeinem Schooße keine edle Frucht gedeihen, als ob ſich aus ſeinem Volke kein edler Geiſt erheben könnte, ja er behauptete immer, daß die Oeſterreicher mit zu jenen deutſchen Stämmen gehörten, die für das Schöne und Edle am empfänglichſten ſind."

Dieß die eine der anziehenden neuen Bekanntſchaften Lenau's, der Dichter Moritz Hartmann; und nun die andere: der Tondichter und Meiſter, Karl Evers. Dieſer erfreute mich am 2. Hornung 1851 mit

folgender schriftlichen „Erinnerung an Lenau“: „Es war im Winter 1840 bis 1841, als ich nach Wien kam und Lenau kennen lernte. Ich wurde durch einen Brief der Frau v. Reinbeck bei ihm eingeführt, und obgleich ich um die Hälfte Jahre jünger war als er, so entspann sich doch eine so innige Freundschaft zwischen uns, daß er mir nach einigen Monaten das trauliche Du antrug. Ich verehrte und liebte Lenau so sehr, daß unter seinen Freunden nur die Frau v. Reinbeck meine Rivalin in dieser Beziehung seyn konnte. Lenau war empfänglich für wahre anhängliche Freundschaft, weßhalb er mir auch meine Zuneigung zu ihm durch Violine und Freundschaft vergalt. Lenau liebte, wie bekannt, Musik mit aller Leidenschaft und spielte damals sehr viel Violine. Sein Spiel war wild, unregelmäßig, oft aber ergreifend und im höchsten Grade genial. Er war schüchtern und spielte fast nie mit Fremden, mit mir jedoch sehr oft. Sein Liebling war die sogenannte Kreuzerische Sonate in A dur von Beethoven. Die Variationen darin spielte er bisweilen sehr schön. Die Akkorde im Anfange wurden ihm sehr schwer; er übte aber manchen Tag acht Stunden Violine mit solcher Leidenschaft, daß es ihm in der Gesundheit Schaden brachte, und ich ihn oft davon abhielt. Endlich gingen die Akkorde so ziemlich, jedoch beim letzten Satze der Sonate, welcher sehr feurig ist, ging er gewöhnlich mit seiner Phantasie durch; er hörte dann nicht mehr auf mich am Fortepiano, überstürzte sich, beachtete gar keine Pausen mehr, arbeitete zugleich mit den Füßen immerfort, kaum daß ich ihm im Tempo folgen konnte, bis er, im Angesichte die hellen Schweißtropfen, erschöpft innehielt. Er sah wohl seinen Fehler ein, aber umsonst; er war nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam. Die steyerischen und auch oberösterreichischen Ländler spielte er ganz ausgezeichnet. Ich schrieb mehrere seiner Lieblingsstücke, welche er vom Volke gelernt hatte, und nur nach dem Gehör nachspielte, in Noten auf. Es ist merkwürdig, daß er bei dieser Musik sich niemals im Tempo übereilte, sondern mit einer ruhigen Heiterkeit auf und nieder im Zimmer tanzte.

Auch wenn er saß, so tanzten seine Füße. Selbst bei ungarischen Melodien blieb er im gehörigen Takte, obgleich sein Gesicht finsterer wurde. Nur bei Beethoven verließ ihn alle Besinnung. Sein Urtheil über Musik war aber sehr einseitig. Für ihn war nur Einer, nämlich Beethoven,

alle andern verachtete er; ja es ging so weit, daß er Mozart förmlich ins Lächerliche zog. Eines Nachmittags tranken wir in seinem Zimmer Kaffee, jeder von uns rauchte eine Cigarre, er lag in Hemdärmeln auf dem Bett, ich auf dem Kanapee; es entspann sich ein Streit über Musik, namentlich über Mozart und Beethoven, welcher damit schloß, daß er behauptete: „Letzterer sey der Chimborasso und Ersterer der Bobzer bei Stuttgart" (ein kleiner Berg). Ueber diesen Vergleich lachte er herzlich obendrein, so daß ich zornig davonlief. Sein gutes Herz zeigte sich aber, denn als wir zwei Stunden später zusammenkamen, bot er alle seine Freundlichkeit auf, mich wieder zu versöhnen, was ihm auch leicht gelang.

Er war nicht unempfänglich für delikate Speisen. Ich erinnere mich, daß er mich mit einer sehr wichtigen Miene im Gesichte in ein kleines Gasthaus[1] zu Mittag führte, wo man einen vortrefflichen gemischten Salat, Rebhuhn am Spieß gebraten (seine Lieblingsspeise) und einen herrlichen alten Weidlinger erhielt (von Weinen trank er in Oesterreich niemals einen andern); die übrigen Speisen und Getränke waren jedoch unter der Mittelmäßigkeit in diesem Gasthause; also ein Beweis, daß er die Speisen, welche er genießen wollte, sogar in gewissen Restaurationen aufsuchte. Auch Cigarren konnten nicht gut genug seyn, und er zahlte den höchsten Preis, wenn sie nur ächt und ausgezeichnet waren. Sehr oft ließ er sich aber schlechte Waare anpreisen und glaubte den Leuten aufs Wort. Bei solcher Gelegenheit erlebt' ich mit ihm eine komische Scene auf einer Reise von Wien nach Stuttgart. Wir fuhren per Dampfschiff nach Regensburg. Da Niembsch sehr gerne bequem und mit größtem Zeitaufwand reiste, so blieben wir dort einen Tag und eine Nacht. Kaum angekommen in „den drei Helmen" ging er sehr vergnügt aus, in der festen Ueberzeugung, dort ausgezeichnete Cigarren zu finden, und hieß mich auf seine Rückkehr warten, er wolle gleich wieder kommen. Jedoch einen halben Tag blieb er fort und trat dann ermüdet ins Zimmer, hinter ihm her ein Knabe, beladen mit Cigarrenkisten, alle mögliche Sorten. Er versicherte mit Wichtigkeit, er würde viele Tausend davon mitnehmen nach Stuttgart. Als ich nun mein Urtheil abgeben sollte und wir lange

[1] Beim Pfauen in der Kärnthnerstraße zu Wien.

hin und her kosteten, sagte ich ihm, daß gar nichts daran sey und in Stuttgart viel bessere und wohlfeilere zu haben wären. Wie leicht er sich oft etwas einreden ließ, eben so geschwind konnte man ihn auch wieder davon abbringen. Er wurde sehr böse auf den Cigarrenhändler, indem es sich nun herausstellte, daß er schon eine Kiste mit tausend Stück gekauft und bezahlt hatte. Wie gewöhnlich bei solcher Gelegenheit mußte ich auch hier helfen, ging mit dem Buben zum Kaufmann und erhielt mit Mühe und mit Verlust von einigen Gulden das Geld wieder, worüber sich aber Lenau sehr freute. Wie ich schon erwähnte, war er kein Freund vom eiligen Reisen. Sogar in Linz wurde schon ein Tag Rasttag gehalten, die Geige herausgenommen und Ländler gespielt.

Bei einem solchen Aufenthalte war er immer sehr lustig und gesprächig, während der Reise aber wortkarg. Auf der Fahrt von Linz nach Regensburg frug ihn eine Dame, ob ich sein Sohn sey? (Damals sollen wir uns ähnlich gesehen haben.) Er wurde darüber im Ernst melancholisch und frug mich später, ob er denn wirklich schon so alt aussehe? Bagage hatte er gewöhnlich übermäßig mit; ich zählte 25 Stück; meine vier Stück abgerechnet, hatte Lenau also 21 Piecen mit, worunter zwei Koffer mit Büchern (obgleich er nur acht Wochen in Stuttgart bleiben wollte), eine Menge kleiner Kästen, Necessaires, Stöcke, Schirme, kurz, woran er gewöhnt war, das mußte auch mit auf die Reise.

In Regensburg erklärte er, nicht mit dem Eilwagen, sondern mit einem „Hauderer" weiter zu reisen; „da streckt man sich bequem aus, raucht Cigarren, schaut in die Wolken und läßt sich so angenehm weiter schleifen." Dieß waren seine Worte. Da man uns aber in Stuttgart schon lange erwartete, so überredete ich ihn, es bis Augsburg per Eilwagen zu versuchen. Er war während dieser Fahrt sehr verdrießlich und sagte, dort angekommen, bestimmt, er fahre nicht weiter, sondern wolle wieder zwei Tage rasten und dann „haudern." Mir ging aber die Geduld aus und ich ließ mich weiter einschreiben. Da man dort aber einige Stunden warten muß, so begleitete ich ihn mit seinen 21 Stück Gepäck ins Gasthaus, wo man um 1 Uhr zu Mittag aß. Es war aber erst 12 Uhr, Lenau hungrig, und als er noch auf der Flur des Hauses war, bestellte er sich schon ein Essen auf sein Zimmer, worauf aber die Frau

Wirthin nicht höflich antwortete und ihm bedeutete: um 1 Uhr wäre table d'hôte, früher könne er jetzt nichts erhalten. Diese Antwort und die Manier derselben erschreckte den gutmüthigen Lenau so, daß er mich bat, augenblicklich auf die Post zu gehen und einen Platz für ihn nach Stuttgart zu nehmen, und eine Viertelstunde später kam er wieder mit allen seinen Sachen auf die Post zurück.

Es war ein Glück, daß ich damals so eilte, denn zwei Tage nach seiner Ankunft in Stuttgart bekam er das Scharlachfieber.

Lenau glaubte wohl nicht selbst an alles, was er so schön in religiöser Beziehung gedichtet hat; denn als wir eines Nachmittags recht viel über diesen Punkt gesprochen hatten, machte ich die Bemerkung gegen ihn, daß er aber in seinen Werken ganz anders denke und fühle, namentlich im „ewigen Juden," „Savonarola," in den „Albigensern." Er sah mich lange an, lächelte und sagte: „Lieber Evers, du hast recht!" ging zum Fenster, trommelte an die Scheiben und sagte: „Es ist halt nichts."[1]

Von Lenau's Gedichten wurden einige von mehreren Componisten in Musik gesetzt, jedoch meistens nicht glücklich. Zu meiner großen Freude gefiel ihm meine Composition seiner Gedichte, von denen er die Bitte: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" fast täglich auf der Geige spielte, so wie auch die „Schilflieder." Ich setzte noch in Musik: An *; „O wärst du mein!" „Einsamkeit;" „Traurige Wege;" „Herbstklage;" „Holder Lenz, du bist dahin!" „An die Entfernte;" „Vision;" „die Thränen;" „Lied eines Schmiedes;" „An den Wind."

Der anziehenden und getreuen Mittheilung des gefälligen Evers sey bloß beizufügen erlaubt: Daß Lenau in mancher finstern Stunde an Gott und der Seele Fortdauer verzagte, bezeugen leider allerdings manche Stellen seiner Gedichte; dagegen aber auch andere wieder noch weit deutlicher, daß alle seine unselige „schwarze Galle" (Melancholie) ihm gleichwohl jene nie ganz aus dem Herzen, worin sie unausrottbar wurzelten, fortzuschwemmen vermochte. Sein edles Leben endlich spricht solches noch

[1] Mit diesen Worten schloß Lenau auch seine Sage: „Der Raubschütz."

viel lauter aus, als dieß jemals Worte, gedruckte und ungedruckte, im Stande seyn könnten.

Uebrigens hatte Niembsch im Laufe der Zeit auch noch mit andern jungen Männern, besonders mit jungen Dichtern, denen er sehr freundlich entgegenzukommen pflegte, Umgang gehabt. Ein Näheres hierüber, so wie einige gelegentliche Aeußerungen Lenau's über ältere Sangesgenossen, gibt Frankls Buch S. 78—89 und 67—72.

Niembsch an Sophie.

Linz, 6. April 1841.

Liebe Sophie!

Ich habe die Freude am Reisen, so wie manche andere, völlig verlernt; auch das bequemste, und wenn es durch die schönsten Gegenden geht, hat für mich sein Lästiges und Absurdes. So bin ich denn mürrisch und verstimmt gestern Abends hier angekommen und bewohne dasselbe Zimmer im Adler an der Donau, welches Sie mit Ihren Schwestern innehatten.

Kaum angekommen, wurden wir von B. empfangen, und Evers mußte nolens volens heute Vormittag der Gemahlin desselben etwas vorspielen. B. wurde mir dießmal etwas lästig, denn mir kommt vor, als seyen seine Aufmerksamkeiten mehr ein Wunsch, mit celebren Leuten in Linz zu paradiren, als wahrhafte Neigung.

Wir tragen solche Bekanntschaften, die unser Leben nichts angehen, gleichsam als todte Massen mit fort, und früher oder später wird sie unser Leben, wenn es anders ein fließendes, bewegtes ist, hinauswerfen, wie der Wasserstrom die Leichen, womit er sich eine Strecke weit schleppen mußte. Darum wird man je älter, je ausschließender und unduldsamer. Das Todte muß hinaus ohne Complimente.

Morgen früh reisen wir weiter nach Regensburg. Die Dampfschiffe des Königs von Bayern sollen fast seinen Versen gleichen.

Zum Glück wird Abends gelandet. Auf dem Dampfschiffe „Sophia" traf ich mit Betti H.. zusammen. Sie erneuerte die alte Bekanntschaft und theilte mit mir die Langeweile und eine Pomeranze.

Die liebste Figur unter den Reisenden war mir ein italienischer Matrose. Ein antiker, echt römischer Kopf, mit der reinst erhaltenen römischen Derbheit und usurpirenden Insolenz. Die Augen nicht größer, als nöthig, um in die Welt zu schauen und sich die Leute darin zu suchen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehämmerter Kerl, neben dem sich ein österreichisches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zusammengeblasenes Officierle kläglich genug ausnahm, daß es trotz seiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte.

Dann war ein Bauer an Bord, der beständig durch das Gitter auf die Maschine hinunterspähte und herumschlich, wie die lauernde Dummheit. Die Kajüte stack auch voll Dummheit, theils schwatzender, theils schnarchender; der Teufel hole das Reisen! Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie Max und die Kinder schönstens. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 13. April 1841.

Liebe Sophie!

Vorgestern Abends bin ich, und zwar in einem schlechten Zustande, hier angekommen. Das übelste Wetter traf mit der Erbärmlichkeit der Kajüte zusammen, um mir einen beträchtlichen Schmerz im Rückgrat anzuhängen.

Den ersten Tag fuhren wir bis Fitzhofen,[1] oder wie das Nest heißt; dort ward übernachtet. Um vier Uhr früh ging's weiter bei großer Kälte und einem garstigen Schneesturm.

Ich legte mich in der sogenannten Kajüte auf die Bank und schlief, während Wind und Wasser auf mich hereinspülten und hinter meinem Rücken und in demselben ein hübsches Rheuma zusammenbrachten. In Regensburg schlich ich bereits gekrümmten Leibes umher, und die Fahrt von da nach Augsburg im Eilwagen die Nacht durch war eine wahre Folterfahrt. In Augsburg wurde ausgeruht von zehn Uhr Vor- bis vier Uhr Nachmittags, dann bestieg ich einen neuen Folterkasten und kam nach einer Nacht und einem Tage voll Schmerzen und Verwünschungen in

[1] Bilshofen.

Stuttgart an. Gestern rastete ich total. Die Ruhe und ein Zugpflaster haben so weit gewirkt, daß ich heute, obschon mit Beschwerde, ausgehen konnte.

Der erste Weg war zu Hallberger.

Es ist mir gelungen, ihn etwas mürbe zu machen. Er wird wohl abstehen von seinem Projekt. Von ihm ging ich zu Cotta. Der war, wie gewöhnlich, ganz Artigkeit und Gefälligkeit. Im Herbste wird die Taschenausgabe meiner sämmtlichen Lyrereien in zwei eleganten Bändchen mit zwei Stahlstichen erscheinen. Das Weitere der Bedingungen wird nächstens abgemacht werden. Nun will ich mit Energie an meine Albigenser dran. Vielleicht bring' ich sie fertig bis zu meiner Abreise, die unwiderruflich festgesetzt ist auf den 20. Juni.

Mein verblichenes Latein wird mit Lust und Liebe wieder aufgefrischt. In Regensburg kaufte ich von einem Antiquar in seiner Straßenbude ein paar Bücher von großer Brauchbarkeit. Mein Aufenthalt in Ischl soll nicht nur für mich ein angenehmer, sondern auch für Sie und Ernst ein nützlicher werden. Ich will mir wenigstens meinen Kaffee und meine Erdbeeren mit Schulmeisterei redlich verdienen.

Reinbecks und Hartmanns hab' ich Alle vergnügt und gesund angetroffen. Auch Mariette mit ihren Kindern. Als ich vor Alexanders Haus vorbeifuhr, ward ich von einem seiner Bedienten erblickt, und der treue Freund fand sich bald nach meiner Ankunft bei mir ein. Er ist durch seine Wasserkur wunderbar hergestellt. Außer ihm sah ich noch Pfizer, den ich zu mir bitten ließ, nämlich den Gustav. Evers ist eine gute, liebe Haut. Ich werde hier viel arbeiten.

Alexander und Evers haben bereits meine bestimmte Erklärung, daß ich Vormittags nie einen Besuch annehmen werde; ich aber werde weder Vor-, noch Nachmittags mich viel damit abgeben. Die Albigenser, die Römer und die Geige brauchen viel Zeit, und meine Hausgenossen wollen auch etwas von mir haben. Doch einige Gänge sind freilich unerläßlich. Uhland ist hier und Schwab wird erwartet. Mit Kerners Augen geht's immer schlechter. Ich werde ihn bald besuchen, wie Mayer in Waiblingen.

Noch immer bin ich etwas kreuzlahm. Das Reisen wird Einem je lästiger, je näher man der großen Reise rückt.

Bei Euch wird es jetzt schon lebhaft hergehen. Die Theatervorstellung sollte doch durch den Trutsch als Mönch beschlossen werden. Ich lasse dem lieben Buben sagen, daß ich von meiner Bagage nichts verloren habe, und ihm für seinen herzigen Abschied etwas Schönes mitbringen werde. An Freund Max werde ich schreiben, sobald ich mit Moritz gesprochen. Ich will seiner Angelegenheit mit Eifer gedenken. Grüßen Sie auch Zoe und Ernst und schreiben Sie recht bald. Ihr Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, den 20. April 1841.

Liebe Sophie!

Dießmal schreib' ich Ihnen im Bette. Mein Unstern hat es bei einem Rückenschmerz nicht bewenden lassen, sondern mit malitiöser Ausführlichkeit eine Halsentzündung hinzugefügt, an der ich seit vier Tagen zu leiden habe; heute aber noch einen Scharlach darauf gesetzt. Hoffentlich wird der niederträchtige Cyklus, wenigstens fürs Erste, damit geschlossen seyn. Beim Aufstehen sah ich heute meinen Hals so roth, wie österreichische Generalshosen, und fand die Röthe auch über Brust, Schultern und Unterleib verbreitet. Die Eruption ist eine rasche, allgemeine, und sie läßt nach der Aussage meines Arztes, des Medicinalrathes Becher, einen leichten und günstigen Verlauf erwarten. Daß meine Krankheit ungeselliger Natur, und mir hoffentlich alle Besuche vom Leibe halten wird, das ist wohl noch das Beste daran; ihr Schlimmstes ist, daß sie mich um den Frühling verkürzt. Fieber stellt sich des Abends bereits seit einigen Tagen ein, wurde aber von mir, indem ich es lediglich für ein Attribut der Halsentzündung nahm, wenig beachtet. Nun hat es freilich eine edlere Bedeutung. So ein Menschenkörper ist eben eine gar unruhige, unsichere Wohnung. Sehr traurig wäre mir's, wenn sie mir fern von Ihnen, liebe Sophie, gekündigt würde.

Außer Cotta, Hallberger und Alexander habe ich hier noch Niemand besucht, meines übelzugerichteten Leichnams wegen. Mir ist die Geselligkeit zum Greuel geworden, und ich habe auf das Bestimmteste erklärt, daß ich gar keine Gesellschaft besuchen werde; und daß ich Wort halten werde,

ſchwöre ich bei meinem Scharlach, und ſo wahr ich deſſen glückliches Ende und Sie in Iſchl wiederzuſehen wünſche.

Die Donauzimmer im Adler zu Linz hab' ich ausdrücklich verlangt. Ich war dort am beſten beherbergt während der ganzen Reiſe, nur daß mir das Dampfſchiff, zum Rückzug verſuchend, den ganzen Tag vor Augen lag. Ja, wir haben uns recht zuſammengelebt, und daß mir Ihre Kinder, wie Sie ſchreiben, noch immer gute Nacht wünſchen, als wäre ich da, hat mich wehmüthig ergriffen. Auch mein Freund Max, obgleich ihm unſer Abendeſſen manchmal zu ſtill dünkte, wird mich zur gewohnten Stunde gewiß auch ein wenig vermiſſen.

Nun iſt Euer Polterabend und Jetti's Hochzeit auch vorüber. Wenn ſie Glück hat, wird ſie glücklich ſeyn; die inneren Bedingungen einer guten Zukunft ſind auf beiden Seiten der jungen Ehe vorhanden. Gott ſegne ſie!

Daß Ihre Brüder in der Nähe wieder für Sie erwarmen, freut mich. Sind auch beide jetzt mit ihrem Glück viel zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie der Liebe viel Raum geben könnten, ſo wird doch beiden einſt gewiß die Erkenntniß werden, daß es ohne die Grundlage der Liebe kein wahres Glück gibt, und daß von aller Gunſt des Geſchickes, die ſie erfahren haben, eine Schweſter wie Sie, die ſeltenſte iſt.

Während ich dieſes ſchrieb, hat ſich der Ausſchlag auch über die Hände gezogen, und er reicht mir beinahe bis an die Feder. Im Zimmer iſt's recht warm, daß ich die Hände wohl ausſtrecken kann. Das gutmüthige dicke Stubenmädle heizt wacker ein, und wenn ich klingle, ſpringt ſie „tapfer" (ſchwäbiſch für „ſchnell") zu. Meine freundlichen, theilnahmsvollen Hauswirthe werden es an ſorgfältiger Pflege eben ſo wenig fehlen laſſen, als ich an Gehorſam. Höchſt fatal wäre mir's, Mariettens Kinder anzuſtecken; das könnte zur Vervollſtändigung des obigen Cyklus noch fehlen.

An den Albigenſern hoff' ich weiter zu arbeiten, auch während der Krankheit. Dieſer Tage hab' ich einen angefangenen Geſang beendigt, den Comminges. Die Latinität wird aber jedenfalls mein Lager theilen.

Leben Sie wohl, theuerſte Sophie! Mein Zuſtand iſt ganz unbeſorglich. Grüßen Sie Max und die Kinder herzlich. Ihr Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 22. April (eingelangt erſt am 5. Mai) 1841.

Lieber Bruder!

Hat mich der Himmel oder die Hölle damit heimgeſucht? ich weiß es nicht; ich habe den Scharlach. Plötzlich iſt dieſer Feuerteufel hervorgebrochen mit einer Vehemenz, daß ich ſchon am erſten Tage ganz und gar bedeckt war. Heute iſt's der dritte Tag, daß ich liege. Aber eben die Raſchheit und Allgemeinheit der Eruption ſind Bürgſchaft für einen guten Verlauf der Krankheit. Meine Haut iſt rüſtig aufgetreten und ſcheint den ganzen Handel allein ausfechten zu wollen. Kopf und Bruſt ſind frei, das Fieber iſt gering. Ihr könnt ganz ohne Sorgen ſeyn. Der Doctor rühmt die Productivität meiner Haut und das energiſche Verhalten meiner Natur überhaupt. Ich glaube nicht, daß ich die Krankheit durch Anſteckung überkommen habe, indem man hier vom Scharlachfieber gegenwärtig keinen Fall hat, außer den meinigen. Wahrſcheinlich hat ſich die Krankheit in meinem geſchwächten, von der Grippe noch immer nicht freigelaſſenen Körper durch die Beſchwerden der Reiſe, Kälte, Wind, Schneegeſtöber und Regen, Mangel an Schlaf und Eilwagenermüdung von ſelbſt erzeugt: generatione aequivoca. Hoffentlich ſtoßt die Natur alles Kranke in dieſem Proceß heraus, wenigſtens das phyſiſch Kranke, und ich werde dann um ſo geſunder ſeyn und mit einer nagelneuen feinen Epidermis (Oberhaut) und einer heitern Seele unſere geliebten Berge in Oberöſterreich beſuchen. — Ich bitte dich, den eingeſchloſſenen Brief ſogleich zu befördern; verſäume es nicht.

Hallberger hat mir vor einigen Tagen zwölf Freiexemplare Deiner Gedichte in hübſchem Umſchlage für Dich überſchickt. Schreibe mir umgehend, was ich damit beginnen ſolle.

Reinbecks laſſen Dich und Thereſen beſtens grüßen. Mayer hab' ich noch nicht geſehen. Kerner leidet an einem zunehmenden Augenübel; er geht leider der Blindheit entgegen. Alexander iſt durch eine heroiſche Waſſerkur gründlich hergeſtellt und wandelt als ein Wunder für Alle, die ihn früher kannten, und als ein ſchreiender Triumph für alle Hydropathen wieder ganz rüſtig umher.

Ich umarme Dich und meine geliebte Schwester Thereſe ſammt Euern Kindern herzlich. Dein treuer Bruder Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 22. April 1841.

Geſtern beſuchte mich noch der Geheimrath Schelling, einer der beſten Aerzte hierorts und fand Alles vortrefflich, doch müſſe ich vier bis fünf Wochen das Zimmer hüten. Schlechte Frühlingstage! Schurz ſoll Ihnen meinen an ihn geſchriebenen Brief mittheilen, wenn Sie über meine Krankheit was Weiteres zu erfahren wünſchen. Leben Sie wohl, theuerſte Freundin! Grüßen Sie Max und Kinder. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

23. April.

Liebe Sophie!

Schonung meiner Augen iſt mir zwar auf's Strengſte geboten, indem ſie angegriffen ſind, und man befürchtet, es könnte ſich etwas auf dieſes Organ werfen; doch ich kann Sie, theuerſte Freundin, nicht ohne Nachricht laſſen. Der Verlauf meiner Krankheit iſt fortwährend ſo günſtig wie möglich. Das Fieber hat heute ſchon ganz aufgehört; das Exanthem beginnt bereits ſeinen Rückzug. Ich habe heute Nacht gut geſchlafen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und ſchreiben Sie mir recht bald. Mit Grüßen an Max und Eure lieben Kinder. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 25. April 1841.

Liebe Sophie!

Sie verweiſen es meinem erſten Briefe von hier, daß er eine Krankengeſchichte enthalte, und beinahe erſchrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Theilnahme vielleicht

überladend, eine Reihe anderer habe folgen laſſen, welche ebenfalls Krankengeſchichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als ein Geſunder ſchreiben. Freilich gibt das eine gar langweilige Lectüre, mit einem Sand'ſchen Roman verglichen; doch will ich Sie lieber langweilen, als bekümmern, gar nicht ſchreibend. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geſchichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine ſind. Etwas ſcharf ſondern Sie Ihre Intereſſen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Theilnahme auch hierin zu viel zugemuthet werde. Der Tag, an dem Sie ſich ſolcherweiſe gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den ſympathiſchen; immerhin aber hätte Ihnen die nöthige Unverdroſſenheit zu der Bemerkung erübrigen ſollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, ſehen zu müſſen, wie ſeine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden. Was die Geſchichte mit dem Philologen betrifft, ſo bedaure ich, daß Sie etwas unzart darauf hingewieſen ſind, ihn nunmehr bloß als ein Lexikon zu benützen, ſo wie ich nicht weniger bedaure, daß Sie auf ſothane Benützung ſich nicht früher ſchon von ſelbſt beſchränkt haben. Ihr erſter Brief war am fraglichen Dienſtag noch nicht angekommen. — Schönen Dank für die Blumenblätter. Ich ſchicke Ihnen dafür ein Maiblümchen, das durch zwei Tage mich erfreute und freundlich den ganzen Frühling bei mir vertrat.

Ich grüße Max, Kinder und Schweſtern, die ſo freundlich waren, mich grüßen zu laſſen. Ihr Niembſch.

Meine Krankheit verläuft ordentlich.

Ebenſo.

Stuttgart, 28. April 1841.

Liebe Sophie!

Heute iſt's der neunte Tag, daß ich liege, und daß ich die Krankheit habe, nach meines Arztes Behauptung, wenigſtens der elfte. Nunmehr iſt die Periode der Abſchuppung eingetreten, und ich habe Hoffnung, wenn das Wetter ſo ſchön bleibt, binnen vier bis fünf Tagen wenigſtens

dem Bette zu entrinnen, wenn ich auch dem Zimmer noch einige Wochen lang verfallen bin. Unglückselige Reise! Hätte ich sie nur später unternommen, vielleicht daß ich dann nicht erkrankt wäre! Höchst störend bin ich den beiden hausgenössischen Familien und ihrem glücklichen Zusammenleben dazwischen gefahren. Der zweite Stock ist vom ersten ganz abgeschlossen; man kommt nicht zusammen der Kinder Mariettens wegen, die bis jetzt zu meiner Beruhigung gesund geblieben. Ueberhaupt hat man in Stuttgart großen Respekt vor dem Scharlachfieber. Alexander, Evers, Pfizer und Andere sind für mich verschollene Leute. Da ich wieder lesen und schreiben darf, bin ich vollkommen damit einverstanden. Wenn Sie wüßten, liebe Sophie, welche Freude mich belebt, wenn mir ein Brief von Ihnen gebracht wird, würden Sie mir oft, und nie ein unfreundliches Wort schreiben. Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur Einen Brief, und zwar einen solchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt. Ja, so ein unfreundliches Wort von Ihnen bleibt mir lange in der Seele sitzen, und nagt darin fort, als ein böser Wurm, den ich nicht zerdrücken kann. Vorgestern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen. Es wurde just um Mitternacht fertig, als das Glockenerz zwölfmal erklang.[1] Die Albigenser beschäftigen mich angelegentlich. Ich habe drei Gesängen einen Schluß gegeben. Bald werden sie zum Druck reif seyn. Wegen zu befürchtender Monotonie dürfen sie keine zu große Ausdehnung erhalten. Ich muß diese Arbeit so bald als möglich abschütteln, um mit frischer Kraft und Lust an eine neue zu gehen. Ich habe mir aus der hiesigen Bibliothek den Gregorius Turonensis bringen lassen, und will darin nach Stoffen suchen. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Lebt wohl, mein Freund Max, und Ihr, liebe Kinder! Euer Niembsch.

Stuttgart, 1. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Daß Sie so besorgt und geängstigt sind, ist mir tausendmal herber als meine Krankheit selbst. Wir werden uns in Ischl wiedersehen. Noch

[1] S. „Einklang" im dichterischen Nachlasse.

halten die Bande, die mich an dieſes Leben knüpfen. Meine Natur ſcheint ſogar durch dieſe Krankheit, als durch einen kräftigen Ausſtoßungs- und Reinigungsakt Anſtalten zu einem geſicherten und recht arbeitsfähigen Wohlſeyn treffen zu wollen. Allerdings iſt der Scharlach eine tückiſche Krankheit, und mir iſt der Dämon des Verderbens, der neben der heilkräftigen Macht in meinem Körper lauert, keineswegs unſpürbar und unbewacht. Als ich neulich das Lied dichtete, regte ſich jener deutlich, und ich enthalte mich jeder Arbeit, ſeitdem ich wahrgenommen, wie ſchon ein lebhafter Gedanke im Stande iſt, meinem Pulsſchlag ein ſchnelleres Tempo zu geben. Eine große Mattigkeit und Niedergeſchlagenheit iſt gegenwärtig meine Klage. Die Abſchälung geht ziemlich raſch von Statten. Kopf und Bruſt ſind immer frei geblieben. Mein Ausſehen iſt, beſonders Dank meinem unbeſchränkten Bartwuchs, nach der Ausſage Reinbecks, ſchauderhaft.

Der Verluſt eines ſo ſchönen Frühlings iſt zu bedauern. In hieſiger Gegend gibt es ſchon blühende Kaſtanien, grüne Weinberge und viele Nachtigallen; aber ſeltſam genug, noch keine Schwalbe. Sollte der April die Natur ſo gelockt und gekirrt haben, um ſie an einen rauhen Mai zu verrathen? Herzlichſten Dank auch Dir, mein getreuer Max, für Deine beſorgte Theilnahme! Am dritten Tage meines Krankſeyns ſchrieb ich an Schurz; er wird aber meinen Brief erſt am 5. Mai erhalten. Durch ein Verſehen unſerer Magd wurde das Schreiben unfrankirt in den Briefkaſten geworfen, und erſt vorgeſtern zufällig von Jemand, der meine Schrift erkannte, unter dem Gitter erblickt, wo die nicht expedirbaren Briefe ausgeſtellt werden.

Schurz wird Euch den kleinen Einſchluß an Sophie wohl überbringen. Lebt wohl! Grüßet die lieben Kinder, Schweſtern und Eltern herzlich. Euer dankbarer Niembſch.

Eine Bitte: W., der unbarmherzige Agent der barmherzigen Schweſtern[1] hat mir hieher geſchrieben.[2] Möchte doch Max ihm die paar Worte ſagen, ſchreiben oder ſagen laſſen: „Ich bedaure ſehr, daß ich

[1] In Wien.

[2] Wohl wegen eines dichteriſchen Beitrages für eine Feier zum Beſten jener Schweſtern.

mein Verſprechen nicht habe einlöſen können. Im Winter die Grippe, ſodann meine Abreiſe und jetzt der Scharlach ſind gewiß ein ganzes Bündel voll bündiger Entſchuldigungen! W. ſey billig und verzeihe!..."

Stuttgart, 3. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Geſtern ſind die Schwalben, das erſte Gewitter und ein Brief von Ihnen gekommen. Es war ein ſchöner erquickender Tag für die Natur und mich. Mir geht es heute ganz gut. Ihre freundlichen Vorſchriften will ich auf das Gewiſſenhafteſte befolgen, und ſogar um eine Woche länger im Zimmer bleiben, als es der Arzt für nöthig erklären wird. Den Mai will ich gern noch daran geben, damit mich der Juni um ſo ſicherer gerüſtet finde. Mein Arzt, ein denkender, erfahrener, behandelt mich ganz vernünftig, Reinbecks pflegen mich mit größter Sorgfalt, und ich ſelbſt ſchone mich mit nicht geringerer, die Krankheit hat den gutartigſten Verlauf genommen, — was wäre da noch zu beſorgen? — (Unberufen!!!!) Die Fabrikation einer neuen Oberhaut geht recht eifrig von Statten, und ich hoffe das neue Gewand dann eine ziemliche Zeit lang zu tragen. Die Natur wird ſich doch nicht umſonſt damit geplagt haben wollen?!

Meine Augen waren bloß angegriffen und geröthet, nicht eigentlich krank und entzündet. Das iſt auch völlig wieder gut. Die große Erregbarkeit zu fieberhaften Wallungen hat ſich ebenfalls verloren; mein Puls iſt wie in geſunden Tagen, doch meide ich Alles, was dahin führen könnte.

Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und biſſigen erhielten; doch ich habe für jeden dieſer Tage an Sie geſchrieben, nur die Briefe nicht abgeſchickt, weil ſie mir zu rauh waren. Der dritte war es zwar auch mitunter, aber doch ſchon viel geſchmeidiger und gehaltener. Ich war in der That gekränkt und aufgebracht.

Könnte mich ein unfreundliches Wort von Ihnen nicht ſo verletzen, ſo könnte auch ein freundliches mich nicht ſo beglücken.

Das iſt die Schlüſſelgewalt, die Sie über mein Herz haben.

Wo in Ischl hat denn Sandmann die Wohnung für Euch genommen? Mich freut es wohl, daß der gute Waldmeister dafür gesorgt hat, und ich will dafür eine Aufschrift auf sein Haus machen, wie er sie wünscht.

Nächstens werd' ich Ihnen ein neues Kind schicken.

Schönste Grüße an Vater, Mutter, Schwestern und Schwäger. Den guten S., meinen angenehmen Stubengesellen von Penzing, möchte ich gerne wiedersehen, sowie seine Kinder, das herzige Mathildchen. Grüßen und küssen Sie mir Ihren Liebling, die kleine Metze, und erschrecken Sie nicht an diesem Namen, denn Metze ist auch die altdeutsche Abkürzungsform für Mechtild oder Mathilde.

Das Diminutiv Mazzeka ist nicht übel.

Mich freut's, daß das gute Minerl in der Heimath wieder aufblüht.

S. soll eben nach Wien transferirt werden. Leb' wohl, lieber Max, Ernst, Zoe und Trutschi!

Gott umgebe Sie immer und überall, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

In Ischl ließ Einer auch einmal einen Bergquell fassen, und wollte den Brunnen „den Rothschildsbrunnen" taufen und plagte Niembsch um eine Inschrift. Dieser hatte keine Lust. Endlich einmal zu Wien, in der „Stadt Frankfurt," wo ihn der Ischler wieder quälte, äußerte er gegen ihn, er wolle ihm einen Vers sagen, wenn er ihn benützen möge:

„Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbronnen."

(Nienborf, S. 213.)

Stuttgart, 4. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Heute befinde ich mich um ein Unbegreifliches besser; ich fühle die Wiederkehr meiner Kraft und Heiterkeit. Das machen die Schwalben und Consorten. Der Arzt hat mir erlaubt, einige Stunden außer Bett zu bleiben.

Der Appetit ist vortrefflich, der Schlaf so gut, daß sich Arthur dessen

nicht zu ſchämen hätte. Das Rauchen ſchmeckt herrlich, ſo daß ich die Wolken bis an die Decke blaſe mit orientaliſchem Behagen. Aber beſorgen Sie nicht, theuerſte Freundin, daß ich mich durch mein Wohlgefühl auch nur zur kleinſten Unbeſonnenheit verleiten laſſe. Ich füge mich der zum Theil wirklich ekelhaften Scharlachdisciplin mit der pünktlichſten Unterwürfigkeit. Schon habe ich mich zum kompleten Bärenhäuter herangebildet. Meine Wäſcherin muß verhungern und ich habe ſo unreine Hände wie der ärgſte Gaſſenbub. Ich ſtecke recht tief im Geneſungsſchmutze, auf den manche Aerzte, wie z. B. der große Ludwig, großes Gewicht legen. Und vollends der Bart! Ich bin ein wahres Scheuſal. Meine Hausgenoſſen ſahen den Scandal allmälig heranreifen und gewöhnten ſich kleinweiſe an das Greuliche; ſonſt könnten ſie mich ohne Entſetzen nicht anſchauen. Das Stubenmädle vermeidet ſorgfältig mich anzublicken, denn die müßte wenigſtens in ein reſpectwidriges Lachen ausbrechen. — Sie werden nun ſchon wieder einige Briefe von mir erhalten haben. Ich laſſ' es nicht daran fehlen; auch in Zukunft. Sie haben mich von Ihrer Theilnahme ſo überführt, daß ich jetzt ganz keck mit meinen Krankengeſchichten herausrücke. Und bin ich einmal geſund, ſo werden Sie auch das oft genug zu hören bekommen.

Die Beſucher halten ſich noch immer ferne. Graf Alexander ſchreibt mir zuweilen. Ich antworte ſparſam, indem ich beſorge, daß ihm meine Zettel anſteckungsverdächtig ſind, und er wer weiß welche Räucherungsproceduren damit vornimmt, bevor er ſie berührt. Ein großartiger Haſenfuß in dieſem Punkte! Die Wittwe des berühmten Theologen ..... auf der Durchreiſe wünſchte mich kennen zu lernen, und hätte meine Krankheit gar nicht geſcheut. Doch ich will daraus nicht folgern, daß weibliche Neugier ſtärker ſey als männliche Freundſchaft. Ich dankte für die Ehre.

Es bleibt bei der Unwiderruflichkeit des 20. Juni. Jetzt kann ich ſchon ſprechen, denn ich fühle mich bereits dampfſchiff- und eilwagenfeſt.

Tauſend Grüße an Max und die Kinder! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 6. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Dieſen Brief ſchreib' ich Ihnen mit gewaſchenen Händen und gewaſchenem Kopfe. Der letztere iſt es nur figürlich, und zwar durch Ihren Brief, für welchen ich Ihnen nicht genug danken kann. Er iſt heilſam, o heilſam!

Mir geht es fortwährend vortrefflich. Das Wetter iſt ſchön und ſo warm, daß man mit dem ſchlimmſten Willen ſich gar nicht verkühlen könnte. Meine Geſellſchaft beſchränkt ſich faſt allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat ſich mir im Damenſpiel geboten. Ein koloſſales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechſelnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachſpieler nicht unbedeutend zu ſeyn behauptet, fühlt als ſolcher ſeinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenſpiel nicht aufkommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Bornirtheit, wie ſie es nennt. Das unterhält mich. Des Abends wird mir zuweilen Muſik gebracht von muſikaliſchen barmherzigen Schweſtern. Wenn das Clavierzimmer offen ſteht, ſo kann ich durch meine etwas geöffnete Thüre, vor der mich eine ſpaniſche Wand ſchützt, jeden Ton hören. Dieſe unſichtbar hörbaren Spenderinnen ſind: Fräulein Leibnitz, Zumſteeg, Evers und Madame Heinrich. Die Leiſtungen an Clavier und Geſang waren bis jetzt ſehr dankenswerth. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hat eine ſehr friſche und gute Jugendſtimme, und, ſo viel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehme, auch gute Methode. Beſonders angeſprochen hat mich mein von Evers in Muſik geſetztes Gedicht: „Ach wärſt Du mein, es wär' ein ſchönes Leben!“ [1]

Heute ſagte mir der Arzt, daß wir dieſe und noch die folgende Woche wichtig nehmen müßten, ſodann aber ein kleiner Ausflug mir ſchon geſtattet ſeyn werde. Dann ſind vier Wochen vorüber. Ich will übrigens gerne noch freiwillig einige Tage zulegen, um alle Möglichkeit einer nachzügelnden Kränklichkeit abzuſchneiden. So etwas würde mich als ein wahres Unglück treffen.

Noch einmal Dank für den letzten Brief. Ich habe jedes Wort

[1] „An *.“ Es iſt an Sophie ſelbſt gerichtet.

Ihrer schönen, mir so befreundeten Seele in die Schatzkammer lieber Erinnerungen niedergelegt, deren ich von Ihnen viele bewahre und bewahren werde mit meinem letzten Gedanken.

(Nun folgt im Briefe Lenau's Gedicht: „Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben.")

Wenn ich nur schon wüßte, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir ist dieses Gedicht so recht warm und stetig aus der Brust gequollen, wie schon lange keines mehr. Es ist Ihnen geweiht. Leben Sie wohl! Bin ich auch manchmal unartig, so glauben Sie mir doch: ich stelle Sie hoch, oder vielmehr: ich erkenne es freudig, wie hoch Sie Gott gestellt hat. Grüßen Sie Freund Max und Kinder.

Unwandelbar Ihr Niembsch.

Es ist das eben bezeichnete Lied eine Erinnerung Lenau's an den hochachtbaren Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen sinnvolle Lieder durch die Tonsetzung seines Freundes Schubert eine größere Verbreitung erlangten, und der sich am 5. Horuung 1836 aus Schwermuth freiwillig den Tod gegeben hatte. Oder war dieß Lied zugleich ein geahnter Vorlaut der eigenen furchtbaren Oktobertage des Jahres 1844? Fast sollte man es glauben dürfen, nachdem, als er es dichtete — Zeuge seines Briefes vom 1. Mai 1841 — der Dämon des Verderbens deutlich in ihm sich regte.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gar nicht recht ist es mir, daß Sie Ihre Briefe an mich nicht mit der vollsten Zuversicht schreiben, mir damit große Freude zu machen, denn ich befürchte von diesem Mangel an Selbstvertrauen ein Seltnerwerden Ihrer Briefe, der immer mit Sehnsucht erwarteten, mit größter Freude empfangenen. Darum soll es mir lieb seyn, wenn Sie, so lange ich hier bin, immer noch ein Restchen Besorgniß über meine Gesundheit und damit den Wunsch behalten, häufige Nachricht von mir zu bekommen.

Dann ſchreiben Sie ſelbſt auch fleißig. Mir geht es immer gut und beſſer, doch mit der Häutung zu langſam. Warum nimmt die Natur nicht ein paar Geſellen auf, um ſchneller damit fertig zu werden? Oft befällt mich eine Ungeduld, daß ich zum Fenſter hinausſpringen möchte. Mir iſt mein Zimmer ſchon unerträglich geworden. Zum Glück darf ich doch wieder etwas meine Geige ſtreichen.

Im Gregorius Turonensis, deſſen Geſchichte der Franken ich mit Intereſſe durchleſe, hab' ich noch keinen Stoff gefunden, vielleicht ſtoß' ich aber noch auf einen ſolchen. Im dritten Buche traf ich die Anekdote, woraus Grillparzer ſein „Weh dem, der lügt" gemacht hat. Es iſt mir unbegreiflich, wie ihn dieß ſchale Zeug zu einer größeren Arbeit erhitzen konnte.

Heute erhielt ich folgende Stegreifverſe von Kerner:

Berlin, wie verſtändig, wie weiſe biſt du!
Ich ſteh' vor dem Thore und höre dir zu.
Heraus fährt ein Windſtoß und hebt mich empor,
Ich friere, ich falle nach Wien vor ein Thor.
Draus ſtrömt es wie Sonne und wärmt mir die Bruſt;
Wie wird mir's gemüthlich! O Wien, meine Luſt!
Wie möcht' ich dich preiſen, wie ſingen allwärts:
Berlin ein Gehirn iſt, doch Wien iſt ein Herz!

Die Gräfin Helene hat das Schleimfieber. Die Reinbecks haben den Ausſchlag ſchon gehabt und pflegen mich treu und ohne Scheu.

Geſtern Abend ſpielten die Zumſteeg und L. mir ein Beethoven'ſches Quintett vierhändig. Sodann ſpielte die L. den Trauermarſch, den ich ſo ſehr liebe. Plötzlich aber brach er ab, und ich wußte nicht warum, und ärgerte mich, bis Emilie herüberkam und mir erzählte, die L. ſey mit einemmal vor Trema ohnmächtig geworden, kalt wie eine Leiche und habe müſſen gelabt werden; ich aber habe lachen müſſen. Doch was hilft das alles? Ich wollt', es wäre Reiſenszeit und alles ſchon vorüber. Mit meiner Kinderkrankheit muß ich auch etwas von der Kindernatur abbekommen haben, denn ich freue mich in der That wie ein Kind nach Iſchl. Der Kutſcher, der mich da hineinfahren wird, ſoll ein herrliches Trinkgeld haben. Wäre es mit meiner Krankheit ſchief gegangen, ſo könnt' ich

jetzt ſchon draußen liegen, wo man kein Poſthorn mehr ſchallen hört und die Ungeduld im Herzen ausgeſchlagen hat. Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie mir die Unſern herzlich. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 12. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine völlige Geneſung iſt das Einzige, was ich hier abwarten werde. Ueber meine Gedichte iſt noch nicht contrahirt worden, da Cotta abweſend war und es wahrſcheinlich noch iſt; doch hat er mir vor ſeiner Abreiſe Vollmacht gegeben, in ſeiner Officin drucken zu laſſen, was und wann ich wolle. Ich kann mir die Correctur meiner Gedichte nach Iſchl ſchicken laſſen oder auch ganz erſparen. Die Albigenſer will ich, ſo lang ich noch hier bin, druckbar machen, gut oder übel, gleichviel; ich ſtreife ſie mit meiner alten Haut ab für immer!

Der Doktor hat mir erlaubt, heute mein Zimmer zu verlaſſen und eine Stunde in den Gemächern meiner Hauswirthe herumzuwandeln, allein ich thu's nicht. Ich wage nicht das Geringſte, denn mir liegt alles daran, bald ganz hinauszukommen. Was iſt daran gewonnen, das Zimmer zu wechſeln, wenn ich das Land nicht wechſeln kann?

Sie fragen nach meiner Koſt und Eßluſt. Ich darf alles eſſen und es ſchmeckt auch. Die Schweſtern Emiliens wechſeln mit ihr ab, mir was Gutes zu kochen. Die Kräfte ſind wieder da und mit ihnen wächst meine Ungeduld. Das Arbeiten greift mich nicht mehr an, freut mich aber nicht, ſelbſt Muſik, ſelbſt Beethoven nicht. Ich bin mißmuthig, das können Sie ſchon aus meiner Schreibart ſehen. Es ſind lauter Hackſätze. Fahren Sie nur recht oft nach Weinhaus und bleiben dort viel im Garten, liebe Sophie! Die Angegriffenheit Ihrer Bruſt hat mich ſehr erſchreckt. Wenn Sie die Reiſe nach Iſchl vorbereiten, ſo beſchwöre ich Sie, es gelaſſen und langſam zu thun.

Mein erlauchter Haſenfuß hat ſich noch immer nicht blicken laſſen. Der wird ſich wundern und ſehr getäuſcht finden, wenn er glaubt, ich werde nach meiner Geneſung noch zu haben ſeyn. Die Gelegenheit zu ſchwatzen mit mir iſt ihm für dießmal unwiederbringlich verloren. Kaum

geneſen, bin ich auch dageweſen. Ich laſſe mir für meine Reiſe einen tüchtigen Mantel machen, und will, ſobald es ſich thun läßt, in kleinen Stationen ohne Anſtrengung fortwandern. Vierzehn Tage von heut werd' ich noch im Hauſe bleiben müſſen, dann gewöhn' ich mich allmählig an die Luft und ſehe mich nach einem Hauderer um. Ja, nach einem Hauderer; dießmal will ich bequem reiſen. Im Juni ſehen wir uns. Mir iſt mein hieſiger Aufenthalt dießmal ſo ganz verleidet, daß ich gern mit jedem geſunden Handwerksburſchen tauſchen und zu Fuß davonlaufen möchte. Nun ich aber ein armer, reconvalescirender Teufel bin, muß ich ſchon mit einem Hauderer anbinden. Da fahr' ich den erſten Tag bis Ulm, den zweiten nach Augsburg, dann München, Waſſerburg, Salzburg, Iſchl. Oder: 1) nach Ulm; 2) und 3) bis Regensburg zu Waſſer; 4) nach Linz; 5) nach Iſchl. Auch ich hoffe in der erſten Juniwoche flügg zu ſeyn. In fünf oder ſechs Tagen bin ich ſchon wieder gut Freund mit der Luft, wenn ich einmal ausgehen kann. Schreiben Sie mir fleißig, ich bitte Sie herzlich. Sie erhalten in dieſem Monat noch ſechs Briefe von mir.

Nehmen Sie Ihre bisherigen lateiniſchen Aufgaben alle mit nach Iſchl, damit ich beiläufig ſehen kann, auf welcher Stufe Sie ſtehen. Ernſt hat wohl dieſelben Penſa. Nur langſam einpacken und ſich ſchön dabei helfen laſſen! hören Sie? Nichts Schweres heben, den häuslichen Eifer bezähmen und nicht zum Räumfieber ſteigen laſſen! Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie Max und die Ihrigen alle. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 14. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sie ſind nicht wohl. O, werden Sie nicht krank, ſorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank! Lieber würde ich meine Muſe todt daliegen ſehen, als Sie in Lebensgefahr. Daß ich ſelbſt lieber in Freuden mich begraben ließe, um Sie zu erhalten, verſteht ſich von ſelbſt, viel weniger ſagen! Sie, theure Freundin, haben — was an meinem Talente das Beſte iſt — Sie haben mein Herz gebildet; dafür gibt es keinen würdigen Dank, als den ich ſo eben ausgeſprochen. Soll ein Baum kräftig und

ſicher zum Himmel gedeihen, ſo muß er feſt und beharrlich im Boden wurzeln. Ich ſtehe und wachſe in Ihrer Freundſchaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimiſch und wohlgeborgenen Wurzel. Einſt ſcheide ich von dieſer Welt mit dem freudigen Bekenntniſſe, daß Sie, theure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Haſſes geſtillt, die — an Geiſt und Herz mächtig wie wenige Ihres Geſchlechtes — in einem höhern Lebenskreiſe das für mich gethan, was jene längſt modernde andere theure Frau ſo gerne gethan hätte. O, liebe Sophie, beruhigen Sie mich doch bald mit beſſerer Nachricht! So ſehr bin ich von dieſem Gedanken eingenommen, daß ich keinen andern für Sie haben und ſchreiben kann, wenn es nicht der iſt, den Sie gerne vernehmen: daß es immer beſſer geht.

Leben Sie wohl mit herzlichen Grüßen an Max, die Eltern und Ihre Kinder. Ihr Niembſch.

Schonen Sie ſich beim Einpacken und bei allen Reiſerüſtungen; hören Sie!!! Ich bitte Sie!!! Nicht zu viel Abſchiedsbeſuche auf einmal; nur Alles langſam, langſam mit Würde und Anſtand! Es ſchickt ſich ja nicht einmal, ſo herumzufahren! Hören Sie!!!

Stuttgart, den 16. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sehr freut es mich, daß Ihnen mein Lied gefällt. Das iſt gut, das muntert auf. Ihre Lobſprüche ſind Hafer für meinen Pegaſus, der beſte, der für ihn gewachſen iſt. Kann gar nicht ſchaden, wenn Sie zuweilen davon aufſchütten. Sie können mein Siegel ſchon wieder ohne alle Sorglichkeit brechen, liebe Sophie! Meine Briefe ſagen Ihnen alle, daß ich ſeit dieſer Krankheit geſunder bin, als lang vorher. Geſtern war Dr. Schelling bei mir, unter allen mir bekannten Aerzten mir der liebſte. Als er ſo neben mir daſaß, und ich ihn mit großem Wohlgefallen betrachtete, mußte ich mir denken: wäreſt du doch in Wien für meine liebe Sophie!

Dieſes Mannes Geſicht iſt eine ſo überaus einnehmende Miſchung von Weisheit und Kindlichkeit, wie ich noch nie geſehen. Ich ſtellte mancherlei Fragen an ihn, die angelegenſte unter andern: ob ich bald reiſen

dürfe? Der Herrliche antwortete mir, daß ich nach vier oder fünf Ausgängen sofort mich ohne Gefahr auf die Reise begeben könne; nur keine Nachtfahrten!

Das stimmt ja trefflich mit meinem Hauderer zusammen. Seyen Sie nur nicht traurig, liebe Sophie; ich will es an „recht vielen guten, freundlichen Worten, die Sie brauchen," so lang ich lebe, nicht fehlen lassen. Sie spenden dafür zuweilen von Ihrem köstlichen Haber; nicht wahr?!

Im Herbst nach Wien.

Noch ist mein Stübchen still und keineswegs zu einer Rauch- und Schwatzstube geworden, wenigstens das Letztere nicht. So wohlgethan hat mir die Einsamkeit meiner Krankheit, daß ich wünschen muß, ich hätte für die meisten Besucher immerdar so etwas abschreckend Unnahbares.

Die Welt wird nicht auf mich hereinbrechen, sondern ich werde sobald als möglich von hier hinausbrechen. Noch diesen Monat muß ich mich hüten, dann bin ich frei und flügg. Mein großer grauer Ischler Regenmantel ist bereits in der Mache.

Ich war nicht sehr matt als ich aufstand, und bin es jetzt gar nicht mehr. Der Appetit ist vortrefflich; viele hundert Spargeln waren sein Opfer. Der liebe Arthur, daß er nach mir gefragt hat! Ich grüße ihn schön dafür. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie! — Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 18. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine angenehme Gewohnheit, abwechselnd den einen Tag einen Brief zu bekommen, den andern einen zu schreiben, hat, was das Bekommen betrifft, schon wieder einen Stoß erlitten. Nur in der sichern Erwartung, daß sich der heutige Abend besser bei mir einstellen wird, schreibe ich Ihnen schon wieder.

Ich schreibe dießmal gar zu gerne. Der Briefknopf scheint mir eben erst in der letzten Krankheit aufgegangen zu seyn; doch ist er es nur gegen Sie, liebe Sophie!

Ich bin jetzt über die Albigenſer her. Der Wille iſt lebhaft, und das iſt ſchon ſehr viel. Zwei Geſänge, von den erſten, und gerade die fatalſten, habe ich umgearbeitet, und in einen Geſang umgeſungen. Jetzt klingt es; doch behält der Stoff allzeit eine gewiſſe Widerhaarigkeit, und meine Muſe, die ärmſte, muß ſchon gegen den Stachel lecken. Das kann ihr aber nur nützen, indem es ihr die Zunge ſtärkt. Mir geht es recht gut, liebe Sophie, und nach Ihrem Briefe glaube ich mit Freuden das Nämliche von Ihnen. Doch wiederhole ich meine Bitte um Schonung Ihrer Geſundheit, namentlich bei den Reiſebereitungen auf das dringendſte. Wenn man ſich nicht gehütet hat, Andern ſo lieb und theuer zu werden wie Sie, ſo hat man ſich dadurch die Verpflichtung zugezogen, auch Andern zu liebe auf ſich ſelbſt Acht zu haben. Alſo gelaſſen, gelaſſen!

Das Wetter hier iſt fortwährend herrlich. Man hat ſchon Heuernte gemacht.

Meine Geſundheit beſſert ſich fühlends mit jedem Tage. Schon kann ich mit großer Anſtrengung arbeiten ohne allen Nachtheil. Hauderer, ſey mir gegrüßt, ſey mir geküßt!

Mein Freund Max ſoll mir doch auch einmal antworten. Daß Karl Groß bei Ihnen war, freut mich ſehr; ich werde ihm nächſtens ſchreiben. Bringen Sie doch dem Brautpaare L. C. meine Glückwünſche, und meinem lieben Nachbarn, wie allen den Seinigen, meinen lieben Gruß. Gott ſey um Sie, wie er in Ihnen iſt, liebe, gute, einzige Sophie!

Grüßen Sie meine Freunde. Niembſch.

Stuttgart, den 20. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Wer weiß, ob Sie dieſer Brief noch in Wien antrifft. Daß Sie der Hochzeit entwiſchen wollen, iſt natürlich. Die Verwandten des Bräutigams ſind Ihnen zu unnatürlich. So ein Ariſtokratenweibel, das ſich Ihnen, liebe Sophie, entgegenſpreizt, muß Einem Herzweh machen.

Wann wird die Welt vom Adel geneſen? — Alte Klage, alte Frage!

Mir geht es halt noch immer ſehr gut. Sie werden an meinem Appetit eine Freude haben. Ich laſſe vorläufig die Kathi grüßen, um mich

bei ihr gut anzuschreiben. Bei uns ist das Wetter gar nicht rauh; gestern Nacht um ein Uhr wies mein Thermometer 20 Grad.

Meine Abschuppung ist beinahe vorüber, nur an den Händen bin ich noch ein Zerrissener.

Max, dem ich nächstens wieder schreiben werde, macht mir einen schmeichelhaften, zugleich komischen Vorschlag. Ich soll N—s Hofmeister seyn, d. h. mein Honorar in Gastein an meinen Zögling verlieren. Die erste Frage: „Wo sind die Karten?" Die zweite: „Wo sind die Würfel?" Die dritte: „Ist Niemand da, dem man die beiden alten Kindsköpfe zur Aufsicht geben kann?" Ich freue mich jetzt viel zu sehr nach Ischl, als daß ich einem anderweitigen Reiseplan auch nur scherzweise Raum geben könnte. Wenn dieser Brief noch in Wien erbrochen wird, so lassen Sie meine ernstliche Bitte nicht verloren seyn: schonen Sie sich vor und auf der Reise sorgfältigst!

So hat der arme Arthur schon wieder einen Unfall gehabt? Er soll, was er tanzen gelernt hat, fleißig üben, um seinen Füßlein, die ein etwas schweres Corpusculum zu tragen haben, mehr Festigkeit und Sicherheit zu geben, der liebe herzige Spitzbub. Meine Zoe bekommt ein schönes Tüchel, das ich ihr an meinem ersten Sonntag in Ischl umhängen werde. Auf das Roserl freue ich mich sehr; das bekommt auch ein Tüchel.

Gestern hat sich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens B., mit Kohlen erstickt. Auf seinem Tische lag ein Brief an August Wilhelm Schlegel, dessen natürlicher Sohn er war. Besonders glücklich soll er Bettelbuben gemacht haben im Geschmacke Murillo's.

Ich werde nicht lange auf mich warten lassen. Die Albigenser müssen gut thun. Das himmlische Ischl soll mich zu einer neuen Arbeit ermuntern.

Leben Sie wohl, liebe Sophie; leb' wohl, Max; lebt wohl, Kinder! Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 23. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Mißlich ist es, an Jemand zu schreiben, von dem man nicht weiß, wo er ist. Fixire ich Sie in Wien, so schnellen Sie mir nach Ischl

hinüber; und rede ich Sie hier an, ſo entweichen Sie nach Wien zurück. Ich ſtelle mich mit meinen Fragen, Wünſchen und Grüßen alſo zwiſchen Wien und Iſchl auf, und laſſe Sie vorüberfahren. Wie geht es, liebe Freundin? Warum ſchreiben Sie ſo ſelten? Warum hat ſich Ihre Schreiblust bereits zu einem viertägigen Fieber herabgeſtimmt? Das ſind ſo Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Beſtie übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, ſagt Karl Daub, und o wie hat Karl Daub recht! Die Zeit hat der Teufel zwar auch erfunden, doch die iſt ſchon beſſer, weil flüſſig und ſich ſelbſt auffreſſend. Heut iſts die fünfte Woche vorbei, daß ich ſo verflucht erröthen mußte, daß ich leicht hätte erbleichen können, wenn ich anders fern von Ihnen ſterben dürfte. Das aber darf nicht geſchehen, und ich werde Ihnen einſt in meiner letzten Stunde gewiß ſehr überzeugende Worte von der Unſterblichkeit ſagen, und von unſerem Wiederſehen im väterlichen Hauſe.

Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Niembſch.

Stuttgart, den 26. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Ich ſitze ganz ſtolz an meinem Schreibtiſche. So gut iſt es mir zum erſtenmal geworden, daß ich drei Briefe von Ihnen zugleich zu beantworten habe. Dank, Dank, liebe Sophie, für die ſchönen beglückenden Blätter! Nun will ich aber auch gewiſſenhaft und genau Alles ſagen, was Sie wiſſen wollen. Dr. Schelling hab' ich allerdings erſt während meiner Krankheit in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit kennen gelernt. Mein Ordinarius war Dr. Becher, auch ein geſchickter Arzt, der mich ſchon früher behandelt hatte. Cotta iſt ſeit einem Tage von Dotternhauſen zurück. Er hat im voraus allen Bedingungen zugeſtimmt, welche ich ihm in Betreff meiner Albigenſer machen würde. An dieſen habe ich die Tage unabläſſig gearbeitet, und ſie bis auf weniges ganz wieder abgeſchrieben, und dabei hier und dort Verbeſſerungen angebracht. Alles werd' ich thun, um das Manuſcript hier laſſen zu können. Sie haben recht; dieſe Albigenſer ſind ein wahrer Hemmſchuh. Beim Abſchreiben hab' ich die Arbeit genau

geprüft und gefunden, daß der Stoff selbst durchaus fragmentarischer Natur ist, und sich nicht anders als in einzelnen Schilderungen poetisch bearbeiten läßt. Mehrere von meinen Gesängen sind' ich gut, und zwar so gut, daß die schwächeren schon mitlaufen können. Ueberhaupt will ich an meinem Motto festhalten: „Sie sollen's fressen!" Es wird doch zur Zeit in Deutschland nichts Besseres gemacht. Die Taschenausgabe meiner Gedichte wird bis zur Herbstmesse gedruckt und die Correctur von mir in Ischl gemacht werden.

Sie reisen morgen ab? Reisen Sie glücklich. Mir ist bange. Zöppritz hat vor einigen Tagen eine Fracht Wolle in der Donau verloren; das Schiff scheiterte bei Linz. Der Unfall des Dampfschiffes Sophia kommt noch dazu, um mich zu beunruhigen.

Könnt' ich Sie doch in Linz erwarten! Gott gebe Ihnen und den lieben Kindern und der Schwester seine verläßlichsten Schutzgeister bei. Ich bete zu den Wellen und zu den Felsen.

Auf ausdrückliches Verlangen meines Arztes und aufgemuntert durch das wärmste Wetter bin ich bereits vor acht Tagen im Garten gewesen, und zeither auch schon einigemal in der Stadt herum. Ich schreibe Ihnen das erst heute, weil ich der Nachricht gleich die beruhigende Versicherung beigeben wollte, daß mir die Ausgänge vollkommen gut bekommen sind. Ich bin freigesprochen. Nun reise ich auch bald. Den Tag zeige ich in meinem nächsten Briefe an.

Ich hoffe am 15. Juni bei Ihnen zu seyn. Ja, der Trutschi ist ein sehr liebes Kind, und ich will ihn noch besonders an mein Herz ziehen, und, wenn ichs im Stande bin, ihm auch noch nützlich werden. Sie haben recht, die Zahnlücke ist traurig. Ein Götterſommer soll das werden in unserem schönen Ischl. Ich freue mich unbeschreiblich darauf. Wir wollen wandeln, liebe Sophie, auf- und abwandeln. Der liebe Ernstl soll mir schön übersetzen, und Sie, theure Schülerin, sollen mir recht tief in die lateinische Grammatik schauen. Sie werden solche noch sehr anziehend finden. Der dumme Schneider hat mir mit meinem Mantel eine Confusion gemacht, und bringt ihn mir erst dieser Tage. Dann hab' ich nur noch mit Cotta über das Irdische zu verhandeln, um sofort dem Himmlischen zuzureisen. Grüßen Sie Liebroserl und Kinderlein. Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 1. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Leider kann ich wegen der rauhen Witterung und meiner abermaligen Zahngeſchwulſt den Tag meiner Abreiſe heute noch nicht beſtimmen, zweifle aber nicht, daß ich bis 15. d. M. in Iſchl ſeyn werde. Indem ich dieſes ſchreibe, ſeyd Ihr, meine Lieben, wohl ſchon an Ort und Stelle, und Sie werden mir mein Kämmerlein vielleicht ſchon gewählt haben. Ich bin ſehr mißmuthig über dieſe Möglichkeit einer Verzögerung, doch glaube ich nicht, daß die ganze rheumatiſche Geſchichte mehr als drei Tage verderben wird. Einſtweilen bin ich aber höchſt verdrießlich. Cotta, der Schuß, war kaum hier angekommen, als er auch ſchon wieder nach ſeinem Landgute Hipfelhof abfuhr. Wenn ich ihn nicht habhaft werden kann, ſo fahre ich auch ſo davon. Die Hauptſache iſt doch ſchon im Allgemeinen feſtgeſetzt: die Gedichte (Taſchenformat) werden gedruckt, ſobald ich ſie hergebe. Hallberger fügt ſich, alſo bin ich quaſi im Reinen; ich ſage mirs wenigſtens ſelbſt vor, um nur fort zu können. Meine Ungeduld iſt die ärgſte Krankheit. Bis 15. muß ich bei Euch ſeyn. Lebt wohl. Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 4. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Schelling erklärte heute, daß bei der großen Empfindlichkeit meiner neuen Haut, die ſich bereits durch eine Zahngeſchwulſt ausgeſprochen hat, und bei der etwas rauhen Witterung — vor acht Tagen ſchlechterdings ans Reiſen nicht zu denken ſey. Das iſt das Letzte, was ich mir gefallen laſſe, dann aber verſteh' ich keinen Spaß mehr und reiſe.

Alſo am 12. d. M. reiſe ich ab.

Sie haben aus einem meiner Briefe herausgeleſen, daß ich eine Luſt nach Gaſtein hätte, trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht einmal im Scherz einen andern Reiſeplan als den nach Iſchl faſſen könnte. So ſehr freue und ſehne ich mich nach Iſchl, daß ich einen andern Weg, der von dort noch weiter führt, nicht einmal zu einer kleineren Spazierfahrt einſchlagen mag, und weder nach Weinsberg fahre, noch

nach Waiblingen, ja nicht einmal zu bewegen bin, Alexander einmal nach Serach zu begleiten. Geſtern hab' ich mir den böſen Zahn, weil er mich am Reiſen hätte hindern können, ausziehen laſſen; kurz, ich lebe ganz in dem Gedanken bald bei Euch zu ſeyn, und muß nun ſehen, daß Sie, liebes Sopherl, mich verkennen! Ich bin auch verdrießlich, verdrießlich wie Sie, und wohl noch etwas mehr.

Gott ſey mit Ihnen! Der lieben Roſalie wünſch' ich herzlichſt die wohlthätigſte Wirkung der Gebirgsluft auf ihr theures ſchönes Leben. Tauſend Grüße an die Kinder. Erholen Sie ſich und freuen ſich lieber auf unſer Wiederſehen, als daß Sie mir grollen. Leben Sie wohl, theuerſte, liebſte Freundin! Ihr Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Stuttgart, den 8. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Samſtag den 12. reiſe ich ab. Noch hab' ich zwar rheumatiſches Leiden, einen Schmerz im Hüftgelenke, wogegen ich einen ausgedehnten Zugpflaſterfleck applicirte, doch am feſtgeſetzten Tage ſetze ich mich, wenn es auch bis dahin mit meinen Leiden nicht abgethan ſeyn ſollte, ſammt Schmerz und Pflaſter in den Wagen, und fahre zu Ihnen. Dieſe letzten Tage ſind für meine hieſigen Freunde die verlorenſten von allen, denn meine Ungeduld wächst mit jeder Stunde. Wahrſcheinlich reiſe ich zu Lande des abſcheulichen Wetters wegen. Nach meiner Berechnung treffe ich am 16. in Iſchl ein.

Eine wunderſame Ungeduld hat ſich meiner bemächtigt, ſo daß ich durchaus nichts arbeiten, thun und denken kann. Keine Ruhe als im Grabe. Das Alter wird mich nicht kühlen, denn ich fühle vielmehr mit dem Zunehmen deſſelben eine immer höhere Steigerung meines heftigen Gemüths. Geſtern und heut hat mich M. beſucht, und mir von Ihrem guten und Roſaliens üblem Ausſehen erzählt. Ich hoffe von Iſchl das Beſte für das gute, liebe Mädchen. Auch ich werde der Erholung bedürfen. Die Krankheit hat mir doch zugeſetzt, erſt jetzt ſpüre ich's. Von einem ordentlichen Briefe kann nicht mehr die Rede ſeyn. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Niembſch beſuchte am 14. Juni 1841 auf ſeiner Durchreiſe in München Emma Niendorf und ihre Schweſter, Agneſe v. G., wie erſtere in ihrem Buche S. 43 umſtändlich mittheilte. Es beluſtigte ihn, daß die bayeriſche Zofe, als ſie ihm die Corridorthüre öffnete, beim erſten Blicke rief: „Ja, Sie ſind gewiß der Herr v. Lenau, auf den die gnädig' Frau und die gnädig' Fräulein ſchon ſo lang' warten!“ — Niembſch blieb zu Tiſche bei ihnen. Er verſäumte nicht, mit großem Ergötzen von einem Traume Emiliens zu erzählen, voll prächtigen Humors; ſie habe unſern Dichter geſehen in den Armen eines rieſenhaften alten Weibes. Alpenblumen trug ſie an der Bruſt. Ihre grauen Locken rollten ſich herab; ſie blieb aber ganz kalt bei ſeinen Liebkoſungen, und da kam heraus, daß es — die Madame Steyermark ſey!

Niembſch bezeichnete eine gewiſſe modiſche Allerweltsbildung mit dem ſchlagenden Ausdrucke „Milleſleurs-Bildung.“ — Zu Emilie, wenn er unwillkommenen Widerſpruch erfuhr, pflegte er immer zu ſagen: „O Sie proteſtantiſcher Sauerampfer!!!“

Heute klagte Emma Niendorf, daß ihr von klein auf überall das Schreckensecho lähmend entgegen dröhnte: „Nur nicht exaltirt!“ und daß man überhaupt in dieſem Klima ſo Vieles: „Exaltation“ nennt.

„„Da heißen ſie mich überſpannt,““ verſetzte Niembſch — „„ich bin es nicht; ſie ſind ſchlaff.““ — Er fügte lachend hinzu: „Schweine und Biere ſind die Hauptmomente, auf die man hier überall ſtößt. Ich war einmal um fünf Uhr Morgens mit dem Eilwagen angekommen. Da fragte mich Einer um acht Uhr in der Frühe: „„Wann ſind Sie angekommen?““ — „Heute um fünf.“ — „„Wie ſchmeckt Ihnen unſer Bier?““ —

Emma erinnerte ihn an ein kleines Abenteuer auf einer ſeiner letzten Reiſen nach Stuttgart. Auf dem Eilwagen ſaß er neben einer Dame. Sie hatte ſeinen Namen gehört. Nach ſeiner Gewohnheit wünſchte er zu rauchen; aber ihm fehlt das Stückchen Flor, das er beim Anzünden der Pfeife mit Raffinement des Schmauchers obenauf zu legen pflegt. Da nimmt die Dame ihre Tüllhaube vom Kopfe, reißt ſie in Trümmer und opfert ſie dem Liebling der Götter.

Von einer lyriſchen Sängerin ward muthwillig behauptet, ſie brauche

wegen ihrer Gedichte zwei Liebhaber, einen glücklichen und einen unglücklichen. Ueber eine vornehme Ausländerin, die sich durch reine klassische Körperformen, aber auch durch frivole Gemüthsart auszeichnet, und deßhalb jetzt, da die Blüthe gewichen, fast unschön erscheinen mag, äußerte er: „Eben diese Regelmäßigkeit ist so häßlich an ihr, wie ein Schweinstall, der im gothischen Style erbaut.“

Nach Tische kam Graf H. Auch an ihm bewährte sich wieder die Magie von Lenau's Wesen. Im Herzen getroffen von seiner Geistesvornehmheit, blickte der schöne Jüngling zu ihm auf, die brausende Studentennatur, und war liebenswürdiger, artiger mit ihm, als mit der reizendsten Fürstin bei Hofe. Josephine Lang, welche Lenaulieder komponirt hat, eilte gleichfalls auf einen Wink herbei und sang abwechselnd mit Agnese. Besonders ergriff ihn der von dieser gesungene Vers aus seinem Gedichte: „Scheideblick.“

„Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr.“

Später sang man das „zerrissene Herz“ von Maltitz. „Ich muß den Text gegen Sie vertheidigen,“ erwiederte Lenau auf eine leichte Kritik von Emma. „Es hat wirklich einen tiefen Sinn: „Nimm, was Götter nur verstehen, nimm ein ganz zerrissenes Herz!““ Das ist, wie Lessing sagt: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen,“ so auch: „Wem über gewisse Dinge das Herz nicht zerreißt, hat keines.“

Abends brachte ihn Graf H. und Emma zu Wagen mit einem Umwege durch den englischen Garten an sein Hotel: „Die Traube.“

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 14. Juni 1841.

Mit meinen vertrakten Albigensern bin ich halt immer noch nicht fertig. Nie mehr will ich eine Arbeit unternehmen, bei welchem der terminus ad quem nicht vorhinein klar.

Niembſch an Emilie.

Iſchl, den 19. Juni 1841.

Iſchl hat mich mit gutem Wetter begrüßt, und bereits fühle ich das Wohlthätige der Gebirgsluft an der Zunahme meiner Kräfte und an der Wiederkehr der Luſt zum Arbeiten. Das erſte Abendroth auf den Höhen, die erſte Alpenſtimme einer Jodlerin haben mich mit dem alten, nie zu ſchwächenden Zauber ergriffen. Auch liegt auf allen Hügeln die duftende Mahd der Alpenkräuter und würzt mir jeden Athemzug. Ein ſchönes Land! Ich habe geſtern mit meinen Soolenbädern begonnen, und werde ſie fleißig fortgebrauchen.

Gleichfalls.

Iſchl, den 7. Juli 1841.

Mein Fuß iſt noch immer eine Qual und Hemmniß in allen meinen Unternehmungen zu Berge. Ich habe anhaltend gebadet, und doch will der tiefniſtende Schmerz nicht weichen. Meine Stimmung iſt auch nicht die beſte. Das Arbeiten geht bis jetzt nur ſo atomiſtiſch vorwärts; in einen rechten Zug bin ich noch nicht gekommen. — Mein Fuß verſtimmt mich, indem ich glaube, ein rechtes Gichtleiden hat bei mir ſeinen Anfang gemacht.

Ein ſolches Leiden, vielfach in ſeinen quälenden Erſcheinungen und unüberſehbar in ſeinem Verlaufe, iſt eine ſchwere Laſt für's Leben.

Niembſch an Karl Evers in Wiesbaden.

Iſchl, den 18. Juli 1841.

Mein vielgeliebter Evers!

Vergib, daß ich Dir Dein liebes Schreiben erſt heute beantworte. Ich war auf einem Ausfluge nach Steiermark abweſend von hier, und dann von unaufſchieblichen Correcturgeſchäften ſo eingenommen, daß ich in der That zu entſchuldigen bin. Daß übrigens Dein Andenken durch alle Eindrücke einer großen Natur und durch alle Arbeiten nicht verdunkelt werden konnte, magſt Du mir auf mein ehrliches Wort glauben! Oft

gedenk' ich Deiner und mit aller Neigung, die mein Herz Deiner tüchtigen Persönlichkeit und Deiner edlen Freundschaft schuldig ist. Ich lebe hier ziemlich vergnügt; zur vollen Freudigkeit fehlt die volle Gesundheit.

Noch immer ist der fatale Schmerz meiner linken Hüfte nicht gewichen, er trotzt allen Bädern und wird mich wahrscheinlich veranlassen, von Ischl fort und nach Fusch bei Gastein zu ziehen, um dort die Quelle zu trinken, die als besonders heilkräftig gegen gichtische Leiden gerühmt wird. Wenn ich wüßte, daß es bei meinen gegenwärtigen Leiden ein Bewenden hätte, so läge mir nicht so viel daran; doch hat mir wahrscheinlich die Gicht ihren Schmerzenssamen ins Hüftgelenk gestreut, damit er von dort aus nach und nach die sämmtlichen Aestlein und Zweiglein meiner Nerven als böse Schmarotzerpflanze umranke und mich allmählig aufreibe.

Wie geht es Dir, mein lieber Evers? Ich habe auf Deinen Arzt in Wiesbaden viel Vertrauen und hoffe von den Bädern das Beste für Dein räthselhaftes Leiden. Am Ende steckts bei Dir auch blos in den Nerven, während die Stuttgarter Aerzte nur immer von organischen Entartungen sprachen. Schreibe mir doch recht bald, damit unsere Correspondenz in einen ordentlichen Gang kommt, vor Allem aber, damit ich über Deinen Zustand beruhigt werde.

Nach Allem, was ich aus Wien vernommen, war der Erfolg Deiner Schwester zwar kein schlagender, doch ein sehr ehrenwerther und scheint die Theilnahme für die junge Künstlerin mit dem öfteren Auftreten derselben noch immer zu steigen. Es würde mich sehr freuen, wenn sie nach Ischl käme, wo ich sie trotz meines schlechten Beines herum geleiten würde.

Ueber meine Reiseplane für den Herbst kann ich vorerst noch nichts Bestimmtes mittheilen; das Alles hängt von meiner Hüfte ab. Die Nachrichten von Reinbecks waren bisher etwas beunruhigend. Der alte Herr klagt über häufige Wiederkehr seiner Kolikbeschwerden, was immer bei seinem hohen unsicheren Alter leider sehr bedrohlich scheint.

Die Geige wird wacker gestrichen. Es geht, wie ich glaube, mit jedem Tage vorwärts. Die Eingangsakkorde der großen Sonate bring' ich bereits völlig rein heraus. Wenn ich nur schon wieder mit Dir spielen,

rauchen, plaudern und Kaffee trinken könnte! Lebe wohl und ſchreibe bald. Ich umarme Dich herzlich. Dein treuer Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Iſchl, 18. Juli 1841.

Mein geliebter Bruder!

Die Briefe kommen ſelten, aber von Herzen. Ich ſitze wieder in den ſchönen Bergen; ſitze, denn ich habe ein krankes Bein. Da hat ſich ſo ein Dämon von Gicht in das linke Hüftgelenk geworfen, und behauptet ſeinen Platz, allen Bädern zum Trotz.

Wenns nicht bald beſſer wird, verlaſſe ich Iſchl und wandere nach Fuſch bei Gaſtein, und trinke dort täglich zwanzig Seidel von dem gichtbeſiegenden Quell.

Deine Gedichte ſind ſchön gedruckt. Ich habe ein Exemplar an Emilie und eins an Karl Mayer abgegeben, zehn Exemplare für Dich mitgenommen. Schleifer hab' ich noch nicht geſehen, da ich von München über Salzburg reiste. Soll ich ihm nicht auch ein Exemplar ſchicken? Doch das verſteht ſich von ſelbſt, ich hätte es bereits thun ſollen.

Von meinen Gedichten, den ſämmtlichen, wird gegenwärtig bei Cotta eine ſehr elegante Taſchenausgabe gedruckt. Moritz Schwind liefert zwei Zeichnungen zu verzierenden Stahlſtichen.

So bald ſich mir eine Gelegenheit bietet, ſchicke ich Dir Deine Gedichte. Nun werden ſich bald die Recenſenten regen. Der Eindruck des ganzen Buches kann nach meiner Ueberzeugung nur auf die Bosheit ein ungünſtiger ſeyn; doch da die Bosheit und die Dummheit durch unſere deutſchen kritiſchen Journale, wenige ausgenommen, treulich Hand in Hand gehen, ſo magſt Du Dich, theurer Freund, immerhin mit einer harpunendichten Panzerhaut überziehen.

Grüße mir meine innigſt geliebte Schweſter Thereſe. Wie lebt ſie? wo lebt ſie? Schreibe mir recht bald hieher, denn ich ziehe wahrſcheinlich nach Fuſch. Wenn Du nur einmal mit Weib und Kind, mit Sack und Pack in unſere Gebirge kämeſt! Es iſt lange her, daß wir eine ſchöne

Gegend zuſammen geſehen haben. Neuberg war die letzte. Haſt Du keine Staubferienreiſe vor?

Leb' wohl, geliebter Bruder! Ich umarme Dich und Thereſen und eure Kinder herzlich. Dein treuer Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Lend, 30. Juli 1841.

Liebe Sophie!

Geſtern ſind wir nach einer hübſchen Fahrt zur Goſauſchmiede und einem Eierſpeisfrühſtück daſelbſt, ſodann nach Auf- und Abkletterung der Zwieſelalpe, wo die Ausſicht überaus herrlich war, und endlich nach einer Fahrt durch das hübſche Annaberg und Martinsthal, Abends neun Uhr in Hüttau angekommen. Die Ausſicht von der Zwieſelalpe machte für mich den Tag aus, doch mußte ich dieſen Genuß mit Schmerzen an meinem linken Bein erkaufen, alles Uebrige war leidlicher Beſchaffenheit, und nicht erheblich genug, als daß ich es ſchriftlich recapituliren möchte. Heute plätſcherte uns beim Erwachen ſo ein rechter Gebirgsregen entgegen. Wir fuhren aber deſſen ungeachtet weiter, und langten zu Mittag hier an. Nach Tiſch wollten E. und Ernſtl einen Spaziergang zur Klamm machen; ich wollte allein ſeyn und blieb zu Hauſe. Morgen früh ſetzen wir den Weg nach Fuſch fort. Ich bin recht froh, daß ich den Ernſt mithabe. Er iſt ein lieber guter Junge. Wenn ich nur ſchon Fuſch geſehen hätte und wieder bei Ihnen und der lieben Roſalie wäre!

Das Wetter ſcheint dieſen Abend beſſer zu werden. N. wird heute hier erwartet, und ihm will ich dieſen Brief mitgeben.

Die Gebirge von Fuſch ſollen durch ſtarken Schnee unerſteiglich geworden ſeyn. Mit fünf Tagen wird alſo die Reiſe beſchloſſen ſeyn können. Meine Laune iſt übel zugerichtet. Leben Sie wohl, theure Sophie! Herzlich grüße ich mein liebes Roſerl und die Kinder. Ihr Niembſch.

Die Rückkunft nach Iſchl erfolgte am 5. Auguſt 1841.

Niembſch an Emilie.

Iſchl, 27. Auguſt 1841.

Meine Alpenwanderungen ſind nunmehr geſchloſſen. Der Ausflug nach dem Pinzgau, und namentlich nach dem herrlichen Thal von Fuſch war ein ſehr lohnender. Schönen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag. Er hat mir das vierzigſte Jahr eröffnet. Wenn Rückert recht hat, daß mit vierzig Jahren die Höh' erklommen ſey, ſo bin ich mit meiner Culmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reiſe nach Thal verdroſſen und traurig an. Ich war eben nicht fleißig genug und der Abend überraſcht mich mitten unter meinen Wünſchen, Entwürfen und Halbheiten. Sey es drum! Es herrſcht in der Natur wie in der Menſchengeſchichte keine rechte Wirthſchaft; wird vieles vergeudet und weggeworfen. Mein Gichtleiden hat ſich merklich gebeſſert; doch der böſe Funke, nur unter Aſche ſchlummernd, bricht von Zeit zu Zeit wieder hervor. Noch immer, trotz aller Gebirgsluft, trag' ich die Nachübel meines Scharlachs in mir herum. Das größte davon iſt eine totale Verſtimmung, ein Unmuth, vor dem Gott jeden Chriſten und Heiden bewahre. In Stuttgart ſogar, während meiner Krankheit, war meine Seelenſtimmung eine frohere.

Einen ſprechenden Beweis dieſer heilloſen Stimmung lieferte Niembſch damit, daß er am 6. September plötzlich von Iſchl wienwärts nach Gmunden davon fuhr, woſelbſt er aber, den haſtigen Fluchtverſuch bereuend und aufgebend, ſtracks wieder um- und am 7. nach Iſchl zurückkehrte. Der kleine Trutſchi ſah vom Fenſter herab in der Gaſſe ihn anlangen, und rief freudig den Andern im Zimmer zu: „Der Niembſch, der Niembſch kommt!" Die Andern glaubten es aber dem Kinde nicht, und beeilten ſich nicht ans Fenſter zu ſpringen. Als ſie darauf doch hinzutraten, war Niembſch ſchon vorüber, und der Knabe behielt Unrecht; allein bald erhärtete der einlaufende nachſtehende Brief dennoch die Wahrheit ſeiner Worte:

Iſchl, den 7. September 1841.

Staunende Freundin!

Liebe Sophie!

Wenn den beiden verehrlichen Auböcksháuſern, dem großen wie dem kleinen, ſchon mein Abreiſen närriſch vorkam, ſo wird ihnen meine

ſchleunige Umkehr und namentlich das Motiv dazu, vollends toll erſcheinen. In vermeintlicher Flucht vor dem Sklavenjubel bin ich eigentlich von dem Regen in die Traufe gerathen, denn in Ebenſee wüthete die Huldigung auf das Empörendſte. Der viele Aerger, den ich dort, und ſchlechter Hirſchbraten, den ich in Gmunden geſchluckt, haben mir die Nacht verdorben, und allerlei böſe Träume verurſacht. Mir träumte, ich wäre, in Wien angekommen, vom Nervenfieber befallen worden, und das träumte mir mit einer ſo warnenden überzeugenden Lebhaftigkeit, daß ich in meinem Aberglauben mich zur ſchleunigen Rückkehr um ſo eher entſchloß, als ich überdieß mein Manuſcript in Iſchl vergeſſen, eigentlich in den unrechten Koffer gepackt hatte, ferner noch ein fremdes wunderſchönes Hemd, deſſen Reſtituirung an den vielleicht bald abreiſenden Eigenthümer mir am Herzen liegt, in meiner Bagage fand, und endlich noch den Schlüſſel zur Kürſchnerſpelunke in meiner Rocktaſche entdeckte.

Ich bin alſo wieder da, ſchreibe aber erſt dieſen Brief, weil ich lieber über meine Schrift, als über meine, trotz aller ihrer Abſonderlichkeit von mir ſehr in Ehren gehaltene Perſon, die erſte Friſche des Auslachens ergehen laſſen will. Iſt einige Beruhigung der löblichen Zwerchfelle eingetreten, ſo bitte ich mir hievon einen gütigſten Wink zu geben, damit ich den Reſt des Spottes, des verhallenden, über mich ergehen laſſe, wenn Sie nicht vielleicht meine Gemeinſchaft ſcheuen, als eines Menſchen, cui non est sanum sinciput. Niembſch.

Niembſch wurde gleichwohl mit ſchallendem Gelächter empfangen, in welches er ſelbſt herzlich einſtimmte.

Niembſch an Emilie.

Iſchl, 24. September 1841.

Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts beſſer. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlornes, Verſäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angebornen Hange zum Mißmuth nicht immer tiefer hineingerathen ſollte. Gegenwärtig bin ich allein, meine ganze Geſellſchaft iſt fortgezogen. Mit meinem Fuße geht es wohl beſſer, doch iſt mir —

ich glaube von meiner Krankheit — eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine schlaflose Nacht. Vielleicht sind es auch die Soolenbäder, die ich hier gebrauche, und die auf manche Naturen ungemein aufregend wirken sollen. Kurz, dießmal bin ich mit Ischl nicht zufrieden.

Niembsch an Evers in Stuttgart.

Ischl, 24. September 1841.

Du warst in der Schweiz und hoffentlich guter Dinge, während ich in Ischl saß und an meinem alten stets wachsenden Unmuth nagte. Mein Körper ist eine pure Niederträchtigkeit; Alles ist störend, aufregend, und was weiß ich, für diesen Lumpen. Kaum daß er Kraft genug aufbringt, um den Fiedelbogen nicht fallen zu lassen; an ein tüchtiges Arbeiten ist bei mir nicht mehr zu denken. Alles stockt und wird bitter, wie die stockenden Bitterkeiten meiner Leber.

Sey nicht unwirsch, lieber Alter, daß ich mich so lange nicht gerührt und Dir nicht geschrieben habe; Alleinseyn thut mir oft so noth, daß ich nicht einmal an einen theuern Freund schreiben mag.

Ischl hat mich dießmal auch nicht frisch gemacht; Partien konnte ich dießmal nur sehr wenige mitmachen, weil mich das Fahren angreift. Brüderchen, ich habe schon den Erdgeruch in der Nase; mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter.

Du kannst die Größe meines Mißvergnügens aus der Antwort ermessen, die ich hier gewöhnlich meinen Freunden gab, wenn sie mich zu einer Lustfahrt einluden: „Lasset mich aus mit diesen Gebirgsefeleien!“ — Das scheint denn doch schon so ziemlich das letzte Loch meiner Pfeiferei zu seyn. Dazu kamen noch die allerfluchwürdigsten Cigarren, die jemals die Finger eines Schurken gedreht haben, kaiserliche Cigarren, duftend wie angebrannte Weichselzöpfe.

Mein Fuß ist besser, aber meine Nerven sind desto schlechter. Ich glaube mich mit den hiesigen Soolenbädern ruinirt zu haben; auf die unbedeutendste Anstrengung bin ich caput; mein Schlaf ist ein scheues Reh;

mein Appetit launiſch wie meine Seele. Leb' wohl! Freund! Grüße deine Mutter und Schweſter ſchönſtens. Dein getreuer Niembſch.

So bald ich kann, komm' ich.

Niembſch kehrte bald darauf nach Wien zurück, wo ihm der Winter ſo ſtill und ſachte vorüberſchlich, daß eben nichts davon zu vermelden ſteht, als nur, daß er Anfangs am Mehlmarkt im Caſino, jetzt Hotel Munſch Z. 1045 im zweiten Stocke, gegenüber der Kapuzinerkirche, ſehr prächtig; die zwei letzten Monate jedoch am Franziskanerplatze 911, der Franziskanerkirche gegenüber, aber mit den Fenſtern in die Weihburggaſſe, im vierten Stocke, ſehr anſpruchslos wohnte.

Er hatte keine bleibende Stätte auf Erden. Moritz Hartmann, der Dichter, bemerkt von Niembſch: „Er führte in Wien ein Nomadenleben und wohnte bald hier, bald dort, bald in einer einfachen bürgerlichen Stube, bald in einem glänzenden Gemache. Er ſagte es ſelbſt, daß er nach einer abgemachten Lebensperiode oder nach Vollendung eines Werkes es nicht mehr in derſelben Stube aushalten könnte."

So lange noch die ſchönen Tage währten, bis in den November hinein, machte er mit ſeinen gelehrten Freunden Karajan und Wolf kleine Ausgänge in die Umgegend. So z. B. am 4. November, einem Donnerſtag, gingen ſie um zwei Uhr Nachmittags von der Hofbibliothek aus zum Mittagmahle in eine ſehr beſcheidene aber gute Kneipe in der Nähe des Schönbrunner Gartens, und bei einbrechender Dunkelheit unter hellen Geſprächen wieder gemüthlich heim. Der immer mehr ſich vereinſamende Niembſch bedurfte freundlicher Anſprache.

Niembſch bereitete ſich ſchon Anfangs April 1842 vor, zur Herausgabe ſeiner endlich, endlich einmal fertig gewordenen Albigenſer nach Stuttgart abzugehen. Darnach wollte er einige Monate in Paris zubringen, wozu ihn ein Freund, Profeſſor Romeo Seligmann, mit Einführungsſchreiben ausſtattete. Aber er kam nach Paris gar nicht und nach Stuttgart erſt gegen Ende Mai.

Niembſch an Sophie in Wien.

Linz, 17. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Ein paar Worte nur, in Eile, denn B. ante portas, und wir ſind ziemlich ſpät angekommen, da ſchlechten Wetters wegen das Schiff einige Stunden anlegen mußte. Schlecht war auch die Koſt, das Lager, und überhaupt ſchlecht die Geſellſchaft. Ich bin müde von allem, beſonders von der Wehmuth unſerer Trennung. Lebt wohl! Ich grüße Max und die Kinder von ganzem Herzen. Bald mehr von München aus. Ihr Niembſch.

Von der dießmaligen Durchreiſe Lenau's durch Salzburg ward uns durch Emma Niendorf (S. 52) Folgendes aufbewahrt:

Er zog ein Meſſer hervor: „Das iſt vortrefflich, das hab' ich in Salzburg gekauft. Ich ging ganz früh in den Laden. Da fand ich einen jungen Menſchen, den Geſellen, und auch ein Mädchen, ein gar nettes hübſches Ding; beide ſprachen zuſammen, und ſie gefiel mir ſo gut, daß, als ſie hinausgegangen war, ich zum Geſellen ſagte: „„Die iſt gar hübſch, Ihr würdet gut zuſammenpaſſen, Ihr ſolltet ein Liebespaar abgeben.““ — „„Iſt ſchon geſchehen!““ erwiederte er ſo herzvergnügt, daß michs gar ſehr freute. Es war des Meiſters Tochter. Der Geſelle war mit ihr verſprochen.“ Wenn Niembſch ſagt: „Das freut mich!“ — fügt Emma bei — ſtrahlt es auf in ſeinem Auge, daß man alles vom Himmel herunterholen möchte, nur damit jener ſich freue.

Wie einfach erzählt er, wie packt er nur mit ein paar Worten, ſtellt alles leibhaftig vor uns hin, ſeinen Vortrag mit den Blicken vervollſtändigend.

Niembſch an Sophie.

München, 22. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Kaum hatt' ich in Linz das Briefchen an Sie geſchrieben, ſo kamen auch ſchon B. und H., um den Abend mit mir zuzubringen. Den Morgen

darauf fuhr ich mit der Eisenbahn bis Lambach, und von dort in Gesellschaft von lauter Bräuern und Wirthen, geplagt von ununterbrochenen Biergesprächen, nach Salzburg. Hatten mich die Bierleute schon gelangweilt und geärgert genug, so thaten es auf dem Wege von Salzburg nach München zwei schweizerische Thierärzte noch weit mehr. Wir fuhren zu dritt mit einem Salzburger Landkutscher. Diese Schweizer waren gute Kerle, aber fürchterlich; ihr Sprechen war entsetzlich. Haben Sie es nie gehört, dieses Heraufwürgen und Herausröcheln von Rachenlauten, das vielmehr ein unartikulirtes Erbrechen, denn ein Sprechen zu nennen ist? Kurz, die Kette unangenehmer Eindrücke riß nicht ab bis München.

Bei der Kürze meines hiesigen Aufenthaltes hab' ich mich auf das Besehen von zwei Kirchen beschränkt. Die Ludwigskirche ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der inneren Verzierungen schien mir ein zu lustiger, und namentlich mißfiel mir das Altarblatt, mit dem jüngsten Gerichte von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmarkt. Das Bild ist häßlich, was auch die Bewunderer Cornelius zu seinem Lobe posaunen mögen.

Dagegen gefiel mir die Allerheiligenkapelle durchaus. Ein herrliches Werk in allen Beziehungen.

Von Bekannten hab' ich hier Niemand gesehen, als meinen alten Traubenwirth, Gmähle und dessen Hausknecht. Heute Nachmittag reise ich auf der Eisenbahn nach Augsburg, und die Nacht auf dem Eilwagen weiter nach Stuttgart, wo ich morgen bis sechs Uhr Abends eintreffe. Ich wollt', ich wäre schon wieder daheim! Leben Sie wohl, liebes Sopherl; bald schreib' ich wieder. Grüße an Max und alle die Ihrigen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 28. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Also bin ich wieder in Stuttgart, schier hundert Meilen von Euch entfernt, und dießmal noch in einer Angelegenheit, die mich in ihren

Folgen der Heimath vielleicht entfremden wird. Das ist die Rücksicht, die mich in Beendigung meiner letzten Arbeit und im Betriebe ihrer Veröffentlichung so lau und fast schüchtern seyn ließ; nur die Hoffnung, daß der an die Wand gemalte Teufel dießmal doch nicht kommen werde, gibt mir noch Stimmung und nöthigen Eifer zu meinem Geschäfte. Ich habe die Wünsche meines Lebens in einen engen Raum zusammengeschlossen. Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu horchen hat, mit meinen Liedern im Ohr zu liegen, erscheint mir mehr und mehr als chimärisches Treiben, und könnte mich für einen großen Verlust im Leben nicht entschädigen. Mit meiner Gesundheit bin ich zufrieden. Reinbecks und Hartmanns sind über mein Hierseyn sehr erfreut. Graf Alexander sitzt auf Serach mit zweien seiner Kinder, die übrigen mit der Mutter sind in Florenz geblieben. Ihn hab' ich noch nicht gesehen. Evers ist wieder hier. Ueber meine weiteren Sommerplane hab' ich noch nichts bestimmt. Ich danke Ihnen, liebe Sophie, für Ihre Bemühungen zum Geigenmacher Schmid. Er soll den alten schlechten Scherben von Geige haben, jedoch ohne Bogen. Tausend Grüße an Freund Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 5. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Kaum kann ich aus dem Gedränge von Visiten herausathmen, mit dem ich heute zu kämpfen hatte. Die Klinke meiner Thür ist den ganzen lieben Tag nicht kalt geworden von einer Hand nach der andern. Ich soll Ihnen schreiben, wie es mit meinen Stimmungen und Planen steht? Meine Stimmungen sind ein beständiges Streben, wieder zu einer tüchtigen Arbeit zu kommen. Es ist mir wenigstens gelungen, zwei größere Arbeiten zugleich zu beginnen und in jeder sind bereits einige hundert Verse gemacht worden. Mit dem Druck ist begonnen worden.

Baron Münch ist hier, doch nur auf einige Tage.

Gesellschaften besuche ich keine, Einladungen zu Tische acceptire ich keine. Der Strom der Visiten wird mit dem heutigen Schwall wohl

abgelaufen seyn und dann hindert mich nichts mehr am rüstigen Fortschreiten in meinen Arbeiten. Daß Sie nach dem Gebrauche von Karlsbad nicht nach Baden[1] ziehen werden, ist Schade. Sie werden doch nicht in der Stadt bleiben? Leben Sie wohl, liebe Sophie! An Max, dem ich mit Nächstem schreiben werde, viel Schönes, auch den Kindern und dem Hause Ihrer Eltern. Ich muß schließen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 12. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Unerträgliche Hitze! schlechtester Humor! Wieder einmal der bekannte fressende Unmuth, nagend an Leib und Seele. Als mir gestern bei Tisch die Aeußerung entfuhr, daß mirs ekle vor allem um und um, wohin ich nur schauen möge, frug mich Reinbeck mit freundlichem Entsetzen: ob er denn auch zu den Gegenständen meines Ekels gehöre? Hypochondrie und Gemüthsschäden.

Sie fragen nach den Trauerspielstoffen? So wie sie vorliegen, sind es keine solchen; die Hauptsache müßte erst hineinerfunden werden. Wann reisen Sie nach Karlsbad? Wann kommen Sie wieder zurück? Und wo werden Sie dann wohnen? An ein dolce far niente[2] ist jetzt bei mir nicht zu denken. Hätte ich auch sonst nichts zu thun, als meine Last vor Unmuth zu tragen, es wäre genug; ich werde aber auch noch anders gedruckt. Sonderbar, wie wenig Freude ich daran habe! Cotta verspricht sich glänzende Erfolge; die Buchhändler warten mit Begierde auf mein neues Buch, wie Cotta mir sagte; doch mich kann nichts locken und reizen mehr in der Welt; ist's halt nichts!

Mein Zimmer ist gegenwärtig ein Backofen zu nennen; läßt die Hitze nicht nach, so verlasse ich es.

Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsere jetzige Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine lyrische; alles Andere ist ein Gerede

[1] Bei Wien.

[2] Seitdem Wieland so schrieb, anstatt „dolce non far niente," fehlen alle andern Deutschen es ihm glücklich nach.

von außen her, wenn auch Zuhörer genug sich einfinden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unserer Zeit? Schwebt sie nicht, wie ein Gespenst, mit bloßem Scheinleib über unsere Bretter? Wen es freut, der mag seine laterna magica immerhin anzünden! Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben. Halms neuestes Stück hat nur so viel Wirksames, als es Lyrisches hat.

Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie!

Wenn ich mich noch auf irgend was freuen kann, so ist's auf unser Wiedersehen.

Grüße den lieben Kindern. Niembsch.

Wie Niendorf S. 59 erwähnt, wurde damals „Königin Hedwig von Polen" als Stoff für ein Trauerspiel ins Auge gefaßt, aber bald bei Seite gelegt.

Uebrigens habe Niembsch öfter davon gesprochen, wie er sich in spätern Jahren, wenn die Seele aufgehört habe zu blühen, in philosophische Arbeiten zu concentriren gedächte und vielleicht für das Alter geschichtliche Werke vorbehalten wollte. Er seufzte damals einmal: „Unsere Zeit ist nichts für Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ich bin ein Stein, der auf einer öden Heide liegt."

Stuttgart, den 16. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Ich danke Ihnen für den kleinen und liebenswürdigen Brummer; hör' ich doch aus dem zänkischen Geräusch den wohlklingenden Sinn heraus, daß Ihnen meine Briefe werth sind. Reisen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre besten Heilkräfte für Ihr theures Leben aufbieten. Es ist noch niemand von innigeren Wünschen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen sind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Oeffnen Sie Ihr Ohr den Aerzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben den wohlthätigen Einflüssen des Himmels und der Erde. Amen, Amen, liebe, herrliche, seltene Frau!

Ich lebe hier ein sehr stilles, eintöniges Leben. Meine Geschäfte,

mit deren Abſchluß ich bei Cotta zufrieden ſeyn kann, indem mir der Großmüthige ſogar freiwillig mehr anbot, als ich verlangt hatte, rücken zwar nicht ſehr raſch, aber ſtetig weiter. In drei bis vier Wochen hoffe ich damit fertig zu ſeyn. Hinſichtlich meiner weitern Reiſepläne wird Max wohl Recht behalten, daß ſolche nicht weit über Stuttgart hinaus reichen dürften. Mit der Geſundheit geht es, der großen Hitze ungeachtet, bis jetzt ganz gut.

Zur Neuigkeit melde ich Ihnen die bevorſtehende Verheirathung der Gräfin Marie an Herrn v. Taubenheim. Er hat ſieben Jahre um ſie gedient.

Sagen Sie Max, es wäre ſchön, wenn ich ſeine myſtiſchen Worte von einem baldigen Wiederſehen recht verſtanden hätte, und ich mit ihm eine Rundreiſe zu meinen Freunden in Schwaben thun könnte. Sein Brieflein aber, sine die et consule, sine „Salve!“ und „Vale!“ war ſo kurz und dunkel, daß ich mich auch irren könnte. Leben Sie wohl, liebe Sophie, auf ein glückliches Wiederſehen! Grüße an die Ihrigen. Ihr Niembſch.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Juni 1842.

Geliebter Freund!

Ich kann meine eben unter der Preſſe befindlichen Albigenſer, an denen ich hier und dort noch immer ein wenig zu feilen finde, und meine Gedanken jetzt ganz kleben habe, nicht verlaſſen, auch nicht auf einen Tag, ſo lieb es mir wäre, Uhland mit Dir zu beſuchen. Doch dieß geb' ich darum für ein ſpäteres mal nicht auf. Bringe dem theuren Manne meine herzlichſten Grüße. Vor meiner Abreiſe aus Württemberg ſeh' ich ihn gewiß. Schurz küßt Dich brüderlich. Dein Niembſch.

Grüße an Deine Lieben.

Niembſch und Mayer waren übrigens (laut des Letzteren Buch S. 182) ſchon am 7. Juni 1842 im Garten des Neuſtädter Bades beiſammen, wo ſie mit den Hartmann'ſchen bei einem Mittagsmahle die ſilberne Hochzeit

Reinbecks mit ſeiner zweiten Gattin Emilie feierten, der das gleiche Feſt früher mit ſeiner erſten Gattin auch ſchon begangen hatte.

Es war ein Zeichen gutmüthigen Humors, daß Niembſch ſpäterhin bei Ueberreichung eines eleganten Exemplars ſeiner Albigenſer zu Mayer ſagte: „Dir hab' ich das Buch einbinden laſſen, weil Du ſo viele Kinder haſt.“

Niembſch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 28. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen muß ich Sie in Karlsbad begrüßen und bitten um eine gewiſſenhafte genaue Erfüllung Ihres Verſprechens, ſich die Kur recht angelegen ſeyn zu laſſen. Sie ſind ja unter Anderem auch eine gute Wirthin, und ſollen daher ſchon aus ökonomiſchen Gründen dahin trachten, daß die Badekoſten nicht vergeblich aufgewendet werden. Ich ſetze, wie Sie ſehen, Alles in Bewegung, und rücke gegen Ihre bekannte Sorgloſigkeit (in Beziehung auf Ihre Geſundheit) ſelbſt mit ſolchen Gründen zu Felde, die mir ſonſt nicht leicht in den Sinn kommen.

Mit dem Arbeiten geht es ſo einigermaßen. Die Albigenſer nehmen noch immer hier und dort meine Feile in Anſpruch; doch iſt außerdem noch einiges Andere entſtanden. In drei Wochen hoffe ich hier fertig zu ſeyn; dann beſuch' ich noch Uhland und Kerner, und dann — hier liegt ein Schleier auch für mich ſelbſt. So weit ich aber den Lauf der Welt und den meinigen kenne, glaube ich ſagen zu können, daß hinter dem Schleier was Himmliſches ſteckt.

Münch hat hier wohlgefallen. — Ich ſpiele täglich auf meiner Alten, und es geht mit meinem Spiele auch immer etwas vorwärts. Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuoſen Namens Keller beſucht, und keck genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzufiedeln. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation: Herr Jeſus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten! Wie viel Ton! Ja, etwas Großartiges! — Das freut mich mehr, als wenn meine Albigenſer gefallen.

— Dermaleinſt werd' ich doch noch ein Beethoven'ſches Quartett gut ſpielen, etwa in einem Jahre.

Otto Prechtler iſt hier mit dem Componiſten Fuchs aus Wien. Die Oeſterreicher Poeten kommen gerne nach Stuttgart, weil ſie ſeit meinem Erfolge glauben, daß hier die Lorbeern für ſie wachſen.

Von meinen Albigenſern werden Sie freilich auch ein Exemplar bekommen, denn ich bin es ja gewohnt, mich Ihnen mit allen meinen Arten und Unarten zu geben. Auf einer mittleren Stufe der Achtung und Neigung gibt man ſich in gewählter Toilette des Körpers und der Seele; auf der höchſten aber in jedem Aufzuge. Grüßen Sie mir die liebe Roſalie und Ihre Kinder. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 6. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ich bin in dieſem Augenblick nicht im Stande, Ihnen auf Ihren letzten Brief zu antworten, wie ich es gerne möchte. Meine Geſchäfte umſummen mich wie ein Mückenſchwarm. Mit den Albigenſern geht es nun raſch vorwärts.

Ich habe noch Vieles daran zu beſſern gefunden; erſt wenn es Ernſt wird und meine Worte in die Welt hinaus müſſen, pfleg' ich ſie ſcharf und ganz genau zu muſtern, wobei mir dießmal vieles auffließ, was anders werden mußte.

Ihr theurer Brief iſt mir in meine gegenwärtige Lebensdürre wie ein ſüßer Frühlingsregen hereingekommen und hat mich wahrhaft erquickt und mehr als das.

Meine Reiſeplane werde ich nächſtens eröffnen.

Meine Briefe ſollen Ihnen nicht zum Maße meines Herzens dienen. Ein Blatt, und vielleicht das ſchlechteſte aus einem ganzen immergrünen Walde, iſt ein jeder Brief, den Sie von mir erhalten; auch der beſte und willkommenſte iſt nicht mehr.

Ich lebe hier einſam, obgleich Wangenheim und ſeine Tochter im Hauſe ſind. — Faſt den ganzen Tag bin ich arbeitend auf meinem Zimmer, ſelbſt die Geige wird verkürzt. Ich ſchreibe Ihnen noch in dieſer

Woche mit mehr Ruhe. Gott laſſe Ihnen Karlsbad gedeihen! Das iſt mein Wunſch vor jedem andern. — Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Ihr Niembſch.

Niembſch an Ferdinand Wolf in Wien.

Stuttgart, 11. Juli 1842.

Verehrteſter Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen den Ueberbringer dieſer Zeilen, Herrn Dr. Scherer aus Stuttgart, als einen talentvollen Literaten, der zu ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten unſere Hofbibliothek zu benützen wünſcht, auf das Angelegentlichſte zu empfehlen.

Münch iſt hier geweſen und hat um ſo günſtigere Eindrücke zurückgelaſſen, als alle die irrigen Vorſtellungen von diplomatiſcher Gemeſſenheit und ariſtokratiſcher Vornehmigkeit, mit welchen man ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft entgegengeſehen hatte, in ſeinem offenen und biederen Weſen eine angenehme Widerlegung fanden.

Ich lebe hier in häuslich freundſchaftlicher Einfriedigung ſtill und arbeitſam meine Tage hinunter, nur zuweilen von Hitze, Druckfehlern und einer Gattung großer, ſchwarzer ſieſtaſtörender Fliegen geplagt, die mich wie fliegende Baßgeigen umlärmen, und mir ſchier wie Nachkommen jener ſummenden Schwärmer auf den provenzaliſchen Schlachtfeldern erſcheinen. Wenn nur nicht von dorther mir auch noch Horniſſe kommen! — Das Buch iſt beinahe fertig. Der nächſte Winter wird, wie ich hoffe, uns wieder in traulichen Abendſtunden beiſammen finden; die vergangenen ſind mir unvergeßlich.

Grüßen Sie mir gefälligſt unſern edlen Freund Karajan recht herzlich und behalten Sie mein Andenken, wie das Ihrige als ein theures und lebendiges in meiner Seele beſteht.

Ueber meine weitern Reiſen habe ich noch nichts beſchloſſen. Ihr treuer Freund und Verehrer Niembſch.

Niembſch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 13. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ihre verdrießlichen Zeilen habe ich geſtern erhalten, und ſie wurden von mir, da ich mich in der nämlichen Stimmung befinde, als liebe Verwandte ans Herz gedrückt. Ach, liebe Sophie, was ſoll ich Ihnen denn von meinen Lebensverhältniſſen erzählen? Ich beſuche faſt niemand als etwa Schwab und Pfizer; ich erlebe kaum etwas. Außer meinen altgewohnten freundlichen Hausgenoſſen geſellten ſich ſeit einigen Tagen noch Wangenheim und ſeine Tochter, eine Hofdame der Herzogin von Coburg, zu meinem Umgang. Wangenheim iſt ſehr geſprächig und mittheilend, ſeine Tochter ein artiges gutes Mädchen. Er hat mir von Rückert erzählt und von deſſen dramatiſchen Arbeiten, auch ſuchte er mich ſelbſt zu ſolchen Productionen zu überreden. Ich aber war die ganze Zeit her ausſchließend und höchſt eifrig mit meinen Albigenſern beſchäftigt, von denen ich bereits die letzte Reviſion auf meinem Tiſche habe. Da die einzelnen Geſänge dieſer Dichtung in langen Zwiſchenräumen und in den verſchiedenſten Stimmungen entſtanden ſind, ſo blieb manches darin unvollſtändig, abgeriſſen, unklar, und erſt als ich die gedruckte Correctur vor Augen hatte, ſtieß ich auf die größten Uebelſtände, und ich mußte mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis ein oder zwei in der Nacht arbeiten, um ſehr disparate Dinge in einen Zuſammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muß, gleichſam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns geſagt, mir ſteht ein ziemliches Maß von Kunſt zu Gebote; meine Abänderungen ſind gutgeheilte Beinbrüche. — Trotz der afrikaniſchen Hitze blieb ich doch ſo geſund, daß ich bei meiner Arbeit energiſch fortmachen konnte. Paris ſchlag' ich in den Wind, Rügen in den Wind. Im Auguſt ſehen wir uns wieder. Ich habe auch zählen gelernt. Brauchen Sie das Bad redlich, thun Sie es, liebe Sophie! Morgen beſuch' ich Uhland in Tübingen, dann Kerner, Alexander und Karl Mayer. Ich werde ziemlich gleichzeitig mit Ihnen in Wien eintreffen. Grüßen Sie mir Ihre Mutter, Roſalie und die Kinder ſchönſtens, und ſeyen Sie allerſchönſtens gegrüßt von Ihrem Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 23. Juli 1842.

Herzgeliebter Bruder!

Reinbeck las mir neulich in Gegenwart des ganzen Hauſes und des Miniſters v. Wangenheim zu meiner nicht geringen theils Proſtitution, theils Freude, Deinen Brief vor, in welchem Du den lieben alten Freund mir als Exekution auf den Hals ſchickſt. Die guten Nachrichten von Dir und den Deinigen fielen wie ein wohlthätiger Regen auf mein dürres und verſtocktes Herz; es begann ordentlich darin zu keimen, zu ſproſſen und zu ſingen, doch leider noch immer nicht für des Kaltenbrunner Album. Grüße mir denſelben ſchönſtens und ſtelle ihm vor, daß ich mirs ein für allemal zur Norm gemacht habe, mit poetiſchen Kleinigkeiten nicht mehr in Almanachen aufzutreten und die Kritiker darüber zu provociren. Die Recenſenten, wie ſie ſo ſind, haben ihre Herzensfreude daran, wenn ſie einmal Anlaß finden, ihr Meſſerlein gegen mich zu wetzen, wenn ich ihnen ein paar wehrloſe Liedlein preisgebe; um ſo mehr iſt dieß der Fall, als Almanache gewöhnlich gerade den armſeligſten unter den armſeligen ſogenannten Kritikern zur Beurtheilung zugewieſen werden. Ich habe immer gehofft, es würde mir Stimmung zu einem größeren Alpengedicht kommen, das ich dann gerne ins Album geliefert hätte; doch meine Albigenſer haben meine ganze Kraft und Beſinnung für ſich vindicirt, um ihnen noch die letzte Rundung zu geben, deren ſie nach der Gelegenheit des Stoffes und meines Talentes fähig waren. Entſchuldige mich, wie Du irgend kannſt.

Grüße mir die liebſte Tertſchi ſammt den Kindern auf das Abſonderlichalleronkelhafteſte. Dir aber zu Deiner nahen guten Ausſicht meinen herzlichſten Glückwunſch! Du haſt ſie redlich verdient. [1]

Vale, fave! In vierzehn Tagen ſind die Albigenſer fertig. Jacta est alea.

Dein Dich umarmender Bruder Niembſch.

Reinbecks grüßen herzlich und bezeugen ihre Mitfreude an der Beſſerung der lieben Lori.

[1] In eben der Stunde, als ich dieſen Brief erhielt, den 18. Juli 1842 um 11 Uhr, gelangte auch meine Ernennung zum Vice-Hofbuchhalter im Münz- und Bergweſen vom Kaiſer herunter.

Niembſch an Sophie.

Weinsberg, den 5. Auguſt 1842.

Cotta iſt von Stuttgart abgereist und hinterließ mir einen Brief, worin er mich beſchwor, ſeine Zurückkunft abzuwarten, indem er noch Vieles mit mir zu beſprechen habe. Das hat mich bisher feſtgehalten. Morgen kommt Cotta zurück, dann reiſe ich nach Wien. Ihr letzter Brief war mürriſch und verleidete mir alles Schreiben. Es iſt auch nichts an dieſer Brieffudelei! Lebt wohl! Niembſch.

Hier ſey Einiges aus Emma Niendorfs Buch S. 103—149 eingereiht:

Kerner ſchrieb an dieſelbe am 12. Juni 1842 ſchon: „Niembſch iſt ein proſaiſcher Geſell, daß er in Stuttgart ſitzen bleiben kann, und ich halte auf ſeine Poeſie nichts mehr. Sag' es ihm!"

Emilie meldete am 10. Juli an Emma, welche bereits Anfangs Juli zu Kerner gereiſet war: „Die Albigenſer werden im Laufe dieſer Woche die Preſſe verlaſſen. Sie haben ihren Dichter bis jetzt ſo ausſchließlich und anhaltend beſchäftigt, daß er ſonſt zu nichts kam, am wenigſten zum Briefſchreiben. Kerner ſoll es ihm verzeihen, ich hab' ihn oft genug gemahnt, nun wird er aber gewiß bald kommen."

Am 16. Juli fuhr Niembſch nach Tübingen zu Uhland, der ihn dringend eingeladen hatte, da er eine große Reiſe nach dem Norden antreten wollte.

Am 20. Juli Abends endlich kam Niembſch zu Kerner. Dieſer hatte ſchon Morgens erzählt, daß er, was ihm ſelten geſchieht, von Feuer geträumt, und dieß bedeutet in der Symbolik des innern Dichters — Vergnügen. Wie ſie ſo daſaßen, Aug' in Auge, Juſtinus zu Lenau gebeugt, das war eine Freude zu ſchauen. „Er iſt die Ananas," ſagte Kerner. „Das Sanfte und die Wildheit in ſeinem Geſichte, wie die Ananas!"

Nach Tiſche ſprach man vom Rauchen. „Ich vermöchte keine Zeile zu ſchreiben ohne meine Pfeife im Munde, erklärte Niembſch. Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die ſich ins Seelenleben vertiefen, Aeußerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durch-

schnittsmenschen. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. Man glaubt nicht, wie man von äußeren Dingen abhängt, und immer mit Gewinn: es erfrischt."

Gelegentlich erwähnte er ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Aristokraten," und sagte ein paar kräftige Verse davon her, hinzufügend: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Bornirtheit. Auch in einem tieferen Sinne, speculativ philosophisch: „Die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte."

Nach solchen Tischgesprächen gingen sie noch hinaus in die warme, feuchte Nacht. Wie sie so den engen Hohlweg durch die Reben nach der Burg hinschritten, sah Kerner Niembsch an, der bleich im Dunkel schimmerte: „Dein Gesicht glänzt wie Moses."

Am 21. Juli verbrachte man den Nachmittag und einen Theil vom Abend wieder auf der Burg bei den Aeolsharfen. Niembsch stimmte sie vorher lange und mit Geduld; gleich einer Mutter mit ihrem Kinde ging er damit um; und nachher — seine Augen verklärten sich vor Rührung bei ihren Tönen. Er lächelte dankbar, nickte mit dem Haupte.

Noch niemals hatte er diese Harfen so schön gehört. Er, Kerner und Emma saßen stumm da; es war wie ein Gottesdienst oben. Einmal sagte Lenau: „das gäbe ein Requiem."

Abends setzte sich unten Lenau in den Lehnstuhl bei der Ofenecke und hub an gar ungewohnt traulich zu plaudern: „Wien ist mir sehr lieb und bequem, wie ein ausgetretener Stiefel. Die Philisterei an einem kleinen Orte halt' ich nicht aus. Sie ist gewiß dem Dichter noch verderblicher wie die Despotie. Diese reizt ihn auf, jene mergelt ihn aus.

Ich habe etwas Pudelhaftes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt mich's immer wieder; den muß ich immer wieder sehen — das ist die stärkste Fessel! Das hab' ich gefunden: über alle Natur, über alle Kunst geht Menschenwort, das warme, lebendige — und Menschenherz!

Daher begreif' ich auch den Weltumſegler nicht, der Jahre lang von den Seinen fortleben kann. Bei den Aeolsharfen, da ergriff michs ſo, da glaubt' ich an ein Wiederſehen."

Später ſprach er: „Die Albigenſer ſind das Kühnſte, das Großartigſte, was ich gemacht habe. Es ſind Fresken."

Am 22. Juli um 10 Uhr Morgens holte die Equipage von Baron H. Niembſch, Kerner, Rickele und Emma nach E. ab. Als dort von ländlichem Aufenthalte die Rede war, äußerte Niembſch: „Nichts Landleben für den Dichter! Er bedarf Reibungen, Conflikte!"

Darnach: „Ein Talent iſt ein Glück. Man ſollte nur lernen laſſen, wozu der Trieb treibt. Unſere eklektiſche Bildung taugt nichts. Von Allem ein Biſſen, und wenn man fortgeht, iſt der Magen verdorben und öde."

Auch: „Es iſt etwas Herrliches, Kinder zu unterrichten. Vorigen Sommer in Iſchl war es meine liebſte Erholung, einem kleinen Knaben lateiniſchen Unterricht zu geben. Wo Kinder ſind, machen ſie's eben lebendig, und wenn ſie die größten Dummheiten ſagten."

Später wurde der ſtattlich gewölbte Schloßkeller, ſo reich gefüllt mit Schätzen der Nachbarhöhen, zu Ehren der Gäſte illuminirt. Wie hübſch phantaſtiſch war es da unten! Man pilgerte von Faß zu Faß, koſtete von jedem. Niembſch war ganz vergnügt.

Vom Keller ging es durch Hof und Garten in den Pavillon, aus dem man die Ruine von Burg Löwenſtein überſchaut, zu deren Füßen am einſamen Hange der Friedhof ſich hinſchmiegt, wo die Seherin von Prevorſt ſchläft unter ihrem goldglitzernden Male. Oben im Kabinet ſchrieb Niembſch in das Album der Dame, welche ihm die Feder in die Hand gegeben hatte:

„Auf ſolchem Gang durch einen reichen Keller,
Da ſchlägt der Puls des Herzens tiefer, ſchneller.
Auf ſolchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten."

Abends daheim folgte Lenau's Auge der mit Bewirthung beſchäftigten Tochter des Hauſes, Emma. „Die ſchlanke Geſtalt der lieblichen Braut!" ſagte er. „Ich ſeh' eine Braut ſo gern. Das iſt eine Zukunft. Ein ganzes Menſchenleben in der Knoſpe, zum Aufbrechen bereit. Und wenn man ſo ein Kind hat aufwachſen ſehen!" Nach einer Weile ſetzte er hinzu:

„Ich könnte auch Kinder haben, aber die, die ich geliebt, hab' ich nicht heirathen können."

Am 23. Juli Morgens verließ Niembsch Weinsberg. Kerner geleitete ihn nach Heilbronn. Abends war das kleine Schweizerhaus sehr voll, lauter Professoren von dort mit ihren Frauen, darunter auch David Strauß und seine Braut, Agnes Schebest. Kerner theilte mir (Schurz) im Jahre 1850 mit: „Als Niembsch den Savonarola schrieb, vermied er die Bekanntschaft Davids Strauß, Verfassers des Lebens Jesu, der in hiesiger Nähe (in Heilbronn) wohnte. Als er aber die Albigenser schrieb, wünschte er ihn kennen zu lernen; aber dann wollte ihn Strauß, durch den Savonarola empfindlich gemacht, nicht mehr kennen lernen, und so waren sie nicht zusammenzubringen."

Am 2. August klagte Emilie zu Stuttgart in einem Briefe an Emma in Weinsberg: „Niembsch ist seit seiner Rückkehr von Weinsberg immer unwohl; scheint sich in E. den Magen recht gründlich verdorben zu haben, und hat mir in den letzten Tagen ernstliche Sorgen gemacht. Heute geht es ihm zwar wieder etwas besser, doch traut er sich noch nicht zu reisen. Baron Cotta, der ihn gern noch sprechen wollte vor seiner Abreise und inzwischen immer abwesend war, kommt Samstag oder Sonntag (6. oder 7.) hier an, und so lange wird Niembsch noch in unserem Hause verweilen. Kerner schrieb gestern an Julie und äußerte sich in seinem Briefe sehr unzufrieden über eine Stelle in den Albigensern, die er offenbar nicht in ihrem ganzen Zusammenhange las, und sie deßhalb als eine individuelle Glaubensansicht von Niembsch annahm, da sie doch nur eine Albigensische war, von Almerich von Bene aufgestellt. Wir wollten Niembsch den Brief nicht zeigen, und das Mißverständniß gar nicht zur Sprache bringen; allein er sah die befreundete Handschrift, griff ohne anzufragen darnach, las, und fühlte sich, wie ich voraus befürchtete, sehr verletzt dadurch, daß Kerner ihn so mißkennend unter die muthwilligen Zerstörer des Christenthums rechnet."

Nun litt es Niembsch nicht länger in Stuttgart. Als Emma am 4. August nach Sonnenuntergang in die Wohnstube Kerners trat, da

ſtand Niembſch. Ein Berliner Doktor begleitete ihn. Während er im Schweizerzimmer ſoupirte, ſaßen ſie um ihn her.

Er war von der beſten Laune. „Ich kenne einen Dichter in Wien," ſagte er; „wenn ich den frage: „Was machen die Muſen?" ſo antwortet er immer: „Ich lieg' ihnen nicht am Buſen!"

Man kam auf Uhland zu reden und auf ſein neues Buch über das mittelalterliche Volkslied, aus dem er neulich Lenau in Tübingen vorlas, zu deſſen Bewunderung. „Uhland hat ſich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter," ſprach er. „So ein Buch iſt für unſere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abſtraction, iſt dieß Beſchäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es iſt wieder Naturboden. Es iſt das Schwerſte, Alles ſo umfaſſend und prächtig einfach hinzuſtellen, wie er; man ſieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und dieſe Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Graſe, weiß er die leiſeſte Spur zu finden."

Die Unterhaltung ſchlüpfte zu den Hegelianern über. „Es iſt etwas Großartiges in dieſer Negation," erklärte Niembſch. „Es iſt der Nord, der die Luft reinigt. Mir bleibt aber eine Philoſophie verdächtig, die für die Naturkunde nichts iſt, und auch nichts für die Poeſie, alſo nach gar keiner Seite etwas. Wenn ein Hegelianer eine Nachtigall im Gebüſche ſieht, die ihren Kropf aufbläht, dann hält er ſie für ein Paragraphenzeichen. Ich habe einen geiſtvollen Hegelianer geſprochen, welcher äußerte: „„Wenn man Alles weg thut, ſo bleibt in der Welt doch noch ein irrationeller Reſt, der nicht zu tilgen iſt.""

Lenau ſchlief wieder in dem Gartenhauſe, worin er auch früher das Gedicht „Zuflucht" mit dem Beginne:

„Armes Wild im Waldesgrunde"

gemacht, das im II. Bändchen S. 137 vorkommt, und mit dem genau ſo betitelten des I. Bändchens S. 215 nicht zu verwechſeln iſt. Urſprünglich war es „An einen jungen Freund" überſchrieben, und Theobald Kerner gewidmet, welcher damals noch Gymnaſiaſt war. Es ſollte dieſem gleichſam eine Mitgabe auf die Univerſität, in das bewegte Leben hinaus ſeyn, und zugleich eine Huldigung für die Hausfrau, ein Denkmal für zwei Mütter, für die von Lenau und für das Rickele."

Am 5. Auguſt las Kerner aus ſeines Jugendfreundes Joſeph Stoll Gedichten vor; unter andern auch ein Stillleben „Des Müllers Wiederkehr," mit Zeilen endend, welche Niembſch als Refrain aufgriff, der faſt durch den ganzen Tag nachtönte:

„Zweimal iſt kein Traum zu träumen,
Noch Gebrochnes ganz zu leimen."

Man ſchlenderte auf die Burg. Die ganze Natur ſchmachtet vor Dürre. Das Laub fällt von den Aeſten. Lenau blieb vor einem der vertrockneten Gebüſche ſtehen, die ſich oben unter Trümmern ausbreiten. „Da ſeht," ſagte er, indem er die welken todten Blätter mit ſeinem Stocke berührte, daß ſie raſchelten, „da ſeht, und dann heißt es, die Natur ſey liebevoll und ſchonend! Nein, ſie iſt grauſam, ſie hat kein Mitleid. Die Natur iſt erbarmungslos!" rief er mit einer kalten, vorwurfsvollen Schärfe, welche in die Seele ſchnitt. Es entſtand eine Pauſe der Troſtloſigkeit.

Bei Tiſche erfuhr der Berliner Neckerei, weil er Sympathie zeigte für einen entſprungenen und wieder gefangenen Räuber. „In dem Menſchen," äußerte Lenau, „ſtreiten ſich zwei Gefühle: das moraliſche und die Freude an Abenteuern, das poetiſche Intereſſe. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bedauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunſt gelöſcht iſt."

Es entſpann ſich mit dem Berliner ein Streit über Preußen und den Süden von Deutſchland. Jener behauptete, der Geiſt gehe von dort aus, wogegen die Anderen einwandten, daß man gerade aus unſern Gegenden die Hauptelemente ſolcher Macht, die Intelligenzen, die Talente berufen. „Norddeutſchland, das von uns empfängt, iſt die Frau, Süddeutſchland der Mann," ſagte Niembſch. „Die Buchbindersfrau aus Balingen, mit der wir geſtern reisten," ſetzte er hinzu, gegen ſeinen Gefährten gewendet, „die ſo eine Liebe zur Poeſie ſchlicht und einfach darlegte (ſie recitirte uns unter Anderem „Eginhart und Emma" von Laugbein), und die Frau v. P. in Wien, die einen Salon macht und alle literariſchen Notabilitäten einladet, an wahrer Liebe und wahrem Bedürfniſſe der Poeſie ſteht ſie der armen Buchbindersfrau nach. Berlin iſt die Frau v. P., und wir ſind die Buchbindersfrau. Schöpferiſches Intereſſe iſt in uns mehr. Der Oeſterreicher wirft in ſeinem Leichtſinne

etwas hin, in welchem dann doch der Berliner selbst wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierschale zum Luftballon aufblasen. Das geistige Interesse ist größer in Berlin; im Süden überwiegt die Production. Wir wollen den Berliner zu den Slaven rechnen. Das unterscheidet ihn, daß er immer eine arrière pensée behält. Der Germane schüttet sein Herz bis auf den letzten Neigetropfen aus." „Behalten Sie denn gar nichts mehr zurück?" fragte der preußische Doktor. Da machte Niembsch ein sehr schlaues Gesicht: „Ich komme hier nicht in Betracht; ich bin ein Magyare."

Kerner stand bald nachher auf, kehrte aber gleich aus seinem Schreibstüblein mit einem Papierstreifen zurück, auf welchem noch naß die Zeilen zu lesen:

Berlin und Wien.

Kein Körper kann bestehn mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn auch stets ein Herz hinein.
Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Nach Tisch sagte Lenau sehr gemüthlich zu Justinus: „Man sollte Dir eine Anstellung geben, daß Du so herum reisen könntest oder treiben, was Du wolltest, z. B. ein Geisterconsul." Die Beiden waren so treu und zärtlich zusammen, daß es einem wohl that, wie eine schöne tiefe Melodie. Niembsch lehnte sein Haupt an Kerner. „Wer weiß," sprach jener, „was es für ein Schicksalstraum ist, daß ich noch einmal hab' zu Dir müssen! Ich kann nicht los von Dir. Er hat mich verhext." Jetzt war's, als wölbte sich ein farbenglänzender Friedensbogen über jenem Mißverständnisse. Justinus sagte voll Liebe zum Freunde: „Mein erstes Gedicht soll an Dich seyn, und an mein Glas von Dir!" [1] Er schnitt Niembsch, ohne daß der es merkte, mit einer großen Papierscheere ein Löckchen ab, und ging triumphirend heimlich damit fort.

In der Nacht spielte Kerner noch einen Abschied auf der Maultrommel, dann fuhren Alle davon.

[1] Wenige Tage darnach war es fertig. Es heißt: „Mein Krystallglas, an Nikolaus Lenau," und ist auch bei Niendorf S. 143 zu lesen. In der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847 steht es S. 322.

Die Mißlaune, welche aus Lenau's Briefe oben vom 5. Auguſt an Sophie grollt, verließ ihn auch auf dem Wege nach Wien nicht. Emilie ſchrieb an Emma am 27. Auguſt: „Niembſch kam auf ſeiner Heimreiſe in der übelſten Stimmung zu uns nach Heidenheim, blieb kaum einen Tag, und gerade den Morgen vor ſeinem Geburtstag, den wir ſo gern mit ihm gefeiert hätten (zugleich mit der Geneſung des geliebten Vaters), reiste er ab. Er war mißmuthig, ſchroff und kalt. Dennoch bat ich für ihn um Vergebung, ſuchte ihn möglichſt zu entſchuldigen, ſchrieb ihm aber doch offen und redlich über ſein Unrecht, und fand auch in dem Brief, den ich von ihm (in Stuttgart bei der Zurückkunft) antraf, ſein Eingeſtändniß deſſelben.

Indeß muß ich Dir geſtehen, meine theure Emma, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die ſo groß daſtehen vor der Welt. So iſt es gewiß aber nicht Stabilität, wenn mein Herz mehr an dem alten Niembſch, als an dem fortgeſchrittenen Lenau hängt, an dem urſprünglichen Quell ſeiner Poeſien, dem klaren gebirgshellen, mehr, als an dem namhaften Strom, in den ſchon ſo viel fremde Bäche eingemündet haben. Es iſt dieß Gleichniß auch weniger auf ſeine Dichtungen, als auf den Dichter ſelbſt zu beziehen, auf ſein Herz, das ſich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet."

Niembſch an Emilie.

Wien, 21. November 1842.

Mein Miſchka[1] iſt fertig und freut ſich ſchon, Ihnen vorgeſtellt zu werden. Sein Wuchs iſt zu groß ausgefallen, als daß ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mittheilung ſchon noch warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verſe. Was mich an dieſer Dichtung freut, iſt, daß ſie ganz im Tone meiner ältern ungariſchen Lieder gehalten, jugendlich friſche Naturmittel, ungealterte und durch meine ſpekulativen Bocksſprünge ungeſchwächte Originalität an der Stirne trägt. Faſt noch mehr aber freut mich daran, daß mir die Veranlaſſung dazu durch eines Ihrer ſchönen Bilder geworden iſt.

[1] „Miſchka an der Maroſch."

Niembsch hatte sich dießmal in der großen Schulerstraße, 861, im zweiten Stock, im Durchhause aus der Grünangergasse in die Wollzeile, eingewohnt. Sein Aufenthalt durch den Winter von 1842 auf 1843 ist wieder eine kleine Wüste für uns. Seine von den herrlichsten Blumen umblühten frischen Quellen: seine Briefe — waren wieder versiegt. Es ist fast, als ob er immer eine Art Winterschlaf gemacht hätte. Er besuchte, wie sonst, wieder täglich Neuner, Sophiens Haus und manchmal das ihrer Eltern, und uns in der Vorstadt, dieß aber nur selten, denn er war schon äußerst bequem geworden; das Theater nie, aber öfters Concerte. Uebrigens wurde er immer mürrischer und leutscheuer. Von Begebenheiten sind zwei zu melden: der nach mehrjährigem und unsäglichem Leiden am 26. September 1842 erfolgte Tod unsers väterlichen Freundes Schleifer, der, nur die martervollsten Stunden ausgenommen, doch immer heiter geblieben war. Hier ist der Ort nicht zu einem längeren Nachrufe, den dieser charakterstarke und talentvolle Mann so sehr verdiente. Er mußte sich mühsam durchs Leben fechten und in Dörfern einsam verkümmern. Unter gnädigeren Gestirnen schritte er nicht so weit hinter Lenau, sondern dicht am jüngern Bruder einher, der ihn warm liebte und tief verehrte.

Das zweite Ereigniß war das Jubelfest des berühmten Erzherzogs Karl, Anfangs April 1843. Es vollendete sich das fünfzigste Jahr, seitdem dieser als junger Held das höchste aller kriegerischen Ehrenzeichen, das Maria-Theresienkreuz, auf dem Schlachtfelde erworben. An jenem Tage hielt Kaiser Ferdinand eine glänzende Heerschau in Wien, wobei er das nämliche Maria-Theresien-Großkreuz seinem ruhmwürdigen Oheim Karl anheftete, welches voreinst der unvergeßliche Kaiser Joseph, der Ordensstifterin Sohn, von der eignen Brust genommen und hierauf, ausnahmsweise mit Brillanten überdeckt, dem Eroberer Belgrads, dem Heldengreise Laudon, überreicht hatte.

Zur Verherrlichung jenes Ereignisses veranstaltete auch die Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst einen großen Tonwettkampf, der durch ein dichterisches auf den Gefeierten Bezug nehmendes Vorwort eröffnet werden sollte.

Das Weitere erzähle Niembsch selbst durch Emma Niendorf (S. 154): „Niembsch zeigte mir die goldene Medaille, welche er vom Erzherzog Karl

für den Jubiläumsprolog empfing, und die kaum sechs Individuen oder vielmehr gekrönte Häupter erhielten.[1] Sie kam gerade vor der Abreise, ja man bedeutete dem Dichter, diese um eine halbe Stunde zu verschieben, weil noch etwas für ihn anlangen sollte: ein Handschreiben, des Inhalts: daß nur die schnelle Abreise den Erzherzog verhindere, wie er gewünscht hätte, Lenau persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben.

Dieser Prolog, sagte Lenau, ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lange nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Concert eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt seyn mußte. Zuerst ging ich, um mich zu inspiriren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich und ich erkannte, daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Katzbalgereien mit der Censur los. Der Prolog mußte der Censurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen; er gefiel ihm; nur Eine Stelle war ihm verdächtig: da, wo der Kränkungen Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte. Mit einem ganz feinen diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte Jemand zu mir, ich möchte ihm den Gefallen thun und das ändern, worauf ich erwiederte: da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich sie so wenig streichen und ändern, wie meine Gesinnung. Jetzt ging der Prolog an die Censurbehörde zurück. Die ließen nun die Stelle; bloß Ein Wort darin hatte mir der betreffende Beamte — M.... heißt er — gestrichen mit einer groben Bauernfeder, und statt „bösen Tropfen" „Schmerzenstropfen" darüber geschrieben, worauf ich ihm auf noch derbere Weise sagen ließ:

[1] Erzherzog Karl selbst; dann König Karl Johann XIV. von Schweden; Herzog von Wellington; Ludwig Anton von Bourbon, Graf von Marne; Wilhelm I. König von Württemberg; Wilhelm II. König der Niederlande; Leopold I. König der Belgier; und Karl Albert, König von Sardinien; zusammen acht.

er ſolle mir meinen Blumengarten nicht beſchmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. „Das kann ſich der Dichter nicht gefallen laſſen,“ ſagte ich zu ihm, worauf er entgegnete: „„Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ichs hinſchrieb.““ Er beſtand nun auf einer Aenderung, ich blieb aber dabei: „Wenn ich ein Wort ändern ſoll, ſo wird der ganze Prolog nicht geſprochen.“ Ich wußte wohl, daß ich ihnen Trotz bieten durfte, weil denn doch auch der Erzherzog im Hintergrund war, und ſo errang ich den Sieg über die Cenſur, der, wie die Verhältniſſe dort ſind, ein Ereigniß, und auch für die Andern errungen. Es iſt unerhört, daß etwas ſo unverändert geſprochen werden durfte.“

Der Wiener Tonkunſtfreundeverein ernannte Niembſch unter anerkennendem Dank zum Ehrenmitgliede.

Das Aspernlied erſchien zwar mit des Dichters Vorwiſſen ſowohl in der Wiener Zeitſchrift als auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; aber Lenau nahm es niemals in ſeine Gedichtſammlung auf, daher erſt ſein Nachlaß es als ein ausgezeichnetes Werk wiedergab. Auch vom erhaltenen bedeutungsſchweren Goldehrenſolde ſprach er nur gegen Vertrautere. So übertrieben mied er auch ſchon nur den bloßen Schein von lohngieriger Schmeichelei und knechtiſcher Kriecherei und die Beſorgniß, es könnte jenes Heldenlied vielleicht doch hie und da für ein von ihm verpöntes „Fürſtenlied“ gehalten werden. (S. Nachlaß: „Proteſt.“)[1]

Er hatte ſeine Reiſe etwas verſchoben, weil im Momente, als er fort wollte, die Milanollos nach Wien kamen, und dieſe wollte er noch hören. Er hörte ſie zuerſt in der Probe, wo ſie nur vor fünf Perſonen ſpielten.

Niembſch an Sophie in Wien.

München, den 29. April 1843.

Liebe Sophie!

Geſtern Abend um neun Uhr bin ich nach einer vom übelſten Wetter chicanirten und nur von flüchtigen Mahlzeiten unterbrochenen Fahrt hier

[1] Von den Muſikern ſagte ſogar einmal Niembſch (Niendorf S. 156): ſie ſeyen wie die Hunde, die keinen Augenblick ohne Herren ſeyn könnten. Jede Linie, die ſie ſchrieben, müßten ſie Jemand dediciren.

angekommen, und zwar, wie es scheint, ohne alle nachtheilige Wirkung auf meine Gesundheit. Nur die leidige Erschütterung durch schlechte Wagen auf schlechten Straßen spüre ich noch in allen Gliedern. An den lieben und verehrten Hofrath, Ihren Vater, werde ich schreiben, sobald ich gesammelt und kräftig genug bin, um der Fülle des freudigsten Dankes, die mein Herz bewegt, einigermaßen entsprechende Worte geben zu können. Wie es mir mit allen Empfindungen ergeht, daß sie mir immer lebhafter werden, je weiter ich mich in ihren Gehalt vertiefe, so geschah es auch dießmal, und bis zu einer peinlichen Höhe stieg während des Fahrens mein Unwille, daß ich mit allen Gefühlen der Freude und des Dankes immer weiter fort mußte, statt daß ich damit zu meinem wohlwollenden Freunde geeilt wäre, durch dessen unverkennbare Einwirkung mir eine so hohe Ehre zu Theil geworden.

Einige Tage werde ich in München bleiben, um alles genau zu besehen, was seit einer Reihe von Jahren den schönen Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zugewachsen ist; dann gehe ich nach Stuttgart, um dort mein papierenes Glück zu schmieden. Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten, liebe Sophie. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald nach Stuttgart, wo ich am 2. Mai eintreffen werde. Grüße an Max und Kinder, Eltern, Geschwister und Schwäger. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 3. Mai 1843.

Liebe Sophie!

In Gesellschaft zweier Damen, welche von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein aus der Seitentasche des Eilwagens hervorzogen, und ohne Glas aus dem Kragen der Bouteille tranken, dann des Dr. Buddeus, mit welchem ich in München zufällig zusammengetroffen, bin ich gestern hier angekommen.

Mein erstes Geschäft, nachdem ich gestern noch zu Abend gegessen und auch Nachts ein wenig ausgeruht hatte, war heute, an Ihren Vater zu schreiben. Der Brief an ihn und der gegenwärtige an Sie, liebe Sophie, gehen heute Abends zugleich nach Wien ab.

Wir haben hier im Hauſe und in der Familie mehrere Kranke. Die arme Julie liegt ſeit vierzehn Tagen an Gicht krank und ohne Regungsfähigkeit ihrer Glieder; der alte, gute Hartmann leidet an einem bedenklichen Bruſtleiden; das älteſte Stiefkind der Weiſſer'ſchen iſt dem Tode nahe, und der alte Bediente Hartmanns, der ehrliche, alte Karl, ſtirbt wahrſcheinlich heute noch. Mariette mit ihren Kindern iſt auch hier, was mir um ſo angenehmer iſt, als der Anblick aufblühender Jugend inmitten des Verfallenden und Sterbenden ein wohlthuender und entſchädigender iſt.

Das Wetter iſt ſeit zwei Tagen ſehr ſchön und wird hoffentlich in dieſer erwünſchten Eigenſchaft noch eine Weile andauern. Morgen beginne ich meine Erkundigungen, Verſtändigungen und Betreibungen bei der Cotta-ſchen Buchhandlung. Seyen Sie ſo gütig, Jemand in die Gerold'ſche Buchhandlung zu ſchicken, und das letzte Heft der „Nibelungen," welches von der Cotta'ſchen Buchhandlung an die Gerold'ſche für mich nach Wien geſendet worden, abholen zu laſſen und mir bis zu meiner Zurückkunft aufzubewahren. Herr Schirmer bei Gerold weiß um die Sache und hat das Heft zur Beförderung an mich in Händen. Wenn das Wetter mich nicht daran hindert, ſo denke ich nach dem Schwarzwald aufzubrechen, etwa gegen Ende dieſes Monats.

Dingelſtedt iſt hier vom König als Privatſekretär, Bibliothekar, Vorleſer der Prinzeſſinnen und Geſellſchafter der Majeſtät angeſtellt worden. Gratulire.

Leben Sie wohl, theure Sophie, mit Freund Max und allen Eurigen, herzlichſt gegrüßt von Ihrem Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 11. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Daß Ihr Brief auf einem bäueriſchen Tiſche geſchrieben worden, iſt ihm nicht anzuſehen, wohl aber, daß er bei ſeiner Entſtehung vom Frühlingshauch durchlüftet wurde, denn er iſt ſehr freundlich, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Gerührt hat mich, was Sie mir von Ihrem lieben Vater ſchreiben,

wie eifrig er ſich bemüht habe, mir das ſchöne, goldene Stück Ehre noch vor meiner Abreiſe zukommen zu laſſen. Ich habe bereits vor acht Tagen an den edlen und wohlwollenden Freund geſchrieben. Sie werden indeſſen meinen Prolog auch in der „Allgemeinen Zeitung“ gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde hab' ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die „Wiener Zeitſchrift“ ſchien mir nicht wichtig und ſolenn genug, und mir war es darum zu thun, daß die Welt ſelbſt ſehe, wie ich einen Fürſten beſinge.

Ich glaube übrigens, daß eben die Keuſchheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeiſt gefiel. Hier in Stuttgart iſt man allgemein erfreut, ſowohl über das Gedicht, als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seiten des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer ſich mit großer Freude darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken.

Ueber meine Geſchäfte kann ich Ihnen Beſtimmtes noch nicht mittheilen, weil Cotta's Leute mit dem Reſultate der Meſſe erſt von Leipzig zurückerwartet werden. Uebrigens glaubt Cotta ſelbſt an die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage der Albigenſer, wie auch meiner Gedichte.

Der alte Bediente iſt bereits begraben und der fünfzehnjährige Stiefſohn der Lotte wird morgen begraben werden. Julie liegt noch immer mit regungsloſen Füßen im Bette. Hartmann huſtet; Emilie ebenfalls. Das Wetter iſt ſeit drei Tagen ſehr ſchlecht.

Die Reiſepläne werden ſich auf ein beſcheidenes Maß zuſammenziehen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Leb' wohl, Max, Kinder, und Alle gegrüßt! Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 17. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Ungeſtörte Geſundheit und eine mir ſehr angenehme Zurückgezogenheit gewiſſer zeittödteriſcher Bekanntſchaften gewähren mir Kraft und Muße vollauf zu anhaltenden Arbeiten; ich bitte Sie alſo, theure Sophie, alle Beſorgniſſe in dieſer Hinſicht einzuſtellen. Bereits hab' ich mich in ein Studium,

wie ein Bulldog in seinen Fang, verbissen, und ich gedenke Sie mit den Ergebnissen desselben seiner Zeit zu überraschen. Von meiner Reise her bin ich jetzt gewohnt, täglich früh aufzustehen, und ich will diese heilsame Angewöhnung nicht so bald wieder ablegen. Ich arbeite täglich acht bis zehn Stunden mit großer Intensivität und Leichtigkeit. Ein Spaziergang im Schloßgarten, wo ein Heer von Nachtigallen gegen meinen alten Mißmuth mit klingendem Spiel loszieht, pflegt mich des Abends zu erfrischen; nur ist leider das Wetter so veränderlich und häufig schlecht, daß darüber abermals ein gutes Stück Frühling ungenossen verloren geht. — Mit Cotta hab' ich für's Erste über eine neue Auflage meiner Gedichte in zwei Oktavbänden vertragsmäßig abgeschlossen. Zweitausend Gulden Rheinisch sind als Honorar bedungen. Binnen vierzehn Tagen werden Cotta's Abgesandte von der Leipziger Messe mit den Resultaten betreffend meiner übrigen Schriften zurückkehren. Sehr wahrscheinlich wird zur Herbstmesse auch von den Albigensern eine neue Auflage veranstaltet werden, und wenn, wie es scheint, auch meine Gedichte im Taschenformat zur Neige gehen, auch von diesen. Dieses muß ich noch hier abwarten; sodann aber werde ich, ohne mich um die Correcturen persönlich zu bekümmern, Stuttgart verlassen. Weitere Beschlüsse sind noch nicht gefaßt. Meine gute Geige vermisse ich allerdings schwer; doch ich vermisse ja noch viel Größeres, und das stoische: Disce carere! werd' ich mir schon mein Lebenlang vorsagen müssen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und geben Sie Ihrem Bruder Karl, der vielleicht schon in Wien ist, den beigeschlossenen Zettel. Die Antwort an meinen lieben Trutsch steht auf der Rückseite dieses Blattes.

Lebt Alle wohl! Niembsch.

Niembsch an seinen lieben Trutsch.

Stuttgart, 17. Mai 1843.

Mein lieber Arthur!

Ich danke Dir herzlich für Deinen schöngeschriebenen Brief und gebe Dir die Versicherung, daß Du mir, so klein Du auch noch bist, einer meiner liebsten Correspondenten bist. Auf meiner Reise ist es mir bis

auf das ſchlechte Wetter gut ergangen. Neulich habe ich beim kleinen Zöppritz ſehr ſchöne Bleiſoldaten geſehen, an welchen beſonders die Pferde ausgezeichnet waren. Ich werde Dir eine Schachtel davon mitbringen. Grüße mir Deinen lieben Vater ſchönſtens und ſag' ihm, daß ich ihm nächſtens ſchreiben werde; auch den Ernſt und die Zoe ſollſt Du von mir grüßen. Fürchte Dich nicht im Dunkeln, ſonſt mußt Du Dich Dein ganzes Leben fürchten, denn das ganze Leben iſt etwas dunkel. Das ſoll Dir Deine Mutter erklären.

Ich küſſe Dich. Dein Freund Niembſch.

Stuttgart, 24. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Das üble Wetter, das uns hier fortwährend ärgert, und uns den Frühling ſo zu ſagen unterſchlagen hat, ſcheint auch bei Euch ſein Unweſen zu treiben, und wenn es dort nicht beſſer geht als hier, ſo dürfte der grüne Ofen in Ihrem Zimmer wohl noch lange Ihnen das angenehmſte Grün bleiben, woran Sie ſich zu erfreuen haben. Meine Abſichten auf Rippoldsau ſind durch beſagtes Wetter ſehr zweifelhaft geworden. Man ſagt mir allgemein, die Thäler des Schwarzwaldes ſeyen nur bei anhaltend ſchönem Wetter genießbar; bei üblem dagegen rauh und gichtbringend. Meine Geſchäfte konnten mittlerweile um nichts vorrücken, weil die Leipziger Daten noch nicht da ſind. Cotta iſt übrigens gegen mich von einer weit über die gewöhnlichen Schranken hinausreichenden Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit.

Heute habe ich bei Schwabs zu Mittag gegeſſen, wo Spargel mit Spätzle mich nicht vergeſſen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in ächteſter Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgeſehen von ſeinen perſönlichen Vorzügen, eine treue Liebe, denn er war meine erſte Anerkennung und gewiſſermaßen mein literariſcher Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Wäre er doch bei ſeinem Horatio geblieben. Das Pfarramt iſt doch ein zu beſchäftigendes und ruheloſes für ihn. Als er mich heute nach Tiſch an ſein Fenſter führte, das eine ſehr hübſche Ausſicht auf grüne

Bergeshöhen eröffnet, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: „Gelt, Alter; Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht?“ worauf er allerdings mit Würde erwiederte: „„Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir gibt, so wäre ich nicht da.““ — Das war gut; aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Meine Studien mit obligatem Frühaufstehen werden lebhaft fortgetrieben, und ich danke meiner Natur, daß sie mir, je älter ich werde, je mehr Kraft und Lust zu anhaltendem Arbeiten gibt. Das hilft über manche Kluft des Lebens hinweg; Schlafen und Arbeiten sind die besten Springstöcke, an denen wir fort- und hinübergleiten.

Nun feiert Ihr bald die Hochzeit der lieben Johanna, und Strichel, der Glückliche, hat nun bald sein ersehntes Glück eingestrichen. Wohl ihnen beiden!

Grüßen Sie mir den lieben Vater herzlich, wenn er wieder kommt; auch Freund Karl und die übrigen Alle!

In meinem nächsten Briefe kann ich Ihnen hoffentlich schon den Tag meiner Abreise von hier angeben. Hat Max den Orden noch nicht erhalten?

Ich sehne mich nach Bergluft und nach stillerer Einsamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte. Leben Sie wohl, theure Sophie! Leb' wohl, lieber Max! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 31. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Die trübe Stimmung, in der Sie Ihren letzten Brief geschrieben haben, wird hoffentlich nunmehr eben so von selbst vergangen seyn, wie sie Ihnen gekommen war; daher will ich denn auch nicht meine Waffen gegen die bereits flüchtig gewordene gebrauchen, sondern eine heitere an Ihnen begrüßen, und sie bitten, daß sie bleibe und Ihren Briefen eine freundlichere Miene mittheile. In zwei bis drei Tagen wird sich über den weiteren Gang meiner Angelegenheiten Alles entschieden haben. Die Leipziger Sendlinge kommen wahrscheinlich morgen zurück, und ich will dann nicht säumen, mit Cotta ins Klare zu kommen.

Bei Reinbecks iſt wieder mehr Sicherheit des Daſeyns. Neulich kränkelte zwar der gute alte Hartmann wieder; doch es war nur vorübergehend und er blieb noch in unſerer Mitte. Indeſſen iſt er ſchon ſo ſchwach geworden, daß ich ihm nie mehr gute Nacht ſagen kann, ohne an die letzte zu denken. Nach Weinsberg werd' ich dießmal nicht reiſen. — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 8. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Noch immer hab' ich die erwartete Auskunft von der Cotta'ſchen Buchhandlung nicht erhalten; dieſelbe wird erſt in einigen Tagen von Leipzig aus brieflich ertheilt werden. O, wie bin ich dieſes Harrens und Anliegens müde! Schaffen ſollte das einzige Geſchäft eines Dichters ſeyn; wir ſind zu hart und gemein gehalten auf Erden. Meine Laune, von deren Vortrefflichkeit Sie mehr wiſſen, als ich ſelbſt, iſt gerade gut genug, um mich bei fleißigem Arbeiten zu erhalten. Ich möchte mich gerne zu Tode arbeiten, wie der Seidenwurm, von welchem Goethe's Taſſo beneidend ſagt:

Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt!
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O gäb' ein guter Gott uns auch . . . .

Wir haben heut hier ſeit langer Zeit den erſten ſchönen Tag. Regen, Kälte, von ſeltenen flüchtigen Sonnenblicken unterbrochen, ſcheinen das Um und Auf dieſes ſchlechten Frühlings zu ſeyn, und ich kann bei ſolchen Ausſichten mich immer noch nicht entſchließen, nach Rippoldsau zu gehen, das bei ſchlechtem Wetter gar zu düſter, naß und kalt ſeyn ſoll.

Von Freuden hab' ich Ihnen wenig zu melden. Ein paarmal Beethoven und einige ſchöne Stunden im Schloßgarten waren ſo ziemlich meine beſten Genüſſe. Von Einladungen bin ich gemieden, weil ich jede verbeten habe. Graf Alexander ſoll in dieſen Tagen zurückkommen.

Ihr Vater hat mir einen Brief geſchrieben, einen ſehr wohlwollenden,

ſchöngeſinnten, herzerfreuenden. Sein darin ausgeſprochener Wunſch ſoll nicht ohne Wirkung bleiben. — Den Neuvermählten wünſche ich nicht Glück, denn das Glück betäubt und verwirrt, und ruft auch nur allzugern ſein Gegentheil hervor; aber ich wünſche, daß Ihnen das Leben gerecht ſeyn möge, und Ihnen überall mit derjenigen Freundlichkeit begegne, deren ſie beide würdig ſind.

Wenn Freund Fritz[1] noch in Wien iſt, ſo ſagen Sie ihm einen guten Gruß von mir. Arthur ſoll mir auch wieder einmal ſchreiben. Ich ſehe ſeine kindlichen Schriftzüge gerne, und freue mich, daß er meiner gedenkt. Wie hält ſich denn Ernſt? — Auch Zoe, das liebe Kind, werde nicht vergeſſen.

Wenn Roſalie nach Karlsbad reist, ſo wird ſie dort Paul Pfizer ſehen können, einen der edelſten gedankenreichſten deutſchen Männer. Leider ſind auch ihm von dem Ausglühen gediegener metallblanker Gedanken die Schlacken im Unterleibe ſitzen geblieben.

Malen Sie mir wieder ein Blümlein auf den Brief. Warum iſt das abgekommen? Doch laſſen Sie es immerhin, wenn Sie es nicht gerne thun. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ich grüße Max und Ihrer Eltern Haus herzlich. Niembſch.

Niembſch an Sophie.

München, 18. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Seit geſtern bin ich hier, um meine verſchiedenartigen Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Es wurde mir in Stuttgart ein Urgens vom öſterreichiſchen Judicium delegatum militare mixtum zugeſtellt, daß ich binnen vierzehn Tagen mich zu erklären habe, ob ich die mir zugedachten Erbanſprüche auf die noch vorliegende Obligation aus der Verlaſſenſchaft meiner Großmutter agnosciren wolle oder nicht. Der Schuldſchein[2] iſt, wie Sie ſich vielleicht erinnern, von K. ausgeſtellt und bei deſſen Inſolvenz völlig werthlos; gleichwohl müßte ich im Agnoscirungs-

[1] Sophiens jüngerer Bruder.

[2] Ueber 4300 fl. C.M.

falle 351 Gulden C. M. Aerarialgebühren bezahlen, worauf es eigentlich gemünzt ſcheint. Da jedoch bei der Sache auch meine Schweſter Magdalena betheiligt iſt, und meine Erklärung in Einverſtändlichkeit mit der letzteren abgegeben werden ſoll, ſo dürfte die Beendigung dieſes läſtigen Geſchäftes noch einige Schwierigkeiten verurſachen und wohl gar meine Gegenwart in Wien erfordern. Schurz iſt bereits durch mich von Allem unterrichtet; ich erwarte in dieſen Tagen ſeine Nachrichten.

Ich bin unterdeſſen nach München gegangen, theils um die brieflichen Mittheilungen zu beſchleunigen, theils um, wenn ich nach Wien reiſen müßte, ſchon ein Stück unterwegs zu ſeyn. Hoffentlich wird Alles durch eine Vollmacht an Schurz abzumachen ſeyn.

Meine Verlagsnotizen ſind noch immer nicht eingelaufen. Die Correcturen meiner Gedichte werden mir indeſſen hieher nachgeſendet, und ich benütze meinen hieſigen Aufenthalt zum Studium der hieſigen Kunſtſammlung mit Hülfe einer vortrefflichen Geſchichte der Malerei. Seit zwölf Tagen habe ich keinen Brief von Ihnen; was iſt die Urſache? Schreiben Sie doch bald, und zwar nach München poste restante.

Ueber meine nächſte Zukunft kann ich unter den gegenwärtigen Umſtänden natürlich nichts entſcheiden. Eine neue Auflage der Albigenſer könnte mich vielleicht, wenn die Wiener Angelegenheiten abgethan ſind, veranlaſſen, jedoch nur auf kurze Zeit, noch einmal nach Stuttgart zu gehen.

Ich bin verſtimmt, ſo lange ohne Nachricht von Euch zu ſeyn. Wozu haben Sie denn ſchreiben gelernt, wenn Sie Ihrem beſten Freunde nicht ſchreiben wollen? Grüße an Alle. Niembſch.

Ebenfalls.

München, 23. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Ich küſſe Ihnen Ihre kunſtreiche und freundliche Hand für die ſchöne rothe Thürſteherin Ihres letzten Briefes, die herzinnige Blume, ſo wie für den ganzen liebenswürdigen, geiſtreichen, witzigen Inhalt des Schreibens.

Noch ſitze ich in München, auf Briefe wartend. Schurz hat mir in

Betreff der dummen Angelegenheit noch nicht geantwortet, auch die Buchhandlung mir die verlangte Auskunft noch immer nicht zukommen laſſen. Unterdeſſen ſtudire ich hier die Pinakothek und treibe meine andern Arbeiten ebenfalls fort. Das Wetter iſt über allen Ausdruck elend und niederträchtig. Der erſte Band meiner Gedichte iſt bis auf zwei Bogen fertig korrigirt. Mit den letzten zwei Bogen verlaſſe ich München, das mir um ſo unangenehmer wird, da die Leute bereits anfangen, mich einzuladen, und ich nächſtens einer großen Geſellſchaft als Futter für die Neugierde vorgereicht werden ſoll. Ich aber empfehle mich gehorſamſt.

Mit Paul Pfizer, der bereits abgereist ſeyn muß, habe ich aus eigenem Kupplerinſtinkt geſprochen. Ich ſagte, er werde in Karlsbad diejenige ſehen können, für die ich ihn zum Freier beſtimmt hätte; was er ſehr freundlich lächelnd und mit der Frage aufnahm, wie ſie denn hieße? Ich ſagte den Namen der Holden, und ich bin überzeugt, er wird ihn behalten, und die Dame wenigſtens auskundſchaften.

Der nächſte Brief wird Ihnen hoffentlich endlich alle Ihre Fragen beantworten können. Bis jetzt weiß ich ſelbſt noch nichts von meinem nächſten Beginnen. Ihr lieber Vater äußerte in ſeinem freundlichen Briefe an mich den Wunſch: Ich möchte meine weitergreifenden Ideen über den gefeierten Helden, die ich ihm in brieflicher Proſa mitgetheilt hatte, in poetiſcher Form ausführen. Grüßen Sie Ernſt ſchönſtens, ſo wie auch Zoe und Arthur. Vielleicht ſehen wir uns bald wieder. Die lehrreichſten und nützlichſten Beſchäftigungen können mich doch nicht vergeſſen machen, was ich durch meine Entfernung von Wien entbehren muß. Sie haben recht, mich auf die Flüchtigkeit der Zeit zu verweiſen. Wenige Menſchen kennen mich, noch wenigere lieben mich und ſind von mir geliebt, ſterblich ſind wir Alle, und freilich ſollten die Gleichgeſinnten ſich ehrlich und ungeſtört in ihre gemeinſame Spanne Zeit theilen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Mit herzlichen Grüßen an Max, an welchen ein Brief bereits geſchrieben iſt, aber einiger fehlender Zuſätze wegen erſt demnächſt abgehen ſoll. Adreſſiren Sie den nächſten Brief nach Stuttgart. Niembſch.

C. A. Schlönbach in Coburg ſandte mir gefälligſt am 22. September 1850 folgenden Beitrag zur Biographie Lenau's:

„Es war Ende Juni 1843, als ich mit ſorglichen Empfehlungen von Freiligrath und Kinkel nach Stuttgart reiste, ein junger, überſchwänglicher Poet, dem das liebe Schwabenland mit ſeinen herrlichen Dichtern die ſchwellendſte Hoffnung gegeben hatte, dort Förderung, ein Aſyl und — Verleger zu finden. Ich fand aber und — wie ich ſpäter erkannte — verdiente auch höchſtens nur freundlich perſönliche Theilnahme, erſprießliche Belehrung und liebevolle Thätigkeit für den Augenblick. Beſonders wurde mir das alles von Lenau (dem mich der edle Guſtav Schwab empfohlen hatte), und zwar mit einer Art und Weiſe, die mir es an innerem Werthe noch bedeutend erhöhte. In freundlicher Weiſe ladete er mich auf den 28. Juni zu ſich ein in das Haus des Herrn Hofraths v. Reinbeck. Ich gebe hier die Worte wieder, die ich einige Wochen ſpäter in der deutſchen Chronik in: „Reiſeeindrücke eines fahrenden Poeten" über die perſönliche Erſcheinung des wunderbaren Dichters ausſprach. „„Lenau, das tiefe, glühende Gemüth, das ſich immer mächtiger emporſchwingt (Savonarola, Albigenſer), ein kleiner, aber breitgeſetzter Mann, mit ſchon grau werdendem ſchwarzem Haar und Schnurrbart. Seine Züge ſind tief gefurcht, als wenn glühende Leidenſchaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden ſie von einer ſtarken Naſe beſchattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt ſich mächtig über das ſonderbare oft unheimliche Blitzen ſeiner großen ſchwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Dauer Zutrauen erweckend, und durchaus den edlen Biedermann, das weiche warme Dichtergemüth verrathend) unruhig, oft ſcharf fixirend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder ſchlagend, rannte er haſtig aus einer Zimmerecke in die andere. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eiſenſtangen auf- und niederfährt.""

Mit wahrhaft tragiſchem Schmerz trat ſpäter dieſe ganze Scene und ihre Schilderung, die nun gleichſam prophetiſch geworden war, mir vor die Seele. Gewiß zuckten damals ſchon dann und wann die Blitze der ſpäter hereinbrechenden grauſenhaften Vernichtung durch ſein Weſen.

Höchſt eigenthümlich war es mir, daß der edle Dichter faſt ganz

dieſelben Worte über meine Lieder ſagte, die Kinkel mir ſchon früher geſagt hatte. „„Dieſe Lieder kommen mir vor, wie reine, ſchöne Kinderformen. Mit Rührung ahnet, fühlt man, daß ſie ſich zu wirklicher Schönheit heranbilden können; aber es ſind doch eben nur noch Kinderformen, es iſt keine Feſtigkeit, keine Elaſticität darin.““

Ich weiß mir durchaus kein Begegnen zu erinnern, was mich mit ſo dämoniſcher und rührender Gewalt erfaßt, als dieſes mit Lenau.“

Niembſch an Sophie in Döbling bei Wien.

(Ohne Ort- und Tagangabe. Etwa: Stuttgart, den 3. Juli 1843.)

Obſchon von Zahnſchmerzen gequält, ſchreib' ich Ihnen heute wieder: denn es müſſen ſeit meinem letzten Briefe aus München wohl über acht Tage verfloſſen ſeyn. Endlich weiß ich, woran ich bin, und hoffe meine Heimreiſe noch im Laufe dieſes Monats antreten zu können. Wenigſtens will ich, wenn mein verwünſchter Zahn mich nicht daran verhindert, an meinem Geburtstage bei ſehr lieben Freunden in Döbling zu Mittag eſſen. Die Pauſen, welche Sie zwiſchen dem einen und andern Briefe eintreten laſſen, ſcheinen ſich mit meiner Abweſenheit zu verlängern, und da meine eigene Schreibluſt nicht groß genug iſt, um bei einer ſolchen Erwiederung lange aushalten zu können, ſo könnte eine längere Entfernung meinerſeits bald eine wechſelſeitige Todtenſtille zur Folge haben.

Leben Sie wohl! der Zahn ſchmerzt hölliſch! Grüße an Max. Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Schön iſt die Roſe Ihres Briefes, und ſchön ſind die freundlichen Worte, die er bringt. Dank für Beides! Gerne möchte ich Ihnen mit einem hübſchen Liede danken, doch die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muß ſie ſchon auf meinem heimiſchen Boden Oeſterreichs aufſuchen,

wo ich einſt meine erſten gefunden. In der nächſten Woche werde ich Stuttgart verlaſſen, etwa den 10. dieſes Monats. Zum 13. Auguſt will ich, wie geſagt, in Döbling ſpeiſen. Mein böſer Zahn hat ſich wieder beruhigt und wird hoffentlich, auch ohne Ausriß, des Schmerzes ein Ende ſeyn. Vorgeſtern erhielt ich einen Brief von einer anonymen Dame aus Rheinpreußen, die meine Albigenſer geleſen hat, und mit mir in briefliche Erörterungen religiös-philoſophiſcher Streitfragen zu treten wünſcht. Der Brief enthält viel von Bildung und Geiſt, aber auch des Ueberhirnigen und Verworrenen nicht wenig. Das iſt eine indiscrete Perſon. Ich ſoll als Dichter einer verkappten Neugierigen ohne weiters meine geheimſte Werkſtätte öffnen und mir jede Falte des Herzens und Hirnes beſchnüffeln laſſen! Wie dumm! Den merkwürdigen Brief werde ich Ihnen übrigens mitbringen.[1]

Vorbeck iſt hier und beſucht mich fleißig.[2] Auch ein junger Jude nimmt gegenwärtig meine Theilnahme in Anſpruch. Bernhard Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, gründlicher Gelehrter der jüdiſchen und chriſtlichen Theologie, macht eine Reiſe durch ganz Deutſchland in der großen Abſicht, das Judenthum überall von innen heraus zu reformiren und daſſelbe ſittlich und intellektuell, ja ſogar auch bürgerlich, der übrigen Menſchheit gleichzuſtellen. Er beſitzt eine eminente Beredſamkeit und hat in der That einen Eifer und Nachdruck in ſeinen Reden, als wäre er von prophetiſchem Eifer ergriffen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schreiben Sie mir das Nächſte nach Salzburg poste restante; aber, ich bitte, ſogleich, damit ich dort einen Brief von Ihnen als ſchönſten Gruß meiner Heimath vorfinde. Ihr Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 11. Juli 1843.

Geliebter Bruder!

Empfange meinen herzlichſten Dank für Deine nicht geringen Bemühungen in der leidigen Erbſchaftsangelegenheit und namentlich für die

[1] Derſelbe iſt nicht vorfindig.

[2] Geſandter des Großherzogs von Baden.

brüderliche Bereitwilligkeit, mit welcher Du, der ohnehin so vielfach Geplagte, Dich derselben unterzogen hast. Im Anschlusse erhältst Du meine Erklärung an das Judicium delegatum militare mixtum mit einer Bitte, dieselbe mit der nöthigen äußern Aufschrift zu versehen und gefälligst einzureichen.

Deine Nachrichten von unsern Weidlingern haben mich wahrhaft bekümmert, doch hoffe ich, daß unterdessen der Fuß meiner vielgeliebten Resi sich gebessert hat, daß Pepi seine Physikprüfung ehrenvoll bestanden hat, und daß Resi wie Kathi, das Töchterlein, auch wieder hergestellt sind. Ich komme in der ersten Hälfte Augusts nach Wien und werde nicht versäumen, den Fürsten Schwarzenberg[1] angelegentlichst um seine Verwendung beim Erzbischof von Salzburg zu bitten, damit Toni die Kutte bekommt.

Hinsichtlich der Herausgabe Deiner poetisirten alten Sinnsprüche kann ich Dir bis jetzt kein erfreuliches Resultat mittheilen. Vielleicht ergibt sich noch in der Folge eine bessere Aussicht dafür. Diejenigen, denen ich Proben aus Deinen Heften mitgetheilt, fanden dieselben an Stoff und Form viel zu sehr abweichend vom Geschmacke unserer Tage, als daß ein günstiger Erfolg davon zu erwarten stünde. Doch, wie gesagt, kommt Zeit, kommt Rath und vielleicht auch That.

Lebe wohl, geliebter Freund! Ich freue mich auf unser Wiedersehen und auf unsre dieses Jahr vielleicht ausführbare Gebirgsreise in den Tagen Deiner Staubferien. Dein bis in den Tod getreuer Bruder Niembsch.

Umarme mir meine arme liebe Schwester und Deine Kinder sammt Haus und Hof und jedem Weinstocke, den Gott segne! Reinbecks grüßen schönstens. Mayer hab' ich noch nicht gesehen. Er ist als Gerichtsassessor nach Tübingen transferirt und sehr vergnügt darüber.

Nach dem Verkaufe unseres Hauses zu Kirling im Jahre 1840 hatten wir uns in derselben schönen Gebirgsgegend, aber eine Stunde näher gegen Wien, zu Weidling bei Klosterneuburg, ein artiges, ganz kleines, in einem Weingarten, dem lieblichsten aller Friedhöfe gegenüber stehendes

[1] Friedrich Schwarzenberg, den Schriftsteller.

Häuschen gekauft, worin nun immer Frau und Kinder überſommerten. Meine jüngſte Tochter Kathi iſt ein Erſatz für meine verlorne älteſte gleichen Namens. Mein älteſter Sohn Anton wollte damals, zwanzigjährig, gern Mönch werden; aber es fand ſich nicht ſogleich Gelegenheit dazu, und nun iſt er Officier.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 17. Juli 1843.

Wie ſehr ein Poet an ſinnlichen Zeichen hängt, das ſehe ich an der Freude, die mir Ihre Blümlein bringen. Da iſt gleich der erſte Eindruck des Schreibens ein ſo freundlicher, daß ſich mir jeder Buchſtabe in eine Blume verwandelt und ich den Brief durchwandle wie einen ſchönen, nur leider immer zu kleinen Garten, voll Blüthen des Geiſtes und Herzens meiner theuren Freundin.

Der noch nicht beendigten Correctur wegen mußte ich meine Abreiſe hier verſchieben. Ich konnte mich nicht entſchließen, meine Gedichte der Gefahr häßlicher Verunſtaltungen preiszugeben. Da die Oktavausgabe meiner Gedichte bereits gänzlich vergriffen iſt, hat es mit dem Wiederabdruck Eile, daher ich mir die Correctur eben ſo wenig nachſenden laſſen konnte, als ſie der Buchhandlung allein überlaſſen. Ich mußte alſo nolens volens einen Theil der ſchönen Jahreszeit in Stuttgarts Mauern verſitzen. Im Laufe dieſer Woche — heute iſt Montag — wird das leidige Geſchäft beendigt ſeyn, und reiſe ich ſogleich meiner Wege.

Bis auf den bekannten Krampf im Schlunde[1] bin ich ziemlich geſund.

Neulich hat mich Graf Alexander beſucht in Geſellſchaft ſeiner Frau Gemahlin. In meinem Zimmer war ein Rauch zum Erſticken; doch die Gräfin behielt die ruhigſte Haltung, die freundlichſte Faſſung; ſie hüſtelte nicht einmal.

Man kann eigentlich in Stuttgart viel weniger allein ſeyn, als in unſerem geräuſchvollen Wien. In Stuttgart, dem Neſte, hör' ich nur zwitſchern und pipen, doch ſtört mich dieß mehr und iſt mir läſtiger als

[1] Noch von der Halsentzündung zu Weihnachten 1825 her.

das lärmende Toben einer großen Stadt; denn ein solches nähert sich in seiner tumultuarischen Verworrenheit dem wilden Geräusche der Natur.

Der kleine Rabbiner aus Polen, Birkenthal, besucht mich oft und unterhält mich mit seinen reformatorischen Planen zuweilen nicht übel. Doch fehlt es seinen Tendenzen an einer festen philosophischen Grundlage. Ein hitziges Verfolgen der Details mit Außerachtlassung der Hauptpunkte der Diskussion läßt seinen Verstand mir oft wie einen Hühnerhund erscheinen, der, nicht richtig dressirt, in seinem übelverstandenen Eifer Spatzen steht statt Hühner und Hasen. Höchst merkwürdig bleibt mir der Mann indessen immer durch die ideale Haltung seiner ganzen Thätigkeit und die rastlose Aufopferung an fernliegende, wohl unerreichbare Reformen der Judenschaft.

Meine guten, getreuen Hartmanns, Reinbecks müssen mir diese schrecklich öde Kleinresidenz, oder vielmehr Kleinlichkeitsresidenz, erträglich machen; sie thun auch Alles dafür, was Liebe und Sorgfalt vermögen. Schon wieder ist ein norddeutscher Gelehrter hier, C. M., der mir bevorsteht. Meine plötzliche Abreise von München hat dort bei den Literatoren ein mißvergnügtes Murren zurückgelassen. Schon war eine große Gesellschaft vorbereitet, mich zu ehren, als ich davonfuhr. „Laßt's mich aus!" Ich bitte nur um ein bischen Privatleben. Weil die Deutschen kein politisches öffentliches Leben haben, machen sie ihr Privatleben zu einer Carricatur des öffentlichen. Grüße an Max und Alle. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 25. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Welch ein ärgerlicher Mißgriff, daß ich Sie bat, mir Ihre Briefe nach Salzburg zu adressiren, und nun so lange in Stuttgart bleiben mußte ohne alle Nachricht von Ihnen. Morgen endlich, nachdem ich Alles hier abgefertigt habe, werde ich meine Heimreise antreten. Nach Salzburg reise ich ohne Aufenthalt, und dann über Ischl, nach einem lang entbehrten Blicke in die Gebirgswelt, nach Wien.

Das Wetter ist hier fortwährend äußerst veränderlich und oft so rauh,

daß es z. B. heute geſchneit hat. Und das nennen die Leute die „Hundstage!“ Ja wohl! — Für meinen lieben Trutſchi hab' ich eine Schachtel Bleiſoldaten gekauft, eine Franzoſen-Preußenſchlacht, hübſche Pferde und Leute. Ernſt und Zoe und Liebmutter Sophie bekommen auch etwas, aber ich ſage nicht was.

Daß ich mich auf unſer Wiederſehen ſehr, ſehr freue, verſteht ſich von ſelbſt.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, herzlichſt gegrüßt, wie auch Max und die Kinder, von Ihrem Niembſch.

In Salzburg ein Weiteres.

Dieſes Weitere kam nicht.

Ueber das Verhalten Lenau's gegen ſeine Freunde in Schwaben zu dieſer Zeit gibt Emma Niendorfs Buch, S. 156—160, Winke.

Emilie ſchrieb am 3. Juli an Emma nach Weinsberg: „Unſere Einſamkeit wurde zwar durch die Rückkehr des Freundes etwas verſüßt, indeß kennſt Du ja ſeine Art, wie er ſich rar macht — da ſind wir doch ſehr viel, auch Abends, allein. — Graf Alexander war bei Niembſch und brachte, wie es ſcheint, Alles unter ihnen wieder ins alte Geleiſe. Niembſch iſt heute früh mit Herrn Dr. E... nach Serach gefahren, und wird wahrſcheinlich ſpät zurückkommen. Dieſer iſt immer noch ſtark am Brett.“

Ohne Zweifel iſt hier der Dr. Ehrenbaum gemeint, von dem Mayer, S. 185, erwähnt, er ſey damals in der Regel Niembſchens faſt täglicher Beſuch geweſen. Sodann am 11. Juli: „Könnt' ich nur auf einige Tage Niembſchens äußere Geſtalt borgen, wie wollt' ich zu Euch eilen, den guten Juſtinus zu verſöhnen, ihm wohlzuthun mit den lebendigen Worten der wärmſten Liebe und Theilnahme; aber ich bin nur ein armes Ding, dem keine Art von Zauberkraft zu Gebote ſteht, nicht einmal die der Ueberredung; da kann ich leider gar nichts machen. Ein Brief iſt indeſſen angefangen, der, wie ich hoffe, mit dieſem zugleich auf die Poſt kommt, doch kann ich auch nicht für ſein Fertigwerden ſtehen.“ Er ward es aber wieder nicht. Niembſch behauptete ja öfter: „er reiſe leichter von Wien nach Stuttgart, als daß er einen Brief ſchreibe.“

Emilie ſchloß: „Verzeihet nur dem wunderlichen Freunde die

Verſäumniſſe, mit welchen er Euch wehgethan hat. Gott weiß, wieviel ich ſelbſt von ſeinen Eigenheiten ſchon gelitten habe, und wie gern ich ihn hingebender für ſeine Freunde machen möchte; aber man muß oft ſehr lang an dieſes gepanzerte Herz klopfen, ehe er aufthut, und doch iſt es gut und edel."

Den 22. Juli: „Bei uns geht es fortwährend ganz leidlich; nun aber will Niembſch uns ernſtlich verlaſſen und da wird die Leere in unſerem Hauſe erſt recht fühlbar werden. Du kannſt Dir denken, wie ſchwer mir dieß wieder auf dem Herzen liegt; denn es iſt ja nicht die räumliche Trennung allein, die ich dann zu beklagen habe, das Aufhören aller näheren Beziehungen ſchmeckt eben gar zu bitter nach einem nähern Zuſammenleben, das doch wenigſtens ſeine traulichen Momente hatte. Und dann weißt Du ja, wie es meinem armen Herzen zum Bedürfniß geworden iſt, unſerm Freunde all die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geſchenkt, wenn der Himmel mir nicht dieß Glück verſagt hätte."

Dieſe Blätter laſſen, wie Emma ſelbſt hinzufügt, errathen, daß der Freundſchaftshimmel ſich ſchon wieder, und zwar aber auch von gar allen Seiten, mit Wolken überzogen hatte. Emma's eigene kleine Klage beſtand darin, daß ihr von Niembſch das Verſprechen eines letzten Beſuches zum Lebewohl und der Zuſendung eines Abdruckes der Albigenſer nicht mehr erfüllt worden war. Niembſch hatte kürzlich in einem Briefe mit ſeiner ſchroffen Weiſe — wohl auch nur durch etwas egoiſtiſches Ausweichen auf Klagen Kerners, von welchem er, der Verſchloſſene, leichter ein einſames Verarbeiten des Schmerzes verlangen konnte — die lindere Amandusſeele verletzt, welche ſich früh den verwandten Suſo zum Lieblinge erkor. Bei Lenau — äußerte Juſtinus in dieſer Zeit — vernichtet die Philoſophie noch die Poeſie, wie einſt bei Uhland, wenigſtens für den Augenblick, Politik die Poeſie zerſtörte. Eine Vorherſagung, die ſich — nach Emma's Meinung — in einem gewiſſen Grade bewahrheitete, wo aber der Dichter gerade daran unterging, daß die Philoſophie nicht völlig Meiſter zu werden vermochte über die Poeſie, die Grundbedingung ſeines Daſeyns.

Mit Mayer, der ſchon im April 1843 ſeine Stelle in Waiblingen verlaſſen hatte und als Rath beim K. Gerichtshofe des Schwarzwaldkreiſes nach Tübingen gezogen war, kam, während deſſen Anweſenheit als

Kurgaſt zu Cannſtadt, Niembſch nur einmal im Sommer bei einem Mittageſſen im Frösner'ſchen Bade zuſammen. Auch der Maler Louis Mayer war dabei. Alte Heiterkeit, alte Freundſchaft beſeelte ihre lebhaften Geſpräche, und glücklicher als damals war Karl Mayer nie mehr mit dem Freunde geweſen (S. deſſen Buch, S. 183).

Niembſch traf Anfangs Auguſt in Wien ein, brachte den Herbſt bei ſeinem Freunde Max in Unterdöbling zu im kleinen Lange'ſchen Hauſe, und zog dann für den Winter zum Regierungsrath der Polizei-Hofſtelle, Noe von Nordberg (Spitalplatz, 1100, Bürgerſpital, Hof VII. Stiege XIV), wo ſeine Fenſter im erſten Stocke in den Haushof zunächſt dem Kärnthnerthortheater ſahen.

Niembſch an Emilie.

Wien, 21. Auguſt 1843.

Herzlichen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag.[1] Ich habe dieſen Tag[2] bei meiner Schweſter in Weidling zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flaſche Weidlinger Wein, eigenen Gewächſes, der mir vortrefflich ſchmeckte. Möchte mir der Reſt meines Lebens eben ſo ſchmecken! Doch beſorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Neige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Mahle ſehr vergnügt, und als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorräthige Wachskerze des Hauſes, und dieſe war, wie ich ſogleich an der auffallenden Länge und Dünne derſelben erkannte, eine Todtenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängniſſe erhalten und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloſer Zufall, wirkte aber doch auf mich faſt wie ein wehmüthiges Omen.

[1] Es war ſein letzter geſunder in der Heimath.

[2] Sonntag.

So erhielt Niembſch eine Kirchenkerze, wie er ſich deren drei Jahre früher (im Juli 1840) zu Auſſee auf ſeinen Tiſch, ſelbſt aus der Kirche, hatte holen wollen, endlich unverlangt in Weidling zum Cigarrenanzünden. Das wehmüthige Omen ging dadurch wirklich treulich in Erfüllung, daß Niembſch ſieben Jahre ſpäter, nur wenige Schritte von jenem ländlichen Feſttiſche, in den kühlen Grund gebettet worden iſt, gerade gegenüber dem Jünglinge — einem jungen Wiener Dichter Namens Theodor Motloch, deſſen Vater eine ſehr artige Beſitzung in Weidling hatte, woſelbſt der Sohn verſchied — bei deſſen Beſtattung zu Ende Auguſt 1842 ich die brennende Todtenkerze trug, woran, faſt ein Jahr darauf wiederangezündet, Niembſch ſeinen todten Glimmſtengel belebte.

Niembſch an Emilie.

Wien, 9. September 1843.

Mein gegenwärtiges, ſehr eifriges Studium iſt das alte Teſtament, wozu ich mich unaufhaltſam gedrungen fühle und ſelbſt einen großen Theil der Nächte verwende.

Ebenfalls.

Wien, 20. September 1843.

Ein paar Stunden in der Einſamkeit des Waldes verlebt, ſind für ein in die Waldgeheimniſſe eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in ſeine ſchmerzhafteſten, ſonſt für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unſichtbaren Händen ein heimlicher Balſam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit ſolche Stunden zugebracht. Leider iſt es ſchon wieder Herbſt. Als ich neulich dem Rauſchen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rauſche der Wald im Herbſte ganz anders, als im Frühling, viel rauher und härter. Die Blätter ſind dann nicht mehr ſo weich und beweglich, wie jene des Frühlings, die Aeſte ſtarrer, die Lüfte ſchärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange geſeſſen, und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald verſetzt,

aus dem bloßen Rauſchen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbſt.

Ich habe ſeit meiner Zurückkunft von Stuttgart ein Gartenzimmer in Döbling, in der Nähe der Stadt, bewohnt, und werde nach einigen Tagen mein Winterquartier beziehen, weiß aber noch nicht, in welcher Gegend der Stadt. — „Balduin“ iſt nicht aufgegeben. Die Studien dazu ſind begonnen und werden fleißig betrieben.

Lenau hat damals ſeinen letzten und vielleicht auch ſchönſten Liederkranz geflochten: „Waldlieder.“ Berthold Auerbach berichtet darüber in ſeinem Aufſatze: „Der letzte Sommer Lenau's“ (Deutſches Muſeum, I. Jahrg., 1. Heft, S. 54): „Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich auch meine Freude über ſo wunderbar Vollendetes nicht verhehlte, und als ich da einmal auf die erſt vor Kurzem gedichteten „Waldlieder“ hinwies, erzählte er mir, wie ſeltſam er dazu gekommen ſey. Seine Schweſter wohnte damals auf dem Lande, er ging nun faſt täglich hinaus, um ſie und die Kinder zu beſuchen, und „„faſt jedesmal““ — ſo erzählte er — verirrte ich mich im Walde, dann ſetzte ich mich unter einen Baum, und da flog mir bald dieſes, bald jenes Gedicht zu. Da ſind ſie nun.“ Niembſch ging damals einigemal von Döbling über das mit Waldung bedeckte Kahlengebirg, worin ſich der Unvertraute allerdings ſehr leicht verirren kann, nach Weidling zu ſeiner Schweſter. — Ein Theil der Waldlieder ſoll auch, nach Sophiens Angabe, in dem oberhalb Grinzing allerliebſt lauſchenden „Krapfenwaldl“ entſtanden ſeyn.

Eben als Lenau dieſen Waldbrief an die Freundin auf die Poſt trug — es dämmerte bereits — begegnete ihm (wie Emma auf S. 164 berichtet) ein Herr am Poſtgebäude, den er für einen Bekannten, einen Prinz Schwarzenberg, hielt.

Niembſch ging ihm nach und begrüßte ihn, da fand ſichs, daß er ein Fremder war. Jener entſchuldigte ſich, daß er ihn für einen Bekannten gehalten, dem er ſo ähnlich ſehe. „Gewiß für den Prinz Schwarzenberg; man hat mir das ſchon oft geſagt.“ Ein Wort gibt das andere, und als der Fremde, ein Herr v. Bayer, Gutsbeſitzer, Preuße, erfährt, daß er mit Niembſch ſpreche, äußert er die größte Freude, ihn kennen zu lernen, und bittet um eine Gunſt. Es ſey ihm eben ein Sohn geboren worden,

und den möge er, Lenau, aus der Taufe heben. Jener fleht so dringend, daß der Dichter wirklich zusagt, während der Andere in den stürmischen Erguß von Lob und Bewunderung, womit er sein Gesuch rechtfertigen will, immer wieder mitten hineinruft: „Aber halten Sie mich nur für keinen Narren!“ — Die Taufe ging glücklich von Statten; man war sehr heiter, und unter den Gästen befand sich auch jener Fürst Schwarzenberg, der unschuldig die ganze Pathengeschichte angestiftet.

Zu jener Zeit genoß Niembsch auch noch zu guter Letzt des Umganges seines Freundes Auersperg, da dieser erst Anfangs Oktober sich in seinen Thurm am Hart zurückzog.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 18. November 1843.

Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüthes betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *αμφιμελας*, das heißt: ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je.

Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich seyn, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdieß kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponirt ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt.

Diese letzten paar Zeilen beleuchten wie ein Blitz das ganze nächtliche Geschick Lenau's, und zeigen uns den Weg, der ihn zum Abgrund leitet.

Gleichwohl genoß auch in diesem Winter Niembsch noch manche gar heitere und vergnügte Stunde durch den Umgang mit Wort- und Tondichtern. Unter den ersteren ist vorzüglich Lenau's würdiger Landsmann Karl Beck, zu nennen, von dem ich innig bedauern muß; noch nicht die mir freundlich in Aussicht gestellten anziehenden Beiträge, darunter auch Briefe von Lenau, erlangt zu haben, deren ich mich aber für die Zukunft noch froh getröste; sodann auch der angenehme Dichter Reland, oder auch

von Morajn (v. Löhner), den ich damals beſonders häufig bei Niembſch traf in ſehr beredſamer Abwicklung mannigfaltiger Stoffe; unter den Tonverſtändigen ſind aber außer dem unglücklichen Becher, mit welchem Niembſch über Kunſtfragen ebenfalls ſehr viel verkehrte, insbeſondere Deſſauer, Joſeph Fiſchhof und Auguſt Schmid zu erwähnen. Deſſauers freundlich verſprochene Beiträge entbehre ich noch immer ſchmerzlich; Fiſchhofs Andeutungen flocht' und flecht' ich gehörigenorts ein; Schmid aber theilte mir folgenden Auftritt mit:

„Es war an einem trüben Herbſtabend, daß ich Lenau vom Neuner nach Hauſe begleitete. In ſein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungariſche Nationalmelodien vorzuſpielen. Stumm lehnte ſich Lenau in ſeinen Stuhl, den geſenkten Kopf auf die Hand geſtützt, und horchte ſinnend zu. Ich mochte wohl ſchon mehrere Laſſan und Frißen[1] geſpielt haben, und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufſtand, wortlos das Inſtrument ergriff und zu ſpielen begann. Ich werde dieſen Moment nimmer vergeſſen. Auf den Stuhl hingeſunken, horchte ich den magiſchen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel (denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finſter geworden) herausklangen, ſo zauberhaft und dabei ſo wehmüthig und tiefergreifend. Ein prophetiſcher Geiſt war über den Spieler gekommen und belebte ſeinen Bogen. Sein eigenes Loos und das Schickſal ſeines Volkes, damals noch in der Zukunft tief verborgen, malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderſtehlicher Gewalt erfaßte und das Herz mit ſchmerzlicher Rührung erfüllte. In jedem Tone lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmüthigen Klängen des Laſſan, wie in ſtillem Jammer, fortweinte, bald wieder im raſchen Frißen wild aufſchrie.

Ich weiß nicht, wie lange Lenau geſpielt, plötzlich aber verſtummten die Klänge; eine tiefe Todtenſtille trat darauf ein. Ich griff mich bis zur Thüre fort, und kam, mir unbewußt wie, mit naſſen Wangen auf die Straße. Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf ſeiner Seele laſtete, in ſeinen Tönen auf die meine gewälzt."

[1] Laschan, langſam; frischko, flink!

Möge der gute Geiger Lenau uns hier auch zugleich als guter Geigenkenner vor Augen treten! — Emma Niendorf (S. 111) erzählt aus Weinsberg, den 21. Juli 1842:

„Unten, da wir in die Stube zurückkehrten, holte er seine Geige und spielte — mächtige Töne! Der Baß genau wie Violoncell. Er hat das Instrument um hundert Gulden gekauft, es ist aber vierhundert Gulden werth.[1] Eine echte Cremoneserin; der Verfertiger heißt Joseph Guarnerio. Wie ein Kindersärglein sieht der Kasten aus," bemerkte unser Doktor (Kerner) mehrmals. „Ich werde Ihnen heute bei Tische eine Abhandlung über alte Violinen geben; es ist mein Steckenpferd — beschwichtigte Niembsch unsere Fragen. Eine Guitarre, die kann man aus jeder alten Schachtel machen!" sagte er.

„Zum Geigenbau," begann er lächelnd, als der bezeichnete Augenblick erschienen war, „zum Geigenbau kommen allerlei mechanische und dynamische Bedingungen. Zuerst das Holz; die Violindecke, von der das meiste abhängt, ist von Tannen; Boden und Seiten sind von Ahorn. Dabei beobachteten die alten Meister manches, was man jetzt theils vergaß, theils verlernte. Sie nahmen die Morgenseite des Baumes. Sie wußten, daß je enger die Jahre, die Kreise am Holze sind, je schöner tönte es in der Nähe, und je weniger in der Ferne; je weiter aber die Ringe sind, je mehr trägt der Ton in die Ferne, und klingt nicht so schön in der Nähe. Das Geigenbauen war in Familien erblich, und um nur recht trockenes Holz zu haben, hieben sie die Tanne um, und ließen sie hundert Jahre liegen. So bereitete der Großvater das Holz für den Enkel.

„Doch trockenes Holz hat man jetzt auch noch. Nun sind aber bei dem Baue selbst so subtile Verhältnisse, daß man eigentlich nur durch ein Diviniren der harmonischen Verhältnisse eine gute Geige hervorbringen kann. Das alles aber vermöchte man doch noch zur Noth. Aber das, was die alten Geigen unersetzlich macht, ist etwas ganz Geistiges. Wenn man

[1] Er kaufte es um 300 fl. Conventions-Silbermünze beim Geigenmacher Schmid zu Wien im Bürgerspital, dem er auch laut seines Briefes vom 28. Mai 1842 an Sophie, seine alte Geige überließ. Schmid erklärte zugleich schriftlich, jene Geige jederzeit von Lenau um 300 fl. wieder zurücknehmen zu wollen. Sie ist nun im Besitze von Lenau's Schwester Therese.

eine Geige ſpielt, vielleicht hundert Jahre, ſo erhält ſie dadurch erſt ihre eigenſte, höchſte Vollendung. Man hat ſolche alte Violinen geöffnet, und auf dem Boden eine Menge Splitterchen u. d. m. gefunden, welche die Geige aus ſich heraus geſpielt hat. Alles Fremde, Alles, was nicht zu ihrer Harmonie gehört, nicht hinein in ihre Schwingungen, und die Vollendung ſtören möchte, ſtößt die Geige aus. Das iſt das Wunderſamſte, dieſer Geiſt der Harmonie, der in ihr lebt. Deßhalb muß Einer, der eine ſolche Geige hat, ſie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Wenn ſie unrecht geſpielt wird, dann iſt ſie hin.

„„Die Menſchen, bemerkte Jemand, ſollten ſich dieſe Geigen zum Vorbilde nehmen, alles Fremde aus ſich herausſtoßen, was die Vollendung ſtört, ſich immer mehr harmoniſch läutern. Wir ſind nur zu oft die ſchlechten Spieler, welche die Geige hinmachen.““ — „Ja, ſagte Niembſch mit Begeiſterung, was ſich nicht ſchwingen will, muß hinausgearbeitet werden. Hinaus, was nicht klingen will!“

Man fand alſo, wiederholte er, auf der innern Decke der aufgemachten alten Geigen eine Menge von Atomen. Dieſe Partikeln ſtößt die Geige aus, die nicht in das harmoniſche Syſtem ihrer Schwingungen gehören: es ſind unreine Faſern, die herausreißen. Man hat, fuhr er fort, durch Ausſieden der harzigen Theile das Holz trockner machen wollen. So kam ich einmal zu einem Violinmacher, der vor einem großen Keſſel ſtand. „Was machen Sie denn da?“ — „Ich koche Geigen.“ Der Keſſel war voll Violinen.

Später einmal (am 11. April 1844 zu Stuttgart, ſ. Niendorf S. 167) erzählte Niembſch, wie kürzlich der Geigenmacher in Wien, von welchem er ſeine Violine gekauft, und der ſeine Paſſion für alte Geigen kennt, ihm eine vom Bankier Pereira gebracht habe, welche Tauſende werth iſt, und die er von ſeinem Vater geerbt, der ein guter Geiger war, und für einen kleinen Neffen aufhebt, der geigen lernt.

„Dieſe Geige iſt eine Schweſter der meinigen, auch von Guarnerio. Es war ein großer Moment, als ich die zwei Geigen nach einander aus ihrem Futteral nahm, und auf jeder dieſelbe Paſſage probirte. Der Ton der meinigen iſt lieblicher, klingender; die andere iſt heroiſcher, weiter, großartiger. Sie iſt doch um etwas mehr, und dieß Etwas

— das iſt ein paar tauſend Gulden werth. Als ich darauf ſpielte, konnte ich mich auch nicht enthalten zu ſagen: „Du verfluchte Geige!“

Warum Niembſch die Guitarre, die er früher doch ſo meiſterlich ſpielte, zuletzt gänzlich bei Seite legte und ſich ausſchließlich zur Geige wandte, darüber gibt eine Aeußerung von ihm an ſeinen Jugendfreund Keiller Aufſchluß. „Die Guitarre,“ meinte er, „iſt zu viel Holz. Sie gibt mir nicht, was ich will; in der Geige aber iſt Menſchenlaut.“ (Wiener Sonntagsblätter von 1848, Z. 2.)

„Ja,“ rief er einmal (am 25. Juni 1840) zu Stuttgart geringſchätzig, „die Engländer wie die Amerikaner ſind noch am Guitarreſpiel!“ (Niendorf S. 31.)

In geſunden Tagen und noch im Anfange ſeiner grauſen Krankheit pflegte er zu ſagen: „Ich hätte mich lieber aufs Geigen als aufs Dichten legen ſollen; ich hätte mehr davon gehabt. (Niendorf S. 252.)

Aber zurück nach Wien in das Spätjahr 1843!

Wie ſelten ſich Niembſch auch bewegen ließ, eine ihm noch unbekannte größere Geſellſchaft zu beſuchen, oder erſt gar noch darin von ſeinen Gedichten vorzuleſen, ſo verſagte er ſich dennoch nicht einer dießfälligen warmen Einladung meines, wie ſchon erwähnt, ihm als Beethovenſpieler beſonders werthen jüngeren Bruders Joſeph. Dieſer hatte in früherer Zeit in einer der beſten Wiener Mädchenerziehungs- und Bildungsanſtalten Unterricht ertheilt und war auch noch ſpäterhin mit derſelben in freundlicher Berührung geblieben. Dort wünſchte man nun ſchon längſt ſehnlichſt, Niembſch auf einen Abend zu beſitzen. Wie gewöhnlich ſchmuck gekleidet, zumal mit ganz friſchen, während des Weges erſt gekauften weißen Handſchuhen, trat er nun mit uns beiden Schurz in die ſchon erwartungsvoll harrende Verſammlung, unter eine Schaar holder Mädchen, vom Kind bis zur voll erwachſenen Jungfrau hinan, mit den Vorſteherinnen und Lehrerinnen an der Spitze. Zuerſt erfreute uns eines der älteren Mädchen, eine Leipzigerin, wie ich glaube, die ſich in Wien zur Sängerin vervollkommnete, mit ſehr angenehmem Geſange unter Begleitung meines Bruders auf dem Flügel. Sie ſang unter Anderem auch „Adelaide“ von Beethoven, mit großer Bewegung, man erkannte es an dem Beben ihrer Stimme, und mit ſichtbarem Beſtreben, des anweſenden

berühmten Dichters Beifalls nicht ganz ledig zu gehen, was ihr denn auch wirklich gelang. Als endlich Niembſch mit Mund, Blicken und Händen um ſeiner Muſe Gold angefleht wurde, willfahrte er ohne alle Ziererei und Zögerung. Er las heute, ſo wohl bei Laune war er, ungewöhnlich viel vor, wenn gleich immer noch nicht genug. Er las uns mit ſeiner ſchönen Deutlichkeit und Ruhe, Gleichmäßigkeit in Bewegung und Ton, ohne geſteigerte Leidenſchaft und Malerei, den recht mildheiteren „guten Geſell," die ſchauerlich wilde „nächtliche Fahrt," von ihm ſelbſt beinahe für ſein beſtes Gedicht gehalten, und zuletzt alle ſeine neun, damals noch ungedruckten „Waldlieder" voll Duft und Balſam. Die Mädchen alle, auch die lebhafteſten und jüngſten, ſchienen ſelbſt zu Bäumen erſtarrt, ſo regungslos lauſchten ſie der bisher noch nie, und auch künftig nie mehr gehörten männlich wehmüthigen Stimme des wunderbar ergreifenden Dichters.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 24. December 1843.

Mit meiner Geſundheit geht es beſſer, ja ich kann ſagen gut. Eine Reiſe nach Stuttgart wäre mir zwar in mehr als einer Hinſicht ſehr wünſchenswerth; doch beſorge ich, ſie würde, in dieſer rauhen Jahreszeit unternommen, mir übel bekommen. Ich darf meinem alternden Körper ſolche Anſtrengungen kaum mehr zumuthen. Weniger gut als mit meiner Geſundheit geht es mit meiner Gemüthsſtimmung, und mir kommt es vor, als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen abſterbe. Und doch gebraucht man gerade dieſes am nöthigſten, damit die übrigen ihre Dienſte nicht umſonſt, oder vielmehr nur zum Verdruß leiſten.

Wäre doch der leidige Winter ſchon vorüber! Die Natur kann und wird dann tröſten und erheitern. Die lange Trennung von ihr geht mir ſehr nahe und vermehrt die Uebelſtände in meiner Seele.

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abschnitt.

Das „vierschrötige" Jahr.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 9. Januar 1844.

Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe.

Also schrieb Niembsch wörtlich, der wahre Vorverkünder. Heißt doch auch Paulus (Tit. 1, 12.) die heidnischen Poeten ausdrücklich Propheten!

Wir haben schon hin und wieder Aeußerungen Lenau's über seine Zurückgezogenheit und Unliebe großer Gesellschaften gelesen.

Hier kommt nun ein Beweis seines öfteren „menschenscheulichen Paroxismus" auch aus Wien an die Reihe. Der sehr beliebte österreichische mundartliche Dichter Franz Stelzhammer erzählt darüber im Wanderer vom 11. Juni 1851 Z. 256:

„Wenn ich nicht irre, so war es im Jahre 1844,[1] als die damals ausgezeichnete Gesellschaft Concordia ihrem allgeschätzten Grillparzer ein Fest bereitete. Wieder, wenn ich nicht irre, war es die Feier seines zweiundfünfzigjährigen Geburtsfestes,[2] die ganz vollzählig besucht war;

[1] Am 15. Jänner.

[2] Das dreiundfünfzigste, da Grillparzer am 15. Jänner 1791 geboren worden ist. (S. Album österreichischer Dichter S. 104 und 97.)

aber ich muß mich corrigiren, ſie war es nicht: fehlte doch Einer, und das war Lenau. Man mußte ſchon befürchtet haben, daß er nicht kommen dürfte, wenn er nicht beſonders dazu aufgefordert und eingeladen würde, denn Lenau war bereits zurückgezogen, ja leutſcheu geworden. Nun wurde eine förmliche Deputation an ihn abgeordnet, welcher ich, als Einer, den er immer wohl leiden mochte, auch beigeſellt war.

Wir ſollten ihn, wie wir uns im Vorzimmer ſchmeichelten, wahrſcheinlich bei guter Laune treffen; er geigte innen, daß es eine Luſt war zu hören. Wir hörten ihm wirklich einige Augenblicke zu. Endlich klopften wir; ein rauhes „Herein!“ und als wir darinnen waren, ein noch rauherer verfinſterter Mann.

Mir gab er doch wieder annoch die Hand, und ſprach dazu auch etwas freundlicher, lichter; von: „Auch — wieder — einmal — anſchaun — laſſen“ und „was machen?“ und „wie ergehn?“ und hörte dann auch ziemlich geduldig unſere Proclamation an; aber gegen mich ſein fahles, ſtark verfallenes Geſicht wendend, und ſeine Augen, die faſt unheimlich rollten und ſtachen, um uns kreiſen laſſend, ſagte er endlich: „Thut mir leid; hab' den Grillparzer gern; kann aber doch nicht kommen. Ich fürchte die Leute,“ wandte er ſich wieder mehr gegen mich allein, „das heißt, ſie ſind mir zuwider, vorzüglich in ſolcher Maſſe. Entſchuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Geſellſchaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerkſamkeit verſchwendet; und den Grillparzer laſſ' ich herzlich grüßen und beglückwünſchen. Adieu, meine Herren, Adieu!“ Durch die kaum zugemachte Thüre drang uns ſchon wieder der helle Geigenklang nach.“

Wie ſehr mußte ſich ſchon die „Leutefurcht“ bei Lenau eingeniſtet haben, um ihn von der Feier eines ſo verdienten vaterländiſchen Dichters und guten edlen Bekannten ferne bleiben zu machen! Daß er aber gleichwohl nicht aller Geſelligkeit abgeſtorben war, ergab ſich daraus, daß er auf einem Artillerieballe erſchien, wo er ſich ſehr gut unterhielt. Morgens in aller Frühe kamen die Feuerwerker, luden ihn ein, und hielten ihm eine Rede ins Bett hinein. (Niendorf 174.) Wer hätte auch nur einem Angriffe der Artillerie widerſtehen ſollen! Auch wohnte Niembſch am 20. Hornung bei uns einer kleinen Vorfeier eines Namenstages bei.

Meine heranwachſenden Kinder hatten ſich die Unterhaltung gemacht, im Verein mit Freundinnen und Bekannten ein Luſtſpielchen von Kotzebue: „Mädchenfreundſchaft“ einzuüben. Hiezu ward denn auch Lenau als Zuſeher gebeten und er erſchien. Meine älteſte Tochter hatte dabei zu declamiren. Sie wählte ein Gedicht ihres Oheims, „An die Entfernte,“ ohne daß dieſer darum wußte. Als ſie nun begann, eine blühende Roſe in der Hand:

„Dieſe Roſe pflück' ich hier
In der fremden Ferne;“

lauſchte er hoch auf, und wurde ganz roth im Geſichte. Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit und ſichtbarem Antheil folgte er dem innigen und ſittigen, und eben darum auch ergreifenden Vortrage dieſes lieblichſten aller Lenau'ſchen Lieder, eines Liedes von allen Liedern. Sie überreichte ihm dann wirklich eine duftige Roſe. Er empfing ſie hochbewegt, ja, vor Ueberraſchung und Rührung faſt verlegen, und gar keines Wortes mächtig. Zu mir aber äußerte er hernach: die beſte Hofſchauſpielerin hätte das Lied ihm nicht ſo nach Wunſche ſprechen können. Er vermißte ſpäterhin die Roſe im Knopfloch, worein er ſie geſteckt. Der jungen Leute Tanz, der nach vollendetem Luſtſpiele begonnen, wurde alsbald unterbrochen und nach der Roſe geſucht. Man fand ſie glücklich, und er verwahrte ſie nun wohl, als er gleich darauf — es war noch nicht Mitternacht — nach ſeiner einſamen Wohnung in der Stadt ſchied.

Auch fröhlich gelacht hatte er damals noch über meinen älteſten Sohn, der einen ſpaßhaften Tanzmeiſter ihm zur vollſten Genüge gab.

Niembſch an Emilie.

Wien, 16. Februar 1844.

Meine Geſundheit hat ſich auffallend gebeſſert, was beſonders in meinem Abendappetit, zuweilen faſt bis auf einen beunruhigenden Grad, hervortritt. Vorgeſtern hab' ich zum Abendmahl eine ganze wohlgemäſtete Poularde nebſt einer Menge Compote und Backwerk im Nu verzehrt, und darauf herrlich geſchlafen bis neun Uhr des Morgens.

Um Mitte März erhielt Niembſch von Karl Haltaus in Leipzig eine Gedichtſammlung, die ihm und Julius Moſen gemeinſchaftlich gewidmet war. Gedichtſammlungen und größere Werke wurden Lenau meines Wiſſens auch noch von Betti Paoli in Peſth, Marlow in Leipzig, und ſogar noch fünf Jahre nach ſeiner Erkrankung von Ferdinand Gregorovius in Königsberg geweiht. Der an ihn gerichteten einzelnen Gedichte iſt aber eine ganze Heerſchaar, wie nicht leicht eine ſolche einem andern Dichter zu Ehren aufzog.

Niembſch an Sophie in Wien.

München, am 30. März 1844.

Nach fünfzigſtündiger Fahrt bin ich geſtern Abends hier angekommen. Da Sie mir aufgetragen haben, genau und ausführlich zu berichten, muß ich mich nun noch einmal in Gedanken in den Wagen ſetzen und die fünfzigtauſend Stöße in der Erinnerung nochmals durchmachen.

Eine von den übeln und traurigen Differenzen, die ſich wohl durch mein ganzes Leben hinziehen werden, iſt diejenige, daß ich meinen Berufsgeſchäften nicht nachkommen kann, ohne mich auf lange Zeit meines liebſten Umganges zu berauben. Dieß war die leidige Betrachtung, womit ich Wiens Stadt und Vorſtädte durchfuhr. Ein ſtiller, ſtupider junger Menſch, den ich rein als Nachtſack behandelt und links liegen ließ, war meine Geſellſchaft. Wir fuhren, ohne ein Wort zu wechſeln — nur einige wenige abweiſende Abſchnauzungen fanden von meiner Seite ſtatt — bis Linz. Dort aß ich in der Kanone Mittag. Auf dem kurzen Wege vom Gaſt- zum Poſthauſe führte mir der Zufall Freund B. entgegen mit Frau und drei Kindern. Ich begrüßte ſie nach meiner Weiſe, und B. beklagte ſich, daß unſer unverhofftes Wiederſehen, während es ihm ein Freudenereigniß ſey, mich ganz kalt laſſe. Ich mußte lachen, was ihn noch mehr zu ärgern ſchien. Es ſcheint wirklich, daß mein Körper, wie guten Stoffes er iſt, erſt zeigt, wenn ihm was Tüchtiges zugemuthet wird, während er im gewöhnlichen Gange alltäglicher unangeſtrengter Funktionen erſchlafft und verdroſſen wird. Leben Sie wohl, liebe Sophie! herzlich grüße ich meinen lieben Max und die Kinder.

Gleichfalls.

Stuttgart, 2. April 1844.

Liebe Sophie!

Ich fuhr im Eilwagen mit alleiniger Geſellſchaft des Kondukteurs von Salzburg einige Stationen gegen München. Das Wetter hatte ſich gebeſſert, und hier und dort ſah ich Spuren des Frühlings, die ſich aus dem ſpäten Schnee hervorzuringen lieblich begonnen.

Mein Gefährte zeigte eine für ſeinen Stand ſeltene Freude am Naturleben, beſonders intereſſirten ihn die Vögel, die am Waldſaum der Straße ſangen, aufs Lebhafteſte. Sogleich erkannte er jedes Vöglein an ſeiner Stimme, auch gab er ſich als paſſionirten und erfahrnen Vogelfänger zu erkennen, wodurch er meine vogelſtelleriſchen Sympathien erregte. Darauf geſellte ſich zu uns ein junger Revierjäger, ein kräftiger, wettergehärteter, luſtiger Burſche, und gab allerlei Wald- und Jagdgeſchichten in ächter Weidmannsſprache zum Beſten. Mein Wohlgefallen an ihm würde noch größer geweſen ſeyn, wenn er weniger vom Schußgelde, dem Glanzpunkte ſeines ganzen Jägerlebens, geſprochen hätte. Der Kondukteur, um auf den Intereſſanten zurückzukommen, hatte offenbar mehr Naturſinn als der Weidmann, und beſtätigt ward mir dadurch die alte Bemerkung, daß Menſchen, welche praktiſch Hand an die Natur legen, ihr oft gerade darum ferner ſtehen, indem die Natur vor dem gewaltſam Zutaſtenden gleichſam ihre Seele zurückzieht.

Als der Eilwagen von Salzburg wegfuhr, ſah Niembſch noch einmal aus dem Coupé heraus, und in dieſem Augenblicke wurde das Regenwaſſer, das ſich oben auf der Decke geſammelt hatte, heruntergeſchleudert durch die Erſchütterung des Fahrens, und ein ganzer Guß ging unſerm Reiſenden am Hals hinunter und in den Nacken, ſo daß er ganz durchnäßt war. Zum Glück ſaß er allein mit dem Kondukteur und hatte ſeinen Sack bei der Hand. Er kleidete ſich völlig um, und der Kondukteur half ihm bei dieſer Toilette wie ein Kammerdiener. (Niendorf S. 168.)

Gleichfalls.

Stuttgart, 5. April 1844.

Liebe Sophie!

Jetzt leb' ich hier in Saus und Braus; doch nicht etwa in einem geſelligen, ſondern in einem ziemlich einſamen, d. h. es ſaust und braust mir der Kopf von einem leidigen Schnupfen. Dieſer iſt nebſt Büchern faſt meine einzige Geſellſchaft, die Stunden des Eſſens abgerechnet; faſt ungeſtört kann ich daher meiner bereits begonnenen Arbeit obliegen. Paul Pfizer kam mich zu begrüßen und ſchreckte mich faſt mit ſeinem üblen Ausſehen. Noch kürzlich lag er an einem Nervenübel darnieder, welches zum Theile mit wunderlichen Umſtänden begleitet war. Er entſprang dem Bette und machte einen einſamen Gang nach Hedelfingen. Seltſamer- und glücklicherweiſe hat an die nächtliche Wanderung des Kranken ſich ſeine Geneſung geknüpft, und der theure Mann iſt Deutſchland und ſeinen Freunden erhalten worden.

Deßgleichen.

Stuttgart, 12. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit meinen Geſchäften geht es langſamer als mir lieb iſt. Bis jetzt ſind erſt drei Bogen meiner Gedichte redigirt. Die Cotta'ſche Buchhandlung hat noch ſo Vieles zur Oſtermeſſe fertig zu machen, daß es ihr unmöglich iſt, mehr als einen Setzer mit meiner Sache zu beſchäftigen. Ich werde die Beendigung derſelben nicht abwarten, ſondern mir die Correctur nach Heidelberg nachſchicken laſſen. Geſund bin ich, aber ſehr verdrießlich. Aus beiden Gründen hab' ich mich auf ein angeſtrengtes und anhaltendes Studiren geworfen. Leben Sie wohl, Liebe Sophie! Bin ich gleich ferne, bin ich doch im Herzen bei Euch. Schreiben Sie bald, daß es um Ihr Befinden beſſer ſteht. Ich bin in Sorgen um Sie. An Freund Max ſchreib' ich bei beſſerer Laune.

Auerbach berichtet im deutſchen Muſeum 1851, 1. Jahrg., 1. Heft, Seite 48:

„Nach mancherlei Verhinderungen lernte ich Lenau Mitte April 1844 bei einem kurzen Aufenthalte in Stuttgart durch Reinbeck kennen. Bald nach den erſten Begrüßungen forderte er mich zum Spaziergange auf, und mir iſt es noch vor den Augen, wie er bei dem mäßig warmen Mittag den roſtfarbenen wattirten Rock auf den Arm hing, das ſpaniſche Rohr mit dem bronzenen Hundekopf nahm, den Hut etwas tief in die Stirne ſetzte, und nur wenig umſchauend, immer nur dem Geſpräche folgend oder ſtill in ſich hinein denkend, mit mir dahinſchritt. Ich weiß noch genau, daß unſer Geſpräch bald auf Spinoza kam. Das iſt ja auch eine der hohen unſterblichen Wirkungen der großen Genien, daß ſie ſind wie die Sterne, nach denen man ſich in unbekannter Gegend oder auf offener See orientirt, daß ſie die feſten Punkte ſind, wornach man Herkunft und Richtung der Begegnenden erkennt. Ich erwähnte von Spinoza, dem Manne, der ſo früh den Todeskeim in ſich ſpürte, und dennoch keinem ſubjektiven Belieben nachgab, den an der Gränze menſchlicher Erkenntniß ausgeſprochenen großen Satz der Reſignation: Homo liber de nulla re minus cogitat, quam de morte, nam scientia est scientia vitae non mortis (der freie Menſch denkt über nichts weniger als über den Tod, denn unſer Wiſſen iſt ein Wiſſen vom Leben, nicht vom Tode).

Da ſagte Lenau nachdenklich: „„Hm, hm! Sagt das Spinoza?““ Und Lenau, der dem Gedanken des Todes ſo oft ins Antlitz geſchaut, ſollte zweimal ſterben! Lenau geſtand, wie ſo Viele, daß er Spinoza nicht aus ihm ſelber kenne.[1] Sein Hang zu einer gewiſſen Myſtik in ſpeculativen Dingen gab ſich offen kund, indem er hierin, wie es ſchien, mehr ſeiner beſondern Individualität als einem Principe folgte. Lenau gehörte zu den ſchweigſamen Naturen, die aber fern von lauerndem Anſichhalten ſind, und dadurch den andern nöthigen, mehr zu ſprechen, als er eigentlich will; man erkannte in Lenau noch im Geſpräche das einſame in ſich gekehrte Weſen. Seltſamerweiſe hielt er mich gewiſſermaßen für einen Anhänger des „jungen Deutſchlands,“ und gegen dieſe längſt verſchollene

[1] S. dagegen Lenau's Brief vom 1. December 1831.

Kategorie hatte er den vorherrſchenden ſüddeutſchen vermenzelten Widerwillen, der ſich bis zum Abſcheu ſteigerte. Es war ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß ich gerade in jenen Tagen bei der erſten Aufführung von Laube's Struenſee meine Anſichten über die nun zum Drama gewendete Richtung in der „Europa“ ausgeſprochen hatte. Lenau war nicht unempfindlich gegen Kränkungen, und es gehörte ja mit zu den Unarten des erſten jungdeutſchen Sturmes, „Lenau herunterzureißen,“ weil er Lyriker und Süddeutſcher und von Menzel geprieſen war. Lenau war, wie man es nennt, nicht au fait der neueſten Literatur, er wollte ſich nicht aus der Fluth das mehr oder minder Bedeutſame herausfiſchen, er hielt ſich gern an entſchieden Gewaltiges, das dem Geiſte eine Arbeit auferlegt.

Er ſprach mir viel davon, daß er Hegel wieder vornehmen wolle. Wir hatten im Koppenhöfer'ſchen Bierhauſe eingekehrt, und als wir nach langem Geſpräche fortgingen, ſah ich, daß mein Stock (ein ſpaniſches Rohr, das mein Vater getragen hatte) mir abhanden gekommen war. Lenau war darüber ganz untröſtlich, und ſprach noch mehrmals davon auf unſerm weitern Gange.

Andern Tages beſuchten wir gemeinſchaftlich Guſtav Schwab, in deſſen Hauſe Lenau ganz heimiſch war.

Als ich abreiste, ich wohnte damals in Karlsruhe, brachte mir Lenau einen Brief an den Maler Moritz v. Schwind. Wir beſprachen, daß wir uns wo möglich dieſen Sommer in Baden-Baden treffen wollten. Ich fand Schwind damals nicht mehr, und dieſer Brief iſt das Einzige, was ich von Lenau's Hand beſitze.“

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 19. April 1844.

Liebe Sophie!

Weder durch eine Wette, noch durch eine Krankheit zu größerer Briefſrequenz legitimirt, muß ich mich wohl ziemlich auf das verabredete Maß beſchränken, will ich anders nicht ſchwatzhaft erſcheinen. — Mit der leidigen Correctur geht es jetzt etwas raſcher, doch immer noch viel zu langſam für meine Sehnſucht nach waldlicher Zurückgezogenheit. Ich bin am neunten Bogen und vierzig gibt es. Doch gut, daß ich dem unangenehmen

Geschäfte mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen eine Stelle stehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich Lust oder Geschick hatte abzuhelfen. Diesesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Corrigiren laut ausrief: „Luder, hinaus, oder ich streiche das ganze Lied!" — Im Heidebild „An die Wolke" lautete bisher die zweite Strophe:

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Mein Herz eine Waise zu nennen, und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn eben so oft sind sie gedruckt in der Leute Händen.

Jetzt heißt die Stelle:

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde u. s. w.

Mit Savonarola konnte noch nicht begonnen werden. — Paul Pfizer geht diesen Sommer nicht nach Karlsbad. Von großen Reiseplanen ist nicht viel die Rede. Ein Seebad liegt mir freilich noch im Kopf. Mir schmeckt kein Bissen und kein Tropfen Wein. Das Murmeln des Meeres soll mir meine aufgeregten Nerven einschläfern und beruhigen. Ich lese viel und Gutes. Livius, Appianus, Silius Italicus, Mannerts Geographie der Griechen und Römer u. A. — Am liebsten Ihre Briefe.

Obige Aenderung im Gedicht läßt bemerken, daß der Raum, um welchen sich durch die Länge der Zeit der Schmerz vermindert hatte, durch Groll ausgefüllt worden war. Niembsch begann, je weniger ihn seine Jugendverirrung allmählig schmerzte, desto mehr ihr zu zürnen.

Deßgleichen.

Stuttgart, den 24. April 1844.

Liebe Sophie!

Morgen geh' ich nach Heidelberg.

Die Blüthen kommen und ich ſehne mich nach einem ſtillen Umgang mit der Natur. Auch in Heidelberg bleib' ich nur ſo lange, als ich dort allein leben kann. Läßt man mich dort nicht ungeſtört, ſo ſetze ich meine Flucht weiter fort nach Baden. Was für meine Geſundheit zu thun, darüber will ich mit Dr. Schelling ſprechen. Auffallend iſt meine totale Appetitloſigkeit, häufiger Kopfſchmerz und große Reizbarkeit der Nerven. Mein Schlaf hat keine Tiefe und mein Leben kein ſeeliſches Intereſſe (um die zwei Hauptkategorien der Kritik Ehrenbaums anzuwenden). Ich hätte Ihnen dießmal einige Geſchichten zu erzählen, doch mit meiner guten Laune iſt mir auch jede Quelle froher Mittheilung verſchüttet.

Niembſch an Sophie.

Heidelberg, den 27. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit einer raſchen und unerbittlichen Wendung meines Willens und Rückens hab' ich geſtern Stuttgart, wo ich trotz möglichſter Zurückgezogenheit viel zu viel in Anſpruch genommen war, verlaſſen, und bin nach meinem beliebten Heidelberg gefahren. Als ein günſtiges Omen für meine erſehnte Einſamkeit mocht' ich es anſehen, daß ich in einem ſehr geräumigen Eilwagen ganz allein reiſen konnte. Das Wetter war außerordentlich ſchön und die Obſtbäume am Straßenſaume ſtanden und ſchwanden im vollen Feſtſchmucke des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüthen an verſchwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht mehr in dieſe Gegend gekommen. Mir war ſeltſam zu Muthe. Meine Jugend, meine Poeſie und der Frühling der Erde erſchienen mir wie holde Geſpenſter und lächelten wehmüthig auf mich zum Wagen herein. Doch als es Abend geworden, und ich auf den Mond hinausſtarrte, war mir manchmal, als ſäße Jemand neben mir, und ich fragte in Gedanken: „Warum iſt denn mein Nachbar gar ſo ſtill?“ Und dieſe Vorſtellung

wurde so lebhaft, daß ich mich scheute, mich in die andere Ecke des Wagens zu lehnen, um meine Gesellschaft nicht zu stören. Vielleicht gedachte meiner zur selben Stunde mit inniger Freundlichkeit ein Wesen, das in seinem Herzen Jugend, Poesie und Frühling beschlossen hält. Ich weiß es nicht, doch weiß ich, daß ich Ihrer dachte, Sophie.

Heidelberg ist schön. Ich bewohne im Gasthofe „zum Prinzen Karl" ein großes, bequemes und sehr heiteres Zimmer, mit dem Ausblick auf die herrliche Ruine und grüne Waldeshöhen. Noch ahnt hier Niemand meine Gegenwart. Behüte mich der Zufall, oder vielmehr: lüge nicht das Omen im Eilwagen und schütze mich vor Invasion in meine Einsamkeit! Das würde mich augenblicklich von dannen treiben. Wenn ich nicht irre, so ist bei mir eine productive Stimmung im Anzuge. Hier war auch vormals die Muse mir hold. „Die Winternacht," „Wurmlinger Kapelle," die Schilf- und andere Lieder sind hier entstanden. Der Morgen ist schön und ich gehe nun nach der Ruine, denn „Gleich und Gleich" u. s. w.

Niembsch an Emilie.

Heidelberg, den 29. April 1844.

Meine Reise hieher war eine sehr angenehme. Zu meinem großen Vergnügen hatte ich den geräumigen Eilwagen allein inne, und konnte daher ungestört meinen Körper jeder beliebigen Bequemlichkeit der Lage und meine Seele dem ungetrübten Genusse der aufblühenden Natur überlassen. Viele der Obstbäume an der Straße fand ich im vollen Festschmucke des Frühlings; die Luft war völlig ruhig und still, um ja keiner Blüthe weh zu thun. O Frühling!

Die Reise ist mir erstaunlich wohl bekommen. Gleich am ersten Tage meines Hierseyns schmeckte mir das Essen dermaßen, daß ich an der Wirthstafel der ganzen langen Reihe von Speisen mit bestem Appetit folgen konnte. Nachmittags machte ich einen vierstündigen Spaziergang auf den Bergen und sah einen Sonnenuntergang erster Schönheit.

Gestern machte ich einen Ausflug nach Mannheim und kam Abends wieder zurück. Ein Spaziergang am Fluß dort war angenehm; der Anblick der Schiffe weckte den Sinn für die Ferne und Erinnerung an meine

Fahrt nach Amerika, die ich einſt von dieſen Ufern aus begonnen. Viel Waſſer rauſchte indeß im Fluß hinunter und Vieles ging den Strom des Lebens hinab und kehrt nicht wieder. — Altgewohnte Reflexionen, aber neu und immer ſchmerzlich die Empfindung, die ſie begleitet.

Zöpfel, mein alter Tiſchgenoſſe, iſt ganz mit mir einverſtanden, daß ich hier völlig zurückgezogen lebe. Außer ihm habe ich Zimmerns geſehen, bei denen ich aus Pietät für meine Vergangenheit und für den lieben, alten Mann heute zu Mittag eſſe.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 5. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern, obgleich es mein feſtgeſetzter Brieftag war, konnte ich nicht ſchreiben, denn ich befand mich unterwegs von Heidelberg hieher zurück. Daß ich jenes trotz aller ſeiner Annehmlichkeiten ſo bald wieder verlaſſen habe, daran ſind nicht etwa Störungen dort, ſondern Stockungen in Stuttgart ſchuld, wo man während meiner Abweſenheit ſtatt meiner Gedichte Anderes gedruckt haben mag, und mir in zehn Tagen nur zwei Bogen zum Corrigiren ausfertigte. Nun will ich wieder perſönlich dahinter her ſeyn und antreiben, daß das Verſäumte nachgeholt werde.

Sie ſchreiben mir viel Schönes und Treffendes über meinen Don Juan. Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentariſchen Scenen. — Schon vor meiner Heidelberger Diverſion hab' ich hier den Verfaſſer der Dorfgeſchichten, Herrn Auerbach, kennen gelernt. Er war ſo freundlich mich aufzuſuchen, und ich empfing ihn — wohl hauptſächlich, weil ſein Buch Ihnen, liebe Sophie, gefallen hat — auf das Beſte. Er iſt ein angenehmer Mann. Durch ein langes und ſorgfältiges Studium Spinoza's, deſſen Werke er verdeutſcht, deſſen Biographie er geſchrieben hat, iſt Auerbach mild und ſehr human geworden. Beſonders gefiel mir an ihm, daß er einen ſo netten und reinlichen logiſchen Haushalt in ſeinem Kopfe hat, ohne daß ſein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die Dorfgeſchichten betrifft, ſo hab' ich mit deren Leſung begonnen, doch immer noch nicht fertig

werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, so daß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannigfachen und liebenswürdigen Geschicks, einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern. Uebrigens ist sein Talent unverkennbar; er wird sich viele Freunde gewinnen.

Malen Sie fleißig, liebes Sopherl? Sie sind in dieser Kunst nicht, was Sie sich in Ihrem letzten Briefe nennen; Ihre Blumenbilder machen auf mich immer den Eindruck, daß Sie berechtigt sind, und das will viel sagen. Es ist ja der stille Pflanzengeist darin zu erkennen, und daß Sie eine geliebte und vertraute Tochter der Natur sind. Sie malen die Blumen mit einer gewissen Schwesterliebe (die auch in anderer Beziehung Ihre Stärke ist). Und senden auch Ihre gemalten Blumen keinen Duft, und sind sie auch starr und unbeweglich für das schaukelnde Spiel der Lüfte, so sieht man es ihnen doch an, daß sie in eine schöne Seele getaucht und daraus wiedergegeben sind, was ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ja, worin das Künstlerische dieser anmuthigen Leistungen liegt.

Ebenfalls.

Stuttgart, 10. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Nicht die Gesellschaft, sondern die Luft, die schwere, drückende und energielose, ist es, was mich körperlich und geistig herunterbringt. Kaum daß ich hier bin, so ist der Appetit fort. Und doch war es nothwendig, daß ich wiederkam, um meine Sachen vorwärts zu bringen. Daß wir beide zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken über den Frühling gehabt haben, und zwar einen so spezifisch eigenthümlichen,[1] ist wirklich merkwürdig. Geistige Verwandtschaft ist doch die innigste, und übertrifft an sympathischer Tiefe selbst die harmonischesten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgestaltete Blätter producirt, tragen zwei gleichgestimmte Menschen den nämlichen Gedanken. Mich freut diese Entdeckung als die schönste Blüthe, die mir der gegenwärtige Lenz

[1] Daß nämlich aus dem Frühlinge der Erde die entschwundene Jugend als holdes Gespenst uns anlächle.

gebracht hat. Mit Schelling hab' ich noch nicht geſprochen, werd' es aber thun, ſobald er zu Hartmann ins Haus kommt, was von Zeit zu Zeit zu geſchehen pflegt. Bis jetzt hab' ich noch keinen beſtimmten Sommerplan gefaßt. Sie haben recht, liebe Sophie, daß Sie der Kälte einen Theil der allzuſorglichen Selbſtſucht der Menſchen beimeſſen. Mir erſchien einmal die Kälte des Winters als die ſchlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmliſchen Liebe; im Frühlinge aber thut ſie Buße und die thauenden Ströme ſind ihre Büßerthränen, die ihr das Angeſicht baden. Daher vielleicht der Zug ſo ſüßer und geheimnißvoller Wehmuth, der durch alle Freuden des Lenzes duftet und klingt. — Von ganzem Herzen wünſche ich meinem Freunde Max, daß ihm endlich ſeine Geldverſorgungsgeſchäfte von den Schultern genommen würden. Er iſt keiner von den erwerbſeligen Betriebsmenſchen. Ich möchte ihm rathen, lieber bald einen weniger vortheilhaften, als ſpät einen günſtigeren Handel zu ſchließen, und dabei nicht nur die Renten an Geld, ſondern auch die an Freiheit des Gemüths und an ungeſtörten Lebenstagen in Rechnung zu bringen, die darüber verloren gehen. Sicherheit iſt der Gewinn, auf welchen er meines Erachtens am meiſten zu ſehen hat.

Ich mache gegenwärtig fleißige Studien. Ich habe einen Stoff zu einem großen Heldengedichte gefunden, der mich anregt, erfüllt und beruhigt, wie noch kein anderer. Nur Geſundheit, und ich werde ein Werk ſchaffen, woran meine Freunde Freude haben, und meine Feinde traurig werden ſollen!

Stuttgart, 17. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Beſtändiges Unwohlſeyn, Kopfſchmerz, Schlafloſigkeit, Mattigkeit, ſchlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortſchlich meiner Geſchäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten laſſen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünſtung des Teufels ſey; doch mir iſt es zu auffallend, daß ich in Heidelberg friſch und geſund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart

gekommen, bresthaft und elend seyn muß. Verdammtes Kloakenthal! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt. O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht! Ich schnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.'

In vielen der hiesigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „süß duftet die Heimath." Nur über ihre Gärten klagen sie, daß sich darin das Ungeziefer immer vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häusern dasselbe zu beklagen wäre, wenn das viele und fanatische Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeitete. Indessen stimmt mich der malus Jupiter dieser Gegend so melancholisch, daß ich die Ursache jener Insektenvermehrung höher suchen muß. Die Naturforscher sagen: es altere unser Planet und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbareren Multiplicationen des Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes seyn. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!

Adieu, liebe Sophie! Ich bin in einer abscheulichen Laune. Ihr Niembsch.

Heute hab' ich einen Brief erwartet — umsonst!

Stuttgart, 24. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Das Briefschreiben an bestimmten Tagen hat sein Uebles. So geschah es neulich, daß mein Brief an Sie gerade in die absurdeste Stimmung meiner Seele fiel, und ich Ihnen wenig Erfreuliches schreiben mochte. Ein langweiliges Gespinnst, diese Tage beständigen Wartens und Corrigirens! Alles geht nur schleichend. Die Cotta'sche Buchdruckerei ist mit

' Aus Lenau's Gedicht: „Competenz." (S. Neuere Gedichte 1838 S. 316. Auch in Frankls Buch S. 66.)

einer neuen Auflage Schillers zu 10,000 Exemplaren beſchäftigt; alles Andere geräth darüber ins Stocken. Nun iſt erſt der erſte Bogen meiner Gedichte nebſt drei Bogen Savonarola fertig. Zur Herbſtmeſſe ſollen auch die Albigenſer neu aufgelegt werden. Wo ſoll ich die Geduld dazu hernehmen? Ich werde noch Alles aufmiſchen und zum Teufel gehen!

Von Reiſeplanen weiß ich nichts zu ſchreiben. Nur nach Frankfurt gedenk' ich jedenfalls zu gehen, um Cotta's Wunſche gemäß den Maler Schwind, der ſich dort niedergelaſſen hat, zu einer Illuſtration meiner Gedichte zu vermögen.[1] Ob ich ans Meer komme, weiß ich noch immer nicht. Nach Lainz aber komme ich gewiß, bevor Ihr es verlaſſen habt.[2] Ich ſehe hier außer meinen Hausgenoſſen nur Vorbeck zuweilen. Er iſt mir in Wahrheit zugethan und ein vernünftiger Umgang. Die Gebrüder Pfizer ſind ſeit dem Tode ihres Vaters einſamer und ſelbſtvergrabener als je. Mit meiner Geſundheit geht es zwar etwas beſſer, doch die bewußte vielbeſchimpfte Luft läßt kein rechtes Wohlſeyn bei mir aufkommen. Mit dem einen Lungenflügel athme ich Langeweile, mit dem andern Aerger über die vertrackte Buchdruckerei ein. Das iſt keine geſunde Reſpiration. Leben Sie wohl, liebe Sophie; ich grüße Sie, Max und die Kinder aus der tiefen, grauen Kapuze, in der meine Seele ſteckt, herzlichſt. Ihr Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 29. Mai 1844.

Es hat wohl auch ſein Gutes mitunter grob ſeyn zu können. Meinem ungenirten Lärmſchlagen bei Baron Cotta verdanke ich, daß endlich eine Beſchleunigung meiner Geſchäfte und damit zugleich eine kleine Beſſerung meiner Geſundheit eingetreten iſt. Bald, liebe Sophie, hoffe ich nun endlich hier fertig zu ſeyn. Dießmal habe ich nicht bloß Druck-, ich habe auch einige Denkfehler in meinen Büchern corrigirt. — Daß S—t alle

[1] Seinem richtigen Vorgefühle gemäß ging er in der That auch nach Frankfurt, und wirklich illuſtrirte Schwind, aber nicht Lenau's Gedichte, ſondern den Dichter ſelbſt, indem er zu deſſen dort ſeyn ſollender Hochzeit Transparente malte.

[2] Er kam, aber wie ein ganz Anderer, als wie er dachte.

seine Freunde nach wenigen Monaten so alt gefunden, finde ich begreiflich. Selbst alt, innerlich alt ist er geworden. Der Gelbsüchtige sieht Alles gelb, und ein in eine veraltete Weltanschauung immer tiefer Versinkender sieht am Ende Alles im Lichte der Alten. Er soll meine Bauern am Tissastrande lesen, aber nicht nur durch die katholische Brille.

Stuttgart, den 1. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Was ich hier erlebe, ist gewiß nicht erheblicher und mittheilenswerther, als was die stillen und einförmigen Tage in Lainz Euch bringen. Gestern besuchte uns D. mit seiner Gemahlin. Beide waren sie sehr freundlich und schienen glücklich. Die Stuttgarter sagen von ihnen, „sie seyen so schön glücklich." Erst durch den Augenschein lernte ich den Sinn dieser Rede verstehen. Anständig und wohlgemessen und ohne alle Spur willkürlich waltender Leidenschaft fand ich ihre gegenseitige Freundlichkeit; eine zierliche mehr, als innige Zärtlichkeit, ich möchte sagen: eine ebenmäßige Weltkühle — sprach aus ihren Worten und Geberden, und ist vielleicht willkommen zu heißen und von guter Vorbedeutung, insoferne darin eine Bürgschaft liegen mag gegen heftige und verletzende Ausbrüche des Mißvergnügens, wenn einst ein solches, wie leicht möglich, sich einstellen sollte. Sie leben hier auf sehr elegantem Fuß, machen ihre Besuche bei kleinster Entfernung und schönstem Wetter zu Wagen, speisen täglich im Hotel Marquart in Gesellschaft zweier hoher Standespersonen, kurz: nobel!

Mit meinen Geschäften geht es seit der neulichen Aufstachelung von meiner Seite rasch. Heute ist es mir noch nicht möglich, über die weiteren Tage des Sommers zu verfügen. Ich will der Stunde ihre Laune lassen, und am Ende auch mir selber.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 4. Juni 1844.

Geliebter Bruder!

Ich habe in den zwei Monaten meiner Abwesenheit von Euch ein ziemlich rühriges Leben geführt. Mit der nachdrücklichsten Energie wurden

die Geſchäfte bei Cotta betrieben und der Ausflug nach Heidelberg war ein kräftigendes und erquickendes Zwiſchenſpiel, das mir trefflich zu Statten kam. Heidelberg iſt, die Schweiz und unſer Oeſterreich natürlich abgerechnet, einer der ſchönſten Punkte Deutſchlands. Ein Sonnenuntergang auf der Schloßruine an einem klaren Maienabend gehört zu den Naturgenüſſen erſten Ranges. Ein Himmel, wie ich ihn nur auf einigen griechiſchen und italieniſchen Landſchaften von Rottmann, Marko u. A. geſehen, mit jenen ſtillfeurigen Vibrationen der Luft, die Berge mit ihren Wäldern und Burgen, der anmuthige Rhein und eine weithingedehnte Fläche, von den bläulichen Vogeſen begrenzt, ergriffen mich dergeſtalt, daß ich vor Freuden in ein lautes und anhaltendes Fluchen ausbrach. Seltſame Wandlung meines Weſens! Vor zwölf Jahren hab' ich an derſelben Stelle geweint vor elegiſchem Uebermaß der Empfindung.

In Heidelberg beſucht' ich meinen alten Freund, den über achtzigjährigen Zimmern. Es freute mich herzlich, daß er mich mit der nämlichen Wärme empfing, mit der er mich vor zwölf Jahren ſcheiden ließ. Dieſe waren unſchädlich an ſeiner Freundſchaft vorübergegangen, und er wollte meine Hand gar nicht mehr auslaſſen. Auch ſeine Söhne und Töchter begegneten mir mit großem Wohlwollen. Heidelbergs Celebritäten ließ ich unberührt. Schloſſer und Gervinus blieben unbeſucht und mir unbekannt. Der Letztere mag es fühlen, daß er mit ſeinen philiſterhaft bornirten und dictatoriſch unverſchämten Ausſprüchen über die moderne Poeſie ſich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht. Schloſſer aber iſt ſo mit ihm verwachſen, daß man den einen nicht haben kann, ohne den andern ertragen zu müſſen. Ich wohnte dort im Gaſthof „Prinz Karl" mit ſchöner Ausſicht auf die Ruine. Die Table d'Hote war ſo reichlich und köſtlich, daß mein Magen aufjubelte und ſich zu jener langentbehrten Rüſtigkeit der Jugend wiederverjüngte. Ich aß mit enormer Tapferkeit. Um wieder zur Pfeife zurückzukehren, indem ich fühle, daß die Cigarren mir die Augen angreifen, hab' ich in Heidelberg mir zwei gemalte Porzellanköpfe gekauft; beide wunderſchön. Die eine trägt das Bildniß der reizenden Andromeda, wie ſie mit zurückgeworfenem Gewande gefeſſelt am Meeresufer ſitzt, doch mit heiterer Miene, indem ſie die befreiende und beglückende Ankunft des göttlichen Perſeus bereits ahnden

mag; auf der anderen Pfeife iſt ein ſchwarzhaariges herrliches Provencalenmädchen zu ſchauen; etwa das „Mädchen von Lavaur“ aus meinen „Albigenſern.“ Ich rauche ſie in dieſem Augenblicke und blaſe den würzigſten Varinasduft auf dieſe Zeilen.

Nun einige Nachrichten von meinen Geſchäften. Von der neuen Taſchenausgabe meiner Gedichte iſt der erſte Band ganz, der zweite zur Hälfte fertig. Um nicht drei Bände Gedichte zu haben, ſchlag' ich meine neuen Lyrica gegen eine verhältnißmäßige Honorarerhöhung zu der neuen Auflage (in zwei Bänden) hinzu. Don Juan, für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet, ſoll ſeiner Zeit für ſich allein erſcheinen. Auch mit der zweiten Auflage Savonarola's iſt bereits begonnen und bis auf zwei Drittel des Buches im Druck vorgeſchritten worden. Zur Herbſtmeſſe werden auch die Albigenſer in neuer Auflage wiedererſcheinen. Die Sache macht ſich.

Ueber meine ferneren Reiſeplane hat zunächſt ein trauriges und beunruhigendes Ergebniß entſchieden. Die gute liebe Emilie hat nämlich, wie genauere ärztliche Unterſuchungen ergaben, eine bereits bedenklich gewordene Anlage zu einer Bruſtwaſſerſucht. Dr. Schelling verordnete ihr nebſt Arzneien den Beſuch eines Bades bei Baden: Lichtenthal. Ich habe mich entſchloſſen, die lieben Freunde dahin zu begleiten, um Emilie den Aufenthalt in der einſamen Waldgegend durch meine Gegenwart annehmlicher zu machen.

In den erſten Tagen Julis werden wir dahin abgehen: Emilie, ihre Schweſter Lotte, Reinbeck und ich. Ich werde etwa drei Wochen in Lichtenthal bleiben, und dann noch vielleicht eine Reiſe in eine Seegegend, vielleicht in die Schweiz, auf vierzehn Tage unternehmen. Wenn möglich, werd' ich meine Albigenſer in Lichtenthal corrigiren und den Druck von dort aus leiten. Meine Geſundheit iſt hier wieder ein wenig herabgeſtimmt. Die Luft iſt zu matt und dumpf.

„Wer mit Gemſen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.“

Im September hoff' ich nach Iſchl zu kommen und dann nach Wien. Was weiter geſchieht, weiß ich noch nicht. Freund Nagy hat mich in einem Brief ſehr freundlich zur Weinleſe bei Bicske bei Peſth eingeladen.

Karl Mayer hat ſeine Frau durch den Tod verloren. In Zeit von acht Monaten ſtarb ihm ſein Bruder, eine Schweſter, und nun auch ſeine geliebte vortreffliche Gattin. Uebrigens ſteht er aufrecht und iſt ziemlich geſund. Bevor ich nach Lichtenthal abgehe, werd' ich Dir wieder ſchreiben, und über meine weitere Zukunft Näheres angeben.

Gott gebe, daß Du und die Deinigen geſund bleiben! Meine Schweſter Thereſe, die in der Centralgegend meines Herzens ſitzt, küſſe ich zu tauſendmalen.

Leb' wohl, Bruder, und grüße Deine lieben Kinder. Ich bin und bleibe Dein treuer Niembſch.

Grüße von Reinbecks.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 7. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Könnte ich Ihnen doch die ſchöne weiße Roſe geben, die vor mir im Glaſe ſteht! Schon ſeit Jahren hab' ich Ihnen keine blühende Roſe, überhaupt keine Frühlingsblume reichen können. Schon ſeit Jahren hab' ich meine Heimath nicht blühen ſehen. Der Frühling ſpricht gar keinen Dialekt, doch dünkt er mir daheim am ſchönſten, und völlig beglückend nur dann, wenn ich in ſeinen lieblichen Chören meine liebſten Stimmen nicht vermiſſe.

Meine Geſundheit iſt zwar jetzt nicht pathologiſch ſchulgerecht geſtört, doch ein Hängenlaſſen der Flügel, eine Windſtille der Gedanken läßt mich ſtill und mißmuthig daſitzen, und der Zeit und meinen Geſchäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturmes wünſchen. Die letzteren bewegen ſich ſeit meinem Allarmiren der Druckerei zwar ſchneller, doch für meine nauſeoſe Ungeduld noch lange nicht ſchnell genug. Die arme Emilie, mit einer bereits bedenklich gewordenen Anlage zur Bruſtwaſſerſucht behaftet, iſt von den Aerzten in ein Schwarzwälderbad geſprochen worden, nämlich nach Lichtenthal bei Baden. Die Gegend iſt ſchön und die Aufforderung, durch meine Gegenwart einige Erheiterung zu gewähren, ſo dringend, daß ich mich entſchloſſen habe, auf drei Wochen auch nach Lichtenthal zu gehen.

Stuttgart, 14. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Der Aufenthalt hier wird mir geradezu unerträglich. Es ist heiß und dumpf, daß man nicht schlafen, nicht essen, kaum athmen kann. Nun bin ich aber mit meinen Gedichten und mit Savonarola fertig. Sobald ich meine Geldsache mit Cotta im Reinen habe, reise ich ab, d. h. in zwei, längstens drei Tagen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht; nur hinaus, hinaus!

Emilie wird in Begleitung ihres Mannes und ihrer Schwester Charlotte nach Lichtenthal gehen, wohin ich mich dann auch begeben werde. Ich bin unwohl. Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart. Am Tage meines Abgangs von hier schreibe ich Ihnen, wohin er gerichtet sey.

Stuttgart, den 20. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Wie mir hier Alles langsamer von Statten ging, als ich erwartet hatte, so währte es auch mit der letzten Erledigung meiner geldlichen Angelegenheit über meine Erwartung hinaus. Jetzt endlich ist Alles in Ordnung, und ich kann Stuttgart verlassen. Morgen reise ich nach Lichtenthal bei Baden, wo ich bis zum 15. Juli zu bleiben gedenke. In Betreff der Albigenser habe ich die Anstalt getroffen, daß mir die Correcturen in Portionen von etwa sechs Bogen auf zweimal geschickt werden. So nachdruckslos und träge hier auch meine Geschäfte Anfangs gingen, so rasch und förderſam gingen sie in letzterer Zeit. Wir haben über sechzig Bogen gedruckt in zwei Monaten. Ein jeder Wiener Buchhändler mag Ihnen sagen, ob das nicht aller Ehre werth?

Meine Miniaturausgabe wird, wenn sie gebunden und goldberändert ist, sehr hübsch seyn. Beide Bändchen sind zu gleichem Umfange angewachsen, und ich habe, die Auflage castigirend, mehrere, namentlich polemische Gedichte, mit der Jäthacke ausgemerzt, über andere aber eine sorgfältige Feile wandeln lassen, so daß das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Form wirklich besser geworden ist. Schreiben Sie mir bald nach Baden-Baden, poste restante. Den schönsten Baum der

Gegend will ich mir aussuchen, um Ihre lieben Briefe darunter zu lesen. Fürs Erste muß ich mir jetzt den Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu gehen. Wer ist dieser? — Nun es ist der solideste von allen Helden, die je gelebt haben auf Erden, der größte wie der unglücklichste. Zudem ist mein Stoff unserer Zeit und allem ihrem gierigen Nothgeschrei so ferne, daß mein Gedicht, wenn meine Kraft darunter nicht zusammenbricht, zwar der Vortheile momentaner Anklänge entbehren wird, dafür aber durch eine ideale Abgeschiedenheit und absolute Selbstbegründung die höhere Ehre eines wahren Kunstwerks ansprechen soll. Viel versprochen ist hier allerdings; doch es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten.

Baden, 27. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Gestern bin ich hier angekommen. Baden und Lichtenthal sind sehr schön und wie es scheint meiner Gesundheit sehr zuträglich, denn kaum daß ich hier angekommen war, so stellte sich auch schon mein Appetit, der Flüchtling von Stuttgart, mit voller Anhänglichkeit wieder ein. Die alten Griechen hatten recht, den dodonäischen Zeus, den durch die Eichenwipfel rauschenden Gott der Lüfte, so hoch zu ehren. Ich fühle es deutlich, wie er mir hier Leib und Seele erfrischend durchströmt. Baden als Badeort hat übrigens wenig Reiz für mich. Als ich am Spieltische stand und zusah, wie die Goldmünzen hin und her rollten, wollte mich wieder der alte Spielteufel verlocken, doch mir fielen Ihre Worte ein: „Niembsch, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind.“ Da war die Lust plötzlich in Abscheu verwandelt und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn. Von Bekannten traf ich hier Auerbach, die treue unerschütterliche freundliche Seele. Daß mir, wie ich ihm sagen mußte, seine Dorfgeschichten nicht gefallen, hat nicht die geringste Störung in seine Neigung gebracht. Außer ihm fand ich noch den hier wohnenden Lewald, von dem ich mit großer Freude empfangen wurde. Auch Panofka aus Paris ist hier und spielte mir bereits auf seinem trefflichen Straduarius

mit großer Meisterschaft. Die Reinbeckschen sind auch da. Trotz aller dieser Annehmlichkeit werde ich doch schwerlich bis zum 15. Juli bleiben. Man sollte, wenn man von seinen liebsten Freunden getrennt ist, keinen Sonnenuntergang ansehen. Als ich neulich auf einer Höhe bei Heidelberg mich in dieses Schauspiel vertiefte, ergriff mich im Augenblicke des Verschwindens ein wunderbar tiefes Gefühl von der Schmerzlichkeit solcher Trennungen und von der Unersetzlichkeit eines Tages, der wieder dahin ist, ohne daß man sich gesehen. Diesen Brief schreib' ich in Baden auf Auerbachs Zimmer. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie herzlich Freund Max und Ihre Kinder. Dießmal hoff' ich auch für Max von meiner Reise etwas mitzubringen. Mir ist etwas zum Geschenke versprochen, womit ich ihm eine Freude zu machen gedenke.

(Ohne Tagangabe. Etwa: Baden, am 7. Juli 1844.)

Liebe Sophie!

Ich wohne in Baden. Das Zimmer, welches mir der Wirth in Lichtenthal gegeben, war äußerst unruhig und nach Oelfarbe stinkend; auch wäre mir der bleibende Aufenthalt in Lichtenthal bei dem beständigen Regenwetter nachgerade lästig geworden. Hier bewohne ich zwei freundliche, ruhige Zimmer für ein mäßiges Miethgeld, werde mit gutem Kaffee bedient, und bin mehr mein eigener Herr in jeder Beziehung. Baden hat bis jetzt nicht die gehoffte Wirkung auf meine Gesundheit geäußert. Seit acht Tagen leide ich an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquicklichen Schlafe. Da geht es denn mit Arbeiten gar nicht, und ich suche mich durch Gesellschaft zu zerstreuen. Panofka, ein bedeutender Virtuose aus Paris, wohnt meinem Hause so nahe, daß ich ihm öfter in Kappe und Schlafrock (man ist hier Gottlob ungenirt) einen Morgenbesuch mache, um ihn geigen zu hören. Ich hab' ihm auch vorgespielt und er lobte mich als einen guten Geiger mit der Bemerkung, daß er nicht bald einen Amateur gefunden hätte mit einer so guten Stellung und Bogenführung. Ferner ist Lewald als mein Tischnachbar meine Gesellschaft und sucht mich mit Wiener Anekdoten zu unterhalten. Er sitzt mir zur Rechten. Links hab' ich einen Dr. medicinae, Namens

Fränkel. Er ist Magnetiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden Mundt, Herwegh und König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt: „wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen werde, so möchte er mir seinen herzlichen Gruß bringen.“ Herwegh soll sich bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Communismus hinaufgeärgert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendiren. — Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruinirt. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zur rechten Zeit eingetreten. Wer weiß, ob ich noch im Stande seyn werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab. Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg poste restante.

Während seines dießjährig erstmaligen Aufenthaltes in Schwaben war Niembsch seinen dortigen Freunden ziemlich ferne geblieben, wie sich aus Emma Niendorf (S. 182—203) zeigt. Am 29. April schrieb Emilie an Emma: „Unser wandelbarer Gast und unruhvoller Freund hat uns am Donnerstag früh ganz unerwartet schnell verlassen, und ist, seinem dichterischen Frühlingsdrange folgend, auf unbestimmte Zeit nach dem schönen Heidelberg abgereist. Ob er den guten Justinus auf dieser Tour besuchen werde, ließ er ganz unbestimmt; es wäre mir sehr leid, wenn es nicht geschähe.“

Es geschah nicht.

Dann am 15. Mai: „Wir haben Dich hier gar oft vermißt, besonders auch bei dem kurzen Zusammentreffen mit Kerner. Zwei Tage später kam Justinus noch auf der Heimreise ein Stündchen zu uns im strengsten Incognito, und wir konnten uns da noch fester überzeugen, als aus seinen Briefen, daß er ganz der Alte ist an Herzensgüte, gesundem Aussehen und Heiterkeit des Geistes. Es war besonders in Beziehung auf Niembsch dieses Wiedersehen von der besten Wirkung, und haben alle Mißverständnisse jetzt eine milde Lösung gefunden. Gottlob!“

Als sich einmal die Rede auf den Umgang mit hohen Personen lenkte, äußerte der Dichter: „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern auch nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Alexander wird wohl mein letzter Bekannter dieser Gattung seyn. Er gehört zu den manchen leuchtenden Ausnahmen, die man gar nicht bestreiten darf. Nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contakt. Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigen meiner selbst, weil man doch dergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht, ich will nicht exceptionell seyn, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben."

Eine Säule von Blumen, ein würziger Blüthenberg verbirgt die Stufen zum Gemache des Grafen und seiner Glasthür. Von seiner Schwester gepflegt, liegt er da oben meist auf dem Ruhebette, unter exotischen Düften, noch leidend von dem letzten Krankheitsanfalle in Florenz. Neben ihm das Piano, auf dem er phantasirt, darüber das große Adlerbild und ringsum Geweihe, indeß Nero, außen vor der Glasthüre hingestreckt, mit klugen Augen hereinschaut. Plötzlich fährt ein Wagen an. Niembsch und Madame Heinrich! Es war auf eine Ueberraschung abgesehen. Der Graf, der sich noch eben nicht ohne Empfindlichkeit über das Fernbleiben des Freundes beschwert, schien von seiner Erscheinung genesen, wie elektrisirt. „Mein Mikloſch! Mein Mikloſch!" rief er; man konnte wieder recht den Zauber wahrnehmen, den Lenau übt. Da saßen sie Beide auf dem Divan mitten im Saale, von Blüthenkelchen überrankt; Arm in Arm, Haupt zu Haupt geneigt, Alles um sich vergessend, hielten sie sich umschlungen, mit einander flüsternd, fast wie Spielgenossen, die sich wiederfinden.

Dieß geschah zu Serach am 17. Juni 1844. Es war ihr letztes Beisammensein hienieden. Einen Monat darauf war Alexander leibes-, und wieder ein Vierteljahr später Niembsch (das Schrecklichere!) geistestodt.

Emilie an Emma.

Lichtenthal, am 8. Juli 1844.

Alles ſtimmt zuſammen in den melancholiſchen Grundton unſers hieſigen Lebens. Wir hatten bis jetzt faſt immer ſchlechtes Wetter und waren bedeutend unwohl. Dabei fühlten wir uns gar einſam und verlaſſen, denn der Freund Niembſch iſt uns ganz abtrünnig geworden, unterhält ſich in Baden ſo vortrefflich, daß er, wenn er auch zuweilen einen kurzen Beſuch bei uns abſtattet, doch nie bei uns iſt, und durch dieß gleich wieder Forteilen mehr peinliche als angenehme Eindrücke hier zurückläßt. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Grafen Alexander in Wildbad, die uns Niembſch geſtern Abend brachte, hat ihn und uns Alle ſehr erſchüttert.

Mayer und Uhland ſah dießmal Niembſch gar nicht.

Auerbach fährt im erwähnten Aufſatze fort: „Ich wohnte ſchon mehrere Wochen in Baden, als ich erfuhr, daß Lenau mit der Familie Reinbeck in Lichtenthal angekommen ſey. Ich ſuchte ihn ſogleich auf und er ſagte mir alsbald beim Alleingehen im Garten, daß bei aller Anhänglichkeit und Treue gegen die Reinbecks er ſich doch gedrückt und beklommen fühle in dem einſamen Lichtenthal. Es werde ihm ſchwer, ſich von ihnen zu ſcheiden, da ſie kränklich und zum Theile ihm zu Liebe nach Baden gekommen ſeyen. Auf die Vorſtellung, daß es ſeine Pflicht gegen ſich und die Freunde ſey, friſchauf zu ſeyn und durch ſeine Anweſenheit zu erfriſchen, ging er willig ein; er ſchien in einem leichten Selbſtkampfe, bei dem man froh iſt, daß ein Unbefangener durch handreichende Zuſtimmung heraushilft.

Der alte Reinbeck — der, wie wir „Stuttgarter Gymnaſiaſten" aus den zwanziger und dreißiger Jahren wohl wiſſen, mit ſeinem norddeutſch fremdartigen, zierlichen Weſen nirgends mehr am unrechten Platze war, denn als Lehrer der ſchwäbiſchen Jugend, die auf der Schwelle des Univerſitätslebens ſtand — hatte ganz gegen die ſonſt umlaufende Meinung von ſeinem Selbſtgefühle eine rührende Sorgfalt für Lenau's Poeſie und dichteriſches Schaffen, er war eiferſüchtig darauf bedacht, daß ein Jeder die hohe Anſicht von der Bedeutſamkeit des Dichters mit ihm theile. Lenau wiederholte das Wort einſt mehrmals, als ich die Frau Reinbeck einmal

geſprächsweiſe mit einem feierlichen Choral verglich. Er ſprach gern und begeiſtert von dem ungewöhnlichen Weſen der edlen Matrone, die auch als Landſchafterin ſich ein ſelbſtſtändiges Gebiet der Kunſt ſinnig angebaut hatte.

Als wir auf ſeinem Zimmer allein waren, ſagte Lenau: „Ich hab' immer mit Du an Dich gedacht, drum wollen wir auch Du zu einander ſagen.“ Er küßte mich und holte darauf voll Freude einen Stock, den er vom Schirme losband: „Da! ſagte er, ich hab' keinen Stock finden können, wie Du einen verloren; da nimm den Stechpalmenſtock. Schau das Geſicht, das darauf ausgeſchnitzt iſt! So eine Fratze hab' ich gemacht, wie ich die Albigenſer geſchrieben hab'. Wenn Du den Kopf anſiehſt, kannſt immer gut an mich denken!“

Die Dämmerung brach ein, Lenau war ſo ſtürmiſch, daß er noch heute eine andere Wohnung haben wollte; es war ihm ſo dumpf und drückend in Lichtenthal. Während die faſhionable Welt in der ſchönen Allee ſpazierte, ritt und fuhr, fragten wir in den Häuſern am Wege nach Wohnung, fanden aber keine entſprechende. In einem Hauſe — ich glaube es war des Münzmeiſters Kachel aus Karlsruhe — gefiel es Lenau gar wohl, der Hausherr war abweſend und keine Wohnung frei. Ich ſagte Lenau, er ſolle ſeine Karte abgeben und man werde ihm gewiß Platz machen, da lachte er mich tüchtig aus. Er war weit entfernt von der graſſirenden Bewußtthuerei, die ſich ſtets eine gewiſſe Haltung geben will und ſich immer geberdet, als ob ſie wie ein Iſſlandiſcher Fürſt nur den Mantel zu lüpfen brauche, um vor dem verhüllten Stern ſicheres Staunen und Kniebeugen zu erregen. Er gab indeß doch ſeine Karte ab und wir zogen weiter. Er wunderte ſich hier bei der Beſichtigung der Wohnungen, wie ſpäter, wenn ich ihm manche Kleinigkeiten beſorgte, daß ich für dieſe Dinge Rath wußte und dazu bereit ſey: er hatte wenig Sinn für Derartiges. Während wir Anderen uns von Jugend auf durch Noth und Sorgen hindurchſchlagen mußten, ſchien Lenau in äußeren Dingen an ein gewiſſes Gehenlaſſen gewöhnt, des Beſorgens durch Andere gewärtig. Er war aber in ſeinem ganzen Behaben weit entfernt von jeglicher ſteifen Unbehülflichkeit, vielmehr auf Ordnungsmäßigkeit bedacht, ſorgfältig ohne Aufhebens davon zu machen, überhaupt von einer gewiſſen vornehmen Gewöhnung. So ließ er ſich z. B., wenn er etwas zu

bezahlen hatte, vom Kellner nie kleine Münze herausgeben; er winkte ihm ruhig, sie zu behalten.

Nicht diese Nacht mehr wollte Lenau nach Lichtenthal zurückkehren und er blieb in dem englischen Hofe.

Auf einem späteren Spaziergange erzählte er mir dann, daß er nach Baden gekommen sey, um hier im Anschauen des genußjägerischen Wohllebens aller Art seinen „Don Juan" zu vollenden. Ich weiß die Worte nicht mehr, aber erinnere mich, daß er diese Dichtung als ein letztes Zusammennehmen seiner Kraft nach einer Seite hin bezeichnete.

Ich will es hier nur ein- für allemal bekennen, daß ich mich der Unmittelbarkeit Lenau's und seinen gigantisch ausgreifenden Gedanken gegenüber voll Ehrerbietung fühlte, wie sie Niemand erlangt, der es auf Imponiren angelegt hat. Und diesen freiwilligen Zoll der Ehrerbietung brachten ihm Alle mehr oder minder.

Lenau gehörte zu jenen Naturen, die nie daran denken — zum Theil auch weil sie es ohne zu weit gehende Härte nicht auszuführen verstehen — den Troß der Menschen von sich fern zu halten, der sich namentlich in einem Luxusbade einfindet, um von der anstrengenden Faullenzerei des ganzen Jahres während der Sommermonate bequem auszuruhen. Sie drängten sich in so unbefangener Selbstgewißheit an den geistig Arbeitenden, an den so berühmten Namen, durch den sie eine zeitweilige Belebung ihres lahmen und öden Daseyns, eine „amüsante Conversation" hoffen durften, und fast noch mehr als mit dem eigenen Genießen stolzirten sie innerlich, Neuangekommenen eine interessante Bekanntschaft vermitteln und davon selbst einen Schimmer erhaschen zu können. Lenau ließ diese Leute ruhig an sich herankommen, wenn er auch bei aller Leutseligkeit sich manchmal bei mir über ihr zudringliches Wesen beschwerte. Dabei lag aber in seiner Schweigsamkeit und ruhigen Haltung eine gewisse unmittelbare Majestät, daß die „Dominoherren" es doch nie wagten, mit Lenau wie mit Ihresgleichen umzuspringen, Neckereien und kleine Verdauungsscherze an ihn anzubinden. Das bewährte sich auch als wir wie gewöhnlich eines Mittags durch die Budenreihen nach dem Conversationshause gingen. Dort stand ein Mann, den ich nicht näher bezeichnen will, er klopfte Lenau ganz „familionär" auf die Schulter und sagte: „Na, Lenau, wo treiben

Sie ſich herum? was arbeiten Sie? bekommen wir bald wieder was Neues?" Es fehlte wenig, daß der Mann nicht Niembſchchen ſagte. Lenau rauchte, ohne zu antworten, ſeine Cigarre, und ſchlug nur einmal ſein großes Auge auf nach dem Manne, der ſich geſcheucht zurückzog und ſich etwas zu ſchaffen machte.

Es iſt wohl ſchon Jedem vorgekommen, daß er eine gewiſſe Eiferſucht der Welt gegenüber empfindet, die einen Hochgehaltenen nicht immer mit der entſprechenden Würdigung aufnimmt. Darum that dieſer Vorfall nicht nur mir, ſondern auch den andern Freunden, die ihn erfuhren, ein beſonderes Genüge.

Lenau hatte ſich eine Wohnung gleicher Erde, gegenüber dem holländiſchen Hof gemiethet. Als ich ihm über dieſe arbeitswidrige Stube Vorwürfe machte, ſagte er, er glaube faſt, daß hier aus ſeinem Arbeiten nicht viel werde. Er ſchien überhaupt rein und ausſchließlich der Stimmung hierin hingegeben, und nichts vom „Commandiren," das Goethe heiſcht, wiſſen zu wollen. Dieß lag nicht nur in dem vorherrſchend Lyriſchen ſeines Schaffenstriebes, ſondern gewiß auch in ſeiner phyſiſchen Dispoſition.

Zu den ſtillvergnüglichſten Stunden gehörte die Sieſta vor dem Converſationshauſe. Dort ſaßen wir mit Auguſt Lewald und einigen Andern beim Kaffee rauchend und plaudernd, und die heitere Muſik, das Ausſchauen nach den tannendunkeln Bergen goß ſanfte Heiterkeit und Ruhe in die Seele. Lenau ſah bisweilen gerne zu Domino ſpielen, ich erinnere mich nicht, daß er ſelbſt ſpielte. Wenn die Muſikbande einen Ländler ertönen ließ, einen Lanner oder Strauß, da konnte er oft ausrufen: „Brüderl, horch, paſſ' auf," dann ſchnalzte er bisweilen mit beiden Händen und bewegte die Arme, oder auch er ſagte nach dem Dreivierteltakte: „Halts enk z'ſamm," was ſo viel heißt als: „Haltet euch zuſammen!" Er ſprach überhaupt gerne und mit unverwiſchter Gewohnheit den Wiener Dialekt.

Manchmal gingen wir auch auf ſein Zimmer, und da gings luſtig her; indem Lenau, die Stube auf- und abgehend, Geige ſpielte, das Ragoczylied und allerlei wilde Compoſitionen, auch ſelbſtcomponirte Walzer. Da dieſe voll Jubel und kecker Luſtigkeit waren, ließ ich nicht an ihm

nach, bis er einige aufſchrieb, er verſprach mir ihnen den Titel: „Hälts-enk-z'ſämm“ zu geben. Sie müſſen ſich wohl noch unter ſeinem Nachlaſſe gefunden haben. Auch mit dem damals in Baden anweſenden Virtuoſen Panofka ſpielte Lenau oft und gerne.

Lenau kannte das ſchwäbiſche Bauernthum ziemlich genau. War er ja in Gemeinſchaft mit ſchwäbiſchen Bauern nach Amerika ausgewandert. Ich beſchäftigte mich gerade damals mit dem Entwurfe eines Romans: „Die Auswanderer,“ und Lenau verſprach mir eine ausführliche Schilderung ſeiner Fahrten und Abenteuer, wogegen ich ihm verſprach, ihn ſelber zu einer Figur des Romans zu machen, als weitere Ausführung von Freiligraths ausgewandertem Dichter, und zugleich als ein Stück modernen Arions, der den Bauern auf dem Schiffe zauberiſch Geige ſpielt, und bei ihnen zur Mythe wird, die ſich in den Urwäldern fortpflanzt und vererbt. Lenau gefiel ſich ſehr in der Rolle und malte ſich als Mythe manchmal ſpaßhaft aus, wobei er ſeine Geſtalt und ſeine Miene ſeltſam ausſtaffirte. Wir hatten viel Lachen und Kurzweil von dieſen Phantaſieſpielen. Ich ſchalt ihn oft darüber, daß er dieſe ſeine Weltfahrt nicht zum Gegenſtande eines Epos gemacht, ſtatt daß er ſich an bereitete Stoffe wie Fauſt und Don Juan hingab, in denen das Augenmerk weniger auf die Handlung, als auf die Behandlung gerichtet ſeyn mußte. Man muß wildes Fleiſch erjagen, nicht ſchon einmal gekochtes jetzt braten oder ſchmoren.

Lenau war der Dichter der reinen Skepſis. Das Ringen nach abſoluter Wahrheit und nach der ſubjectiven, die aus dem innerſten Kern des eigenen Weſens geboren, nichts Ueberkommenes an ſich hat, iſt nirgends dichteriſch mächtiger herausgetreten als in Lenau. Wenn man von einer „ewigen Jugend des Dichters“ ſpricht, ſo beſteht dieſe weſentlich auch darin, daß er der Erregung und daraus folgenden Schwankung und Wandlung rückhaltsloſer hingegeben iſt. Dieſes beeinträchtiget einen feſten Halt in tauſend Lebensdingen keineswegs. Wer aber die Welt in ſich und aus ſich täglich neu ſchafft, wird die Strömungen der Atmoſphäre tiefer empfinden als ein Anderer. Der ſogenannte Weltſchmerz war bei Lenau weit entfernt von der Grimaſſe ſo Vieler, denen es nur darum zu thun war, recht intereſſant zu erſcheinen, ihren perſönlichen Katzenjammer über verfehlte Stellung und die Folgen der Arbeitsſcheu zu einem großen

allgemeinen Weltelend auszudehnen. Lenau war der Dichter der edelsten und erhabensten Melancholie, des stets sich erneuenden Bewußtseyns, daß der Weltzusammenhang und das Menschenthum sich in seiner Ganzheit nicht fassen, halten und gestalten läßt. Wie die Naturwissenschaft immer weiter vordringt in vordem dunkle Gebiete und die Grenze der Erkenntniß immer weiter hinausſteckt, so kann auch der dichterisch vorahnende Geist, getragen von den Schwingen der Phantasie, in sich selbst ruhend, sein selbst gewiß, sich über die gewohnte Grenze hinauswagen, und erleuchtet von dem Lichte, das aus ihm kommt, dem dunkeln Räthsel ins Antlitz schauen, und uns seine Gestalt künden. Das wird dann ein prophetisches Schauen, dessen Wirklichkeit die Wissenschaft oft erst viel später und langsamer im Bereiche der Wahrnehmung erkennt. Ein Geist, der sich an der Grenze der Erkenntniß weder mit dem hergebrachten Glauben noch mit der Resignation, dem stillen Fügen in die einmal gesetzte Nothwendigkeit genügen kann, wird es immer wieder wagen, erobernd vorzudringen, und der Schmerz über das Unerreichte rührt zu den edelsten Klagen.

Ich knüpfte in den Besprechungen mit Lenau an sein Gedicht „die Form" an, worin er selbst sagt:

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Die neuösterreichische lyrische Poesie hat in einer Fülle von Ueberkraft sich von der mustergültigen Goethe'schen Einfachheit entfernt, in welcher jeder Einzelgedanke des Gedichts dem Verlaufe des Ganzen unterthan ist, und nicht eine Aufmerksamkeit für sich beanspruchen darf. Auch Lenau schien mir nicht frei davon, in einzelne Zeilen und Wortfügungen einen selbstständigen Gehalt einzuknüpfen, wodurch ein Abirren und statt der einfach und wie organisch nothwendig sich fortentwickelnden Melodie ein figurirter Gesang entsteht, der oft kunstvoll, aber dem reinen Geschmacke minder entspricht. Er ließ nicht ab, bis ich ihm dieß an einzelnen Gedichten nachwies. Ich wählte dazu das sonst so schön-melancholische Gedicht: „Die Heidelberger Schloßruinen," die er „der Zeit steinern stilles Hohngelächter" nennt, und so noch einige andere. Manchmal sagte er

ſchnell: „Haſt recht, haſt recht, Brüderl“ und jede fernere Erörterung abſchneidend, ſetzte er hinzu: „Red' nicht, brauchſt weiter gar nichts zu ſagen!“ Bei anderen Stellen ſagte er wieder: „Red' nichts, red' nichts, kannſt tauſendmal recht haben, es bleibt doch.“

Lenau nannte mich faſt nie bei meinem Namen, ſondern: „Brüderl.“ Wie erhebend und herzſtärkend war es, wenn er durch eine momentane Anregung oder aus innerſter Stimmung heraus ſeinen umfaſſenden Geiſt und ſein unergründlich tiefes Herz erſchloß, und dabei ſich über unſer Beiſammenſeyn wieder kindiſch freute. Da war das Gehen Arm in Arm mit ihm ein beſtändiges Anſichdrücken. Ich ſagte ihm einmal: „Es gibt Menſchen, die ſind wie die Oefen von Sturzblech, ein Spänchen darin angezündet und es gibt fliegende Hitze, iſt aber auch wieder Alles ſchnell kalt. Du biſt ein Kerl wie ein alter breitſpuriger ſchwäbiſcher Kachelofen, da muß man tagelang heizen und ein Stück Wald hineinſtecken, dann hält es aber auch lange warm.“ Dieſer Vergleich machte ihm ſo viel Spaß, daß ich ihm dieſe Worte zum Andenken gleich auf einen Zettel ſchreiben mußte.

In philoſophiſchen Discuſſionen konnte man längere Auseinanderſetzungen von ihm vernehmen, ſonſt ſprach er meiſt nur kurze Sätze und ging auch gerne ſchweigend neben dem Freunde. Ueber literariſche Dinge ließ er ſich ſelten vernehmen, und viele Gedichte, die er über die Verkehrtheiten der Kritik, der Tendenzjägerei u. dergl. gemacht hatte, ſah er ſelbſt als momentane Abwehr an, ſo daß er ſie nicht wieder aufnehmen wollte. Ueber Heine iſt mir ein Ausſpruch von ihm erinnerlich, er ſagte: „Mir bleibt es ein pſychologiſches Räthſel, wie man ein ſo offenbares Genie und doch ſo verlieberlicht ſeyn kann.“

In ſeiner Gemüthsſtimmung war er jeder kleinen Freude aufgethan, ungemein wohlwollend, zu Scherz und Lachen aufgelegt, dabei von einer ſeltſamen Weichmüthigkeit, die ihm bei tieferer Seelenanregung leicht eine verſchwimmende Thräne ins Auge lockte. Er hatte bei aller ſelbſtſtändigen Abgeſchloſſenheit und wohl eben dadurch eine ſpiegelähnliche Aufnahmsfähigkeit fremden Denklebens. In ſeiner bedächtigen Weiſe, wobei er bisweilen nur mit dem Kopfe nickte, war er der gerade Gegenſatz derer, die fremde Anſchauung nur aufnehmen können, wenn ſie ſie durch raſche eigene Zuthat in eine andere verwandeln.

Es bleibt ein unerſetzlicher Verluſt, daß Lenau, wie die meiſten Lyriker, ſich nicht dazu verſtehen konnte, zeitweilig ſeine Anſchauung von Welt und Zeit öffentlich darzulegen. Es iſt möglich, daß durch ſolche Erledigungen der Drang zur lyriſchen Concentration, das Umwandeln der Welteindrücke in rein ſubjective Empfindungen beinträchtiget würden, wenn wir erführen, was an Wiſſen und allgemeiner Erkenntniß dahinter ſteht. Bei Lenau bleibt aber dieſe Zurückhaltung ein unerſetzlicher Verluſt. Wenn auch viele und umfaſſende Briefe von ihm da ſind, ſo bleibt es doch der Welt verloren, welche tiefe und weithinreichende Wurzeln ſein Geiſt über felſenhafte Probleme hinweg in den fruchtreifen Boden des Lebens und der Wiſſenſchaft geſchlagen hatte.

Es fällt mir ein, daß ſpäter, als das Leben Lenau's eine ſo glückliche Wendung zu nehmen ſchien und wir uns im Ausmalen der Zukunft überboten, wie wir gemeinſam ſo ſchön in Heidelberg zuſammen leben wollten, er ſagte: er wünſche neue Symposien dort zu veranſtalten, die bedeutſamen Männer aller Wiſſenſchaften ſollten ſich in freier Geſelligkeit einigen, über einen beſtimmten Gegenſtand frei discutiren, ein Stenograph ſollte Alles aufzeichnen, das dann ſpäter zu redigiren wäre. Er malte den Plan ganz ernſthaft und bedächtig aus, und kehrte ſich nicht an den Einwand, daß wir in all unſerem Denken und durch die geſchiedenen Fachwiſſenſchaften ſo iſolirt ſind, daß ein Jeder aus einem Hintergrund ſubjectiver Welterfahrung und einſamer wiſſenſchaftlicher Forſchung herausſpricht, wodurch ein zeitgenöſſiſcher Dialog dieſer Art mehr ein Nebeneinander, eine Moſaik einzelner unmeißelbarer Kieſel als ein lebendiges Entwickeln oder Heraushauen eines Ganzen würde. Er glaubte ſtets, es müſſe möglich ſeyn, die Menſchen wieder in ihr eigenſtes Weſen zurückzuführen, das nur erhöht ſeyn könne durch wiſſenſchaftliche Weltfahrten aller Art.

Dem unmittelbaren Leben näher geſtellt und durch den Kalender aufs Neue darauf hingewieſen, wandte ich mich auch den damaligen politiſchen Bewegungen in Baden zu und beſuchte das Verfaſſungsfeſt in Oberkirch. Lenau hielt ſich von Derartigem fern, er war bei allem traulichen Anſchließen an Einzelne doch eine vorherrſchend in ſich gehaltene einſame Natur, und hätte er die letzten Jahre mit erlebt, er wäre kein politiſcher Name geworden, er hätte ſich in Vereinen und verfaſſunggebenden

Verſammlungen nicht an ſeinem Platze gefühlt. Er war ein Teil des Gedankens, ein über Bergesſpitzen allein gehender Jäger, der nicht in geſchloſſenen Reihen kämpfen mag.

Ich bin hier an den letzten ſo wonnig verklärten Hochpunkt ſeines Lebens gelangt, ich möchte gern all die lichte Freude, die darüber ausgebreitet war, wiederſpiegeln.

Eines Morgens kam Lenau ganz verjüngt und wonneſtrahlend zu mir, ich mußte mit ihm zum Schloßgarten und dort bei der großen Linde erzählte er mir, wie er geſtern zum Nachteſſen nach dem engliſchen Hof gegangen war: im Saale waren außer ihm nur noch drei Damen, er kam neben die jüngſte zu ſitzen, und auf die unbefangenſte Weiſe knüpfte ſich ein Geſpräch an, in dem ſeine ganze Seele aufging. Er ergoß ſich in den überſchwänglichſten Ausdrücken und dann ſprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefſte Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuverſicht ſagte ihm, daß auch das Mädchen, das bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetreten war, ſich ihm zugeneigt habe. Er ſprach es wiederholt mit einem frohen Selbſtgefühle aus, daß ſie nicht wiſſe, wer er ſey, ſie habe an ihm ganz allein ohne alle Zuthat des Talentes und der Stellung Wohlgefallen gefunden.

Das war's, was er ſchon lange ſich erſehnte, was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da wie ein leuchtendes Gnadengeſchenk. Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie leichtbeſchwingt und morgenfriſch die Pſyche des Dichters ſich erhob.

Er hatte erfahren, daß die Damen ſchon heute nach Tiſche abreiſen wollten; er wollte nun der Holdſeligen eine Freude, ein lichtes Erinnerungszeichen zuwenden. Die Gedichte wurden aus der Buchhandlung geholt und Lenau ſchrieb ein Widmungsgedicht hinein. Er ſchrieb das Gedicht faſt improviſirt und ſchickte nun die Bücher mit einer Viſitenkarte in den engliſchen Hof. Es ward ihm ſchwer, Mittags zur Tafel zu gehen, und hier erfuhr er zu ſeiner Freude von den Dankenden, daß er falſch berichtet worden, indem die Tante und die Auserkorne noch mehrere Tage in Baden blieben, während die Dritte, die Schweſter eines ſchwäbiſchen Dichters, nach Rippoldsau ins Bad ging.

Wer war ſeliger als Lenau, und ich war ſo glücklich, faſt immer

in seinem Geleite und in dem der Damen zu seyn. Nur manchmal schien die heilige Festesstimmung unterbrochen durch hastige Briefe, die Lenau rasch und meist auf meinem Zimmer schrieb und selber zur Post trug. Das waren aber nur flüchtige Wolken, aus denen die Sonne des neuen Lebens vollstrahlend hervorbrach.

Der Abend vor dem Abschiede kam. Es war eine schöne Sommernacht, wir Vier wandelten vor dem Kurhause, während die Musik schöne Weisen spielte. Die Tante wollte nach Haus, als die Musik eben einen widerwärtigen Mischmasch ertönen ließ, einen damals Mode gewesenen Eisenbahnwalzer, in dem das schrille Pfeifen und Keuchen der Locomotive mit allerhand unharmonischen Instrumenten nachgeahmt war. Lenau bat, daß sie nicht unter diesen Tönen den Ort verlassen wollten, wir blieben noch eine Weile und endlich mußte doch geschieden seyn.

Ich glaube, Lenau war noch am andern Morgen bei den Abreisenden; später kam er zu mir, und es stand fest in ihm, daß dieß Mädchen sein werden müßte; er war wiedergeboren, alles vergangene Leben hinter ihm eingesunken. Oft wiederholte er auch, wie er sich freue, eine Frau aus so ehrenfester Bürgerfamilie zu besitzen, während er in Wien sich so oft habe mit Adeligen verbinden sollen. Er sprach davon, daß es sein Vorsatz sey, nie eines seiner Kinder in Staatsdienst und Abhängigkeit treten zu lassen, sie sollten, wenn nicht anders, ein Gewerbe treiben. Ein neuer Blüthenfrühling sproßte in ihm auf und er ward nicht müde, den hohen Seelenadel und die Anspruchslosigkeit der Erkornen zu preisen. In seltsamer Befangenheit war er aber mit ihr zu keinem entscheidenden Ausspruche gekommen, und es quälte ihn tief, hierüber Gewißheit zu erlangen. Ich rieth ihm nach Rippoldsau zu reisen, dort werde er wohl von der Verwandten sich solche verschaffen können. Er reiste ab und kam nach einigen Tagen ganz jubelvoll wieder, er hatte die Sicherheit der Erwiederung seiner Liebe.

Bei diesem Zeitpunkte mag einstweilen stille gehalten werden und dabei gestattet seyn, zur anziehenden und hochdankenswerthen Mittheilung Auerbachs einige kleine Glossen zu machen, hiebei dem Laufe seiner Erzählung folgend.

Niembsch bekam damals in Baden mehrere Stöcke mit darauf

geschnitzten Fratzenköpfen. Er war überhaupt ein Freund von solchen. Einmal besichtigte er mit Frankl (s. d. B. S. 41) Jüttners Sammlung von Büsten zu Wien, worin der barocke Bildhauer Messerschmidt die verschiedenartigsten Leidenschaften und Empfindungen ausgedrückt hat. Lenau bewunderte dieselben lange. „Die sollte des Messerschmidt Landsmann, mein verehrter Justinus Kerner sehen! In den Köpfen spielen Dämonen, nur wäre es ihm schwer, sie aus ihnen herauszutreiben; das haftet Alles unsterblich an dem Erz und Marmor!“ — Vor einzelnen Köpfen blieb er lange stehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verschlossene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es sehr humoristisch-ironisch fand, daß er statt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Gesichtsverzerrung des erbosten rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen Köpfen gefiel, suchte er nachzuahmen, eben so den Schalksnarren und den Erzbösewicht. „Gehn wir, sagte er endlich lachend, das reizt mich alle diese Gesichter nachzuschneiden. Ein Dichter sollte keine Karrikaturen anschauen, geschweige denn sie nachzuahmen suchen. Es muß Etwas in diesem Bildhauer gewesen seyn, was ihn leicht hätte zum Narren werden lassen; glücklicher Weise lagerte es sich als Kunst in ihm ab.“

Einen Vorfall, welcher zeigt, wie wenig Niembsch, ohne alles Ansehen der Person des Vorbringers, Ungebührliches in seiner Nähe litt, auch wenn solches ihn nicht unmittelbar berührte, brachte Frankl S. 90: „Er duldete nicht, daß Andere sich einen cynischen Ausdruck in seiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Gesellschaft hochgestellten Manne mit den Worten: „Das ist sehr ordinär!“ den Rücken kehrte und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: „Habeat sibi!“ Es war dieß eine Eigenthümlichkeit, die von den ungarischen Schulen wohl herrührte, daß er sich mit Vorliebe lateinischer Redensarten bediente.

Wie Lenau als Dichter seine Würde zu wahren wußte, zeigen folgende von Emma Niendorf gemeldete Vorfälle (S. 220 und 225): „Die alte Frau von B.,“ sagte er, „hat im Winter ihren Salon, wo sie lauter Künstler einladet, Dichter, Virtuosen u. s. w. Da werden Productionen gemacht und grandios wird soupirt. Sie hat mich auch schon oft dazu

einladen lassen durch W., der ein Freund von mir ist. Ich ging aber nicht hin. Einmal, da konnt' ich ihr aber doch nicht ausweichen in Ischl auf der Esplanade. W. saß neben ihr auf einer Bank. Ich wollte mit einem Gruß vorübergehen, aber er rief mich an und sagte: „Erlaube, daß ich Dich meiner verehrten Freundin, der Frau von P. vorstelle.". Sie sagte mir nun von ihrer Freude, mich kennen zu lernen, und dann: „Werden Sie mir nicht auch einmal in meinen Soiréen das Vergnügen schenken?" Nur so hingeworfen. Da wollte ich ihr auch eine Sottise machen und setzte mich neben sie auf die Armlehne der Bank, sah zu ihr herunter und sagte: „Nein, ich muß Ihnen recht sehr danken," und baumelte mit dem Fuß. Nach einer Weile stand ich auf und empfahl mich. Ich dachte: „Bist du en negligé, so will ich es auch seyn."

Erlebten wir es doch, daß Jemand, dem Lenau vorgestellt wurde, herablassend zu ihm sagte: „Ihre poetischen Versuche habe ich gelesen." Das Gesicht, welches der Dichter bei diesen Worten machte, kann man sich nach der eben von ihm berührten Anekdote füglich selbst dazu denken.

Einmal kam Niembsch zum Direktor des Salinenoberamtes in Gmunden; da war noch ein anderer Mann bei diesem. „Es ist φδιος, dieses Vorstellen. Wie kann er wissen, ob ich den Menschen kennen lernen will, oder er mich, wenn man nicht vorher fragt? Er stellte mich als den „Dichter Lenau" vor. Der Andere entgegnete: „Es giebt jetzt so viele pseudonyme Dichter, daß man immer einen Katalog haben sollte, um sie nicht zu verwechseln." „Wer einen Katalog braucht, um sich die Namen zu merken, thut besser, sich nicht darum zu kümmern," sagte ich und ging weg. „Du kommst mir recht!".

Niembsch hat nicht gerne und mit unvermischter Gewohnheit den Wiener Dialekt gesprochen, worunter doch wohl der des gemeinen Volkes gemeint seyn will. Er verstand ihn zwar, da das Deutsch, welches man in Ofen und Pesth spricht, so ziemlich dem in Wien ähnelt, und dann war er auch lange genug in Wien gewesen, allein er sprach ihn in gesunden Tagen nicht. Eben weil Niembsch gewöhnlich rein deutsch gesprochen, fiel es Frankl auf (s. dessen Buch, S. 117), daß er ihn in seiner Krankheit zu Winnenthal mit ungarischem Accente deutsch sprechen hörte. Dieselbe charakteristische Wahrnehmung machte auch Auersperg bei

seinem Besuche dortselbst. Ich hörte Niembsch auch nicht ein einzigesmal in österreichischer Mundart geschriebene Gedichte vorlesen, deren die neuere Zeit doch sehr viele und darunter allerdings sehr lesenswerthe brachte; worin schon ein Fingerzeig liegt, daß er unserer Volkssprache nicht ganz mächtig sich fühlte. Uebrigens wird gerne zugegeben, daß Niembsch im unbekümmerten Alltagsgespräche mit guten Freunden eben so leicht als Oesterreicher sich verrieth, wie Andere als Schwaben, Preußen, was auch hin und wieder ein spaßhaftes Mißverständniß veranlaßte. So frug Niembsch einmal den Grafen Alexander: „Ist ka Ball bei Hof?“ worauf Letzterer mit schöner Entrüstung antwortete: „Wo wäre wohl in aller Welt ein Hof, woselbst nicht immer und ewig Kabal' im Finstern wühlete.“

Walzer erfand Lenau wohl etliche selbst, doch befanden sich deren nicht in seinem Nachlasse. Er mag sie mit verbrannt haben. Ungarische spielte er, wie er sie von Zigeunern in seinem Geburtslande, und Ländler, wie er sie in Wien, zumal aber zu Aussee in Steiermark gehört, ungemein gern und mit großer Wackerheit. Evers schrieb ihm die Ausseer einmal auf, und so wird wohl auch an diesen Auerbach sich geweidet haben.

Das schnelle Verbrüdern und häufige „Brüderl“ sagen war sonst des schon gereiften Mannes Lenau Sache eben nicht. Er schloß sich im Gegentheile immer mehr gegen die Außenwelt ab und wurde beinahe leutescheu, wie erzählte Vorfälle und seine eigenen Briefe sehen lassen. Jene auffallende Abweichung deutet also schon auf einen abnormen Zustand.

Das erwähnte Widmungsgedicht lag im Entwurfe, leider aber ohne Tagangabe, unter den rückgebliebenen Schriften, und ward sonach in Lenaus dichterischen Nachlaß aufgenommen. Man merkt ihm etwas das „Impromptu“ an.

Daß Lenau in Wien so oft mit Adeligen sich habe verbinden sollen, ist daselbst unbekannt und daher wohl nur ein Mißverständniß. Uebrigens würde es ihm, wenn es in seinem Wunsche gelegen hätte, ohne Zweifel möglich geworden seyn.

Niembsch handelte dießmal bezüglich einer Verbindung mit Marie, — so heißt die marienmilde, seelenedle Frankfurterin, — äußerst rasch und entschlossen, gegenüber seinen früheren Vorgängen gegen Lotte und Karoline, was als ein weiterer Beweis einer damals bereits eingetretenen krankhaften

Seelenerregung erſcheinen möchte, wozu der Keim ſchon durch die Sommerſchwüle zu Stuttgart während des langwierigen und verdrießlichen Corrigirens ausgebrütet worden ſeyn mag. Hiezu kommt auch noch, daß er in Baden eben damals an mehrtägigem, beſtändigen Kopfſchmerz gelitten hatte, wogegen der Magnetiſeur ſeine Kunſt zweimal vergebens verſucht, was auf ungewöhnlich große Blutanhäufung im Haupte hinweiſet. Niembſch verbrannte damals durch überſtürztes Handeln, gleichſam aus Angſt und Furcht vor ſich ſelbſt, die Brücke hinter ſich, um ſich damit ſogleich jedweden Gedanken an Rückzug durchaus abzuſchneiden. Alte feſte Bande laſſen ſich nicht ohne Gefahr ſtracks zerreißen, ſondern nur allmälig und ſchonend löſen, und neue nicht für immer bleibend ſchließen, ohne nicht früher klar überblickt zu haben, ob ſich auch Alles dazu nach Wunſche fügt und ſchmiegt, ſonſt macht die Zukunft dieſelben leicht zu harten Feſſeln. Niembſch fühlte wohl auch ſelbſt, welch ein gewagtes Spiel er ſpielte, wogegen das gemiedene am grünen Dominotiſche nur Kinderei, und ſcheute ſich daher, auch nur einen Hauch darüber nach Wien gelangen zu laſſen; an Sophie auch ſogar nicht einmal, ja jnſt am allerwenigſten an die. Seine Erfahrung von 1839 hatte ihm wenig genützt. Hätte er wie damals wieder ſich Sophien vertraut, die ſein Heil von Herzen wünſchte, die Sache wäre ſodann, wenn auch nach einigen Stürmen, nach vorerſt beruhigend gelöster Lebensfrage im eigentlichſten Sinne, wohl wahrſcheinlich zu glücklichem, und doch jedenfalls beſſerem Ende gelangt. Niembſch ſagte ſpäter ſelbſt: „Mein ganzes Unglück iſt ein verfehltes Rechenexempel. Ich habe mich verrechnet. Ich wollte noch glücklich ſeyn, und als ich das Glück erkannt, es mir ſchnell ſichern; ich glaubte, man würde ſich in eine vollendete, erheiſchte Thatſache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, Alles verſöhnt werden, Alles ſich von ſelbſt klären — aber die alten Bande laſſen mich nicht los“ (Niendorf 270). Als Niembſch den letzten Brief an Sophie ſchrieb, kannte er bereits Marie, und gleichwohl meldete er kein Wort an Sophie davon, obſchon er ſie anwies, ihre Antwort nach Heidelberg zu richten, wohl bereits in dem verſchwiegenen Entſchluſſe, über Heidelberg nach Frankfurt reiſen zu wollen.

Niembſch an Sophie.

Baden, 15. Juli 1854.

Liebe Sophie!

Ich bin in den letzten Tagen von hier entfernt auf einer Reiſe durch den ganzen Schwarzwald geweſen; darum hab' ich nicht an Sie geſchrieben. Doch hab' ich auf dieſer Reiſe Ihrer und Ihres Hauſes nicht vergeſſen; denn als ich, durch das Kinzigthal fahrend, nach H. kam, erinnerte ich mich, daß an dieſem Orte noch Jemand von Eurer Verwandtſchaft zu finden ſey. Ich erkundigte mich bei der Wirthin um den Poſthalter K., der mir noch als Bruder Ihres Vaters im Gedächtniſſe war. Die freundliche Frau führte mich ſogleich über die Straße in ein kleines einſtöckiges, aus Stein und Holzgebälke gebautes Häuschen, und über eine ſchmale, hölzerne Wendeltreppe gelangte ich an die Thüre des Poſtbureaus, vor welcher eine große, alte, lederne Brieftaſche auf dem Boden lag. Ich klopfte an, und eine Stimme, in der ich die Ihres Vaters zu hören glaubte, rief: herein. Es erhob ſich vom Stuhl, aus einer langen Pfeife ſchmauchend, ein alter Herr, in dem ich ſogleich den Bruder Ihres Vaters erkannte. Ich entſchuldigte mein unvermitteltes und durch kein Geſchäft motivirtes Eintreten und machte dagegen geltend, daß ich ſeine Verwandten in Wien genau kenne und das Glück habe, ihnen befreundet zu ſeyn, worüber er in lebhafte Freude gerieth. Er gleicht Ihrem Vater außerordentlich. Dieſelbe Haltung des nur etwas längeren Leibes, dieſelben Haare, Geſichtszüge und Mienenſpiel; ja, mir ſchien, als fehlten ihm auch gerade dieſelben Zähne. Meine guten Nachrichten über Euch Alle erregten ihm große Freude; doch hielt er dabei einen ſchmalen Papierſtreifen in die Höhe und ſagte mit wehmüthigem Kopfſchütteln: „Sehen Sie, größer iſt das Format der ſeltenen Briefe nie, die mir mein lieber Bruder aus Wien ſchreibt, und doch möchte ich gerne ſo oft und ſo ausführlich wie möglich Nachrichten von ihm und den Seinigen haben!“ Darauf rief er ſeine Schweſter herein. Eine alte, ſchon etwas gekrümmte Dame mit ſcharfgeſchnittenen Geſichtszügen und lebhaften Augen. Sie gab mir ſehr treuherzig die Hand, bat mich, ihrem Bruder einen herzlichen Gruß und zugleich Verweis zu bringen, daß weder er nach H. komme, noch bis jetzt eins ſeiner Kinder herausgeſchickt hätte. Der Poſthalter bat

mich um meine Adreſſe nach Baden und um die Gefälligkeit, eine Abbildung von H., die er mir dorthin ſenden wolle, an ſeinen Bruder nach Wien mitnehmen zu wollen. Ich ſchrieb ihm meine Badener Wohnung auf, und unter den freudigſten und herzlichſten Begrüßungen (nachdem mir des Poſthalters Tochter, ledige, F., vorgeſtellt worden war) verließ ich die guten Menſchen. Leider konnte ich nicht länger bleiben; ich war auf einer gemeinſamen Reiſe mit Dr. Fränkel nach Rippoldsau begriffen. Die beiden Alten, die von mir augenblicklich liebgewonnenen, gaben mir ihre Begleitung bis über die Straße, und die vortreffliche K-Schweſter hängte ſich ganz traulich in meinen ihr gebotenen Arm. Sie ſagte mir auch, wie gerne ſie, wenn es nur um einen Tag ſpäter wäre, mit mir nach Rippoldsau fahren möchte, um nur länger mit mir über Euch Alle ſprechen zu können.

Der Schwarzwald iſt überaus herrlich. Durch die wechſelnden Krümmungen der Thäler macht auch die Schönheit immer neue Wendungen, ſo daß man in einem ununterbrochenen Strom von herrlichen Waldſcenen dahinfährt. Alle meine Leiden ſind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren. Morgen reiſe ich nach Heidelberg, wo ich einen Brief von Ihnen zu finden hoffe. Ihren nächſten Brief erbitt' ich mir nach Stuttgart p. r. Zum 13. Auguſt komme ich nach Wien und eigentlich nach Lainz. Doch werde ich dieſen Herbſt aus mehreren, zum Theil ſehr gewichtigen Gründen, wohl noch einmal herausreiſen müſſen. Die Albigenſer ſind noch nicht angefangen. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Auerbach fährt fort:

„Nun ward die Reiſe nach Frankfurt beſchloſſen; ich ſollte mit als „Geſpiele" des Bräutigams. Meine Zeit war noch von der Herausgabe des Gevattersmanns und der Anordnung des deutſchen Familienbuches ſtreng in Anſpruch genommen, ich reiste daher voraus nach Karlsruhe, wollte ſehen, ob ich abkommen könne, und Lenau ſollte mich am Bahnhof erwarten. Als ich ihm nun dort ſagte, daß es mir unmöglich ſey, mitzureiſen, da rannen ihm die Thränen unaufhaltſam die Wangen herunter und er klagte ſchwer, daß er nun ohne Bruder und Genoſſen ſo ganz allein den bedenkſamſten Weg ſeines Lebens ziehe.

In Frankfurt traf Lenau Moritz von Schwind, Felix Mendelsſohn und unſern gemeinſchaftlichen Freund, Ferdinand Hiller. Er war mit dieſem in dem nahen Bade Soden und noch bei ſeiner Rückkunft erzählte er, wie ihn Hillers Compoſition ſeiner „drei Zigeuner," die er dort ſingen hörte, ungemein erfreute, und von Hillers Klavierſpiel angeregt, ſchrieb er ihm in ſein Album folgende Zeilen.

Als Hiller mir ſpielte:

Wenn ſeine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo iſt die Sonne für den Klang,
Dieß Meer ausſtrömend von Geſang?

Frankfurt, 20. Juli 1844. Nicolaus Lenau.

Dieß iſt wohl das letzte Gedicht, das er in ſeinen lichten Tagen geſchrieben, es gibt Zeugniß ſeiner Kraft, die ihn für den myſtiſchen Trieb nach dem Unergründlichen, dem Urquell von Ton und Wort, ſo mächtigen Ausdruck gewinnen ließ. Sollte die Antwort vielleicht in Begriff und Wort: „Sphärenmuſik" liegen, wodurch man den leuchtenden, rhythmiſch rollenden Weltkörpern ein Tönen zutheilt?... Auch in Frankfurt war er, wie mir erzählt wurde, oftmals ſeltſam weichmüthig und zu Thränen geneigt. Dort ſagte er einmal zu Schwind ohne Begründung und Erklärung das ſchreckliche Wort: „Das Licht geht aus!" Daſſelbe Wort wiederholte er mir einmal in Baden, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwiſchen die Kniee geklemmt, auf dem Sopha ſaß. Ich erſchrak darüber, wußte nicht, was er wollte und ſchalt ihn über ſolche ſeltſame Rede; er ging davon ab und ſagte: „Es iſt nichts, vergiß es."

Still und in ſich gekehrt war er nach Baden zurückgekommen, nur wenn er von ſeiner Braut ſprach, war Alles in ihm ein voller, hoher Accord der ſeligſten Freude. Und doch iſt es ſo ſchwer, bei einem Manne wie beſonders Lenau, der getragen und gehegt war von hingebender Anerkenntniß gewohnter Kreiſe, ſich nun in neuem Kreiſe in ſeinem Weſen vielfach documentiren zu müſſen und ſich ausdrücklich kennen lernen zu laſſen.

Lenau hielt den Plan feſt, ſich in Heidelberg anzuſiedeln, und da ihn die Exiſtenzfrage auch vielfach beſchäftigte, gedachte er, ſeine Abneigung

gegen Staatsdienſt überwindend, als Docent der Philoſophie aufzutreten. Auf den Einwand, daß das, was er hierin leiſten könne, wohl auch Andere vermöchten, daß aber, was ihm zunächſt als ausſchließlicher Beruf gegeben ſey, auch ſeine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und ſprach viel von dem Plane zu einem großartigen Oratorium, den er mit Felix Mendelsſohn verabredet hatte; er wollte darin, über die bibliſchen Stoffe hinausgehend, ein Neues ſchaffen; ſein Studium der Gnoſtiker ſollte ihm dabei unverloren ſeyn. Da er ſelber nichts Näheres darüber bezeichnete, und vielleicht auch noch nicht entſchieden darin war, blieb es bei dieſen allgemeinen Andeutungen. Ueberhaupt rang er offenbar mit der Geſtaltung dieſes neuen Lebens, das ihm ſo ſpät geworden, da es der jugendlichen Biegſamkeit und Fügſamkeit ermangeln will und ein volles reiches Daſeyn des Thuns, Denkens und Empfindens nicht mit hinüber genommen werden durfte in das neue Leben. Die Skepſis, die fort und fort ſich erneuert, iſt zugleich Urſache und Wirkung des Vereinſamens, ſie hat nothwendig ihre Grenze und mindeſtens ihren theilweiſen Abſchluß, ſobald ein poſitives Verhältniß feſt gegründet iſt, das dem ſubjectiven Belieben, dem waghalſigen Hinausſteuern ins Uferloſe Schranken ſetzt, indem noch ein anderes damit gefährdet iſt.

Vor der Reiſe nach Wien bangte Lenau, er wollte, daß ich an ſeiner Stelle dahin gehen könnte; ich erbot mich dazu, da ich in wenigen Wochen der buchhändleriſchen Verpflichtungen entledigt war und ich ihm ſo gerne einen Erſatz für das verſagte Geleite nach Frankfurt gegeben hätte. Bald ſagte er aber wieder, daß dieſe Dinge in Wien nur er und Niemand anders erledigen könne.

Hiezu mag in Bezug des Verhältniſſes zwiſchen Lenau und Mendelsſohn Folgendes bemerkt werden. Ein Freund Lenau's zu Wien, der Tonſetzer, Tonmeiſter und Tonlehrer Joſeph Fiſchhof, welcher mit ihm im Jahre 1819 in die Philoſophie getreten und ſpäter auch wieder in den mediciniſchen Vorleſungen mit ihm zuſammengetroffen war, lernte im Jahre 1828 mit ihm Engliſch von deren gemeinſchaftlichem Freunde Witthauer. Die Vorleſungen waren immer bei Fiſchhof im Trattnerhof. Nach der Stunde blieben die Freunde noch oft beiſammen, wo ſodann Fiſchhof

gewöhnlich ſich ans Klavier ſetzte, um meiſtens von Beethoven vorzuſpielen. Lenau liebte die Nachtſeite der Muſik und nur mit Mühe und vielem Vorſpielen erzwang von ihm daher Fiſchhof die Anerkennung Mendelsſohns. Lenaus Achtung für Mendelsſohn ſteigerte ſich aber in der Folge ſo, daß er ſogar einen Oratoriumtext für ihn dem beiderſeitigen Freunde Fiſchhof verſprach. Lenau meinte, das göttliche Princip ſey durch Händels Meſſias unübertrefflich betont; der gefallene Engel, der Dämon, müßte denn auch ins Oratorium hineingezogen werden, und in genialen beredten Grundriſſen, wobei ſein Auge wunderbar flammte, entrollte er die ganze Structur des Gedichtes. Schade, daß Unglück und Tod das gemeinſchaftliche Werk zweier ſo großer Meiſter, deſſen künftige Ausführung dieſelben noch bei ihrem letzten Zuſammenſeyn ſo lebhaft beſchäftigte, für immer feindlich verhinderten!

Profeſſor Fiſchhof bringt noch bei, daß Lenau die Compoſitionen ſeiner eignen Lieder von Fräulein Joſephine Lang in München, ſpäterhin Profeſſorin Köſtlin in Tübingen, einer genialen Componiſtin, als beſonders ſeine Intentionen treffend, bezeichnete; dann auch, daß Lenau, trotz ſeiner Vorliebe für die melancholiſche Richtung in der Muſik, dennoch einen Widerwillen gegen die ſogenannte „nervöſe“ Kunſt hegte.

Die vier Zeilen an Hiller waren mit der abweichenden Ueberſchrift „Sonne“ und mit der Veränderung in der letzten: „Ein Meer“ ſtatt „Dieß Meer“ unter Lenau's Papieren vorhanden und wurden in den Nachlaß eingeſchaltet. Lenau's letztes Gedicht iſt dieß jedoch nicht, denn abgeſehen davon, daß er noch im Auguſt und September 1844 zu Wien, ja auch ſogar zu Stuttgart noch am Don Juan fortdichtete und ihn abſchloß, ſo ſind aus dem September auch noch zwei herrliche kleinere Gedichte vorhanden, worauf ſpäterhin umſtändlich die Rede kommen wird.

Niembſch an Sophie.

Baden-Baden, 27. Juli 1844.

Unterdeſſen bin ich in Frankfurt geweſen. Von meinem dortigen Leben werd' ich Ihnen mündlich erzählen, wenn ich nach Linz komme, was bis zum 13. Auguſt unfehlbar geſchehen wird.

Der Tod Alexanders hat mich sehr betrübt. Er war mir wie kaum ein zweiter von meinen Freunden in großer Liebe ergeben. Eben ging ich eines Abends nach Lichtenthal hinüber, als mich unterwegs ein alter Bekannter aus Stuttgart antrat und sagte: „Diese Nacht starb Alexander in Wildbad.“ Das Schicksal scheint unter meinen Freunden aufräumen zu wollen, damit ich im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkomme. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Nun geschah die zweite Reise nach Frankfurt und zwar zur Verlobung. Niembsch war vor Allem sehr darum zu thun, einen Vermögensstamm sich zu bilden, woran er und die künftigen Seinigen mit Beruhigung sich zu lehnen vermöchten. Er konnte zwar in Folge der schon vollendeten Auflagen seiner Gedichte und des Savonarola, dann der noch bevorstehenden der Albigenser über mehr als 4000 fl. rheinisch verfügen; die genügten ihm aber nicht zu einer Grundfeste für einen häuslichen Herd, wie solchen ein so gefeierter Dichter zu wünschen berechtiget war. Wenn er auch wohl noch die Hoffnung hegte, daß auch von Seite seiner Braut ein ansehnlicher Beitrag zur Errichtung ihrer gemeinschaftlichen Wirthschaft würde geleistet werden können, so glaubte er sich die nöthige Stütze doch nur allein durch völligen Verkauf aller seiner bisher erschienenen, gleichwie auch der noch künftig anzuhoffenden Werke verschaffen zu können. Zu diesem Ende reiste er von Baden vorerst nach Stuttgart, und da er Freiherrn v. Cotta dort nicht traf, zu ihm auf dessen Besitzung Dotternhausen. Cotta ging bei der Wichtigkeit des Geschäftes nur auf das heftige Andringen von Niembsch in die augenblickliche Abschließung ein, wobei es diesem gänzlich überlassen ward, die Bedingungen selbst zu stellen. Als solche wurden im Wesentlichen festgesetzt: „Herr v. Niembsch überläßt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl als der noch zu erwartenden, für welches Verlagsrecht er 20,000 fl. im Vierundzwanzigguldenfuße erhält. Außerdem sind dem Herrn Verfasser für jeden Band der erst zu erwartenden Schriften ein für allemal 2500 fl. zu entrichten. Die Auszahlung aber des Hauptehrensoldes von 20,000 fl. erfolgt innerhalb fünf Jahren von Ostern 1845 anfangend

in je zwei Jahreszielern zu Oſtern und Michael." — Dieſer höchſt beſchleunigte Vertrag wurde von Niembſch mehr aufgedrungen als eingegangen zu Dotternhauſen am 30. Juli 1844. Niembſch eilte damit, ganz ſelig darob, nach Frankfurt.

Es handelt ſich nun darum, über dieſen zweiten Aufenthalt in Frankfurt, bei der beſcheidenen Verſchloſſenheit der Hauptquellen, jenes Wenige vorzuführen, was ſich gleichwohl darüber darbot.

Von einem Ungenannten ſteht im „Lloyd" vom Sonnabend Morgens den 7. Sept. 1850 Z. 263

Eine Erinnerung an Lenau.

Weiter ſoll ſich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als ſich blühend in der Hand
Läßt die Roſe tragen.

Schöne, ächt poetiſche Worte eines vor Kurzem Dahingeſchiedenen. Ob er ſie auch ſelbſt beherzigt haben mag?

Es war vor mehreren Jahren zu jener Zeit, wo Nikolaus Lenau ſeinen Brautlauf hielt, der ſo tragiſch enden ſollte, als ich mich an einem Tiſche mit ihm befand, und zwar im elterlichen Hauſe jener edlen Frau, über deren Beziehung zu Lenau deſſen Schweſtermann in den bekannten biographiſchen Umriſſen (im Album öſterreichiſcher Dichter, Wien bei Pfautſch 1850) nur wenige andeutende Worte wagt. In jenem Hauſe war bei der überraſchenden Höhe der Bildung, auf welcher auch der weibliche Theil der Familie ſich bewegte, ſelbſt das Anſchlagen ſolcher Geſpräche geſtattet, welche ihres abſtracten Stoffes halber ſonſt nur in männlichen Cirkeln abgewickelt werden. So entſpann ſich bald nach Beginn des Mahles ein Geſpräch über Hegel und ſeine Philoſophemen. So oft, oder beſſer ſo ſelten gebildete Wiener auf dieſe Berliner Celebrität zu ſprechen kommen, fehlt nie das petit mot pour rire; ſie können ſich einmal mit dieſem Prototyp der Abſtraction nicht befreunden, daher auch wenige Geduld und Luſt gehabt haben dürften, über die erſten Seiten ſeiner Schriften hinauszugelangen. Hier war es ſpeciell die Hegel'ſche Definition der Gottheit, welche beſprochen wurde, und zwar in Gegenwart mancher

unſchuldig gläubigen Gemüther. Ich entſinne mich nur, daß Lenau, wie es ſein Brauch war, nach längerer ſcheinbarer Unaufmerkſamkeit plötzlich in ein eigenthümliches Schmunzeln ausbrach und ausrief: „Deus est id (ich ſage ausdrücklich id, nicht is) quod nemo scit, nisi forte Deus ipse sciat.“ Dieſe je nach dem Tone, mit dem man ſie lieſt, entweder aretiniſchen oder gläubigen Worte hatten in Lenau's Munde faſt einen ſchmerzlichen Ausdruck, der es bewies, wie oft und fruchtlos ſein großer Geiſt über das erhabenſte Räthſel des Daſeyns nachgedacht haben mag.

Durch eine Wendung, die unſchwer zu errathen iſt, gerieth man auf das Kapitel der confeſſionellen Unterſchiede, und ſomit auf die Judenemancipation, eine damals wie jetzt ſo vielfach ventilirte Frage. Ueber die Zuläſſigkeit derſelben in unſerem Zeitalter hatte Lenau ſeine eigenthümlichen Anſichten. Wenn mein Gedächtniß den Geiſt ſeiner Worte richtig aufgefaßt hat, ſo mochten ſie ungefähr folgendermaßen lauten: „Die Judenemancipation darf nicht die Aufgabe des Augenblicks ſeyn, weil ſie eine Frage von ebenſo großer politiſcher, als religiöſer Bedeutung iſt. Das Judenthum iſt der Glaube einer compacten, ſeit vielen Jahrhunderten unvermiſchten Nationalität; der Chriſt kann Mahomedaner, Feueranbeter, ja Fetiſchiſt werden, aber nicht Jude, weil er nicht vom Geſchlechte Abrahams iſt. Nicht zu läugnen iſt, daß der Moſaismus Gebräuche und Anſichten anerkennt, welche dem Geiſte der chriſtlich-ſtaatlichen Geſellſchaft widerſtreben. Das Höchſte, was man alſo in der Gegenwart vom Juden verlangen könnte, wäre ein Ablegen dieſer Gebräuche, als Entgelt für die neuen Rechte, die ihm jene Geſellſchaft gewähren würde. Eine unbillige Forderung iſt es aber, nebſtbei zu verlangen, daß er ſich taufen laſſen ſollte. Mit anderen Worten, man verlange von ihm Austreten aus der alten Genoſſenſchaft, ohne ihm die beſtimmte neue vorzuſchreiben, in die er einzutreten hat.“

Nach Tiſche ſetzte ſich Lenau in ein anſtoßendes Zimmer zum Kaffeetrinken in einen Lehnſtuhl, und zündete die geliebte Cigarre an. Sie war erſt halb geraucht, als ſie im Eifer des Geſprächs verlöſchte. Nach einigen Minuten verſuchte er es, ſie von Neuem in Gluth zu verſetzen, und empfing demnächſt jenen wenig angenehmen Eindruck, welchen immer eine

wieder angezündete Cigarre machen wird. Unwillig warf er ſie von ſich und ſagte:

„Des Lebens Traum iſt einmal nur zu träumen,
Zerbroch'nes niemals wieder ganz zu leimen!"

Ein unreiner Reim, dafür aber vielleicht ein Impromptu, vielleicht auch nur eine Reminiscenz; für den erſten Fall entreiße ich dieſe Zeilen der Vergeſſenheit.

Hiemit ſind meine Reminiscenzen an jenen Tag zu Ende. Warum ich ſo Unbedeutendes hier niederlege? Als Antwort diene eine arabiſche Mythe:

„Als Salomo den Tempel baute, brachte eine Ameiſe einen Strohhalm zu deſſen Bau herangeſchleppt, und Salomo nickte dankend."

Wenn der geachtete Erzähler bei Anhörung jener Verſe gewußt hätte, daß Lenau dieſelben bereits am 17. Februar 1832 zu Heidelberg an ſeinen Freund Klemm in Paris, der ihm zugeredet, die edle Lotte in Stuttgart zu heirathen, zurückweiſend geſchrieben; ſo würde für ihn wohl die Wiederholung dieſer Worte juſt zur Zeit der Verlobung Lenau's mit Marie eine ernſte, tiefe, ſchier ſchauerliche Bedeutung erlangt haben. Lenau war eben auch hier wiederum Prophet.

Lenaus Freund, Karl Evers, theilte mir nach Lenau's Tod bei wiederholter Rückſprache, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht irre leitet, folgendes mit:

„Evers war mit ſeiner Gattin in Frankfurt am Main zur Zeit der Brautfahrt Lenau's. Evers erblickte von ſeinem Fenſter aus Lenau auf einer Umfahrt. Dieſer ſah dermaßen freudeſtrahlend aus, daß ſolches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar ſo, daß ihn darob ſogar Beſorgniß anwandelte. Späterhin ſprachen ſich die Freunde, wobei der Bräutigam ſeinen vollen Himmel aufſchloß, und zuletzt auch im Rückblick auf die unabweislichen Bedürfniſſe der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem theilnahmsvoll Horchenden noch ſtillſchweigend andeutete, daß es auch damit ſeine guten Wege habe. Evers erzählte darnach hievon ſeiner Gattin. Dieſe, als eine Einheimiſche vertrauter mit

den Verhältniſſen der Frankfurter, beſorgte, daß Lenau hierin wohl in einen Irrthum verfallen wäre. Vielleicht — äußerte Evers zu mir — hatte derſelbe gedacht, der Stand eines Bürgermeiſters einer ſo reichen großen und ſouverainen Stadt ſetze an und für ſich ſchon — wenn nicht Reichthum, ſo doch bedeutende Wohlhabenheit voraus, wie dieß auch wirklich in Hamburg (Evers Geburtsſtadt) der Fall iſt, wo man den Bürgermeiſter auf Lebenszeit nur aus den erſten Häuſern wählt, während man in Frankfurt, wo alljährlich gekürt wird, mehr auf Geſchäftstüchtigkeit, und daher auch öfter auf eben nicht vermögliche Rechtsanwalte Bedacht nimmt. Auch mochte die Erſcheinung des beſcheidenen und edlen Mädchens zu Baden-Baden an der Seite der allerdings reichen Tante hiedurch einen unwillkürlich irre leitenden Nebenſchimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andere, nicht genügend Unterrichtete in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Erkornen in gutem Glauben beſtärkt. Eine Eröffnung der Brautmutter (der Vater war bereits geſtorben), welche einer unter gewöhnlichen Umſtänden ſehr genügenden, unter den obwaltenden aber keineswegs entſprechenden Mitgift erwähnte, entſtürzte Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, ſeiner beruhigenden Hoffnung auf eine vollkommen geſicherte Zukunft aller einſt ihm Angehörigen. Welch ein peinliches Erwachen für einen ſchwermüthigen Dichter, der ſich immer mit Ekel dem gemeinen Treiben abgewendet, und einem höheren Leben zugekehrt war! Der Pegaſus ſollte vor den Pflug! — Lenau war auch daher, als ihn Evers wiederſah, ſehr herabgeſtimmt. Hiezu mochte auch noch ein anderes Ereigniß beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte Lenau gefragt: „was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanſchreiber, oder was wohl ſonſt derlei? — Man kann ſich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine ſolche etwas borſtige und naive, vielleicht auch halb erbarmenvolle Frage unter übrigens ſo feiner und hochgebildeter Geſellſchaft auf den berühmten Dichter machen mußte."

Alſo beiläufig Evers. — Ich ſelber füge bei: Daß es einem ſo ſelbſtſtändigen und gerecht ſtolzen Manne wie Niembſch nie einfallen konnte,

(wie das ſo vorkommt) nur nach Gelde zu freien — würde ſich auch dann noch von ſelbſt verſtehen, wenn wir auch ſeine Geſinnungen dießfalls nicht ſchon bei anderer Gelegenheit — Karolinen gegenüber zeuge Brief vom 22. Auguſt 1839 — beſtimmt und verläßlich kennen gelernt hätten. Ein Mann, den ein anzuhoffender Vermögenszuwachs von 50,000 fl. nicht reizt, den kann überhaupt kein Vermögen ködern. Andererſeits konnte er aber auch, da er ſelbſt nicht reich genug war, und bei ſeiner hervorragenden Stellung in der Welt verehlicht doch wenigſtens ein ſogenanntes „kleines Haus“ hätte führen müſſen, keine andere als eine ihm ziemlich gleich Bemittelte zur Gattin wählen. Weil nun dieſe von ihm für begründet gehaltene Vorausſetzung hier ſich nicht erfüllte, ſo warf ihn der verfinſterte Blick in die Zukunft, und wohl auch in Rückerinnerung an das Jahr 1839 die Furcht vor Wien, die ſchon aus ſeiner ungewöhnlichen ſcheuen Schweigſamkeit herauslauſcht, inmitten alles Glückes, das ihm aus der unverhehlten und reinen Liebe einer edlen, ſittigen, ſtillen und wahrhaft deutſchen Jungfrau erblühte, gleichwohl oft plötzlich in jene, von Auerbach gemeldete, ſeltſam weichmüthige, zu Thränen geneigte Stimmung, ja ſogar augenblicklich in ſo troſtloſe Schwermuth, daß er mit hiobiſcher Verſunkenheit unbewußt ausrufen mußte: „Das Licht geht aus!“ — Verräth dieß denn nicht bereits begonnenen Wahnſinn? —

Niembſch an Emilie.

Frankfurt, 5. Auguſt 1844.

Ueber mein ganzes Leben iſt ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesſeits nicht mehr zu gewinnen hoffte . . .

Niembſch an Freiherrn Georg von Cotta in Dotternhauſen.

Stuttgart, den 8. Auguſt 1844.

Hochwohlgeborener! Hochverehrteſter Herr und Freund!

Mit freudig und dankbar bewegtem Herzen mache ich Ihnen hier die Anzeige, daß Fräulein Marie — meine erklärte Braut iſt.

Nachdem ich in Frankfurt einige unſäglich glückliche Tage erlebt, in

welchen ich eine wahre Wiederverjüngung meines Herzens und meines Lebensmuthes feierte, nachdem ich dort in festlicher Versammlung der Verwandten Glückwünsche und den Strauß des Bräutigams empfangen, und am folgenden Tag mit meiner geliebten Braut einen Spaziergang Arm in Arm durch Stadt und Promenade gethan hatte, fuhr ich vorgestern Abends 9 Uhr unter starkem Gewitter von der gelobten Stadt nach Stuttgart ab. — Die glorioseſten Blitze, die ich je gesehn, durchflammten die Schwärze des Gewölks und das Wetter hallte, als wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen. Groß, theurer, innigstverehrter Freund, ist Ihr Antheil an der Begründung meines Glückes, groß und nie verjährend Ihr Anrecht auf meinen wärmsten tiefsten Dank.

Leben Sie wohl und herzlich vergnügt auf Ihrem Landsitze, bis wir uns wiedersehen. Morgen reise ich nach Wien und bald zurück nach Frankfurt und in den Himmel.

Ich bitte meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre Damen zu bringen. Euer Hochwohlgeboren innigstergebener Niembsch-Lenau.

Seine Fahrt nach Wien war eine sehr traurige. Seinen Geburtstag, den er in Lainz begehen hatte wollen, brachte er noch einsam auf der Reise zu, und er weinte viel und bitterlich. Am 14. August 1844 trat er endlich in Lainz bei seiner Freundin Sophie ein. Sie frug ihn sogleich: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?“ — „„Ja! — sprach er — doch wenn Sie's wünschen, verheirathe ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch.““ —

Erst mehrere Tage darnach kam Niembsch zu uns nach Weidling, wo auch ich mich just befand. Er schien höchst glücklich und war es wohl oftmals auch für den Augenblick. So funkelnde Freudigkeit war an dem düsteren Niembsch befremdend, und darum verdächtig bezüglich ihrer Dauer, wie allzu lodernd Feuer, das da zwar hell leuchtet, aber auch schnell sich verzehrt. Es blickte manchmal durch, als wäre die Lust etwas gewaltsam erzwungen. Er erzählte mit höchster Liebe und Begeisterung von seiner Braut und nannte sie zumal eine wahrhaft deutsche Jungfrau. Die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse — Niembsch: katholisch, Marie: evangelisch — war insoferne unerfreulich, als gerade damals in Deutschland

viel Geſchrei über die Miſchehen, und in Oeſterreich deren Schließung mit früher unbekannten Schwierigkeiten verbunden war.

Niembſch ſchien im äußerſten Falle entſchloſſen, jedes Hinderniß durch Uebertritt zu heben. Dieß rieth ich aber durchaus ab, ſchon auch, als nicht unumgänglich nothwendig, von Anderem und Wichtigerem zu gegeſchweigen. Auf meine Frage bezüglich des Vermögens der Braut, deren ganzes Gewicht für ihn wir kannten, überſprang er kurz die Gegenwart und entwich in fernere unverbürgte Zukunft. Das war höchſt bedenklich. Er erzählte mir dann von ſeinem Schriftenverkauf. — Ich ſchwieg darauf bedeutſam. Nicht nur erſchien mir ſogleich auf den erſten Blick in Anbetracht der ſo häufigen Auflagen der Werke Lenaus und ſeines noch unvorgerückten Alters, das ihm nach dem Beiſpiele ſeines Groß- und Urgroßvaters noch ein langes Verweilen hienieden verhieß, wornach dann erſt noch das dreißigjährige Eigenthumsrecht auch nach dem Tode in Wirkſamkeit träte, — der Ablöſungsbetrag nicht angemeſſen genug, zumal als ich gar hörte, daß deſſen Auszahlung ſo langſam erſt erfolgen ſollte, und im Vertrage von Verzinſung nichts beſtimmt worden war, was jenen gar bedeutend einſchrumpfen machte; — ſondern ich hielt auch — (ich verhehlte es ihm ſpäter nicht) eine ſolche gänzliche Entäußerung ſeiner ſelbſt für nicht ganz ehrenvoll; er würde ſich gleichſam ſelber dadurch zum Feinde, und jede künftige neue Auflage, ſo erfreulich einerſeits, wäre doch zugleich wie ein Dolchſtich in ſein Herz. Nur ſo lange er ſchreiben könnte, hätte er fürder etwas; und gerade im Alter, wann er es am nöthigſten brauchte, ſtünden er und die Seinigen aller Stütze bar. — Doch ich ſchwieg damals bedeutſam; ich wollte ihm ſeine Freude darob nicht zu jäh vergällen.

Wir machten Alle einen Luſtgang das ſchöne Wieſenthälchen hinan, der „Rothgraben“ genannt; es hieße nun beſſer: „Lenauthal.“ Hundert Schritte nur von unſerem Häuschen liegt der wunderhübſche Friedhof hinter einem Laubgange hoher ſchattiger wilder Kaſtanienbäume. Im Vorübergehen am Friedhof durchs Gitterthor auf die Gräber darin voll grünem Raſen blickend, wobei er, auf von Hammer-Purgſtalls Denkmal aufmerkſam gemacht, gerade auf den Platz hinſah, worunter er itzo ſelbſt ſchläft, ſprach er traulich heiter zu ſeiner Schweſter Thereſe: „Gelt, Tertſchi, da liegt ſich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinſt ſtill

nebeneinander liegen!“ — Damit hatte der Prophet sich selbst seine Ruhestätte bezeichnet.

Weiter hinauf im Thal, unserem Grundstücke „die Hacke“ beinahe gegenüber, lagerten wir uns jenseits des Murmelbachs auf einem umwaldeten Wiesenplätzchen für kurze Zeit ins Gras. Da erzählte er uns mit lebhaftem Vergnügen von der festlichen Aufnahme, die ihm auf Cotta's Gute geworden, von grünen Prunkbögen daselbst und von einem schönen Kranze, durch des Freundes Tochter ihm aufgesetzt. Der Kranz war längst verdorrt, doch nicht seine Freude darüber. Dieß war das letztemal, daß Thereſe ihren Bruder gesund sah. Er kam nicht lebend mehr nach Weidling, nur todt, um es dann nie mehr zu verlassen. So hatte die Todtenkerze denn doch recht. (S. den Brief vom 21. August 1843).

Ich besuchte Niembsch einmal in Lainz, allwo er bei seinem Freunde Max wohnte, wobei er auch mir einen Stechpalmenstock mit ausgeschnitztem lachenden Judenkopfe schenkte, wie er es Auerbach zu Baden-Baden gethan. Auch Max erhielt einen ähnlichen. — Der Freude Flügel hingen ihm dazumal schon sehr schlaff; er war oft fürchterlich herabgedrückt. Er beschwerte sich über Schlaflosigkeit und so häufigen Schweiß, daß er mitunter in der Nacht das Hemd wechseln mußte, und über eine solche Erschöpfung seiner Kraft, daß er, der einst so rüstige „Traunsteinläufer“ (s. Brief vom 9. Juli 1831), nur mit äußerster Anstrengung sich auf den mäßig hohen Berg bei Hainbach, die „Sophienalpe“ genannt, emporzuschleppen vermochte. Auch mußte er oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das Heftigste weinen. Was den Freunden insbesondere bedenklich auffiel, war der oft plötzliche ganz unerklärliche Uebersprung von übermäßiger Freude zu tiefer Trauer. Auch ward er wider alle sonstige Gewohnheit gegen die besten Freunde manchmal jählings rauh. Die Meisten besorgten für ihn wohl eine nahe, vielleicht bedeutende Krankheit und keine besonders heitere Zukunft; doch Keinem fiel es zu ahnen ein, was diese wirklich bringen sollte.

Frankl erzählt S. 107 einen Gang mit ihm von Wien nach Lainz:

„Wir saßen nach Tische allein im silbernen Kaffeehause; er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren

Omnibuſſe aufgeſtellt. „Wir wollen lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit ſo Vielen zuſammen. Es iſt doch ein ſchöner Genuß, mit vier prächtigen Hengſten vorgeſpannt, durchs Leben fahren zu können.“ Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von ſeinem Collegen ein paar Pferde borgen und zu den ſeinen ſpannen wolle? Der Fiaker meinte: „Euer Gnaden, da fangeten ja d'Schuſterbuben a Rebellion an!“ „Er hat recht!“ ſagte Niembſch und zog mich herzlich lachend fort; „aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht.“

Man würde ſehr irren, wenn man dieſe Aeußerung für eine ariſtokratiſche Volksgeringſchätzung halten wollte; es war nur ein vornehmes Weſen in ihm, das ſich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit fern hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte.

Ich erinnere mich unſerer Geſpräche nicht mehr, die wir während einer zweiſtündigen Fußwanderung führten; nur eine Aeußerung weiß ich beſtimmt, daß er über ſchlafloſe Nächte klagte, und wie er den wenigen Schlaf, den er genöße, mit reichlichem Schweiß büßen müße. „Das hat etwas zu bedeuten!“ ſchloß er ſeine Mittheilung.

Wir kamen vor einem Laden vorbei, wo Looſe zu einem Herrſchaftsgewinne angekündigt waren. „Wie wäre es denn, wenn wir ein Loos zuſammen nähmen? Dann ging's vielleicht mit den vier Hengſten.“ „Bene, amice! Rogatus lude!“ Wir kauften ein Loos; Niembſch nahm es zu ſich, und ſchrieb mir ſogleich im Laden eine Beſtätigung. Als ich dagegen proteſtirte, meinte er lächelnd: „Man kann nicht wiſſen, wie Einen der Tod hinterſchleicht.“

Dieſem fügt Frankl auch noch bei:

„Durch die Augsburger Allgemeine Zeitung erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe ſich verlobt. Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu ſagen pflegte: „Das habe ich verpaßt!“ oder wohl auch, je nach wechſelnder Stimmung: „Die Ehe iſt ein unnatürliches und ſomit unmoraliſches Inſtitut,“ — er alſo verlobt! — Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohlwollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm ſein Entſchluß Glück bringen werde. Mancher ſagte wohl gar: „Das iſt ein verrückter Streich!“

Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, faſt luſtige. Es erſchien an dem ſonſt ſo ernſthaften Manne die Stimmung als eine überreizte."

Vorſtehendem läßt ſich beifügen: Was Niembſch vom Fiaker verlangte, und vom Alleingehen ſagte, hätte er in geſunden Tagen gewiß weder verlangt noch geſagt.

Niembſch verweilte nur einen Monat zu Wien, oder eigentlich zu Lainz bei ſeinem Freunde Max im dortigen Schloß des Grafen von Tige. Er beſuchte mich öfter in meinem Amtszimmer zu Wien. Einmal übergab ich ihm da eine ſehr ausführliche und vielſeitige ſchriftliche Erörterung und zifferweiſe Auseinanderſetzung: warum und in welchem Maße ich ſeinen neuen Verlagsvertrag als ungünſtig für ihn hielte, und ich deutete darin zugleich die Aenderungen an, die er auf freundlichem Wege noch im Vertrage zu erwirken bemüht ſeyn ſollte. Ich glaubte damit meine Pflicht als ſein älterer und bedächtlicherer Bruder zu thun. Oft ſchlägt's aber anders aus, als wir armen Blinden wähnen. Er nahm die Berechnung mit nach Stuttgart, wo er oft darüber gebrütet haben ſoll, und ſelbſt dann ſtundenlang gerechnet. So vermehrte ich noch ſeine Noth, anſtatt, wie ich gewünſcht, ſie ihm zu erleichtern. Er wußte auch zur Zeit ſeiner Abreiſe von Wien noch immer nicht recht, welches feſte Geſchäft er ergreifen und wohin er ſich bleibend wenden würde. Die Verwandten der Braut hätten es wohl am liebſten geſehen, wenn er ſich in Frankfurt anſiedelte, und auch er ſelbſt ſprach mitunter davon. Auerbach meldet, Niembſch hätte an Heidelberg gedacht. Ich widerrieth ihm jegliches Ausſcheiden aus Oeſterreich. Wie hätte er auch anderswo ſich in die Länge ſo behaglich und heimiſch fühlen können? Sagte er denn nicht einmal: „Ja, die Heimath! Das ſind Eindrücke, die ſich nie verwiſchen. So war mir's, wenn ich in die Wälder von Amerika kam, doch nie das gleiche Gefühl, es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir ſo unächt vor. Selbſt wenn ich in Deutſchland reiſe und durch Wälder komme, iſt's doch wieder anders noch, als daheim."

Die meiſte Wahrſcheinlichkeit hatte noch immer Wien für ſich; denn er begann noch während ſeiner Anweſenheit daſelbſt Unterhandlungen wegen

Ankauf eines romantiſchen Hauſes in den Felſen der Klauſe bei Mödling, das ein freiherrlicher Dichter, Rupertus, der uns ſchon bekannte v. Bayer, damals beſaß.

Niembſch an Sophie zu Lainz.

Linz, den 17. September 1844.

Liebe Sophie!

O wie ärgert mich dieſe ſchlechte Wirthshausdinte, die mir Ihren lieben Namen ſo blaß hinſchreibt! Ich muß eben nehmen, was ich habe, weil ich die erſte Stunde meiner Raſt zu meinem erſten Briefe an Sie benützen will. Auf der Reiſe bisher iſt es mir mitunter ſeltſam ergangen. Der erſte Tag gab gutes Wetter und die Reiſegeſellſchaft hielt ſich den größten Theil des Tages faſt ſämmtlich oben auf dem Verdecke, was mir die Kajüte zu einer einſamen, willkommenen Klauſe werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte auch ich auf dem Verdeck zu, und nie war mir eine Stromfahrt ſo bedeutſam und ergreifend erſchienen wie dieſe. Wenn man von was recht Liebem geſchieden iſt, und um das Verlorne trauert, ſo iſt es gut in einen Strom zu ſchauen, wo Alles wogt, rauſcht und ſchwindet wie das Beſte des Lebens. Dieſe Wehmuth hätte ſich mir zu bitterer Qual geſteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeſchwommen, daß ich ja ſelbſt bald auch ſo verrauſchen werde und vergehen. Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterſeelenallein und ungeſtört in jener Abendſtimmung, die mich manchmal in Lainz überfallen.[1] Ich danke für die drei Sacktücher, die Sie mir auf die Reiſe mitgegeben! Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: „Mir iſt, als ſollt' ich Sie nie wiederſehen!" bringen mir ſchmerzlich und drohend nach, und ſeltſam fügte ſich's, daß dieſe Worte am zweiten Tage meiner Reiſe ſehr leicht hätten wahr werden können. Geſtern nämlich mußte unſer Schiff Nebels wegen einige Morgenſtunden verlieren und hatte darüber die Zeit verſäumt, in der es durch den Strudel paſſiren ſollte. Zu ſpät kamen wir an das ſchöngelegene Oertlein Nikolai was ein junger, ruſſiſcher Graf während des Beiliegens ſchnell in ſeine

[1] Das heißt: weinend.

Reiſemappe trug), und mußten dort anlegen und bleiben, bis die erwarteten ſtromab fahrenden Schiffe vorbeigezogen ſeyn würden. Ueber vier Stunden harrten wir, des armen Nikolai und aller ſeiner Schönheiten faſt müde, ohne mehr als eins jener Schiffe zu erblicken. Da erklärte der Strandinſpector um 1 Uhr Mittags, daß wir nunmehr fahren dürften. Zufälliger Weiſe hatte aber dieſesmal der dazu aufgeſtellte Strandwächter in einem Weinrauſche die Sperrfahne oberhalb des Strudels, das Signal für die thalabfahrenden Schiffe, ſtillzuſtehen und die Vorüberkunft des Dampfſchiffes abzuwarten, nicht aufgeſteckt, und wir fuhren dem Strudel zu. Als wir links um die Felſenecke bogen, wo der Strom eben ſo reißend als ſein Bett enge wird, kamen uns zwei mit Granitſteinen ſchwerbelaſtete, aneinandergebundene Schiffe entgegen, die, das wehrende Zeichen an der bekannten Stelle nicht findend, bona fide in die Thalenge eingefahren waren. Unſere Steuerleute wurden beim Anblicke dieſer Begegnung von Schreck ergriffen: „Jeſus, Maria, kommt da ein Schiff daher!“ Doch hielten ſie rüſtig und gewandt unſer Schiff nach dem linken Ufer hin, während unſere Gegenfahrer, ebenfalls höchſt beſorgt, aus allen Kräften arbeiteten, um ihre Fahrzeuge dem rechten Ufer (wohin die Strömung ihren Abfall hatte), ſo nahe und uns ſo ferne wie möglich hinzuſteuern. Die feierliche Stille des nahen Todes herrſchte einige Augenblicke hüben und drüben, denn an einem Haare hing es, ſo wären wir zuſammengeſtoßen und nach der Ausſage unſerer Aufführer[1] unrettbar Alles verſunken. Kaum zwei Zoll von einander entfernt fuhren die verderblichen Wanderer ſich vorüber.

Der Capitän, als die fatale Begegnung überſtanden war, gratulirte uns zur glücklich abgelaufenen Gefahr. Die verlornen Fahrſtunden ließen uns erſt gegen 10 Uhr Abends in die Nähe von Linz gelangen. Die Nacht war ſehr finſter; plötzlich „ſcharretzte“ (nach der Schifferſprache) das Schiff; wir fuhren auf. Wir ſaßen feſt auf einer weidlichen Sandbank. Eine große Schaar reiſender Schiffknechte, die ſich an Bord befanden, wurden zu Hülfe genommen und man arbeitete von 10 Uhr Abends bis 7 Uhr früh, bis das Schiff wieder flott wurde.

[1] Eigentlich: Naufführer, von Nau, Nawe, navis. Schiff.

Ich legte mich Anfangs in der Kajüte hin und dachte über mein Schickſal nach, sans comparaison; doch um 12 Uhr wurde mir das Lärmen zu toll, ich ſtand auf und miſchte mich unter die Schiffsleute und machte durch zwei Stunden ihre Arbeiten mit, mit unglaublicher Anſtrengung und Ausdauer. Das Zerren am Schiffstau, um das Schiff zu lüften und zu ſchieben, auf Commando und taktmäßig verrichtet, iſt in der That eine enorme Anſtrengung. Von Zeit zu Zeit rief der Anführer ſein durchdringendes „Zarrt's ân!“ Dann wurde immer mit verdoppelter Wuth gekeucht und gezerrt und das Schiff zitterte vom Aufſtampfen der eiſenbeſchlagenen gewaltigen Füße. Die Scene hatte in der finſtern und ſtürmiſchen Nacht, beleuchtet nur von der ſchlechten Schiffslaterne, etwas Großartiges. Mir war dieſe Diverſion ſehr wohlthätig, denn der Seele thut es wohl, wenn ſie einmal ihre Bewegung an den Leib abgeben kann. Nach zweiſtündiger Arbeit, wie ich ſie nie gethan hatte, und wie ich mich derſelben gar nicht fähig geglaubt hätte, legte ich mich nieder und ſchlief trotz dem fortgeſetzten ununterbrochenen Getös einen herrlichen Schlaf. Um 7 Uhr Morgens wurden wir endlich flott und fuhren nach Linz, wo ich im Gaſthof zum Erzherzog Karl einen Tag bleibe und ausruhe. Morgen Mittags um 1 Uhr reiſe ich mit dem Eilwagen nach Salzburg. Ich würde lieber über Regensburg reiſen, allein die Waſſerfahrt hat meiner Geige wehgethan, wie ich aus ihrer geſtörten Stimme wahrnehme; auch iſt das Holz ganz naß anzufühlen. — Geſtern bemerkte ich eine Frau auf dem Schiffe, die einzige, die mir bis jetzt vorgekommen, die Ihnen ähnlich ſieht, ähnlich an Geſicht und Geſtalt, auch im Alter. Ich hatte eine große Freude darüber. Begierig, auch ihre Stimme zu hören, ſprach ich ſie an, doch hier hörte die Aehnlichkeit auf, denn die Stimme iſt das Allerperſönlichſte. Sie iſt die Frau eines Kriegscommiſſärs und auf einer Reiſe nach Verona begriffen.

Die Aehnlichkeit der Frau mit Ihnen und daß ſie mir auf dem Schiffe begegnete, dünkte mir eine jener ſeltenen ſinnreichen Einrichtungen des Geſchicks, die uns im rechten Momente wahrhaft beglücken können; es war mir wie eine angenehm überraſchende Veranſtaltung unſichtbarer Mächte, daß mir das Licht Ihrer lieben Erſcheinung, theure Sophie, nicht plötzlich entſchwunden ſeyn, ſondern mich in einem ſchwachen

Nachglanze noch einmal freundlich begrüßen ſollte. Leben Sie wohl, bis wir uns wiederſehen. Wahren Sie Ihre Geſundheit. Grüßen Sie Max und Kinder. Gott ſegne Sie, wie Sie mein Herz ſegnet! Ihr Niembſch.

Ueber den Aufenthalt von Niembſch zu Salzburg empfing ich folgenden Brief.

J. L. Jokell, Koadjutor, an Anton Schurz.

Wigann, am 11. Januar 1851.

.... Es war an einem ſonnenhellen Mittage eines klaren, heiteren Sommertages, als ich von ungefähr in das offene Fenſter meines Zimmers trat, und unten an der Straße eines Fremden anſichtig wurde, in welchem ich augenblicklich Niembſch erkannte. Mit einem Satze über die vier Stiegen hinunter, bei dem Hausthore hinaus und den in Gedanken Vertieften mit dem Rufe: „Herr von Niembſch!“ zum Stehen bringen, war Eines. Der Angerufene ſchien von dem freundlichen Ueberfalle nicht im Mindeſten überraſcht; um ſo mehr ſchaute ich ganz verdutzt drein, als er meinen Gruß mit dem Gegengruße erwiederte: „Grüß Sie auch Gott, Herr von Swoboda!“ „Was fällt Ihnen ein? Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ Er ſchien ſich meiner nicht mehr zu erinnern. Jetzt nannte ich meinen Namen und ein Strahl freudiger Ueberraſchung überflog ſein verdüſtertes Geſicht, und licht und klar unterhielt er ſich einige Augenblicke im Geſpräche mit mir, ſeine aufrichtige Theilnahme freudig mir bezeigend, daß ich das unſtäte Leben aufgegeben und mich einem ernſten, feſten Berufe zugewandt, nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich das vor einem Decennium begonnene und dann unterbrochene Studium der Theologie wieder aufgenommen und in der Salzburger Diöceſe die Aufnahme gefunden hatte. Aber auf einmal, mitten im Geſpräche, wandte er ſich von mir ab, ſtarrte ſtier die früher erzbiſchöfliche, nun kaiſerliche Reſidenz an, vor der wir ſtanden, und ſagte finſter: „Das iſt ein düſteres Haus und das ganze Pfaffenneſt iſt ſo finſter. Mir wird's unheimlich da.“ — Nun iſt Salzburg nichts weniger als intereſſant und kurzweilig, wenn der Himmel mit grauen Wolken umzogen iſt und der Regen aus den Wolken ſtrömt; allein, wenn über Salzburg die Sonne aus dem

tiefblauen Himmel in ihrem vollen Glanze ſtrahlt, gibt es nach der übereinſtimmenden Ausſage aller Reiſenden nicht leicht einen ſchönern Fleck Erde als Salzburg und ſeine Umgebung, und Niembſch hatte es gerade damals in dieſem Punkte gut getroffen, denn es war das ſchönſte Wetter. Auch hat die Reſidenz, ein Bau neuerer Zeit, kein düſteres Anſehen, und die Pfaffen laufen Einem in Salzburg auch nicht zu häufig, beſonders um die Mittagszeit, im Wege herum. Es gibt in Salzburg verhältnißmäßig weniger Geiſtliche, als in anderen Metropolitenſitzen. Deßhalb konnte ich mir jene plötzliche Wendung im Geſpräche nicht leicht zuſammenreimen, und kam es mir gleich noch weniger richtig vor, als Niembſch, die Unterredung ohne Weiteres abbrechend, ſich zum Fortgehen anſchickte. Ich begleitete ihn noch eine kleine Strecke und er gab mir das Verſprechen, mich auf ſeiner Rückkehr zu beſuchen nnd ſich etwas länger bei mir aufzuhalten, nachdem wir noch übereingekommen, uns um 7 Uhr Abends deſſelbigen Tages in ſeiner Wohnung beim Mohren noch einmal zu ſehen. Als ich mich aber um die beſtimmte Stunde im Mohren einſtellte, fand ich die angegebene Zimmerthüre verſchloſſen. Auf meine Frage: ob Herr von Niembſch ausgegangen? ward mir zur Antwort: er ſey ſchon Nachmittags wieder weiter gereist. Davon nicht wenig überraſcht, verfügte ich mich zu einem meiner Bekannten und einem Verehrer der Lenau'ſchen Muſe, Herrn Profeſſor Dr. Löwe, dem ich den ganzen Hergang erzählte und der auch der Erſte war, gegen den ich in der Folge bemerkte, daß mir Lenau's Seelenzuſtand ſchon bei unſerem letzten Zuſammentreffen bedenklich vorgekommen. Dazu gehörte auch keine tiefe Seelenkunde; ich habe Niembſch früher öfter geſehen und nicht ſelten auch, wenn ihn ſeine böſe Stunde der Melancholie überkommen; aber ihn ſo geſehen zu haben, wie das allerletztemal, kann ich mich nicht entſinnen.

Lenau's Anſicht über die Lage von Salzburg war (nach Niendorf S. 215) folgende: „Salzburg iſt nicht eigentlich ſchön. Es ſind membra disjecta einer ſchönen Gegend. Es iſt keine Harmonie, kein Plan der Schönheit darin. Es iſt eigentlich keine Gegend, denn ſie hat keinen Charakter: da ein Berg, dort ein Stück Ebene. Die Berge ſind wie dem Herrgott

aus der Taſche gefallen. Ich liebe die Vielheit, das Mannigfache in einer Gegend nicht. Ich habe lieber Eines recht."

Niembſch an Sophie.

München, den 19. September 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern Abend um 11 Uhr herum bin ich hier angekommen, unwohl und leidend. Ein heftiger Kopfſchmerz und große Müdigkeit waren die Folgen der von Linz an unausgeſetzten Reiſe im Eilwagen bei ſchlechtem Wetter und abmüdenden Gedanken an meine Zukunft. Dieſe iſt nicht ohne Beſorglichkeit. Wenn, wie es ſcheint, meine Geſundheit nachläßt und die poetiſche Production verſiegt, ſo kann es noch recht ſchlimm gehen. Ich muß mit Cotta wegen des bewußten Punktes ernſtlich ſprechen. Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgeſtiegen. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendſtimmung einen Beſuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe. Durch das angelegentliche praktiſche Trachten der letzten Zeit, das ich meiner Natur beſtändig gewaltſam abnöthigen mußte, fühl' ich mich im Innerſten erſchöpft und verletzt. Mir iſt, als ſey ich unter den Pöbel gerathen. Mein Genius, der bisher ſo frei gelebt, wird mißmuthig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle? — Liebe Sophie! Es naht Ihr Geburtstag. Ich möchte in einer beſſeren Stimmung ſeyn, um von dieſem Tage mit Ihnen zu ſprechen. Mir iſt er ein geheiligter Tag; er wäre mir mein liebſter Todestag. Mir ſchwebt ein Gedicht vor auf dieſen lieben Tag. Heute Nachmittag 3 Uhr geh' ich von hier nach Augsburg, und um 7 Uhr Abends mit dem Eilwagen von dort nach Stuttgart, wo ich morgen Mittags eintreffen werde. Schreiben Sie mir recht bald dahin, liebe Sophie. Mein nächtlicher Schweiß hat ſich wieder eingeſtellt. Ich bin wirklich unwohl. Ein ſtarker Schnupfen und ein Huſten ſind auch dabei. Die Leiden ſind geſellig wie die Raben; ſie kommen in ſchwarzen Schaaren. Vielleicht fliegen ſie auch wieder zuſammen fort. Heute kann ich nicht mehr ſchreiben. Mir ſauſt der Kopf und alle Gedanken fallen mir auseinander. Bin ich erſt wieder geſund, ſo kommt

der Muth wieder. Ich werde Ihren Geburtstag feiern und mit Gott ſelbſt anſtoßen auf Ihr Wohl und die gute Hoffnung, daß Sie mich lieb behalten. Grüßen Sie Max und die Kinder. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 24. September 1844.

Liebe Sophie!

Heute früh hab' ich Ihren Brief, den ſehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmliſche Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes ſeiner Worte ſenkte ſich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, ſo lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Beſitz im ganzen unermeßlichen Umfange zu ſchätzen. In Ihnen, theure Sophie, hab' ich die Höhe der Menſchheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange athme ich den reinſten lebendigſten Aether des Geiſtes, und ich ſtehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere, und lauſche dem Rauſchen ſeines Wellenſchlages, und er wecket in mir das Tiefſte und Schönſte, deſſen ich fähig bin. Es iſt keine Redensart, wenn ich Ihnen ſagte, daß Sie meine Muſe ſind. Sie ſollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zuſammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiſte und meinem Herzen unentbehrlich zu ſeyn. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abſchiede geſprochen. — Meine Gemüthsſtimmung iſt übel und meine Geſundheit nicht viel beſſer. Den 21. bin ich hier angekommen. Tags darauf ging ich zu Cotta und eröffnete ihm mein Anliegen, kurz, klar und beſtimmt. Ich ſagte ihm, daß ich zur Eröffnung und anſtändigen Fortführung meines Hausſtandes entweder einer ſogleich beginnenden Verzinſung meines Kapitals oder einer ſofortigen gänzlichen Auszahlung desſelben bedürfte; auch hätte ich nur im Drange des Augenblickes und in der Eiligkeit des Vertrages zu Dotternhauſen verſäumt, auf dem einen oder dem andern zu beſtehen. Er ſagte mir jedoch meine Forderung nicht zu, indem er ſich auf ſeinen Agenten und Mitintereſſenten, Herrn Roth, berief, ohne deſſen Zuſtimmung er mir nicht willfahren könne, der aber jetzt in Italien verreiſet ſey. Ich ſehe mich dadurch in Verlegenheit

geſetzt. Ich werde hier noch einige Tage zuwarten, ob Cotta ſich nicht doch dazu entſchließt. — Was ich im Fall beharrlicher Weigerung thun werde, iſt mir noch nicht klar. Das Wahrſcheinlichſte iſt die Abtretung der ganzen Forderung an einen Wechsler, wenn es unter annehmbaren Bedingungen geſchehen kann; wo nicht, die Vertagung meiner Heirath. Die letztere wird in einem gewiſſen Maße jedenfalls Statt finden müſſen, da ich feſt entſchloſſen bin, früher den Schritt zu thun, um den Sie bereits wiſſen.[1]

Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch nichts Thatſächliches zur Kenntniß bringt. — Mein Appetit, um den Sie fragen, iſt ſchlecht; meine nächtlichen Schweiße wollen mich noch immer nicht verlaſſen, und der von heute Nacht war ſo ſtark, daß ich aufſtehen und Wäſche wechſeln mußte, etwa um 1 Uhr Nachts. Die Lainzer Abendſtunde pflegt auch wiederzukommen. Die Beſorgniſſe für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verſtören mein Gemüth. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etuis kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen ſtürzen, und doch thu' ich's ſo gerne und oft! Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das Schmerzlichſte, aber auch auf das Beglückendſte erſchüttert.

Leben Sie wohl! Morgen iſt Ihr Geburtstag. Ich will mit dem Ewigen anſtoßen, daß er uns zurufe: „Ihr ſollt leben und Euch nie verlaſſen! —" Ihr Niembſch.

Unter die ſchlimmen Vorbedeutungen dieſer ſeiner Brautfahrt rechnete Niembſch auch einen Engländer mit zwei Miſſes im Eilwagen von Ulm nach Stuttgart, welche den Tabakrauch nicht ertragen konnten. (Niendorf S. 210.)

Stuttgart, den 28. September 1844.

Liebe Sophie!

Noch immer bin ich in Stuttgart und werde noch vierzehn Tage hier bleiben. Die neue Modalität meines Vertrages, nach welcher die

[1] Das Wechſeln der Religion.

Buchhandlung mir mein Kapital verzinsen soll, ist von mir bei Cotta ernstlich und nachdrücklich in Antrag gebracht, aber noch nicht bewilligt worden. Cotta verwies mich auf die Zurückkunft des Herrn Roth, seines Hauptgeschäftsführers und des Vertreters der bei der Buchhandlung mitinteressirten Schwester Cotta's, ohne dessen Zustimmung mein Vorschlag nicht angenommen werden könne. Roth wird aus Italien zurückerwartet. Ich habe die betreffende Stelle Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen tausendmal Hand und Herz küsse, oft und sehr aufmerksam gelesen. Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. — Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sey er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählte, er sey diesen Sommer in Carlsbad gewesen, und dort sey in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung angekündigt, gelesen worden. Eine Dame gerieth darüber in die größte Erbitterung, und sprach von einem Verhältnisse, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das Schärfste über die angekündigte Verlobung und wie daraus nimmermehr ein Segen ersprießen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden u. s. w. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von dieser Geschichte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Verspruch mit Fräulein B. werde zurückgehen. Das Schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Theile verlieren werden, oder schon verloren haben. Uebrigens wird auch dieses, wenn es der Fall seyn sollte, nie und nimmer einen Einfluß auf die Gestaltung meiner Zukunft in Betreff des Wohnortes und der Fortsetzung meines Umganges mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, haben können.

Indessen hat mich die Geschichte geärgert. Ich vermuthe, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, Niemand anders war, als Frau v. W. Außer der Verzinsung meines Kapitals

werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens beſtehen, mich treu und feſt an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Geſetz ſeyn ſoll. Ich bin heute viel zu aufgereizt, als daß ich Ihnen ordentlich ſchreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte.

Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Waſſerreiſe entſtanden, d. h. concipirt in der Idee, hier ausgeführt: „Blick in den Strom.“ Doch ich will es lieber in meinem nächſten Briefe, der bald kommt, bringen. Das mir theure Lied paßt nicht auf die Klatſchgeſchichte. — Meine Geſinnung iſt gegen Sie, theure Sophie, unwandelbar und durch die tiefſten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Geſundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmal in der Nacht und muß, ohne mir etwas Beſtimmtes zu denken, von ſelbſt und gleichſam bewußtlos in ein heftiges und ein anhaltendes Weinen ausbrechen. Schreiben Sie mir wo möglich ſogleich; ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf dieſen Brief noch hier abwarten. — Daß Ernſts Fuß noch nicht gut iſt, hätt' ich nicht geglaubt. Bei der ſchnellen Beſſerung des Anfangs hätt' ich mir die Heilung ſchneller und ihn ſchon im Garten herumſpringend gedacht. Tauſend Lebewohl! Mein Herz iſt ſchwer, mein Auge naß. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 2. October 1844.

Liebe Sophie!

Ihren Geburtstag hab' ich ganz in derſelben Stimmung zugebracht, wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, iſt allerdings räthſelhaft; aber in einem anderen Sinne, als Sie meinen. In mir ſteht es klar und für immer feſt. Sie können durch meine Heirath, wenn dieſe überhaupt noch zu Stande kommt, nichts verlieren. — Meine Frankfurter ſcheinen ſtutzig und verſtimmt, wahrſcheinlich über ein Geſchwätz der Madame W., die nun auch Stuttgart heimgeſucht hat, und auch hier wahrſcheinlich nicht zu meinem Lobe geſprochen haben wird. Ganz zufällig erfuhr ich vorgeſtern durch Cotta, ſie ſey drei bis vier Tage hier geweſen, und von Baden-Baden gekommen. Wahrſcheinlich

hat sie auch Frankfurt besucht und dort in ihrer Weise zu wirken gesucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuthen. Das Gerücht, die ganze Sache werde rückgängig werden, hat sich auch in den Salon der Madame St. dahier begeben, und dorthin kommt der jetzt hier lebende Bruder der M. J., der Maler C. M., dieser soll bereits irgendwo geäußert haben, daß ich Cousine Marie so wenig nehmen würde, wie Cousine Lotte. Sind alle diese Sachen — wie nicht zu zweifeln, da M. mit seiner Schwester korrespondirt — nach Frankfurt gekommen, so ist dort die Suppe vollgebrockt. Ich habe letzten Freitag, den 27. September, an Marie geschrieben, und sie gebeten, mir sogleich zu antworten. Heute, Mittwoch den 2. October, noch keine Antwort, die ich sonst den Tag nach ihrer Absendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und kraust sich. Ich sehe zu, und werde seiner Zeit handeln. — Die Verzinsungsangelegenheit hängt noch immer. Roth ist noch nicht zurück. Cotta selbst scheint sich gerne dazu bequemen zu wollen. Das wird aber noch lange nicht langen. Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 fl. rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erwerbnisse sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mißmuthe, in welchen mich schon jetzt eine bloße theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat. — Meine Gesundheit ist noch immer leidend, doch ganz unbedenklich. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, saß ich mit Reinbeck am Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühlt' ich einen Riß durch mein Gesicht. 'Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Theil zurück, zugleich ist ein Ausschlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird. Meine Nachtschweiße sind noch nicht ganz vorüber, doch viel gelinder. — Nun muß sichs bald in Frankfurt entscheiden. Ich bin auf Alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abschrecken, auf pecuniäre Beihülfen dort ernstlich anzutragen.

Sie haben doch meine Briefe vom 24. und 28. September erhalten? Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie noch einen Brief von mir haben. Nach Frankfurt zu schreiben kann ich Sie noch nicht bitten, weil ich noch nicht gewiß bin, ob ich überhaupt dahin gehen werde. Nach Stuttgart sollen Sie mir bis auf Weiteres auch nicht schreiben, weil ich Ihre Briefe, die mir jetzt das Liebste auf der Welt sind, den Fährlichkeiten der Nachsendereien nicht aussetzen will, indem ich von meinen nächsten Aufenthalten im Augenblicke durchaus nichts Bestimmtes anzugeben weiß. Uebrigens beruhiget und befestiget sich mein Herz immer mehr. Die Sonne wird auch mir noch scheinen. Gott mit Ihnen! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 4. October 1844.

Liebe Sophie!

In aller Eile vor Postschluß. Mir geht es besser, doch noch gar nicht gut. In Frankfurt steht Alles freundlich. Ich merke aus Schellings Rede, daß mich eigentlich der Schlag im Gesichte getroffen hat. Ich werde meine Heirath wohl aufgeben. Leben Sie wohl, Theure! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 5. October 1844.

Liebe Sophie!

Die Worte, die Sie vergessen haben, heißen: „Fest und ewig!" Daß ich Sie jetzt anders anreden soll in meinen Briefen, ist nichts als eine formelle Grille, die Sie sich selbst zurechtweisen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauisch, wenn ich einen Brief schreibe. — Heute ist Doktor Schelling wieder bei mir gewesen. Er suchte mir's auszureden, daß meine Gesichtslähmung schlaghaft sey. Er sagte, sie sey blos eine rheumatische Nervenlähmung, eine Lähmung des nervus facialis. Die Gemüthsalteration habe einen bereits vorhandenen, nur noch schlummernden Rheumatism plötzlich zum Ausbruche gebracht. Besagter Nerv sey davon ergriffen und auf eine Zeit unfähig gemacht worden. Gestern aber ist Vorbeck bei mir gewesen, und Reinbeck erzählte ihm in meiner

Gegenwart ganz naiv, daß mein Zuſtand eine Art Schlag wäre. Mir iſt letzteres auch das Wahrſcheinlichere, denn der Zufall begab ſich letzten Sonntag, den 29. September, beim Frühſtück, am neunten Tage meines Hierſeyns. Ich hatte in dieſen neun Tagen durchaus keine Anzeichen von geſchehener Erkältung, noch irgend eine rheumatiſche Aeußerung gehabt. Was nach meiner feſten Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich ſchrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Geſicht hinzuckend; und an den Spiegel tretend, ſah ich mich auf der linken Seite des Geſichts verzerrt, auf der rechten Seite war ich lahm und erſtarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein ſtieres und gläſernes Anſehen. Dieſer Zuſtand dauert mit einer kaum merklichen Minderung (das Auge iſt wieder hell und klar) noch heute fort; es iſt der ſiebente Tag. Mein Gefühl auf der rechten Seite iſt das einer ganz eigenthümlichen, von allen rheumatiſchen Spannungen ganz verſchiedenen Todesſchwere. Schelling verſichert auf ſein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall iſt, ſo hab' ich doch mein Theil abgekriegt, und ich weiß ein- für allemal, wie ich mit meinen Nerven daran bin. Iſt der Zuſtand auch nur eine rheumatiſche Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, ſo hab' ich doch auch ſchon daran genug. Meine Nerven müſſen ſchon weit ruinirt ſeyn, wenn ich bei jeder Gemüthsbewegung fürchten muß, gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, ſchlafloſe Nächte, Aufwachen und ſtundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein ſchweres dumpfes Hinterhaupt und eine maßloſe Traurigkeit und Verzagtheit ſind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir iſt vom Arzt die äußerſte Ruhe des Gemüths vor Allem anbefohlen. Die iſt ſchwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! — In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heirathen kaum denken. Beinahe bin ich ſchon entſchloſſen — es fehlt nur noch ſehr wenig — entſchieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorſtelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen ſoll, um dort von neuem über tauſend nothwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasſcherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, ſo ſchaudert mir. — Meine

Zukunft erſcheint mir jetzt um ſo drohender, da ich an meinem Körper ſtark zweifeln muß und an ſeiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Theil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmerniſſe der Seele zu tragen, die mir bevorſtehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, ſonſt hätte ſie mirs ſchreiben müſſen, da ſie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie iſt und liebt mich ſehr ruhig. Trotz meiner Bitte um ſofortige Antwort auf meinen Brief, ſchrieb ſie mir erſt vier Tage nach Empfang deſſelben, und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewißheiten, weil dieß Zögern eben zuſammentraf mit meiner Kenntnißnahme von dem Auftritte in Karlsbad und dem Gerüchte hier. Madame W. ſcheint, weil in Frankfurt Alles ſo behaglich geht, nicht dort geweſen oder anderen Sinnes geworden zu ſeyn. — Die Frage über Apoſtaſie iſt vor der Hand unpraktiſch. Ich habe mit Schwab darüber geſprochen, der ſehr erfreut war. — Für die Lainzer Abendſtimmung bin ich jetzt zu ſchwach. Nur in der Sehnſucht, Sie wieder zu ſehen, fühl' ich noch eine gewiſſe Stärke. — Mein Zuſtand iſt für den Augenblick durchaus nicht gefährlich, ich weiß es gewiß. Meine Kräfte werden ſich ſammeln und beruhigen werden ſich meine armen Nerven. Ich möchte am liebſten ſterben, doch wünſch' ich mirs jetzt, ſo müd' und ſchwach, wie man ſich gern niederlegt, wenn man recht müd' iſt. Schreiben Sie mir ſogleich hieher. Ich bleibe wahrſcheinlich noch zwölf Tage, vielleicht länger hier. — Beunruhigen Sie ſich nicht zu ſehr um meinetwegen. Das Schlimmſte, was geſchehen kann, iſt, daß ich eine lahme Wange behalte. Schelling aber behauptet meine baldige Herſtellung. Mein erſtes Wort nach dem Anfalle von Sonntag den 29. September zu Emilie war: „Emilie, mich hat der Nervenſchlag getroffen." — Alle redeten ſie mir dieſes aus, auch Porbeck und Schelling. Dieſer muß es thun, um mich zu beruhigen. Andere Gedanken drängten den Gedanken an den Nervenſchlag etwas in den Hintergrund; doch er kam wieder und Reinbeck beſtärkte ihn, indem er ſich verſchnappte. Er kann's nur von Schelling gehört haben, ausdrücklich oder andeutungsweiſe. Ein ſchlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls. Gott mit Ihnen. Ihr Niembſch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Nachtschweiße haben sich gemäßigt, aber noch nicht verloren.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Es geht heute merklich besser, die rechte Wange wird schon wieder etwas beweglich und der gefesselte Nerv gewinnt langsam seine Freiheit wieder. Meine Umgebung ist freundlich und liebevoll. Morgen mehr. Ihr Niembsch.

Besuche belästigen mich eben, daß ich nicht weiter schreiben kann.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Was am vorletzten Sonntag mein erstes Wort gewesen: „Mich hat der Schlag getroffen!“ — das können nun endlich meine guten Schwaben nicht umhin, mir zuzugeben; nur haben sie noch allerlei mildernde und beschönigende Aushülfen, um mich zu beruhigen. So meint Emilie: „„Es sey eben doch nur so ein Schlägle gewesen.““ — Reinbeck sagte: „„Dieser Schlag sey rein lokal und hätte wenig zu bedeuten.““ Paul Pfizer, der gestern lange mit innigster Theilnahme bei mir gewesen, behauptete sogar: durch Affekte könne nimmermehr ein Schlag entstehen u. dgl. Ich aber weiß, so gut selbst wie Schelling, was ein Schlag ist, und bin des meinigen vollkommen gewiß. Wenn ich Nachts erwache, und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmuth über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe, doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen nähern Rapport getreten zu seyn. Mein Uebel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmälige Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange. Es wird sich gewiß wieder geben. Heute Nacht hatte ich Schweiß, doch war ich zu warm zugedeckt. Dieser Artikel verliert sich von selbst. Gemüthsruhe wird Alles heilen, wenigstens fürs Nächste. O Ruhe, wie sehn' ich mich nach dir! — Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd' bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um

mich auszuſchlafen; ſo recht von Herzen zerſchlagen bin ich, liebe Sophie! — Wenn ich geſtern ſchrieb, daß an meinem Entſchluſſe, entſchieden zurückzutreten, nur noch ſehr wenig fehle, ſo iſt das ſo zu verſtehen: Ich zweifele noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerſt blos einen Aufſchub der Hochzeit ausſprechen ſolle, und den entſchiedenen Rücktritt erſt im Frühjahre nach allmäliger Vorbereitung.

In meinem Herzen ſtand dieſer Entſchluß im Augenblicke feſt, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewiſſe ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher, und ſelbſt gegen Sie, theure Sophie, laut werden zu laſſen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnſinn wäre, zu heirathen. Beſſere Nerven und eine ſanftere Gemüthsart krieg' ich nicht mehr in dieſem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umſtänden heirathen, ſo würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß. Heute erhielt ich ein Schreiben von Frau v. Bayer aus der Klauſe bei Mödling, worin ſie mich um definitive Nachricht in Betreff des Hausverkaufs drängt. Thun Sie und thue mir mein treuer Freund Max die Liebe, eine Partie nach der Klauſe zu machen und in meinem Namen bei Herrn v. Bayer anzufragen, was der allerletzte Preis des Hauſes ſey; ihm auch vorzuſtellen, daß 10 oder 11,000 Gulden eine viel zu hohe Summe wäre, ob er nicht das Haus um circa 7000 Gulden oder etwas weiter geben wollte. Ich möchte auch gerne ganz allein oder jeweilig mit ein paar Freunden in dem Felſenneſte liegen und mich ausruhen. Auch bitte ich, dem v. Bayer und ſeiner Frau mich herzlich zu empfehlen und letzterer zu ſagen, ich würde ihr bald antworten, ſobald ich einigermaßen hergeſtellt ſey und meine Hand ruhiger geworden wäre. Mein Befinden iſt heute doch ſchon merklich beſſer als geſtern. Ich bekomme meine Gedanken ſchon mehr wieder in meine Gewalt, verſpreche mich auch nicht ſo häufig, wie die Tage her, wo ich z. B. ſtatt: „im höchſten Grade" immer ſagte: „im tiefſten Grade" und das Wort „Skrupel" nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte.

Ach, liebe Sophie! Gott ſegne Sie! Ihr Niembſch.

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart, überhaupt nicht mehr, bis ich angebe, wohin. Vertatur.

Stuttgart, 7. October 1844.

Die Reinbeck'ſchen und Hartmanns wollen meinen Nervenſchlag als Grund meines Rücktrittes nicht gelten laſſen, indem mein Anfall ſich gewiß nicht wiederholen werde und meine volle Geneſung und Tüchtigkeit zur Heirath gewiß erfolgen müſſe. Auch ſuchen ſie mich ſtets mit der Verſicherung zu beruhigen, mein Zuſtand ſey eigentlich kein Nervenſchlag, ſondern rheumatiſch, während doch Alle der Reihe nach ſich gegen mich verſchnappt haben, zugebend, daß es ein Schlag ſey. Reinbeck, der alte Hartmann, Mariette Zöppritz, Julie, haben im Eifer des Geſpräches ſämmtlich von Schlag geſprochen. Mein Uebel hat mich am neunten Tage meines Hierſeyns, ohne daß in dieſer Zeit von neun Tagen das geringſte Anzeichen von rheumatiſchen Leiden oder auch nur Vorboten ſolcher Art an mir vorgekommen wären, plötzlich und im Momente des Ausbruchs von allerheftigſtem Affekt befallen, iſt alſo ohne Zweifel durch letzteren hervorgebracht und mithin rein nervös, ein entſchiedener Nervenſchlag. Mich bringen dieſe albernen und weichlichen Beruhigungsverſuche in hohem Grade auf. Alle ſind ſie vernarrt in dieſe Heirath und ſehen das Unterbleiben derſelben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirath für ein entſchiedenes Unglück erachten muß. Sprechen Sie mit einem Arzt über meinen Zuſtand, nachdem Sie ſich alle auf die Krankheit bezüglichen Stellen aus meinen Briefen zuſammengeſchrieben haben werden. Unterlaſſen Sie den Schritt zu Herrn v. Bayer in der Brühl, von dem ich geſtern ſchrieb; doch mögen Sie, liebes Sopherl, ein paar Zeilen an Frau v. Bayer, geborne Freiin v. Horſtenſtein (nach der Klauſe bei Mödling Nr. 32 im eigenen Hauſe) ſchreiben und ſie im Allgemeinen von meiner Krankheit und Unfähigkeit benachrichtigen, jetzt über das Haus zu verhandeln. Ich habe verſäumt die Recepte zu copiren, und nun werden ſie in der Apotheke nach hieſigem Gebrauch zurückbehalten, ſonſt würde ich ſie Ihnen zuſchicken. Ich weiß nur, daß die eine der Mixturen ſtark nach Baldrian riecht und ſchmeckt. Schelling hat mir ſchon zweierlei Mixturen und ein Pulver verſchrieben; ich muß beſtändig einnehmen. Mein Zuſtand hat ſich zwar etwas gebeſſert, es iſt eine kleine Beweglichkeit der Wangenmuskeln eingetreten, doch im Ganzen iſt die Wange noch ſtarr und lahm. Ich ſchlafe jede Nacht nur 3—4

Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte sich sehr gehoben; nicht eben so meine Stimmung, die zu den ärgsten meines Lebens gehört. Man fürchtet, Marie werde nicht zu trösten seyn; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldige Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heirathsgedanken. Schreiben Sie mir gleich, wenn Sie die nöthigen Schritte bei Aerzten gethan haben, hieher; ich warte Ihre Antwort noch ab auf diesen Brief; dann keine mehr, denn ich sehne mich weg in die Einsamkeit, um dort mein Schicksal allein zu entscheiden. Niemand aus meiner Umgebung weiß sich in meine Lage zu versetzen; sie alle halten meine Aussprüche über meine Zukunft für bloße Symptone meiner Krankheit, die sich mit dieser schon verlieren würden und müßten. Nur Paul Pfizer, der große Mensch, hat neulich wahrhaft freundschaftlich theilnehmend mit mir gesprochen. Er redete mir zwar sehr mild und sanft zu, ich sollte das Begonnene durchführen und den Muth dazu nicht verlieren; er sagte, es wäre Schade darum, indem ich vielleicht sehr glücklich werden könne; auch erzählte er mir, wie alle an mir Theilnehmenden sich daran freuten, daß ich ein neues Leben beginnen wolle; doch sagte er auch, daß er wohl begreife, wie mir mein plötzlicher Unfall gerade in diesem Momente (vor der Heirath) erschütternd und verhängnißvoll seyn müsse; er seinerseits sey auch abergläubisch. Am Schlusse seiner Rede sagte er höchst mild und freundlich: „Aber du kannst dir freilich mit Recht denken: Ihr habt alle gut reden; ich aber soll's thun!" — Leben Sie wohl und unbesorgt; dießmal komm' ich gewiß durch; für die Zukunft mag die Zukunft sorgen! Auf Wiedersehn mit Gott und frohem Herzen! Ihr Niembsch.

Schreiben Sie nach der Antwort auf diesen Brief nicht, bis ich sage, wohin. Schelling kommt täglich zweimal zu mir, doch bloß eines Rheumatismus wegen!!!

Stuttgart, 8. September[1] 1844.

Liebe Sophie!

Heute geht es wieder besser; ich hatte in der Nacht um eine Stunde mehr Schlaf und meine Kräfte sind wo nicht größer, doch ruhiger. Schweiß

[1] s. s. Oktober.

war wieder kopiös. Der Teufel soll ihn endlich einmal holen! Um medicinische Auskunft brauchen Sie sich nicht mehr zu bemühen, liebe Sophie. Gestern hab' ich die gute Emilie in meinem Zimmer, als sie hinaus wollte, festgehalten und auf die Folter gespannt; sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling meinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt habe. Von Frankfurt habe ich nichts. Marie hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heirathen. Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer, im Eilwagen unter beständiger Gemüthserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Feuer [1] und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal tödten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüth und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen, als mein moralischer Schatten mir durch's ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? ——

Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir theuer, weil es eine gar süß schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstage geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr.

Blick in den Strom.

Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! Keine trübe! Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Wange ist schon ziemlich beweglich. Ich bleibe nicht mehr lange hier; schreiben Sie nicht mehr, bis ich sage wohin.

[1] s. s. Stein.

v. Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 8. October 1844.

Verehrteſter Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich unſerm lieben Niembſch die Feder aus der Hand nehme, um Sie davon zu benachrichtigen, daß die Folgen der großen Strapazen in den letzten vier Wochen durch ſeine Reiſen bei Tag und Nacht ſich in einem gereizten Nervenſyſtem und einer Abſpannung äußern, bei welcher die Freundſchaft ihm jede Aufregung und Anſtrengung erſpart. Wenn Sie daher nicht in der nächſten Zeit Nachricht von ſeinem Befinden durch ihn ſelbſt erhalten, ſo darf das Sie nicht beunruhigen. Er iſt in Freundespflege, das wiſſen Sie, und geht bereits ſeiner Wiederherſtellung entgegen. Bei gänzlicher Ruhe werden ſich die Kräfte gewiß bald wieder einfinden. Die Vollziehung ſeiner ehelichen Verbindung leidet natürlich dadurch einen längern Aufſchub. Er iſt übrigens außer dem Bette und nimmt an unſerm einfachen Tiſche wie gewöhnlich Theil. Nur Ruhe iſt ihm nöthig, und Sie wiſſen wohl, daß dieſe bei ihm nicht ſo leicht zu erlangen iſt, beſonders, da die ungewöhnliche Lage, in welcher er ſich befindet, ihn natürlich mit mancherlei Beſorgniſſen erfüllt. Ich hoffe zu Gott, ſie werden ſich alle nach unſern innigſten Wünſchen löſen.

Seiner theuern Schweſter, unſerer lieben Freundin, läßt er zu ihrem bevorſtehenden Namenstage aus dem brüderlichſten Herzen Glück wünſchen, und meine Emilie und ich ſchließen uns ſeinen Wünſchen an. Zu Ihrer Beruhigung wird auch beitragen zu wiſſen, daß unſerm lieben Patienten die Cigarre trefflich mundet; nur der Schlaf iſt nicht ganz nach Wunſch. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß er in den geſchickteſten ärztlichen Händen und in der treueſten Pflege iſt und daß Sie hoffentlich bald beſſere Nachrichten erhalten werden. Mit freundſchaftlicher Hochachtung Ihr ergebenſter Reinbeck.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 11. October 1844.

Liebe Sophie!

Ich darf nur kurz ſchreiben, weil mir vom Arzte die äußerſte Ruhe geboten iſt. Mein Uebel iſt, was die Lähmung betrifft, in fortſchreitender

Beſſerung begriffen; nicht aber will es ſich beſſern mit meiner außerordentlichen Schwäche und mit meinem Nachtſchweiße, der die letzte Nacht ſo ſtark war, daß ich zweimal die Wäſche wechſeln mußte. Schelling will mir gegen dieſen böſen Schweiß Chinaextract verſchreiben, doch hält er damit noch zurück, weil ich zugleich an gaſtriſchen Störungen leide, welche vor dem Gebrauche der Chinarinde erſt gehoben ſeyn müſſen. Schelling glaubt übrigens, der Schweiß ſey auch hoffentlich bald zu überwinden. Die äußerſte Gemüthsruhe, die mir ſo noth thut, kann ich durchaus nicht finden, ſo lang ich hier bin, vielmehr gar keine Gemüthsruhe. Heute ſagte ich Schelling, daß ich durchaus fort wolle; er beſtätigte mir, daß Luftveränderung und vor Allem Herzensruhe mir nothwendig ſey, und gab mir die Hoffnung, in vier bis fünf Tagen von hier in kleinen Tagereiſen mit einem Landkutſcher fortziehen zu können. Ich lechze darnach. Meine Geſundheit iſt das Wichtigſte; ich will Alles für ſie thun und mich endlich einmal in Ehren halten, recht aufrichtig und ernſtlich, und wenn ganz Deutſchland gegen mich in Harniſch käme. Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir nicht mehr bis auf Weiteres. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe; am liebſten nach Iſchl, wenn ich dieſe weitere Reiſe aushalte. Ihr Niembſch. Vertatur.

Beiliegend ſchicke ich die badiſchen Schriften des Dr. Bach ihm zurück. Von den hieſigen Rechtsfreunden, die ich geſprochen, wollte ſich keiner damit befaſſen. Nach Frankfurt bin ich nicht gekommen und hinſenden wollte ich die Papiere nicht aus anderen Gründen und auch darum, weil B . . . s wahrſcheinlich die badiſchen und naſſauiſchen Geſetze eben ſo wenig kennt wie Paul Pfizer. Grüße an Freund Max und Kinder, auch an Dr. Bach. Reinbeck ſagte mir, daß die Urkunden auf der Fahrpoſt geſchickt werden müſſen, daher ſende ich ſie morgen an Bach.

Stuttgart, 12. October 1844.

Liebe, theure Sophie!

Gottlob, ich werde wieder geſund. Heute Nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß ſie mich wieder herſtellen wolle. Auch haben ſich meine

Kräfte von geſtern auf heute wunderbar gehoben und ich hege die zuverſichtlichſte Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig geneſen ſeyn werde. Wohl wäre es von mir klüger und ſchonender geweſen, Ihnen von meinem Unfalle entweder gar nichts — da er doch von vorneherein ſichtbar ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu ſchreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfniſſe, Ihrem lieben, treuen und mir ſo verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerſtehen. Verzeihen Sie den ſchmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte. Schelling war heute entzückt über die auffallende Beſſerung von geſtern auf heute und gab die ernſtliche und ganz unverdächtige Verſicherung, daß mein Anfall gewiß keiner von denen ſey, welche mit Wiederholung zu drohen pflegen, ſondern ein bloß lokaler; er ſey nicht durch meine Nervenſchwäche überhaupt, ſondern lediglich durch eine ſpecielle und momentane Schwächung und Ueberreizung von Reiſen und Kümmerniſſen bewirkt, oder durch jene wenigſtens vorbereitet. Ruhe, ungeſtörte Ruhe iſt mir jedoch immer noch zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht. Ich ſuche ſie mir zu gewinnen, ſo gut ich kann; ich habe ſeit fünfzehn Tagen nicht nach Frankfurt geſchrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. Marie hat an Emilie einen Brief geſchrieben, der mich ſehr gefreut hat, indem ich daraus erſehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte, als in ihrer Empfindung begründet iſt. Jetzt erſt gewinne ich die Ruhe, die nöthig iſt, um mich in meine Lage zu finden. In den Tagen bisher war ich ſo aufgeregt, daß ſich mir hundert Entſchlüſſe durch die Seele jagten und verdrängten, von denen ich Ihnen nur die wenigſten mittheilen konnte. So viel ich Ihnen auch mittheilte von meinen Seelenzuſtänden, ſo ſagte ich doch nur wenig von den ſchweren Beſorgniſſen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzuſehr zu beunruhigen. Ich erſchien mir ſelbſt wie ein vom Tode Bezeichneter; dieſer hatte ſeine Hand an mich gelegt, wie der Förſter im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden ſollen. Ich hatte ein peinlich niederſchlagendes Gefühl von meiner abſoluten Unfähigkeit zum Heirathen und dieß Gefühl erregte mir ein Grauen vor demſelben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir ſo lang und ſo ſehr gewünſcht, und auf

ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu meiner Verheirathung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Cotta wird ohne Zweifel das Kapital verzinsen. Marie hat, wie ich nach Aeußerung eines ihrer Vettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20,000 Gulden zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tode ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirath müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimalsicherheit der Existenz. Meinen Wohnort nehme ich in der Klause bei Mödling. Marie wird gewiß damit zufrieden seyn. Baron Bayer hat mir geschrieben, er halte den Kauf des Hauses bis März für mich offen; er werde mir's für einen Preis überlassen, wie keinem andern Menschen. Der Brief kam heute und ich habe ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm demnächst nähere Anträge stellen würde, auch möchte er mir sogleich wieder schreiben: Adresse, Reinbeck. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, theure Sophie! Ihr heiterer, ja freudiger Brief, die Antwort auf den meinigen vom 28. September, stärkte mich wieder im Muthe, meine Angelegenheit auf eine für mich, meinen Charakter, die Welt und Marie befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen. In welche neuen Kämpfe, Unruhen, Zerwürfnisse und Affekte hätte mich ein Rücktritt, der mir in den letzten Tagen meines Elends unvermeidlich schien, verwickelt! Ich danke dem Himmel für die Rückkehr meiner Sammlung und ruhigen Thatkraft, auch dafür, daß er mir ein Zeichen für die Zukunft gegeben hat, indem mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemüths mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, nie aufgehört hat, einer der festen, der wenigen festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich zerrüttete Seele noch halten konnte. Es bleibt bei meinen Aeußerungen vom 28. September. Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß.

(Dieser Brief blieb ohne Schlußgruß und Unterschrift.)

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 13. October 1844.

Ich bitte, mir vom Tage des Empfanges dieses Briefes erst dann zu schreiben, wenn Sie weitere Nachrichten von mir haben.

Geliebte Sophie! Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere, als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetrachte höher, viel höher, als jene rothgesprenkelte. Also Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre theure herrliche Seele hinein, und gute Bothschaft von meinem Befinden. Der Nachtschweiß ist auch in der letzten Nacht ausgeblieben, ich habe doch vier Stunden gut geschlafen; die Kräfte kommen langsam langsam wieder. Seyen Sie vollkommen beruhigt auf mein Wort; es ist durchaus nichts zu besorgen, als etwa eine sich langhindehnende Reconvalescenz, was mir übrigens von vornherein nicht anders zu erwarten stand, wie ich glaube. Durch stupide Eilfertigkeit meines Hin- und Herrollens im Eilwagen hab' ich mich profund geschwächt; das ist aber nichts Gefährliches, braucht nur recht gute Suppen von Ihrer List. Sie sollen noch staunen, was ich jetzt für ein anhänglicher und sitzbarer Wiener seyn werde. Ich hab' Ihnen recht viel zu sagen, liebe Sophie. Warten Sie ein wenig; ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Kästchen holen und nachschauen, was Sie mir darin für Fragen stellen. O, liebe Sophie, ich steh schon auf. —

Mein Gesicht ist gar nicht entstellt, überhaupt trotz allem Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut sich schon sehr darauf, von Ihnen untersucht zu werden. Das war Frage Nro. 1.

Nro. 2. Als Arzneimittel erinnere ich mich auf dem Recepte unter Andern auch radix valeriana und radix cariophillata (nicht cariophillorum, was eine andere Wurzel sey) gelesen zu haben. Nächstens werde ich zu meiner Kräftigung mit einem Chinarindenpräparat regalirt. Meine völlige Herstellung werde ich übrigens nicht hier abwarten, sondern in einer Gebirgsgegend. Meine Freunde rathen mir sämmtlich den Schwarzwald an; ich hab' aber auch Freunde, von denen ich weiß, daß sie lieber Ischl empfehlen möchten, und ich werde so frei seyn, nach Ischl zu gehen.

Meine Abreiſe von hier hab' ich vorläufig auf den 20. October präliminirt; vielleicht kann ich noch früher dahin abgehen; je nach dem Gange meiner Erholung. Ich freue mich ſehr auf unſer Iſchl; da werde ich mich recht lebhaft an gar liebe und ſchöne Zeiten erinnern, und vielleicht bei Steininger oder bei Auböck wohnen. Letzteres iſt wahrſcheinlicher. Uebrigens auch möglich, daß ich ins Hotel an der Traun ziehe, um dort Alles beiſammen zu haben. Die Iſchler Luft und das Beſte machen. Ich bedarf großer Ruhe, Entfernung aller heftigen Eindrücke, aller unfreundlichen; ich wollte, Sie wären in Iſchl! — Jetzt wollen wir nach unſern Fragen ſehen. Alſo die Heirath. Wenn Marie wenigſtens 20,000 fl. in Allem mitbekommt, ſo werde ich wohl heirathen, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herſtellung meiner Kräfte. In die Frohn geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutſchland darüber die Michaelisnaſe rümpfen. — Meine Nacht von geſtern 9½ Uhr bis 3 Uhr früh iſt ſo merkwürdig und furchtbar erſchütternd geweſen, daß ich zur Darſtellung derſelben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, leſen, ich aber behalten werde. In dieſer Nacht hab' ich in einer ſchauerlichen Beleuchtung des Schickſals bis auf den Grund meines Herzens geſehen, und habe geſehn, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig. — Den Schlag laſſe ich mir nicht nehmen. — Es war zwar kein Blut- oder Gehirnſchlag, doch wars gewiß ein Nervenſchlag, der jedoch in ſeinen Folgen nicht ſo bedrohlich iſt. — Meine Augen ſind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tauſend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehen; mein größter Beruf im Leben ſoll ſeyn ein treues und liebevolles Beſtreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr ſchönes und großes Herz zu bringen. Vale, carissima! Vale! Vale! Niembſch.

Stuttgart, 14. October 1844.

Liebe Sophie!

Recht faul bin ich in dieſem Augenblicke, ſelbſt zum Schreiben. Heute kann ich nicht viel ſchreiben. Ich bin eben vom Tiſch aufgeſtanden und ſchläfrig, ſpäter aber kommen Beſuche; ich muß kurz ſeyn. Eine Mittagsruhe

wird mir wohl thun. Es geht beſſer und vorwärts; das Gemüth wird wieder heiter, wie ſchon mein geſtriger Brief mich ſelbſt erfreute durch die herzliche Lebensfreude, die darin lebt und ſpricht. Den 20. l. M., oder vielleicht ſchon ein paar Tage früher, weil das Wetter herrlich iſt, reiſe ich ganz langſam pomali nach unſerm lieben Ifchl. Der Nachtſchweiß war nur ein vorbeiziehender Unhold. Die Kräfte kommen ſchon, ich fange ſchon wieder an mit Vergnügen zu eſſen, ſchlief dieſe Nacht um etwas länger, um etwas ruhiger. Vor Allem iſt mein Gemüth ſtärker, vertrauensvoller. Ich habe mein Schickſal endlich erfaßt und weiß, was zu thun iſt. Seyen Sie ganz ruhig und heiter; ich bin und bleibe, was mein geſtriger Brief ſagt. Morgen, und bis zu meiner Abreiſe täglich, ſchreibe ich wieder. Es iſt mein liebſtes, ja einziges Geſchäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein ſehr ſchönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, ſenden; ich will mich nicht ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen! wir ſehn uns bald wieder. Ihr Niembſch, der ſchläfrige. Mein Album wird Sie freuen.

Das gemeinte, aber nicht beigeſchloſſene, Heine'ſche ſchöne Lied heißt:

Neuer Frühling.

Es ragt ins Meer der Runenſtein u. ſ. w.

Stuttgart, 15. October 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern hab' ich Ihnen einen wunderlich duſeligen Brief geſchrieben; ich war ſehr ſchläfrig und wollte doch durchaus an Sie ſchreiben, weil ich Ihre freundliche und ſorgenvolle Theilnahme für mich kenne. Ich ſchrieb etwas von Ifchl, wie im Traume, und ſchlief gleich darauf ein. Nach einem ſehr erquickenden Schlaf bin ich geſtärkt und ungemein heiter, wie ſeit lange nicht, erwacht; doch trug ich mich noch mit der Ifchler Grille, ſie zirpte noch in meinem alten Gebäude. Als der Brief bereits fort war, Abends um 8 Uhr, fiel mir jener Wahn plötzlich ab, und ich erſchrack ſehr darüber, daß ich Ihnen den Unſinn geſchrieben hatte. Ich fürchtete eure Unruhe darüber, doch beſann ich mich auch zugleich darauf,

daß ich mich Niembſch, den ſchläfrigen, unterzeichnet hatte. Das beruhigte mich wieder, wie auch der Gedanke, daß Sie die Sache gleich für das nehmen würden, was ſie iſt, und überzeugt ſeyn würden, daß alle meine Freunde, beſonders Schelling, ſolche Reiſe nimmermehr zugeben würden, und ich von mediziniſcher Polizei feſtgehalten werden müßte. Damit Ihnen aber dieſer Einfall nicht als absoluter Unſinn erſcheine, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Luſt hatte und noch habe, (ſchreiben Sie mir auch hierüber) das Bayerſche Haus in der Klauſe zu kaufen. In Iſchl ſitzend, dacht' ich mir, wenn man das denken nennen kann, könnte ich während meiner Geneſungszeit leichter und ſchneller mit Bayer wegen des Hauſes verhandeln; dorthin würde vielleicht Bayer ſelbſt zu mir reiſen, um das Geſchäft abzuthun. So räſonnirt der arme kranke Mann. Nun weiter: Eine meiner widerwärtigſten Vorſtellungen war mir die von Hin- und Widerreiſe, eben weil ich dem Uebermaße davon meine Krankheit verdanke. Hieran ſpann ich folgenden Nonſens: Meine völlige Wiederherſtellung, dünkte mich, würde wenigſtens den Winter hindurch währen, unterdeſſen könnte ich alle Anſtalten zu meiner Vermählung treffen, und dann im Frühling meine liebe Braut und ihre Mutter mich in Iſchl abholen, ſodann nach Mödling hinabreiſen, wo ich mich mit Mariechen idylliſch vermählen ließe. Ich hatte ſchon vor einigen Tagen dieſen raffinirten Plan auch Doktor Schelling eröffnet, der ihn ganz geduldig anhörte und ihn nicht eben zu verwerfen ſchien; doch erzählte mir geſtern Abend Emilie, als ich bereits von ſelbſt das Verkehrte dieſes Vorhabens erkannt hatte, Dr. Schelling habe ihr geſagt, er habe mir nicht widerſprechen wollen, um mich nicht zu erregen; er ſey aber völlig überzeugt geweſen, daß ich von ſelbſt davon zurückkommen würde. Ach, liebe Sophie, wie iſt es doch ſo traurig, daß der Körper den Geiſt ſo dunkeln und ſchwächen kann! — Ich möchte darüber weinen, doch thu ich's nicht; es geht ja doch bald vorüber! — Ihre Briefe haben mir heute große Freude und Stärkung gebracht. Gott lohne es Ihnen, theure Sophie! — Heute früh erwachte ich nach erquickendem und ganz ſchweißloſem Schlafe mit zurückgekehrtem Bewußtſeyn und wiedergebornem Lebensmuthe. Die Nervenleiden ſchwerſter Art hatten mir faſt Alles verzerrt, entſtellt, verfälſcht und verſtümmelt. O, theuerſte Sophie, was haben

Sie mir für heute für liebe, erquickende, beruhigende, stärkende, balsamische Briefe geschrieben! Ich habe mich gestern Abend mit dem Gefühle meiner Gebrechlichkeit zu Bette gelegt und konnte lange nicht einschlafen. Da erhob sich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünstigsten Gebet um Hülfe und Segen. Ich lag lange zu seinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langsam und linde erhob, und an seinem Herzen ruhen und selig weinen ließ, wie ich in diesem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Thränen des Dankes weine. Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien, und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst, und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. — Die Wohnung im Freihaus ist auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Uebereilung spreche! Ich habe lang und schwer überlegt. Es gibt für uns Alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirathe, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — Ich bin, außer Nachts, nie zu Bette gelegen, die Unruhe meiner Nerven hätte das nicht ertragen; doch lag ich in den ersten Tagen meiner Krankheit den größten Theil des Tages auf dem Ruhebett, indem ich zwischendurch manchmal im Zimmer auf- und niederwackelte. Heute hat mir das Essen zum erstenmale wieder gut geschmeckt. Ich trinke nur sehr wenig Wein mit ⅔ Wasser, eben so wenig Kaffee. Die Nahrungssorgen sind mir wie hinweggeblasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut seyn, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsagung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bilde nicht ewig festhielte. Wir dürfen nur unsere Entsagung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hereinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, theure, theure Freundin! Ich bleibe bei

Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherſtellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Aeußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich lieb gewonnen habe, ſind ſehr beruhigend für die Zukunft; er ſagt: wenn ich nicht reich an Lebenskraft wäre, ſo hätt' ich das Alles gar nicht ertragen können. — Ich danke dem lieben guten Max für die Zeichnung der Wohnung, auf die ich mich ſehr freue. Ich gratulire dem lieben S. von ganzem Herzen, wie auch der lieben Jetti. Schreiben Sie mir wieder hieher.

Stuttgart, 16. October 1844.

Liebe Sophie!

Es iſt ein Wunder geſchehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, ſpielte einen ſteiriſchen Ländler, tanzte dazu ſelbſt und ſtampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen leſen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war geſund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal ſchwach war ich geblieben. Adjeu, Herzerl! Ihr Niembſch.

Vertatur.

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bischen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und[1] ſchwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle ſind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umſonſt hab' ich ihn immer ſo geliebt. Lebt wohl Alle! Bald komme ich nach Iſchl, aber dießmal ernſtlich. Niembſch.

Aus der Feſtigkeit meiner Hand[2] ſehen Sie, wie gut es mir gut.[3] Dieſe Geigengeſchichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerſt verblüfft und er wird dieſe Thatſache in Journalen zur Sprache bringen. Das iſt ein muſikaliſches Phantaſiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung ſehen werden. Auf Wiederſehn!

[1] bin.

[2] Dieſe war äußerſt unfeſt, ja geriſſen.

[3] ſtatt: geht.

Zur möglichst genauen Kenntniß und Ergänzung der Ereignisse dieses höchstwichtigen Zeitabschnittes werde hier dasjenige zusammengestellt, was hierüber theils Briefe Reinbecks an mich, theils eine Aufzeichnung des Obermedicinalrathes v. Schelling, theils, und zwar zumeist, Emma Niendorfs schätzbares Buch (S. 221—279) enthalten, und was ich endlich überdieß selbst auch noch erfahren oder erforschen konnte.

Am 29. September war Niembsch bei dem mit seinen Gastfreunden eingenommenen Frühstück sehr still und in sich gekehrt, brach aber alsdann plötzlich in einen sehr heftigen Affekt und in Thränen aus, und bemerkte unmittelbar hierauf in seinem Gesichte eine ungewöhnliche Empfindung, welche ihn sehr erschreckte, ohne daß er jedoch zugegeben hätte, wie seine Umgebung es gewünscht, ärztliche Hülfe für ihn herbeizurufen. Bei dem Mittagessen war er ruhig und ging Abends bei ganz schlechtem Wetter aus, um Besuche zu machen. Die nächste Nacht brachte er schlaflos und in einem sehr starken Schweiße zu.

Am 30. September wurde Schelling veranlaßt ihn zu besuchen und fand sein Gesichtsleiden in einer sogenannten Paralysis rheumatica faciei bestehend, über welchen Zustand der Kranke äußerst beunruhigt war, in des Arztes Beiseyn in einen Strom von Thränen ausbrach und sich für den unglücklichsten Mann erklärte, indem er eben im Begriffe stehe, sich zu verheirathen, und jetzt von einem offenbar schlagartigen Uebel heimgesucht werde, bei welchem er keine Stunde sicher sey, daß dasselbe als ein allgemeiner Schlag wiederkehre. Schelling suchte ihn möglichst zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, daß sein Uebel mehr lokaler Art sey und in den meisten Fällen ohne weitere Folgen in kurzer Zeit gehoben werde, und verordnete ihm Einiges,[1] so wie ein spanisches Fliegenpflaster hinter das Ohr und ließ ihn mit einem leinenen Tuche das Gesicht verbinden. Er schien auch wirklich beruhigt zu seyn, war Abends im Kreise seiner Gastfreunde ganz heiter, sprach mit ihnen von einem Landhause bei Wien, welches er zu kaufen beabsichtige, um daselbst nach seiner Verheirathung sich niederzulassen, und war ganz guter Dinge und von den besten Hoffnungen für seine Zukunft erfüllt. Am folgenden Tage (1. October)

[1] inf. rad. valer. und fol. aurantior. mit einem kleinen Zusatze von Elix. acid. Haller.

aber quälte ihn offenbar die Besorgniß für seine zukünftige Existenz wieder mehr, auch rechnete er fast den ganzen Tag, ließ mitunter in seiner Unruhe den Gedanken durchblicken, seine eingegangene Verbindung wieder aufgeben zu wollen, von welchem Gedanken er jedoch im nächsten Augenblicke wieder absprang und sich ganz heiter über das Glück, welches ihm durch seine Heirath bevorstehe, äußerte. Den nächsten Tag (2. October) brachte er abwechslungsweise in ganz heiterer und wieder ganz trüber Stimmung zu; bald drückte er den Wunsch aus, für sein ganzes Leben in Stuttgart bleiben zu können und besann sich auf eine für ihn passende Wohnung, bald wollte er baldmöglichst von Stuttgart weggehen und vorerst nach Ischl oder einem einsamen Ort auf dem Schwarzwalde, oder nach Baden ziehen, um daselbst seine Wiederherstellung abzuwarten.

Nachdem Niembsch mehrere Tage hindurch in ziemlich gleichem Zustande von wechselnder Aufregung und Abspannung zugebracht hatte, erhielt er am 12. October einen Brief aus Wien, welcher ihn offenbar im höchsten Grade verstimmte und beunruhigte, und auf dessen Beantwortung, welcher er den ganzen Nachmittag gewidmet hatte, er am Abend äußerst bleich und abgehärmt aussah. In der darauf folgenden Nacht trat auch wirklich der erste stärkere Paroxismus seiner Tobsucht ein, indem er ganz schlaflos blieb, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung sich seiner bemächtigte und er mit Fäusten gegen sich schlug, Selbstmordsgedanken in ihm aufstiegen und überhaupt auch eine Menge der grellsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf gingen. In seiner Angst raffte er in dieser Nacht eine Menge seiner Papiere zusammen und verbrannte dieselben in seiner Waschschüssel. Am folgenden Tage zeigte er sich sehr bekümmert über den Verlust des Manuscripts seines Don Juan, das er mit andern Gedichten verbrannt zu haben glaubte. Durch einen Zufall konnte aber Emilie desselben noch habhaft werden, weil er es in den Reisesack verpackt hatte. Sie nahm es nun zu sich in Verwahrung. Niembsch setzte auch gleich Morgens eine ganz gut abgefaßte, detaillirte Geschichte dieser Nacht auf. Schelling erhielt die erste Ahnung des wahren Zustandes Lenau's, als ihm dieser, jenen Aufsatz von zwei Bogen in der Hand, gestand: das sey ein Delirium gewesen, und doch habe sein Geist so viel Macht besessen, es zu bewältigen. Das war dem Dichter psychologisch

merkwürdig. „Wenn's nur nicht wiederkommt!“ ſeufzte er und frug immer Emilien, ob's doch nicht wiederkehre? Er möchte keine ſolche Nacht mehr erleben; es ſey gar zu grauſig geweſen. Die Schilderung, die er davon aufgeſetzt, könne er ihr erſt vorleſen, wenn ſie zehn Jahre älter ſey, denn jetzt würde ſie ohnmächtig davon werden. Nachher begann er doch, dieſelbe als ein höchſt merkwürdiges Abendſtück aus der Geſchichte ſeines Lebens ſeinen Hausfreunden, dem Arzt und einem andern Freunde vorzuleſen, wurde aber dabei wiederholt ſo von Affekt und Schauder ergriffen, daß der Arzt ihm rieth, die Schrift zu vernichten und ſich aus dem Sinne zu ſchlagen, was er auch ſpäterhin, nicht ohne Widerſtreben, gethan hat. Uebrigens ſuchte Schelling ihn, da er ſehr niedergeſchlagen, zitternd und blaß ausſah, damit zu beruhigen: dieſe ſchaudervolle Nacht könnte die Kriſe ſeiner Krankheit bezeichnen und er ſich nun auf dem Wege der Beſſerung befinden. Die Vorgänge dieſer Nacht hatten die dringende Nothwendigkeit herausgeſtellt, den Kranken von nun an Tag und Nacht in ſteter Beobachtung zu halten, weßhalb Vorkehrungen getroffen wurden, denſelben aus ſeinem Zimmer im zweiten Stocke des Hauſes in das Parterre zu überſiedeln, wo eine dem Staatsrathe v. Hartmann gehörige Stube und ein Kabinet, nur durch eine Halbwand getrennt, und deren drei Fenſter ſich auch gegen außen durch Vorhänge und Laden nöthigenfalls vermachen ließen, vorhanden waren, damit die Wächter, welche der Kranke ſchlechterdings in ſein Zimmer nicht aufnehmen zu wollen erklärte, in dem Kabinet verweilen könnten. Uebrigens befand ſich Niembſch, abgeſehen von ſeinem angegriffenen Zuſtande, an dieſem Tage erträglich. Er verlangte Nachmittags auszufahren, was ihm auch geſtattet wurde. Seine Geſichtslähmung hatte ſich in der Zwiſchenzeit von Tag zu Tag immer mehr gebeſſert, ſo daß ſie ihn im Eſſen, Sprechen, Leſen wenig mehr hinderte und nur noch beim Lachen eine leiſe Verziehung des Mundwinkels zu bemerken war und er auch über dieſen Punkt keine Anfechtung mehr ſich machte.

Dieſen Abend war Niembſch zum erſtenmale wieder im Kreiſe der Freunde ſo geſprächig, ſo mittheilend; aber man konnte ſich darüber nicht freuen. Es war Gewitterſchwüle, die Ruhe vor Ausbruch des Sturms. Er verrieth viel innere Aufregung. So haſtig, ſolche Sprünge! Wie im Fieber. Verhältnißmäßig kindiſch Manches, faſt als ſage er es noch

mehr ſich vor als den Andern. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geiſt wieder durch. Dieſe Strahlen machten immer den Eindruck wie Sonnenuntergang: gleich Blicken und Worten eines Sterbenden! Er las viel vor, z. B. den größten Unſinn: Sterns Gedichte — ein Preßburger — in den zwanziger Jahrgängen erſchienen, unreife Erſtlinge. Alle lachten ſehr. Dann griff er zu Heine's neuen Liedern. Er äußerte von ihm: auf einem Blatte ſey er ein Gott, auf dem andern ..... Man müßte, um das Schöne rein zu genießen, an den cyniſchen Stellen Warnungszeichen hinmachen, Votiven, die ſagen: „Da iſt das Zartgefühl verunglückt!“ „Sie müſſen bedenken, die Phantaſie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Geſtalten zu geben, ſie kann auch ſolche Macht haben, daß ſie in gewiſſen Momenten Stimmungen in Einen gießt; und in ſolchen Momenten kann ſelbſt ein Menſch von ſonſt weniger Charakter auch ſehr geſinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht ſo auf und doch iſt's das allein Richtige. In ihm ſteckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Heine iſt uns ſehr nothwendig. Dieß Element in der Literatur kann man gar nicht entbehren.“

Die größte Freude bezeigte Lenau an dem Liedchen:

„Es ragt ins Meer der Runenſtein“ u. ſ. w.

Er wiederholte es oft. „Es iſt mir das Liebſte von ihm,“ ſagte er. „Der Ton darin iſt entzückend Es iſt ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen.“ Nur der Dichter, behauptete er, könne den Dichter in ſeinen Werken ganz genießen. „Aber Sie verſtehen,“ wandte Emma dagegen ein, „Beethoven ſo gut wie Einer, ohne Compoſiteur zu ſeyn!“ Er geſtand dieß zu und führte als Beleg die neunte Symphonie an, das letzte und herrlichſte Werk vom Meiſter. „Man benachrichtigte mich von der Probe,“ erinnerte er ſich. „Ich habe in Wien ſchon meine Bekannte, die da für mich ſorgen. Ich habe, was mich ſehr freute, gleich bei der erſten Probe der Symphonie jeden Gedanken faſſen und verfolgen können. Es ſind lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen er ſich bewegt. Die Aufführung, das war vielleicht die größte, die ſchönſte Stunde meines Lebens. Dieſe neunte Symphonie iſt das Größte vielleicht,

was in der Musik vorhanden. Beethoven sagte auch, als er davon schrieb: „Jetzt mach' ich Etwas, das muß mein Erstes werden und überhaupt das Größte was es gibt." Wenn er so beim Bierglas saß, da konnte er auf einmal schnell sein Schreibtäfelchen herausziehen und etwas eintragen. „Mir ist halt was eing'falln," sagte er dann und steckte es wieder ein. Diese Gedanken, die er so einzeln hinwarf, nur mit ein paar Linien und Punkten, ohne Taktstriche u. d. m. sind Hieroglyphen, die Niemand entziffern kann. So hat er in diesem kleinen Schreibtäfelchen wohl noch einen Schatz von Gedanken verborgen ..... Die Symphonie fand in Wien getheilten Beifall. So sagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der sehr musikalisch ist, selbst ein Instrument recht schön spielt: „Es ist confuses Zeug." Was das Verstehen Beethovens erschwert, ist, daß man zu große Massen umfassen muß, um seinen Ideen zu folgen. Sie haben so große Umrisse und nicht alle Menschen können so viel aufnehmen im Speckkammerl ihrer Phantasie."

Man redete von Becher aus Elberfeld. „Er ist mein Liebling," erklärte Lenau." Morgens kommt er zu mir herein: „Wie geht's, Niembsch? Was dichtest du? Hast du eine Cigarre für mich?" Ich seh' ihn vor mir mit seinen langen blonden Haaren, die unten gelockt sind, mit seinem Sackrock, seinen Hosen ohne Strupfen, aus denen die Stiefelröhren herausragen. Er gibt die musikalische Zeitung heraus, ertheilt Unterricht, macht auch englische Uebersetzungen. Er lebt aber nur von einem Tag zum andern. Wenn er Abends eingeladen ist, dann speist er den ganzen Tag nicht. In der Gesellschaft ißt er aber ungeheuer. Er kann oft fünf Gulden von Einem borgen, oder sagen: „Bruder, gib mir einen großen Thaler, ich hab' kein Geld." Das gibt ihm Jeder gern. So ein Mensch ist ein Schatz. Seine Augen leuchten wie zwei Geisteslampen. Wenn er Einen so mit freundschaftlicher Rührung anschaut, da wird Einem ganz warm. Er hat die Mittel, viel zu verdienen, es kann ihm gar nicht fehlen; er weiß, wenn er nur arbeiten will, so hat er Geld; er darf nur eine Recension schreiben, darf nur Lectionen geben — und das eben macht ihn so sorglos. Diese Sorglosigkeit ist aber fast Liederlichkeit. Das seh' ich wohl ein, aber man muß nicht immer ganz correcte Menschen wollen; das findet man selten. Der Eine hat die Eigenschaft, die

ich bewundern möchte; beim Andern find' ich auch wieder eine andere. Man verdirbt ſich ſonſt viele Freude, wenn man Alles beiſammen will. Das iſt der Fluch der kleinen Städte. Man kennt da zu genau das Weſen und Treiben vom Menſchen und vermehrt dadurch die Forderungen an ihn. Wenn ich eine Forelle eſſe, wähle ich mir auch nur das Mittelſtück heraus und laſſe Kopf und Schwanz liegen."

Bald trat der Reiſedrang unſeres Freundes hervor. „Nach Iſchl will ich," äußerte er. Und nun beſchrieb er gleichſam mit kindiſchem Vergnügen die Schlittenfahrten, die er da machen könne. Wenn der Mond ſo aufſteige im Winter und die weiße Gegend und die hohen Wipfel erleuchte, das ſey ganz geiſterhaft, ſo feierlich. Er fühle es immer mehr, das Hochgebirg beſitze Schönheiten, die durch keinen andern Landſchaftsreiz aufgewogen werden.

Man hat ihm ein ſehr wohlfeiles Haus in Mödling bei Wien in der Klauſe mit ganzer Einrichtung angetragen um einen Spottpreis. „Herr v. Bayer, der wegzieht, möchte es gern in befreundete Hände legen. Es ſind viele praetia affectionis da, z. B. auch in lauter Fauteuils die Wappen ſeiner Frau, von Freundinnen aus Wien geſtickt. Dann hat er auch zwei Kinder da verloren, deren Grab ich bewahren ſollte."

Später gedachte er mit Wärme, daß die Knaben von Graf Alexander mit dem Hofmeiſter heute bei ihm waren; beſonders freute ihn Eberhard, der älteſte. „Du mußt mir erlauben," redete Lenau zu ihm, „daß ich Dich Du nenne, auch wenn Du noch ſo groß wirſt. Ich habe zu Deinem Vater auch Du geſagt." Rührend und feierlich war es, als Niembſch mit ganz unbeſchreiblichem Weſen ausſprach: „Es gibt eine Region der Nerven, die unberührt, heilig ſeyn ſoll; eine Tiefe, wo es immer ſtill ſeyn, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen iſt bei mir Alles auch bis auf dieſen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt, immer ſtill ſeyn ſoll. Und da wimmelt jetzt auch Alles auf dieſem Nervengrund. So ſeh' ich meine Krankheit an."

Beim Gehen gab er mit lieblicher, inniger Freundlichkeit die Hand. Die Nacht brachte er ruhig zu.

Am 14. hatte unſer Kranker einige Stunden lang, am Tage und Nachts, lauter freundliche Bilder; er baute ſich ſeine Häuslichkeit u. ſ. w.,

betete auch viel. Gegen Emilie äußerte er, diese Krankheit habe ihm viel genützt, es sey viel in ihm Klarheit und Stille geworden, und besonders habe er sich wieder zu Gott gefunden. Er habe einen Gedankenbau aufgeführt, hoch wie ein Thurm emporgewölbt, und oben auf der höchsten Spitze das Kreuz aufgerichtet. Was er auch Weltliches, Leidenschaftliches und Frevelhaftes geschrieben, das Kreuz sey immer in seinem Herzen geblieben.

Am 15. Abends war er heiterer, gesprächiger denn je. Er las dem Familienkreise Gedichte von sich vor, erzählte viel aus Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut, ob der nicht lieb sey? Auch ihre hübsche Schrift; ihr Vater nämlich diktirte ihr früher stets.

In der Nacht rannte er, da die Versetzung ins Parterre noch nicht hatte ausgeführt werden können, in seinem Zimmer im zweiten Stocke auf einem Raum von wenig Fuß mit so harten heftigen Schritten hundertmal auf- und ab, daß man's kaum ertragen konnte. Auch sein stets übertriebenes und in letzter Zeit noch unmäßig gesteigertes Cigarrenrauchen mußte nachtheilig wirken. Die Nächte sind schon lange so unruhig gewesen, daß Madele, des Geheimraths alte Köchin, die unter Lenau's Stube schlief, immer behauptete, der Stock vom Herrn Baron müsse auch mit herumgehen; es sey zu arg und poltere zu heftig; sie könne kein Auge schließen. Nachts um 2 Uhr kam er in Reinbecks Stube und machte ihnen lärmende Vorwürfe, daß sie ihn beim Criminalamte angeklagt hätten. Sie redeten es ihm aus. „Ja, was ist es denn gewesen?" „„Ein Traum, ein böser Traum,"" entgegneten Beide einstimmig. „Traum? Traum! Wenn's Wahnsinn wäre, das wäre doch das Aergste!" murmelte er vor sich hin und ging fort, legte sich zu Bette, brachte aber den Rest der Nacht ganz schlaflos zu.

Als Niembsch noch gesund war und auch wie er schon anfing zu kränkeln, sagte er immer: er müsse noch vor dem 15. October verheirathet seyn, und in der auf diesen Tag folgenden Nacht brach der Wahnsinn aus.

Morgens (den 16.) frühstückte er ziemlich aufgeregt mit seinen Gastfreunden, sagte hierauf, er müsse doch auch einmal wieder zu seiner Violine greifen, spielte ganz besonders schön auf derselben, kam aber auf einmal

darauf, einen österreichischen Ländler zu spielen, fing an zu tanzen und Luftsprünge zu machen, was er auch Schelling, als er gerade zum Besuche kam, wiederholte und dabei seine große Freude über die wunderbar heilsame Wirkung, welche die Musik auf ihn ausgeübt habe, ausdrückte, indem er von nun an völlig gesund, kräftig und neubelebt sich fühle. Er hielt auch diese Wirkung der Musik auf ihn für so merkwürdig, daß er sich sogleich hinsetzte und einen Bericht über diesen Vorgang an die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg aufsetzte. Auf einmal war er ausgegangen, ohne daß es Jemand gemerkt. Im Schrecken sandte man nach Gustav Pfizer, vertraute diesem Getreuen Alles und bat ihn, seinen Freund und Sangesbruder zu suchen; er werde wohl in der Druckerei seyn. Statt dessen war er auf die Post gegangen, hatte dort Briefe und auch jenen Aufsatz abgegeben. Pfizer begegnete Niembsch in der Königsstraße (der Hauptstraße Stuttgarts) und begrüßte ihn wie zufällig. Sie gingen mit einander. Am Bazar (fast dem königlichen Schlosse gegenüber) zog Lenau seinen Ueberrock aus und Pfizer trug diesen über dem Arme. Niembsch wollte das Kleid hinbreiten und sich darauf legen. Er könne nicht mehr weiter. Er streckte sich auch wirklich hin. Sein wackerer Freund brachte ihn aber doch wieder fort. Sie stießen hier auch auf Baron Hermann Reischach, an welchen Niembsch allerlei Buntes hinredete. „Ja, die Aerzte, sie haben lang an mir herumkurirt — da hab' ich bloß meine Violine angesehen und bin davon gesund geworden.“ In der Friedrichsstraße, worin Reinbecks Haus unter Zahl 14, schleppte er sich kaum noch so fort. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeirollenden Wagen vom Medicinalrathe Köstlin. Da konnte der Patient es aber auch nicht aushalten; er hielt sich immer den Kopf; das Gerassel auf dem Pflaster thue ihm so weh. Sie stiegen also nach ein paar Minuten aus. Auf jeden Eckstein setzte er sich. Es war kaum anzusehen; so die lange Straße herab. Seine Wirthe mußten es vom Fenster aus beobachten und mit all ihrer Liebe sich nur duldend verhalten. Solchem Pilgerwege des Freundes zuzuschauen ist mehr, als selbst den Kalvarienberg wandeln.

Zu Hause setzte sich Niembsch lange auf den Stuhl an der Thüre, legte sich dann im Salon mit den Stiefeln aufs Sopha, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdärmeln vollends hinauf.

Oben geigte und tanzte er wieder. „Es geschehen noch Wunder! sagte er. Ich bin ganz gesund. Die Musik hat mir gefehlt. Die Töne sind wie Thau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt!“ Jemand näherte sich zufällig dem Bette, auf welchem die Violine lag. „Nur meine Violine nicht berühren!“ rief er gleich. Das war ihm immer das Höchste — sie war ihm heilig wie eine Geliebte. Er schlief heut schon im Parterre.

Er pflegte sich früher nie einzuschließen Nachts, und das war den Freunden ein Trost, weil der Kranke, so lang er oben wohnte, Niemand zum Wachen in seinem Zimmer dulden wollte; so wußten sie doch, daß man ihm leichter beizustehen vermöchte. Einst, spät Abends, dachten sie zu ihrer Beruhigung sich noch einmal zu überzeugen, ob wirklich offen sey. Man drückt leise an die Thürklinke, die aber nicht nachgibt. Jetzt wird gerufen, gebeten, daß er aufmache. Er thut es. „Sie haben also doch nicht Wort gehalten, Niembsch!“ Er hatte sich nur so aufs Lager geworfen und war wieder aufgesprungen, um zu öffnen. Da war es gar rührend zu sehen, daß er die Violine auf einen Stuhl neben sich gebettet, wie die Mutter ihr Kind. „Die wollen wir jetzt ruhig lassen,“ sagten die Freunde, und lehnten sie mit dem Kasten unten an die Lagerstätte. Als sie aber weg waren, muß er die Geige doch wieder zu sich geholt haben, denn die Diener fanden es Morgens gerade wieder so, indem sie bei ihm eintraten, und er erklärte ihnen ganz schön, wie seine Geige zu ihm gehöre.

Niembsch legte sich heute zu Bett und schien sogleich eingeschlafen zu seyn, was jedoch nicht der Fall war, indem er in einem unbewachten Augenblicke um diese Zeit den ersten Versuch machte, sich zu erdrosseln, wie er hintennach selbst eingestand. In seinem übrigen Befinden war inzwischen der Umstand eingetreten, daß sich seine Zunge stark belegte, der Appetit ganz darniederlag, was Schelling schon vor ein paar Tagen veranlaßt hatte, ihm ein Pulver und einen Aufguß zu verordnen.[1]

Gab man ihm Medicin ein, so nahm er es erst, wenn man ihm sagte: „Die Frau Hofräthin läßt bitten.“

[1] Ein Pulver aus Rhabarber, einem Salze und einem kleinen Zusatze von Rad. calum. ar. und Sem. anis; nebenbei sollte er von Infus. rad. ipecac. mit einer Saturation nehmen.

Am 17. war er den ganzen Tag ruhig und faſt immer bei ſich. Die ganze Nacht aber darauf recitirte und geigte er. Der Chirurg, welcher bei ihm wachte, konnte nicht genug ſagen, welche ſchöne Sachen der Kranke geſprochen. Beſonders äußerte er ſich ſo herrlich über Schlaf und Tod. Er habe in der Nacht auch ein Gedicht über beide gemacht, vertraute er Emilien und ſagte es ihr her; ſie brachte es aber nicht mehr zuſammen.

Niembſch verbrannte in dieſer Nacht viele Briefe. Vielleicht waren es Sophiens Briefe. Er hatte Sophie bereits durch Emilie ſchriftlich bitten laſſen, ihm keine mehr zu ſenden. Jetzt verrieth er beinahe Haß gegen ſie; ein Daguerreotyp von ihr ſollte man wegwerfen; dann flehte er wieder: „Schont ſie; ſie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht!“ Bald tadelte er ſie, daß ſie ſich nach franzöſiſchen Grundſätzen gebildet; bald rühmte er den hohen Geiſt, den edlen Sinn. Theure Lippen ſollen im letzten Scheiden fieberhaft zu Lenau geſprochen haben: „Eines von uns muß wahnſinnig werden.“ Schon in der Nacht beſchäftigte er ſich eifrig mit Reiſeplanen, ließ ſeine Effekten zuſammenſuchen, packte. Er wolle nicht viel mitnehmen, er komme ja bald wieder. Sein Barbier, ein ordentlicher, wißbegieriger, junger Menſch, der bei ihm wachte, war ihm beſonders angenehm; er bot ihm an, ihn nach Wien mitzunehmen, für ſeine Ausbildung zu ſorgen, daß etwas Rechtes aus ihm würde. Der Barbier entgegnete: er könne nicht mit, weil er militärdienſtpflichtig ſey; worauf Niembſch erwiederte: das würden der Herr Hofrath und die Frau Hofräthin ſchon beim Kriegsminiſter machen. Niembſch ließ den Koffer forttragen, gab dem Bedienten des Geheimrathes eine Banknote zum Poſtgelde, zog ſelbſt Reiſekleider an, und wollte ſich nun durchaus auf den Weg begeben, wovon er nur mit Mühe abzuhalten war, denn er wollte ſeinen Freunden nicht den Kummer machen, in ihrem Hauſe zu ſterben.

An dieſem Morgen (18.) beſuchte Staatsrath v. Ludwig zum erſtenmale mit Schelling gemeinſchaftlich den Kranken. Ludwig hat ſtets Lenau's Fauſt auf dem Nachttiſche; es iſt ſein Lieblingsbuch, iſt ganz zerleſen. Er hätte ſchon längſt gern wollen Lenau kennen lernen. Als er jetzt bei ihm eintrat, ſpielte dieſer eben herrlich Violine. Ludwig bewunderte es ſehr. Mit Thränen betrachtete er ihn und ſagte: er erinnere ihn an Taſſo.

Ludwig erzählte Lenau, wie er auf einer Reise in Tirol an ein ganzes Feld voll Stangen mit Geigen gekommen, das so seltsam ausgesehen, und wie er Anfangs gar nicht gewußt, was das bedeute, bis er erfahren, daß die Violinen da trocknen müßten. Diese Schilderung freute den Dichter sehr und er beschrieb nun die Einrichtung eines guten Instruments. Hierauf machte Niembsch mit Ludwig und Schelling — mit dem er in der letzten Zeit eine Liebschaft angefangen und an dem ihm auch der philosophische Kopf so werth war — Plane, wie er sich in Stuttgart niederlassen, die Medicin wieder aufnehmen wolle, und wenn es ihm gelänge, nur Einen guten Gedanken zum Wohle der Menschheit zu finden, so sey das mehr als alle seine Werke. Er müsse einen Beruf haben. Die Aerzte waren entzückt von seinen Gedanken, wenn er mit ihnen wissenschaftliche Sätze discutirte im herrlichsten Latein.

Die beiden Aerzte beriethen sich und stimmten darin überein, daß die schleunigsten Maßregeln genommen werden müßten, um dem sich steigernden Uebel Einhalt zu thun. Auf ihren Rath berief Reinbeck sogleich den berühmten und erfahrenen Arzt für Gemüthskrankheiten, Hofrath Dr. Zeller in Winnenthal durch Staffete. Man sah seiner Ankunft mit höchster Angst und Sehnsucht entgegen.

Der Kranke verlangte an diesem Tage durchaus in sein früheres Wohnzimmer im zweiten Stocke zurückgebracht zu werden, und als ihm dieß endlich gestattet wurde, suchte er seine Papiere wieder durch, zerriß eine Anzahl derselben. Dann ergriff ihn Todessehnsucht. Um 7 Uhr heute Abends werde er sterben. Er zog sich ganz weiß an, legte sich erschöpft auf den Sopha, und erwartete den Tod mit gefalteten Händen. Er nahm von Allen feierlich Abschied, segnete Alle. Auch von Sophie in Wien. „Sie ist mein Glück und meine Wunde!“ sagte er. Noch als er schon unten wohnte, äußerte er gegen die Vertrautesten: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand. — Ich will Ihnen etwas von ihr lesen lassen, holen Sie mir das Buch in meinem Schreibtisch“.... Er wollte den Schlüssel geben, fuhr aber wieder damit in die Tasche zurück.

Niembsch und Sophie, hieß es, sollten sich das Wort gegeben haben,

daß keines von ihnen das Andere überleben wollte. Auch ſollte Sophie zu Niembſch geäußert haben: wenn er einmal einen ganz heitern Brief von ihr bekäme, ſo dürfte er ſicher glauben, daß ſie ſich ſchon dem Tode nahe befinde. — Nun erhielt er während ſeiner Krankheit wirklich einmal einen heitern Brief von ihr — wie man erzählt — und es bemächtigte ſich ſeiner alsbald der erſchreckende Wahn: ſie ſey entweder ſchon todt, oder dem Tode nahe. Mit größter Bangigkeit erwartete er am nächſten Tage einen Brief zur Zerſtreuung ſeiner Furcht; allein zum Unglücke kam eben damals keiner, wiewohl früher beinahe jeder Tag einen gebracht; und auch am zweiten Tage erfreute ihn noch keiner. Man denke ſeine Angſt, ſein Entſetzen!..

Niembſch machte heute auch ſein Teſtament. Alle Augenblicke ſprang er wieder vom Ruhebette, um von Neuem wieder etwas hinzuzufügen, oder es zu zerreißen, und ein anderes zu ſchreiben. Emilie mußte es immer mit unterfertigen. Er ſetzte immer, nach Reinbecks Aeußerung, und wie auch Niembſch ſelber ſpäter Hofrath Zeller in Winnenthal mündlich eröffnete und dieſer an Emilie ſchrieb: ſeine geliebte Schweſter Thereſe als Alleinerbin ein, mit der Bedingung: ſeinen Freunden Reinbecks, als Anerkennung der ihm durch viele Jahre erwieſenen großen Gaſtfreundſchaft 6000 fl. davon zu übergeben, wiewohl ſie ſolches nie annehmen zu wollen erklärt hatten. Er äußerte: ſeiner Schweſter Kinder, wenn ſie ihn auch Anfangs gewiß herzlich betrauerten, würden ſich doch auch freuen über die Verbeſſerung ihrer Lage und ihn ſegnen. Von allen dieſen Teſtamenten blieb nur der Anfang von Einem übrig mit den eigenhändig geſchriebenen Worten: „Mein letzter Wille. Ich ernenne meinen Schwager“....

In lauter edlen Kreiſen, unter ernſten Bildern bewegten ſich am heutigen Nachmittage des Kranken Vorſtellungen, nie kindiſch. „Der Tod iſt ſo leicht; mir iſt ſo wohl!“ ſagte er. Auch einmal ſchmerzvoll: „Ich werde dahin ſeyn, vergeſſen. Kaum ein paar lyriſche Sachen von mir ſind gut. Ich ſehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben;“ oder auch: „Mein Leben iſt ein Unſinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar ſchöne Gedichte gemacht.“ — Als der Tod mittlerweile noch immer nicht kommen wollte, ſprach er zu Emilie: „Er bleibt ſo lang aus.

Helfen Sie mir, geben Sie mir etwas, daß er ſchneller kommt. Geben Sie mir Blauſäure.“ — „„In der Medicin, in der Suppe da hab' ich ja Blauſäure““ — entgegnete Emilie, worauf er gierig ſchluckte. Er bat ſpäter, da er keine Wirkung verſpürte, wiederholt inſtändigſt um Gift, und trieb es ſo bis auf den Abend fort. Da er Niemand im Zimmer dulden wollte, ſo wurde den Wächtern befohlen, vor der Thüre auf dem Korridor ſtehen zu bleiben, und auf jede Bewegung und Laut ſorgſam Acht zu geben.

Während man im erſten Stocke traurend um den Theetiſch beiſammen ſaß, kam Emilie einen Augenblick hinunter, um ihren Vater zu küſſen. „Eben hat er mir ſeinen Urwald in Amerika verſchrieben,“ lächelte ſie. Sie ging bald wieder hinauf.

Nach einer halben Stunde hörten die Wächter Niembſch ſtöhnen und Emilien rufen, und als dieſe ſogleich herbeikam, fand ſie den Kranken fürchterlich entſtellt ausſehend, mit hervorgetriebenen, blutunterlaufenen Augen, ſein Kopfkiſſen und Halstuch ſtark mit Blut, welches aus der Naſe und dem Mund gekommen war, befleckt. Befragt darüber, was ihm begegnet ſey, erwiederte er: „Weil Ihr mir kein Gift gegeben habt, habe ich mich mit meinem Halstuche (es war ein ſchwarzſeidenes) erdroſſeln wollen.“

Staatsrath v. Ludwig, welcher ihn vor Schelling ſah, beruhigte ihn ſo, daß, als Schelling ſpäter dazu kam, er Lenau in ziemlich natürlichem Zuſtande fand. Der Kranke hatte an dieſem Tage Calomelpulver, welche die Aerzte ihm am Morgen verordnet, genommen und darauf einige Erleichterungen erhalten. Es wurden ihm nunmehr auch kalte Umſchläge mit Eſſig und Waſſer gemacht.

Niembſch wurde nun wieder in die Parterrewohnung gebracht. In dieſer Nacht wachte auch Guſtav Pfizer. Lenau recitirte viel aus den Albigenſern und Savonarola in ganz wunderſamen Zuſammenſtellungen.

Am 19. Morgens fanden die Aerzte einen Aderlaß nothwendig. Niembſch hatte eine Freude an ſeinem Blute, das ſo kräftig herausſprang. „Wie ein Alpenquell“ ſagte er. — „Nicht wahr, es iſt ganz geſundes Blut?“ fragte er den Barbier, welcher es beſtätigte. „„Ja wohl, es ſieht ganz geſund aus, nur wie von einem gehetzten Hirſch.““ — Das gefiel

Lenau gar wohl. „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch!“ entgegnete er, und wollte immer, der Chirurg sollte der künftigen Schwiegermutter eine Beschreibung von diesem Aderlasse schicken. Das mache ihm jetzt wieder frischen Muth zum Leben und Heirathen, daß sein Blut so gesund sey. — Es bildete keine Entzündungskruste und der Blutkuchen zeigte nur eine geringe Consistenz.

Und nun fuhr Lenau fort, lauter heitere Zukunftsplane zu bauen; er sprach unaufhörlich und der Schlaf floh ihn fortwährend. „Wie kann man nur so alberne Vorstellungen haben!“ sprach er wegen gestern. „Da hab' ich mir eingebildet, die Emilie gäbe mir Blausäure!“ — Vorbeck war lang bei ihm. Niembsch gibt viel auf ihn. — Man erwartete Zeller, der aber von seiner Schweizer Reise noch nicht zurückgekommen war. Niembsch sprach immer davon, ein ärztliches Frühstück zu veranstalten, wozu er auch Hardegg einladen und dabei Thesen aufgeben wollte, die er sich notirte, z. B. über die Transpiration. — Er sagte auch ein paarmal: „Heute kommt meine Braut.“ Niemand konnte daran denken, denn der Arzt hatte es ihr abgerathen. — Als Nachmittags Emma aus dem Reinbeck'schen Haus von Hartmanns ging, geigte Niembsch in seinem Parterrezimmer eben wunderschön. Wie Gesang; — ein Schweben, Verathmen der Töne, ganz Liebe und süße Klage. Gleich einer Nachtigall, voll Frühlingssehnsucht. Seufzt sie nach Glück, nach Grab? Fleht sie um Ruhe oder um den Himmel? Kann sie nicht vergessen? Sie hat den Lenz überlebt. Fahl sind die Bäume, schnell fliegen die Wolken. Keine, keine nimmt sie mit, weit, weit zum Frieden, fern zur Wonne.

Richtig traf noch am 19. Abends Marie mit ihrer Mutter zu Stuttgart im Hotel Marquardt ein. — Auerbach berichtet: „Auf die Kunde seiner Krankheit reiste sie mit ihrer Mutter im Eilwagen nach Stuttgart. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Post warten, die Damen gehen am frühen Morgen in den Gasthof, die Braut nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand, und liest die furchtbaren Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ —

Den 20. früh, eh es noch zur Raserei kam, blieb Niembsch darauf, daß seine Braut angekommen sey, und man mußte ihm den Spiegel an's Bett geben, daß er seine Haare ordne. Bisher zeigte sich der Patient

niemals vernachläſſigt in ſeinem Aeußern, ſtets rein und ſorgfältig gekleidet, glatt gekämmt. Oefters wiederholte er: er wolle eine Muſterehe haben. Alle, die die Braut in Stuttgart ſahen, wo ſie einige Tage verweilte, ohne zu dem Kranken dringen zu dürfen, weil die Aerzte ſeine Erregung fürchteten, ſtimmten darin überein, daß es eine ganz weibliche Erſcheinung ſey; eine zarte Geſtalt voll Anmuth; ein Oval, etwas Madonnenhaftes im Antlitze. Im Weſen ſehr ſanft und ruhig. Achtzehn Tage nur im Ganzen hat Lenau ſie gekannt. — Achtzehn Tage — und jetzt das ganze Leben einſam, zerſtört! Zu Hauſe alle die frohen Vorbereitungen, Alles fertig, die Ausſteuer u. ſ. f. Lang faßten ſie den Gedanken gar nicht, ſie und ihre Mutter, die eine gar gute Frau ſeyn muß. Jetzt meinte Marie, ſie möge gar nicht hoffen, denn ſie wolle dieſen Schmerz nicht noch einmal durchringen; ſie habe auf Alles verzichtet, ſie getraue ſich nicht mehr an Glück zu glauben.

Gegen 4 Uhr Morgens fing ſchon der Sturm an. Niembſch ſchrie vielleicht hundertmal: „Auf, auf, Lenau! Lenau!“ grauſig, weithin dröhnend. So auch um 5 Uhr Morgens, um welche Zeit ihn Schelling ſchon ſah. Später wurde er etwas ruhiger. Um 7 Uhr bat er einen ſeiner Freunde, welcher mit zwei Wächtern bei ihm war, ihn zu verlaſſen, weil er ruhen wollte, ſchickte den einen der Wächter, des Geheimraths Diener, Ferdinand, in das Nebenzimmer, um ihm ein Glas Waſſer zu holen, und während der Andere entfernt auf dem Sopha ſaß, benützte Niembſch den von ihm liſtigerweiſe zubereiteten günſtigen Augenblick: aus dem Bette ſpringend, das noch nicht wieder zugebundene Fenſter ſchnell aufzureißen und im Hemde und baarfuß zum Fenſter hinaus, das etwa acht Schuh vom Boden der Straße erhaben iſt, in dieſe hinunterzuſpringen, wobei er den eben vorbeigehenden Bedienten des engliſchen Geſandten beinahe niederwarf. Gegen hundert Schritte lief er die Straße hinauf, beſtändig aus allen Kräften ſchreiend: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!“ Es ſoll ein gräßlicher Auftritt geweſen ſeyn. Heine's und Freiligraths neue Lieder, welche ihn in der letzten Zeit viel beſchäftigten, und aus denen er oft Stellen wiederholte, mögen wohl auch die Richtung dieſer Ideen miterzeugt und überhaupt zündbar gemacht haben. Von jenem Bedienten und einem Soldaten eingeholt, wurde Niembſch ſogleich in ſein

Bett zurückgebracht. Hier tobte er nun auf das Heftigſte, ſtieß alle erdenkbaren Schimpfworte, beſonders auch gegen ſeine Aerzte, in grobem öſterreichiſchen Dialekt aus. „Mörder, Räuber!“ ſchrie er immer. Sobald Emilie ſich blicken ließ, nannte er ſie „Giftmiſcherin!“ und als ſie mit Reinbeck ſich ihm nahte, in der Hoffnung, ihn doch etwas beſchwichtigen zu können, gab er der ſanften Märtyrerin einen Backenſtreich und Reinbeck faßte er an der Gurgel, und hätte ihn beinahe erwürgt. „Die Schwaben können es niemals verantworten, daß ſie mich ſo behandeln,“ wüthete er. „Andere mögen ſie plündern und einſperren ſoviel ſie wollen, aber bei mir wird es ihnen nicht ſo hingehen. Die Schwaben müſſen vernichtet werden, dieß Haus zerſtört bis auf den Grund. Eine öſterreichiſche Armee wird über ſie kommen, ſie Alle in die Pfanne hauen, und in ganz Stuttgart keinen Stein auf dem andern laſſen!“

Er blieb den ganzen Tag in der heftigſten Aufregung, ſo daß ſeine Stimme zuletzt ganz heiſer wurde. Abends war er wieder beſonders wild und grob gegen die Aerzte und Alle, welche in ſeine Nähe kamen. Er ſchrie ſo entſetzlich, daß viele Leute ſich auf der Straße ſammelten und unter dem Fenſter ſtanden. Die Nacht hindurch war er doch etwas ruhiger, jedoch abermals faſt ganz ſchlaflos.

Schon am Morgen dieſes furchtbaren Tages, als Emma Niendorf bei ihrer Toilette ſaß, erhielt ſie ein Billet von Julie Hartmann, halb verwiſcht, kaum leſerlich aus Angſt und Haſt. Sie ſollte ihren Bedienten Leo ſchicken, und durch dieſen noch ein paar handfeſte Militärs. (Emmas Gatte iſt der Oberſt v. S.) Es geſchah. Als Leo in der Nacht heimkam, erzählte er: der Herr Baron ſähe fürchterlich aus. Das Weiße im Auge ganz roth, und Alles träte ſchrecklich heraus. Einmal habe er ihn, den Diener, eine Viertelſtunde lang angeſtarrt, unverwandt; dann zählte er auch öfters die Wappenknöpfe am Aermel von Leo's Livree. „Jeſus, Maria!“ ſagte er vor ſich hin, und nachher wieder: „Wahnſinnig! Wahnſinnig! — Ich weiß ja nicht, wo ich bin!“ — „So rührende Sachen ſagte er dann wieder,“ erzählte der treuherzige Schwarzwälder, „ſo rührende Sachen, daß es Einem durch den ganzen Leib ſchauerte, und wie er's ſo ſchön hinbringt, ſo geſchickt — man könnt ä Buch draus machen. So hat er heut Nacht über den Soldatenſtand etwas gar Schönes

g'ſagt, vom Sieg. — Mit dem Halten thut man ihm ſo weh, denn er hat gar zu feine Knochen; ich habe ihm immer ein Tuch um das Handgelenk geſchlagen, eh' ich ihn gehalten."

Einmal zeigte Niembſch dem Bedienten im Hauſe, Ferdinand, ſeine beiden Füße und ſagte: „Siehſt du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt."

Jener Mann, welchen Niembſch beinahe zu Boden geſprungen, ein Kammerdiener, welchen der preußiſche Miniſter entließ, der engliſche in Dienſt nahm, fand dadurch einige freie Tage, welche er nun auch zur Aushülfe bei Niembſch verwendete.

Auch gebetet hat Niembſch in dieſer Nacht. Es war ſehr rührend und feierlich. „Jeder bete nach ſeiner Kirche!" ſagte er, und Alle mußten ein Vaterunſer beten. Erſt Morgens früh kam ein kurzer Schlaf, aus welchem Niembſch viel heftiger und tobend wieder erwachte; doch bald ſtellte ſich Ermüdung und Erſchöpfung ein.

Heute (den 21.) Morgens kam Emilie Zumſteeg zu Hartmanns. Sie wolle ſich nur nach dem Leidenden erkundigen. Ihr hätte in der verwichenen Nacht geträumt, Lenau ſey krank. Dieſen Morgen in einem Hauſe, wo ſie Stunden gab, erzählte ſie, daß ſie einen ſchrecklichen Traum gehabt, worauf die Leute erwiederten, Lenau ſey wirklich krank an einem Nervenübel; dieſe Perſonen wußten es noch nicht anders. Die Freundinnen theilten nun der Beſuchenden die traurige Wahrheit mit. Im Augenblicke ſey jetzt Alles ruhig unten, ſetzten ſie hinzu. „Unten, unten! Alſo wohnt er im Parterre?" rief die Zumſteeg mit ſolchem Nachdrucke, daß die Andern es gar nicht begreifen konnten, da die vielfach beſchäftigte Künſtlerin ſelten kommt und die Einrichtung des Hauſes wenig kennt. Sie erklärte es ihnen jedoch. Ihr hat geträumt, ſie ſehe Niembſch in einer Parterrewohnung auf einem Lager hingeſtreckt und viele fremde Männer ſtünden um ihn und hielten ihn. „Was iſt ihm denn?" fragte ſie erſchrocken. „„Er iſt ſehr krank,"" antwortete ihr Jemand, und daran erwachte ſie.

Schills, des Nachbars, Gartenknecht half heute auch aus. Er mußte an Lenau's Bett ſitzen, und dieſer ſagte von ihm, er ſey ein angenehmer, gebildeter Menſch, und er redete ihm fortwährend vom Goethe-Denkmal

vor; ſie wollten zuſammen hinreiſen. Der gebildete Menſch fragte dann die Leute im Hauſe, wer denn der Goethe ſey?

Ueberhaupt ſind unſerem Freunde alle Menſchen recht — er, der in Geſellſchaft ſo wähleriſch war! — und alle kann er leiden. Das Friſche, Volksthümliche in den Soldaten und andern Wärtern ſcheint bei ihm anzuklingen; die Natur iſt's, mit der er ſympathiſirt. Sie ſitzen um ihn, er erzählt ihnen von ſeiner Jugend. Durchaus will er immer vorleſen — er, Lenau!! — und weil eben kein Buch da iſt, nimmt er ſeinen Paß; den hat er ihnen gewiß ſchon zehnmal vorgeleſen. Auch zeigt er ihnen den öſterreichiſchen Adler am Siegel. Den Leo erkannte er gleich wieder: „Das iſt ja der ſtarke, hübſche Junge von geſtern! Wie heißt Du?" „„Leo."" „Leo, der ſtarke Leo; ich mache ein Gedicht auf Dich, wenn ich wieder geſund bin. Bei wem biſt Du denn?" „„Beim Oberſt v. S."" Niembſch wiederholte den Namen wohl ein dutzendmal. Er erzählte ihnen auch, wie ſein Vater, Großvater und Urgroßvater Officiere geweſen. Nach Wien wolle er; dann ſeine Braut nach München beſtellen, ein Gut kaufen und die „Schriftſetzerei" — wie Leo ſich ausdrückte — aufgeben.

Der engliſche Kammerdiener darunter, ein ſchwäbiſcher Bauerſohn, war ganz in einen routinirten Franzoſen metamorphoſirt. Seine Gewandtheit gefiel unſerm Freunde und er äußerte, er wolle denſelben auf die Reiſe mitnehmen und ſich mit ihm im Franzöſiſchen üben, das er lang nicht mehr geſprochen.

Nachmittags endlich traf Hofrath Zeller aus Winnenthal ein, und es fand eine ärztliche Berathung ſtatt. Zeller beobachtete Niembſch nur und ließ die beiden übrigen Aerzte, Ludwig und Schelling, mit dem Kranken verhandeln, um ſich dadurch größere Unbefangenheit für ſpäter und eine ungeſtörte Betrachtung zu ſichern. Er hatte nur voraus ſchon erklärt, falls Niembſch nach Winnenthal gebracht würde, müſſe man es dieſem unterwegs ſagen, wohin er komme. Wenn man nicht ganz wahr ſey, wie könne denn die Verwirrung gehoben werden? Wie Rettung von Wahn auf Lüge beruhen? Auch begehrte Zeller für jenen Fall Mittheilung über den ganzen Lebenslauf des Patienten. Der ärztliche Beſchluß fiel einſtimmig dahin aus, daß der Kranke baldmöglichſt in die Heilanſtalt zu Winnenthal zu bringen wäre.

Rührend baten die Reinbecks noch die Aerzte: Lenau doch noch bei ihnen sterben zu lassen, denn sie seyen überzeugt, er werde noch diese Woche sterben. (Es war eben Sonntag.) Zeller fand ihn nämlich selbst äußerst krank, körperlich, besonders die Leber. Wenigstens, baten die Reinbecks, sollte man noch abwarten, wie die Nacht sich zeigen würde. Hierauf ging man ein. Abends noch sprach Niembsch mit Porbeck lang das herrlichste Latein, von welchem dieser voll Bewunderung war.

Aber die Wangen von Niembsch glühten den ganzen Tag über roth, und Leo prophezeite eine schlimme Nacht. Er sehe so schön aus, wie er so umhergehe mit der buntgestickten Mütze, den türkischen Pantalons und Pantoffeln. Bei dieser Schilderung fiel Emma ein, daß er am letzten gemeinschaftlichen Abende ihr mit Behagen von seinem reichen, neuen Hauskostüm gesprochen und aufgezählt, wie viele schöne Pantoffel er habe; man müsse sich mit einer gewissen Koketterie im Hause kleiden, das sey man seiner Frau schuldig.

Die Nacht wurde wirklich sehr schlecht, der Kranke raste meistens. „Laßt mich fort, ich muß in den Krieg, der Ungar ist schon los!“ schrie er oft. Vor Leo kniete er hin: „Laß mich fort um Christi willen, der ja auch für die Menschen gestorben! Willst du denn hart wie ein Felsen seyn?“ Immer wollte er reiten. „Herr Baron, das Pferd ist so eben verreckt, man muß ein anderes holen,“ beschwichtigte der Schwarzwälder. „„Nun, so will ich noch so lang verziehen.““

Die beiden Aerzte, Ludwig und Schelling, so wie die beiden treuen Freunde, Gustav Pfizer und Porbeck, drangen am 22. darauf: Niembsch gleich früh am Morgen in das Asyl der unglücklichen Geisteskranken zu bringen. Reinbeck selbst hinderte sein hohes Alter und die tiefste Erschütterung, Niembsch zu begleiten, welches Pfizer auf dem Kutscherſitze, mit einem Militärarzte und zwei Niembsch angenehmen Wärtern im Wagen, unternahm. Hierunter war auch der englische Kammerdiener, der, wenn der Herr Baron wieder gesund würde und ihn brauchen könnte, augenblicklich seinen Dienst verlassen wollte, um bei ihm zu seyn. Anfangs wollte Niembsch gern reisen, dann gab es aber noch einen heftigen Auftritt, und man mußte zur Zwangsjacke Zuflucht nehmen. Einmal rief Niembsch Pfizer um Rettung an, worauf dieser erwiederte: „Du hast eine

Nervenkrankheit, ich kann dir nicht helfen." Jetzt schimpfte Niembsch ihn hin und her einen Jesuiten, einen Philister. „In welche Mörderhände bin ich gefallen!" schrie er auf. „Blut," sagte mir (Schurz) der Lohnkutscher, der damals Niembsch fuhr, als er auch mich nach einigen Tagen dahin brachte, „Blut hätte man weinen mögen, wenn man das Laster so mit ansah!" Als sie das Städtchen liegen sahen, zeigte Pfizer es ihm und sagte: das sey Winnenthal, da führen sie hin. Der Name ging aber spurlos am Ohr vorbei. Bei seiner Ankunft beschwerte er sich bei Zeller über die Behandlung, die er dulde, und zeigte die Wunden an seinen Händen vom Halten, worauf jener dem Kranken entgegnete: das habe er Alles selbst verschuldet und hervorgerufen; im Gegentheil, er habe die Leute mißhandelt und geschmäht, noch gestern Ludwig das Hemd zerrissen u. s. w. Da wurde er ganz still und beschämt, als man ihm dieß vorhielt. Den Finger hatte er beschädigt, als er in der Nacht eine Scheibe eingestoßen. Zeller ließ gleich einen Chirurg kommen, um die Wunde zu verbinden, und das schien unserm Freunde zu behagen. Als man ihn in seine Klause brachte, lief er einmal darin umher und sagte dann: da gefalle es ihm nicht, da möge er nicht bleiben. Der Arzt erwiederte doch: es komme jetzt gar nicht auf seinen Willen an, es handle sich von seiner Genesung, und da müsse er gehorchen; er sey geisteskrank. Er könne aber auch, wenn er wolle, ein wenig in den Garten spazieren. Niembsch nahm es an. Sie gingen hinunter. Als er in die Gartenthür trat und den hellen Himmel sah, sagte er: „Schön!" Oben legte er sich dann hin und konnte eine Viertelstunde schlafen, worauf er wieder in den Garten ging. Zeller fand ihn heut weniger krank als gestern und schöpfte etwas mehr Hoffnung.

Emilie konnte es sich ungeachtet ihrer Erschöpfung nicht versagen, dem unglücklichen Freunde nach einigen Stunden mit seinen Effekten zu folgen, um sich zu überzeugen, ob er auch dort gut aufgehoben seyn werde, und kehrte mit voller Befriedigung in dieser Hinsicht am Abend zurück. Sie hatte auch die zwei Brieftäschchen dahin mitgenommen, welche Lenau nie von sich ließ, in die er seine geheimsten Gedanken einschrieb, und in welche niemals ein anderes Auge, als das seinige geblickt. Damit er diese heiligen Blätter nicht missen dürfe, händigte Emilie sie Zeller ein,

der ſie aber gleich öffnete und las, zum Schmerze der Freundin; — ein Wahnſinniger hat kein Eigenthum mehr, auch nicht Einen Gedanken, der ihm gehört — wie der Verbrecher — und der Arzt iſt hier Beichtiger.

Es verbreitete ſich in Stuttgart die Sage, dort ſey am nämlichen Tage, wo man Niembſch nach Winnenthal brachte, ein trefflich dargeſtelltes Stück gegeben worden, welches ſein Schickſal ganz enthalte: Scribe's „Feſſeln."

Ich erhielt am 21. October einen Brief Reinbecks vom 16., worin er mit zitternder Hand mich, als Lenau's geliebten Schwager, auf das Dringlichſte bat, keinen Augenblick zu verlieren, mich perſönlich in Stuttgart einzufinden, um die nöthigen Maßregeln zu deſſen Rettung zu ergreifen. Er ſchreibe dieß auf das Geheiß des Arztes von Lenau, des berühmten Schelling. Kein Anderer würde die Stelle vertreten können. Es müſſe eine von ihm geliebte Perſon ſeyn, die eine Art von Gewalt über ihn hätte, ſonſt ſey Alles vergebens. Sie zählten ſchon die Stunden meiner Ankunft, denn es ſey wahrhaftig keine zu verlieren.

Ich faßte ſogleich bei Durchleſung dieſes Schreckensbriefes, der wie ein Donnerkeil aus blauem Himmel auf mich niederſchlug, meinen Entſchluß, und begann unverzüglich meine Vorkehrungen zur möglichſt baldigen Hinausreiſe. Einer meiner erſten Gänge war auf die Fahrpoſtverwaltung, wo ich die Auskunft erhielt, daß der nächſte Eilwagen nach Weſten, in dem noch Plätze frei wären, in drei Tagen, alſo am 24. October, abgehen würde. Hierauf eilte ich zu Sophie und ſodann nach Weidling hinaus zu Thereſe. Ich ſchweige von Beider Entſetzen und Schmerz über die ſchier unglaubliche Hiobskunde. — Bei anbrechendem Tage nahm ich am 22. von Weib und Kindern Abſchied, und am 24., bis wohin ich noch zwei Briefe von Reinbeck erhielt, reiste ich ab.

Am 28. October 1844 um 12 Uhr Mittags langte ich zu Stuttgart an. Ich eilte ſogleich zu Reinbecks, wo ich den Erſtbeſten, der mir entgegenkam, um Niembſchens Befinden fragte, und bat, mich bei Reinbecks zu melden, damit ſie Niembſch auf meine Anweſenheit vorbereiteten. Da hieß es: Niembſch wäre nicht mehr da; was mich auf die Meinung brachte, er hätte ſich nicht mehr abhalten laſſen, ſeine Rückreiſe nach Wien

anzutreten. Nun empfingen mich Reinbeck und Emilie ſehr freundſchaftlich, aber ganz zermalmt von Leid. Sie erzählten mir, was bis dahin Alles geſchehen, ließen mich nicht mehr fort, wieſen mir gütig Niembſchens verlaſſenes Zimmer an, und ſtellten mich ihrem ehrwürdigen Vater, dem Geheimenrathe v. Hartmann, und ſeiner milden Tochter Julie vor. Noch denſelben Tag führte mich Reinbeck zu Herrn Obermedicinalrath v. Schelling. Dieſer fürchtete, ich würde Niembſch lange nicht ſehen und ſprechen dürfen, indem vor der Hand Ruhe deſſen höchſtes Bedürfniß, jede Erinnerung an das alte Leben zu vermeiden, und gleichſam ein ganz neues zu beginnen wäre. Allein ich wollte gleichwohl nächſten Tags nach Winnenthal, um mein Heil alldort zu verſuchen. Dienſtag den 29. October 1844 fuhr ich dahin. Ich langte um 10½ Uhr dort an und begab mich ſogleich ins Schloß, wo man mich im ebenerdigen Empfangzimmer warten hieß; denn Hofrath Zeller wäre ſo eben bei den Kranken herum und würde wohl bald kommen. Den Vormittag über hatte ein dicker, feuchter, kalter und unfreundlicher Nebel geherrſcht. Während ich ſo einſam des Bevorſtehenden harrte, fiel durch das große Fenſter der erſte Strahl, der erſte ſchwache Lichtſchatten der mühſam durchdringenden Sonne auf den Boden des Zimmers vor meine Füße hin. Ich nahm dieß als ein gutes Zeichen auf und gedachte freudig gerührt des umſchleierten Bruders. Schon lachte die Sonne aus heller Bläue, als Zeller eintrat. Ich eröffnete etwas weichmüthigen Tones, warum ich gekommen, und bat um — wo möglich — doch einige Hoffnung. Er ſah mich beinahe befremdet darüber an, daß ich das Aeußerſte befürchtete, und theilte mir ſogleich beruhigend mit: Niembſchens Zuſtand, der früher in der That kaum mehr gefährlicher hätte ſeyn können, und bei nur um Einen Tag verſpäteter Hülfe vielleicht rettungslos geworden ſeyn würde, hätte ſich inzwiſchen allmählig, gerade heut aber erſt auffallend gebeſſert, ſo daß ein günſtiger Wendepunkt der Krankheit eingetreten zu ſeyn ſchien. Niembſch ſelbſt hätte heute früh um ihn geſchickt, und ihm mit großer Klarheit, Beſonnenheit und Einſicht auseinandergeſetzt, worin eigentlich der Herd ſeines Uebels läge. Zeller freute ſich ungemein, dieß zu vernehmen, denn er ſelbſt hätte ſchon blos aus Niembſchens Ausſehen den nämlichen Grund vorausgeſetzt und darnach die Behandlungsweiſe eingerichtet, von deren

Zweckmäßigkeit er nun durch den errungenen guten Erfolg vollkommen überzeugt worden wäre. Ich machte hierauf dem Arzt einen Abriß vom Leben des Leidenden, von seiner Geburt an, und verschwieg nichts, wovon ich glaubte, daß es für die Behandlung des Kranken wissenswerth seyn könnte. Zeller war der Ansicht, daß die Krankheit aus vielen Quellen entsprungen sey. Er beschuldigte insbesondere die äußerst regellose und unangemessene Lebensweise Niembschens, sein Umkehren der Nacht in Tag und des Tags in Nacht, die zu seltene Bewegung und sein unmäßiges Cigarrenrauchen. Sein Uebel liege in großen Anschoppungen und nicht zum Ausbruch gediehener Goldader. Niembsch — erzählte Zeller — esse nun auch wieder bereits mit Lust, was schon lange nicht mehr der Fall war — und genieße schon wieder mehr und mehr des Schlafes, der ihn so hartnäckig gemieden. Uebrigens trug Zeller auch den übergroßen Reisebeschwerden der letzteren Zeit, gleichwie den durch die bevorgestandene Vermählung hervorgerufenen, Niembsch ganz ungewohnten und lästigen kleinen Bemühungen und Geschäften, dann der Reue über die getroffenen geldlichen Einleitungen und seinen wohl übertriebenen peinlichen Befürchtungen bezüglich der Zukunft willig Rechnung.

Als ich Zeller bat, Niembsch — wenn es anders thunlich wäre — sehen oder wohl gar sprechen zu dürfen, bewilligte er ohne Bedenken Beides, nur sey die rechte Zeit dazu abzuwarten, denn Niembsch habe, obwohl er nicht mehr tobe, doch öfter noch bedeutende Aufregungen. Dieß sey übrigens gerade erwünscht, indem bei einem sehr raschen Abbruch der Krankheit viel eher Rückfälle zu besorgen stünden. Zeller lud mich ein, um 3 Uhr Nachmittags wiederzukommen.

Als ich zu dieser Stunde im Schlosse mich einfand, war Zeller so eben auf einem Spaziergange aus. Inzwischen wollte mir ein Aufwärter die innere Einrichtung der Anstalt zeigen. Er führte mich — der Aufgang ist beständig verschlossen — in den Betsaal hinauf, wo die Protestanten Sonntags und die Katholiken Mittwochs Gottesdienst und Predigt hören können; ließ mich Zimmer für Kranke sehen, dann eins, worin zu musikalischen Unterhaltungen, die öfter stattfinden, ein Flügel steht, und auch eins mit einem Billard. Vom zweiten Stockwerke sahen wir sodann auf das Ziegeldach eines nur ebenerdigen Anbaues hinunter, um welchen

ein halbrunder kleiner, mit einer Holzwand umfangener Raum lief. Dieß iſt die traurige Wohnung der Tobſüchtigen, und der Raum ohne Gras, Blume und Baum derjenige, worin ſie ſich in lichteren Augenblicken etwas ergehen dürfen. Und unter dieſem düſteren, unheilſchwangeren Dache weilte, als ich hinunterſah, mein armer, armer Bruder, der geliebteſte Dichter Deutſchlands!

Wir kehrten ins Empfangzimmer zurück. Nach 4 Uhr kam Zeller. Niembſch, ſagte man uns, wäre ruhig, wir gingen alſo ihn zu ſprechen. Der Arzt trat voraus in die Zelle und ſagte: „Guten Abend, Herr v. Niembſch; Ihr Schwager Schurz iſt da. Wollen Sie ihn ſehen?“ „„O ja!““ Ich trat ein. Niembſch ſaß im Bette halb aufrecht, einen braunen, mit rothen Schnüren gezierten, hübſchen Zigeunerrock, ein Wiener Machwerk, auf dem Leibe. Wir küßten uns. Ueberraſcht von meiner Gegenwart ſchien er nicht. Auch zog er mich gleich in ſeinen Gedankenkreis hinein. „Lieber Freund,“ ſprach er, „verkünde es nur allerwärts: ich beharre bei dem, was ich geſagt. Nicht die Aeußerung ſelbſt, nur die Art und Weiſe derſelben, war krankhaft. Mögen alle Monarchen meine Rede wohl bedenken! Aber nur ſo hätt' ich es nicht ſagen ſollen, das war gegen die gebührende Ehrfurcht und gegen alle Schicklichkeit; ja, ich geſtehe, das war krankhaft. Ich habe mit Seiner Majeſtät, dem Könige von Württemberg, durch die Thürſpalte geſprochen. Das hätt' ich denn doch nicht thun ſollen; das war gefehlt!“ Derlei lispelte der Arme mit gedämpfter, peinlicher Stimme. Dann begann er wieder: „Es gibt eine Region in den menſchlichen Nerven, die ewig unberührt gelaſſen werden ſollte. Ich aber hab's gewagt. Die Strapazen meiner letzten Reiſe haben ſie mir aufgeregt.“

Hofrath Zeller übergab ihm, um ihn von ſeinen Wahngedanken, deren Aeußerung aber keineswegs von heftigen Bewegungen begleitet war, abzuziehen, vier Briefe: von Mayer, Kerner, Auerbach und Emilien. Er las ſie zu meiner Verwunderung (ſeine Augen waren von den verſuchten Erdroſſelungen her, worunter eine auch in Winnenthal, noch ganz angeſchwollen und roth) ziemlich ruhig und faſt ganz durch. Nur ein einziges Wort darin, ich glaube: „geiſteskrank,“ war ihm unbequem und ungenehm. Endlich las er auch noch den Aufſatz der Allgemeinen Zeitung,

worin mit Theilnahme und Schonung seiner Erkrankung Erwähnung geschah. Niembsch sprach sich darüber zwar nicht aus, aber seine Miene gab seine Zufriedenheit damit zu erkennen. Der Arzt lud nun Niembsch zu einem kleinen Luftgang im großen Gras- und Baumgarten mit uns ein. Er war sogleich dazu bereit und begehrte Stiefel, Kleider und Halstuch, wobei er sich über seinen Wärter beschwerte, daß er nicht stets gleich auf den ersten Ruf erscheine, ja manchmal sogar auch Einwendungen in Betreff des Anzuges sich erlaube. Man brachte ihm ein blaues Halstuch; er aber wollte ein schwarzes haben. Man ging darnach, allein der es in Aufbewahrung hielt, war eben nicht zugegen, und so nahm Niembsch doch das blaue. „Aber auch meine Pistole," rief er, „meine Pistole bringt mir!" „„Sie haben ja gar keine!"" „Nein, nein, ich habe schon eine." Er hatte wirklich eine; sie war aber in Stuttgart. „Meine Pistole her!" „„Ich habe Alles aufgeschrieben, was Sie besitzen, Herr v. Niembsch, doch eine Pistole ist gewiß nicht darunter."" „Du wirst doch," fiel ich scherzweise ein, „deinen alten Bruder dafür, daß er so weit herkam, dich zu besuchen, nicht etwa erschießen wollen?" Er erwähnte nun ihrer nicht mehr.

Wir verließen die Zelle. Eine solche Tobzelle ist ziemlich geräumig und hoch. Ganz oben ist ein Gitterfenster. Kein Tisch, kein Kasten, nicht einmal ein Stuhl, sogar kein Ofen, sondern nur eine vergitterte Oeffnung, wodurch die erhitzte Luft einströmen kann. In der Mitte des Zimmers steht ganz frei ein derbes Ruhebett von starken eichenen Bohlen und zu Häupten desselben ein festes Tischchen und ein unbewegliches einsitziges Bänkchen.

Die freie Luft that ihm sichtbar wohl. Die Sonne war zwar schon unter, aber der Tag doch noch freundlich. Das noch frische Grün der großen Rasenplätze — Niembsch wurde stets in den eigentlichen Garten und nie in den obenerwähnten engen kahlen Tobzwinger geführt — das bunte Laub der meisten Bäume und das weite, schöne Thal, von mäßigen Bergen eingefaßt, lachten ihn freundlich an. Er fragte mich um Therese und die Kinder. Ich erinnerte ihn in meiner Antwort an seiner Schwester alte treue, innige Anhänglichkeit an ihn. „Weißt du noch, wie sie mir vor zwölf Jahren, als du in Amerika warst, und längere Zeit nichts von dir hören ließest, alles Ernstes zumuthete,

ich ſollte meinen Dienſt aufgeben und mich mit ihr und unſern fünf Kindern zu dir in die Urwälder trollen?“ Ich ſprach es unter herzlichem Lachen und er leiſtete mir dabei Geſellſchaft. Wir begaben uns in ein ſtockhohes, gemauertes Luſthaus, um der hübſchen Rundſicht zu genießen. Niembſch ſtieg ziemlich feſten und raſchen Trittes hinan, ohne ſich am Geländer zu halten. Oben waren die Fenſter weit offen. Ich konnte dieß nicht ſehen, ohne mir nicht zu denken, daß Niembſch wohl noch vor acht Tagen ohne Zaudern ſich hinuntergeſtürzt haben würde, und ich ſtellte mich daher aus Vorſicht nahe zum Fenſter, wie um in die Gegend hinauszublicken, ohne jedoch Niembſch den Zugang zu vertreten. Er ging aber gar nicht hin, ſondern blieb immer anderthalb Schritte davon weg. Auf dem weiteren Wege erwähnte er, wie er wohl wiſſe, er habe öfter Wahnanfälle gehabt. In ſolchen halte er ganz ausgezeichnete Reden, manchmal im ſchönſten Latein. Hiezu bemerkte Arzt Zeller, es wäre doch wunderbar, wie der Kranke in ſolchen Aufregungen ſich manchmal bewußt werde, daß das, was er doch deutlich vor ſeinen Augen ſehe, gleichwohl keine Wirklichkeit, ſondern nur ein Traumgebilde ſeiner erhitzten Einbildungskraft ſey. So haben z. B. Sie,“ wandte er ſich an Niembſch, „neulich eine Rede an eine Verſammlung gehalten, die Sie mit den Worten begannen: „„Meine Herrn und Damen, die da nicht ſind, ich beſchwöre Sie!““ Sie wußten alſo ſehr wohl, daß die Herrn und Damen, die vor Ihnen ſich befanden, die Sie mit Augen ſahen, und zu denen Sie ſogar ſprachen, gleichwohl keine wirklichen Weſen, ſondern nur Gebilde Ihres aufgeregten Gehirns waren. So etwas aber darf Sie durchaus nicht alteriren. Sie wiſſen ja, daß es Naturen gibt, die beim leichteſten Fieber ſogleich phantaſiren. Das macht ſich Alles wieder ganz und bald.“ Niembſch ſtimmte bei und meinte: im Delirium wäre der Menſch ein ganz anderer als ſonſt; der Sittſamſte ſpräche darin unwillkürlich die gröbſten Unfläthigkeiten und Zoten. Ich erinnerte ſodann Niembſch an ſeine furchtbaren Drohungen gegen die Stuttgarter. Er lachte zum zweitenmal und zwar recht herzlich.

Nun ſollte er wieder aus der freien Luft in ſeine Zelle zurück. Der Hofrath ging voraus, wir Beide folgten. Niembſch ſchien der Anblick des Hauſes unerfreulich. Er wandte ſich vor der Gangthür um und

that einige Schritte in den Garten zurück, bemeisterte sich aber dann rasch, kehrte das Antlitz zum Hofrath und fragte: „Soll ich hinein?“ „„Ja, lieber Herr v. Niembsch, es ist schon kühl.““ Und er schritt hinein. Auf dem Hausgange nahmen wir Abschied. Niembsch bat noch früher den Hofrath um zweierlei, nämlich: den Wärter anzuweisen, daß er immer sogleich auf den ersten Ruf erscheine, denn das gezieme sich so, und dann: aus der Zelle befreit zu werden, oder doch wenigstens Licht hineinzubekommen, da die Finsterniß auf seine Phantasie so unheimlich wirke. Ersteres wurde zugesagt und in Betreff der Zelle ihm versprochen, daß er, wenn er nur erst einmal 48 Stunden lang sich ruhig zu verhalten vermöchte, alsbald in ein schönes Zimmer des oberen Stockwerkes würde ziehen dürfen, und zwar, wenn die eben beginnende Nacht glücklich vorüberginge, schon sogleich morgen. Licht ward anzuzünden befohlen. Auch überreichte Zeller dem sonst so rauchlustigen Dichter eine schon lange nicht mehr genossene Cigarre. Wie mochte ihn diese, die er unverzüglich begierig anzündete, erquickt haben! Wir schieden unter Küssen auf acht Tage, wornach ich ihn nach des Arztes Erlaubniß sollte wiedersehen dürfen. Ich fuhr noch den Abend nach Stuttgart zurück.

Den nächsten Tag erhielt Emilie einen Brief von Zeller, den ich getreulich hier abschreibe:

„Herr Rechnungsrath Schurz wird es Ihnen mitgetheilt haben, wieviel besser es mit unserem theuren Kranken seit gestern geht. Auch die verflossene Nacht war ganz gut. Er schlief viele Stunden sanft und erwachte noch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagte, er fühle sich wie neugeboren. Wir sind Alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang seiner Genesung! Noch ist viel zu wünschen übrig, aber wenigstens scheinbar der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im zweiten Stock anweisen konnte, was ihn sehr freute. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche sehen.“

Ich eilte nun nach Tübingen, um Karl Mayer und seine artige Schaar hübscher Töchter, worunter zwei Pathen von Niembsch, von Angesicht kennen zu lernen. Mayer empfing mich sehr liebevoll und führte mich auch sogleich zu seinem Freunde Uhland. Ich erfreute Alle mit der

angenehmen Nachricht von Niembſchens Beſſerung und der Ausſicht auf deſſen baldige gänzliche Wiederherſtellung. Nach drei unvergeßlichen Tagen, wovon ich einen Abend bei Uhland und ſeiner verehrten Gemahlin zubrachte, kehrte ich nach Stuttgart zurück. Hier beſuchte ich Herrn Baron v. Cotta in der Niembſchiſchen Angelegenheit. Dieſer verſicherte, Niembſch habe ihm ſelbſt den von mir bedauerten Vertrag in die Feder geſagt. Auch bat er mich, überzeugt zu ſeyn, daß, wofern ſich ſolcher für Niembſch wirklich nachtheilig erweiſen ſollte, die Buchhandlung es ſodann ihrem eigenen Rufe ſchuldig erachten würde, dieſes auszugleichen. Sichtbaren Eindruck machte meine Erwähnung, die Reue über einen Theil dieſes Vertrages habe ſicher auch Einiges zur traurigen Krankheit des edlen Dichters mitgewirkt. Eine entſcheidende Verhandlung wurde für die, wie wir wähnten, nicht mehr ferne Zeit der Wiedergeneſung des Dichters vorbehalten.

Dienſtag den 5. November 1844 erſchien ich in Schloß Winnenthal um 3 Uhr Nachmittags und ich wurde von Hofrath Zeller ſogleich zum Kranken geführt. Dieſer hatte nicht lange im oberen Stockwerke bleiben dürfen. Er hatte in neuer Aufregung dem Wärter eine derbe Maulſchelle verſetzt, und mußte ſonach wieder in ſeine alte Zelle heruntergebracht werden, wiewohl er jenes bitter bereut und warme Abbitte gethan. Wir begrüßten ihn beim Eintreten und ſprachen Einiges mit gewöhnlich lauter Stimme. Da bat Niembſch, leiſe reden zu wollen, denn laut reden hören thäte ihm weh. Der Hofrath lud ihn ein, mit uns in den Garten zu kommen. Er richtete ſich ſogleich in ſeinem Bette auf, allein, kaum aufrecht ſitzend, ließ er ſich wieder ſanft zurückſinken. Man ſah ihm an, er wäre ſchläfrig, und wir verließen ihn daher mit dem Verſprechen unſerer Wiederkunft am nächſten Vormittag.

Mittwochs den 6. November beſuchte ich ihn um 11 Uhr. Dießmal begleitete mich der Oberwärter und zugleich Wundarzt der Anſtalt, Namens Burger, ein freundlicher, verſtändiger Mann, zu Niembſch. Ich traf dieſen recht heiter, vollkommen beſonnen und klar, und ſchon wieder viel beſſer ausſehend, als wie vor acht Tagen, ja faſt ſo gut, wie zu Zeiten ſeiner Geſundheit. Er ſprach mit mir (der Oberwärter hatte uns nach einigen Augenblicken wieder verlaſſen) eine volle Stunde lang von ſeiner

eigenen Krankheit, als ob er förmlich Arzt wäre, ihres ganzen Verlaufes ſich vollſtändig erinnernd. Was ihn ſehr erfreute war der Umſtand, daß er nunmehr ſehr angenehme Einbildungen hatte, anſtatt der früher ſo furchtbaren und erſchütternden. So kamen jetzt uralte Bekannte aus ſeinen Jugendtagen, friſche Meiſen, an das Fenſter oberhalb ihm, munter daran pickend, alswie zum Willkomm. Auch ſah und hörte er ſeine Lieblinge, die Wildgänſe, in großen keilförmigen Schaaren über ihn ſchnatternd hinwegziehen. Niembſch glaubte ſich nun oft in die ſchönſten Gebirgsgegenden verſetzt, wo er, im Kreiſe trauter Geſellen, auf weichem Raſen lagernd, der herrlichſten Umſchau genoß. Einmal fand er ſich in eine himmliſche Walhalla entzückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut öſterreichiſch ſprach. Goethe konnte ſich halb todt lachen, wenn Niembſch einen recht derben öſterreichiſchen Kraft- und Saftausdruck zum Beſten gab. Dann erblickte ſich Niembſch gar in einer wirklichen Götterverſammlung reinſten Blutes, deren Herrlichkeit und Glanz man ſich gar nicht vorzuſtellen vermöge. Ein Gott war immer ſchöner als der andere, und ſo ſtets höher und höher hinan bis zu dem allerhöchſten Gott. Und der Hochmuth bildete unſerem Dichter ein, er ſelbſt wäre einer, und zwar nicht der allerniedrigſte der hehren Sippſchaft. (S. „Fauſts Tod“: Mir ſchien's an meinem Werthe Spott, daß ich nicht lieber ſelbſt ein Gott.) Derlei Vorſpiegelungen erquickten ihn ſogar, während die früheren ihn erſchöpft und erdrückt hatten. Sie wieſen deutlich darauf hin, daß ſein Blutumlauf gewöhnlich ſchon wieder ein viel ſanfterer ſeyn mußte. Er ſelbſt fühlte ſich in meiner Gegenwart den Puls und ließ auch mich ihn fühlen. Ich fand ihn keineswegs heftig und beflügelt, ſondern ruhigen, ebenmäßigen Gangs. Niembſch meinte zwar mitunter, er würde denn doch kaum wieder aufkommen, gleichwohl gab er ſich mit ſichtbarem Vergnügen wieder der Hoffnung hin, als ich ihm betheuerte, Hofrath Zeller glaube an ſeine baldige und vollſtändige Geneſung, ja, verſpreche ihm eine beſſere Geſundheit, als er je früher genoſſen, wonebſt auch ich ihm auf mein Ehrenwort verſicherte, er ſcheine mir unverkennbar beſſer als vor acht Tagen. Mit ſeinen Wärtern, und nicht minder mit der Frau Hofräthin Zeller, die ſeine tüchtige Eßluſt mit vortrefflichen Suppen und Brühen befriedigte, vor Allen aber mit ſeinem Arzte und

zugleich Freund, Hofrath Zeller, war er auf das Aeußerſte zufrieden. Zeller hatte ein ſehr ſchönes Buch: „Das verſchleierte Bild zu Sais“ zur Widerlegung von Juſtinus Kerners Anſichten in deſſen „Seherin von Prevorſt“ geſchrieben. Niembſch hatte dieſes Buch bereits zur Hälfte durchgemacht, und darin ſeine ganze Krankheit meiſterlich geſchildert gefunden, er theilte vollkommen die Meinung ſeines weltweiſen Arztes, und daher hatte er auch dieſen angegangen, ihn ja doch nur ſo lange bei ſich in der Anſtalt zu behalten, bis er wieder vollſtändig geneſen ſeyn würde.

Niembſch bat mich, bei ihm wohnen zu wollen. Ich erwiederte, daß ich ſelbſt ſchon Zeller um Gewährung dieſer Gunſt erſucht hatte, daß dieſer aber noch für eine kurze Zeit eine ruhige Einſamkeit als für ſeine Erholung zuträglicher erachtete; doch würd' ich mich nächſtens in einem Gaſthofe zu Winnenden (ſo heißt das Städtchen zunächſt dem Schloſſe Winnenthal) feſtſetzen und ihn dann recht eifrig beſuchen. Und in der That gab mir ſpäter beim Abſchied Zeller die Erlaubniß, nächſten Mittwoch den 13. November wieder erſcheinen und ſodann einige Tage mit Niembſch zubringen zu dürfen.

Niembſch ſprach zu mir über ſeine Geldangelegenheiten ganz gelaſſen, auch über ſeine Schriften; verlangte dann einen Handſpiegel, um ſein Ausſehen bemerken zu können. Dieß war gut, nur noch die Augen etwas roth, aber nicht mehr ſo angequollen. Er begehrte hierauf ein Schreibbüchlein und eine wohlgeſpitzte Bleifeder. Als ich mir auf ein Blatt ſeine Wünſche anmerkte, nahm er mir Blatt und Stift ab, und ſchrieb mit ſehr ruhiger, überaus zierlicher Hand, viel netter als je, folgende Worte darauf: „Schönſte Grüße an die liebe Emilie und Reinbeck und Hartmanns, meine Lieben. Niembſch.“ Er hatte zu Stuttgart während der letzteren Zeit einen Zettel, der mir zu Geſichte kam, nur ſchlecht, flüchtig und mit ſehr unſicherer Hand geſchrieben; daher mußte mir gegenwärtig ſeine weit mehr als gewöhnlich reine, kleine, ruhige und gleiche Schrift wirklich höchſt angenehm auffallen, und als ein Zeichen wieder eingetretener innerer Beruhigung gelten. Auch er ſelbſt betrachtete ſeine dießmal außerordentlich ſchönen Schriftzüge mit beſonderem Wohlgefallen und Vergnügen. Merkwürdig iſt, daß er auch den Anfang des Horaziſchen Liedes: „Integer vitae, scelerisque purus“ darunter geſchrieben,

aber plötzlich innegehalten und das Geschriebene mit Bleistift durchstrichen, während er lächelnd sagte: „Nein! sie könnten glauben es wäre radotirt.“

Von Therese und den Kindern sprach er wiederholt, auch von seiner Braut und seinen Freunden, von Sophie jedoch kein einziges Wort; auch ich nicht. Auch noch von etwas Anderem schwieg er, von seinen Selbstmordversuchen, wiewohl er doch deßhalb als Kranker nicht für zurechnungsfähig erscheinen konnte.

Ich fuhr am 6. November nach Stuttgart zurück. Laut einer nach Stuttgart gelangten Nachricht war auch Donnerstag der 7. November ein sehr guter und ruhiger Tag für Niembsch, Sonntags, den 10. aber hatte er, wie man mir später erzählte, eine lebhaftere Aufregung. Er sah sich dabei durch einige Zeit in einem heißen Gefechte befangen. Mittwoch den 13. November, um 11 Uhr Vormittags betrat ich mit Hofrath Zeller, dem zweiten Arzt Ellinger und dem katholischen Pfarrer Kaufmann, der aus dem ein paar Stunden entlegenen Orte Hofen bei Cannstatt alle Mittwoche nach Winnenthal kam wegen des Gottesdienstes für die katholischen Patienten, Niembschens Zimmer. Er war etwas aufgeregt und sprach viel von Religion und Politik, insbesondere aber äußerte er eine innige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des katholischen Glaubens. Voll tiefem Gottvertrauen betrachtete er seine Krankheit als eine ihm von oben bereitete Läuterung. Ich hatte Briefe von Sophie, von Therese, von seiner Braut, von Baron Bayer in Mödling und von Frankl in Wien bei mir. Nur jenen der Braut, von welcher er fortwährend Briefe empfing, die ihn sehr freuten, übergab ihm Zeller. Niembsch nahm ihn mit Vergnügen, erbrach ihn aber nicht sogleich. Ich erwähnte nun, daß auch ein Brief von Therese da sey. „Von Theres?“ stammelte er, lehnte sich an die Wand, starrte niederwärts, mit dem Oberleib tief vorgeneigt, die Arme auf die vorspringenden Kniee aufstemmend. Wien stand vor seinen Augen. Mir fiel seine Erschütterung sehr auf. Wie mir später erklärlich ward, mochte er wohl hinzugedacht haben: „Und von Sophie nichts? Also ist sie doch todt?“ Wir verließen ihn nach einer Weile Alle gleichzeitig.

Nachmittags um 5 Uhr begab sich Zeller wieder mit mir zu Niembsch. Er war ruhig und heiter. Nach längerem Gespräche über seine Krankheit,

ſeine geliebte Braut und Anderes, überreichte ich Zeller den Brief von Bayer voll launiger Tagesneuigkeiten aus Wien. Niembſch erheiterte ſich daran ſichtlich noch mehr. Auch der Brief von Frankl in literariſchen Angelegenheiten war ihm willkommen. Er beauftragte mich zu mündlicher Antwort. Dann las er Thereſens Brief mit feuchtem Auge, ganz gerührt von ihrer treuen Liebe. Beim Lobe, das ſie ſeinem Arzte zollte, ſchüttelte er dieſem kräftig die Hand. Er erfreute ſich ſehr ihrer Anſprache.

Ich mahnte nun Zeller ſtill an Sophiens Brief; er meinte aber, man ſollte des Guten nicht zu viel auf einmal thun, und die Ueberreichung auf morgen verſchieben. Hierauf entfernte er ſich allein, kam aber einen Augenblick darauf wieder zurück und ſprach zu Niembſch: „Auch von Sophie iſt ein Brief da.“ Ich übergab ihn. Welcher unglaubliche Eindruck!

Das ganze Geſicht unſeres Freundes ward Blut, ſein Auge blitzte. Er las ihn. Hierin kam auch die Stelle vor:

„Duck dich und laß verübergan,
Das Wetter will ſein'n Willen han.“

In dieſem noch vorhandenen Briefe Sophiens finden ſich die beiden Spruchzeilen mit Bleiſtift durchkreuzt, am Ende deſſelben ſteht aber von Lenau's Hand in flüchtigen, dahinfallenden Buchſtaben:

Ich ducke mich **nicht!!!**

Das „nicht“ dreimal unterſtrichen und dreimal durch Ausrufungszeichen hervorgehoben. Gleichwohl ſchrieb er ſpäter in ein Anmerkbüchlein: „Ich ducke mich doch! Verſteht Ihr mich: doch?“ und wieder ſodann: „tamen, ego vobis dixi.“ O, wie Schweres gehörte dazu, um den eiſernen Niembſch endlich doch ducken zu machen. Er mußte dann aber auch das Gewicht dieſes Wortes ſehr ſtark fühlen, da er wiederholt darauf zurückkam.

Donnerſtag den 14. November, Vormittags 11 Uhr wandelten Zeller und ich mit Niembſch, der eine ruhige Nacht gehabt, im Garten umher. Niembſch ſprach wieder viel von Religion und Politik. Er erſchien ſich bisweilen als Alltröſter (Paracletus), auch als König von Ungarn, nicht aber von Polen, wie man ſpäter hin und wieder ſagte. Alſo hatte ſich Kerners Scherz im Jahr 1832: ein Mädchen wäre aus Liebe zu Niembſch

wahnſinnig geworden und hielte ſich für die Königin von Ungarn — dahin zur Wahrheit verkehrt, daß Niembſch ſelbſt wahnſinnig geworden und König von Ungarn zu ſeyn glaubte. Als ſolcher König lenkte er einmal ein feuriges, in Einer Reihe dahinbrauſendes Viergeſpann, wie Apollo die Sonnenroſſe. Er jagte wohl über eine halbe Stunde lang in der Zelle um ſein Bett herum, immer wilder, mit Hieb und Ruf, und ſein heißes Hauptaugenmerk war ſtets dabei, daß nur ja alle ſechzehn flüchtigen, ſchallenden Hufe ganz gleichzeitig niederfielen und dröhnten. Zeller lenkte endlich zum Gebäude zurück; Niembſch verlangte jedoch noch weiteren Umwandel; ihm ward gewillfahrt, und ſo war es halb Eins, als wir ſchieden.

Nachmittags 5 Uhr kam ich allein. Ich erzählte ihm von Mayer und Uhland. Er heiſchte, es ſollte ſogleich nächſten Tags nach ihnen geſchickt werden, damit ſie ihn beſuchten, während er doch noch Vormittags geäußert: er wünſchte noch keine Beſuche zu erhalten. Auch hatte er den zweiten Aufſatz der Augsburger Allgemeinen Zeitung über ſeine Krankheit geleſen und daraus auf ſeine beſondere Wichtigkeit, insbeſondere auch in politiſcher Hinſicht, einen Schluß ziehen zu können vermeint. Er verlangte auch, Reinbeck ſollte ihm Morgenblatt und Journal des Debats ſchicken. Erſteres erhielt er ſofort, Letzteres war aber nicht aufzutreiben. Niembſch war dießmal wieder etwas aufgeregt und ich entfernte mich, als die anberaumte kurze Beſuchzeit verſtrichen war. Zeller, den ich darnach ſprach, verſicherte, daß Niembſchens Aufregungen ſichtlich abnähmen, und daß andere derlei Leidende gewöhnlich nicht in Monaten ſo viele Fortſchritte zur Geneſung machten, als wie Niembſch in Wochen.

Freitag den 15. November war für Niembſch ein ausgezeichneter Tag, der beſte bisherige. Ich war zweimal bei ihm. Vormittags um 11 Uhr wandelten wir im Garten; die Sonne lächelte eben mild durch die dünne, allmählig zerfließende Wolkendecke des Himmels, die Luft war erquicklich, ganz frühherbſtlich. Niembſch ſprach da keine Sylbe von Religion und Politik, woraus er doch vorgeſtern gar nicht zu bringen geweſen war; ſondern bloß von ſeiner eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er fühlte nun eine ihm ſonſt ganz fremd geweſene außerordentliche Liebe zum Leben (er ſchien ſich auch ſeiner Selbſtentleibungsverſuche gar nicht zu erinnern, da er nie, auch nur entfernt, darauf hindeutete; ich aber

wollte deren nicht erwähnen). Die Erde lachte ihn jetzt ſo hold und ſchön wie eine Geliebte an. „Nur nicht ſterben," ſprach er wiederholt, „ich lebe jetzt ſo gerne." Er erkundigte ſich um Thereſe und die Kinder, um Sophie und deren Kinder, um Max. Er hatte in der Angſt gelebt, nicht nur Sophie, ſondern auch eines ihrer Kinder — ich weiß nun nicht mehr welches — und auch Max wären geſtorben. Er fragte, ob wir doch alle mit ſeiner Heirath einverſtanden wären? was ich bejahte. Ich dachte in der That, daß Marie, die ſich als ſehr treu und anhänglich bewährte, auch nach ihres Bräutigams Aeußerung recht gebildet ſeyn ſollte, dieſen glücklich zu machen vermögen würde. Er bedurfte jetzt mehr als je eines ganz ordnungsmäßigen, ruhigen, ſtillen und daher häuslichen Lebens. Bliebe er ledig, ſo ſchien er mir furchtbaren Stürmen, wie ihn einer jetzt an den äußerſten Rand des Grabes gebracht, allzuſehr ausgeſetzt, und ein jäher Rückfall und Untergang beſtändig zu beſorgen. Sophie war ihm zwar das liebſte Weſen auf der Welt, allein ſeine alte Sehnſucht nach Familienleben vermochte ſie nun einmal nicht zu befriedigen, und ſo mußte er ihr entſagen, was, wie er mir Nachmittags geſtand, ihn unendlich traurig gemacht hatte. Ich erklärte ihm meine Abſicht, den Rückweg nach Wien über Frankfurt nehmen zu wollen, um dort mit der Braut und deren Verwandten freundſchaftlich zu beſprechen, ob und wie ſich die ſchweren Beſorgniſſe, die bezüglich der anſtändigen Erhaltung des Hausſtandes in ihm aufgeſtiegen waren, etwa beſchwichtigen oder mildern laſſen möchten, indem anſonſt auf eine dauerhafte Behaglichkeit kaum zu zählen ſeyn möchte.

Nachmittags war Niembſch eben ſo heiter. Schon ferne hört' ich ihn auf ſeinem Guarnerius ganz gewaltig walten. Er ſelber freute ſich ungemein ſeines Spieles, zumal ſeiner im geringſten nicht geminderten, ſondern — wie er dafür hielt — eher geſteigerten Fingerfertigkeit. Er ſpielte Beethoven, Ungariſche, Ländler, insbeſonders dieſe, mit voller Hingebung, ja zuletzt mit ſolcher Ergriffenheit, daß ich beſorgte, es möchte ihn zu ſehr aufregen, daher ich endlich, nachdem ich ihn zuvor ein paarmal fruchtlos gebeten, ſich Ruhe zu gönnen, ihm halb mit Gewalt die geliebte Geige aus den Händen wand. Niembſch ſchlief jetzt wieder beſſer und empfand ungemeine Eßluſt. Zum Frühſtück genoß er dritthalb Schalen Kaffee,

ſpäter einen tüchtigen Topf ſaure Milch; Mittags gute Suppe, Fleiſch, Sauerkraut, Spätzle, kurz: einfache, unverkünſtelte, geſunde Nahrung; Abends abermals Suppe. Auch die übrigen Verrichtungen waren in Ordnung.

Lenau's Unglück hatte auch außerhalb Deutſchland tiefe Theilnahme gefunden. Einen ſchönen Beweis davon liefert nachſtehender Brief, welcher um dieſe Zeit bei Zeller einlief.

Schloß Clarisholm bei Randers in Jütland, den 6. November 1844.

Die von der „Hamburger neuen Zeitung" in einem Artikel aus Stuttgart gemachte Mittheilung, daß Niembſch von Strehlenau daſelbſt von Wahnſinn befallen, nach der Heilanſtalt zu Winnenthal gebracht, und unter die beſondere Leitung und Obhut Euer Wohlgeboren geſtellt ſey, veranlaßt eine Ihnen ganz Unbekannte, die das Unglück des edlen Dichters mit tiefem Schmerz erfüllt, ſich vertrauensvoll dahin zu wenden, wo mit einiger Gewißheit zu erfahren ſeyn dürfte, ob der jetzige traurige Zuſtand deſſelben, vielleicht mehr körperlichen Uebelſtänden als dem Geiſte ſelbſt angehörend, es uns vergönnt, einer Wiedergeneſung entgegenzuſehen.

Wenn Euer Wohlgeboren von einer Fremden durch die Bitte beläſtigt werden, ihr ganz kurz Nachricht hierüber ertheilen zu wollen, iſt es vielleicht nur die gemeinſame Theilnahme, die Sie dieſe Freiheit entſchuldigen läßt, und Sie bewegen dürfte, einem Wunſche gütig zu entſprechen, der ſich aus ſo weiter Ferne voll Zuverſicht an Sie richtete.

Mit wahrer Hochachtung unterzeichnet Emma v. Oppen.

Ich erbat mir von Zeller die Gunſt, dem theilnahmvollen Ritterfräulein aus Jütland antworten zu dürfen, wobei ich alle die ſüße Gewißheit von der unausbleiblichen völligen Wiedergeneſung des verehrten Dichters, die damals Zeller nicht minder als mich erfüllte, in meine Zeilen goß.

Weniger günſtig war Samſtag der 16., wahrſcheinlich wegen des vortägigen zu eifrigen Geigens. Ich durfte weder Vor- noch Nachmittag zu ihm, weil er mit ſich ſelber ſprach, wo es dann am beſten war, ihn ungeſtört zu laſſen. Abends ſtand ich mit dem Hofrathe vor ſeiner Thür

und hörte, daß er dann und wann laut sprach, als ob mit einem Andern; dann schwieg er immer ein Weilchen, als ob er auf des Andern Gegenrede hörte. So sprach er einmal zu dem ihm wohl sicht- und hörbaren, aber dennoch unvorhandenen Gespann: „Jetzt spiele du!“ Nun schwieg er, wie wenn er dem Spiele des Aufgeforderten lauschte; dann rief er laut: „Das hast du nicht recht gemacht. Das kann ich besser. Merk' auf!“ Und nun spielte er ohne Zweifel dem Zweiten vor; aber wir hörten nichts. Niembsch lag wahrscheinlich ganz regungslos im Bette; da kein Geräusch zu vernehmen war. Also die Töne von gestern hatten in ihm auch heute noch nicht ausgeklungen; ja, sie durchzitterten ihn vielleicht sogar noch lebhafter als gestern. So überbietet die leere Einnerung manchmal die volle Wirklichkeit. Uebrigens war auch Samstags das Quecksilber im Wetterglas um einen Zoll gestiegen, welcherlei starke Veränderungen Einfluß auf Nervenkranke äußern. Es war heute an allen Leidenden im ganzen Schlosse eine mehr als gewöhnliche Unruhe bemerkbar.

Sonntags den 17. besuchte ich ihn schon früh um 10 Uhr. Er war zwar noch ein wenig angegriffen, aber klar und heiter. Er sprach nur von seinen eigenen Verhältnissen, gar nichts Fremdartiges. Ebenso auch Nachmittags. Bliebe er immer so, er wäre dann ganz gesund. In Winnenthal fing es ihm sehr zu gefallen an, auch lebte er dort recht billig, denn es waren vierteljährig für Kost, Wohnung, Wäsche, Beheizung, Bedienung, Arzt und Arznei nur bei 115, also jährlich bei 460 fl. Conventionsmünze zu bezahlen; und dabei war Niembsch in der höchsten der drei Zahlungsklassen und hatte als Ausländer um ein Viertel mehr als Einheimische zu entrichten. Niembsch wünschte, daß ich um eine Verlängerung meines Urlaubs einschritte, etwa um drei Wochen, d. i. bis Weihnachten. Ich versprach darüber mit Zeller zu reden, und wenn dieser beistimmte, sogleich ein Gesuch nach Wien zu senden. Niembsch sprach auch oft von seiner Schwester Therese. Er verlangte, wir sollten uns dereinst — er hoffte ein steinalter Mann, ein Achtziger, zu werden — irgendwo in Ungarn oder Untersteier, wo es eben gut Hütten bauen wäre, recht traulich zusammenniesten. Goldene Träume, nein, Schäume!

„Wenn ich nur wieder einmal eine Reise mit dir machen könnte!“ sagte er auch damals zu mir. Er machte mit mir noch eine, dritthalb

Jahre darauf, ſeine letzte; aber ſie war nicht heiter. Nein, noch eine letztere! Als wir — wieder einige Jahre ſpäter — zuſammen mit großem Gefolge von Döbling in ſeine ewige Reſidenz nach Weidling fuhren. Aber da war er ſchon glücklich.

Es war wohl auch an dieſem Abend, daß Niembſch, am Tiſchchen ſtehend und das Meſſer in der Fauſt, ſein Abendmahl verzehrte. Ich ſaß ganz nahe bei ihm. Er ſprach davon, daß er ſchon nicht abgeneigt geweſen wäre, um allen etwaigen kirchlichen Schwierigkeiten bei ſeiner Verheirathung aus dem Wege zu gehen, evangeliſch zu werden, und daß er dieß ſeinem Freunde Schwab eröffnet hätte; allein als dieſer eine außerordentliche Freude darüber geäußert, habe dieß ihn ſelbſt plötzlich ſtutzen gemacht, und er beſchloß auf der Stelle bei ſich feſt, katholiſch zu bleiben. „Und dabei bleibt's denn auch!" ſetzte hier Niembſch hinzu und ſeine Augen flammten. „Und wenn's ihnen nicht recht iſt, ſo heirath' ich halt's Mädl gar nit!" Dieß rief er laut und ſchwang das Meſſer dabei, als ob er zuſtechen wollte. Ich blieb ohne einen Finger zu rühren, ſitzen, und ſagte nur ganz ruhig: „„Recht, Bruder!"" Als der Wärter über den Schrei den Kopf zur Thür hereinſteckte, hatte Niembſch das Meſſer ſchon wieder geſenkt und ſprach gelaſſen mit mir weiter.

Vorm Abſchied, als ich nach der Stunde auf meine goldene Repetir-Uhr ſah, verlangte er ſehr dringend, ich ſollte ſie ihm doch leihen, da man ihm die ſeinige vorenthielt. Ich beſann mich etwas; allein ich wollte ihn nicht reizen und gab ſie ihm, jedoch mit dem betonten Beiſatz, ſie ſey ein Andenken an meinen verſtorbenen Vater und mir darum ſehr werth. Er ergriff ſie freudig mit dem Verſpruch, ſie wohl in Acht zu nehmen. Mein ſtiller Troſt war der gegenwärtige Wärter, der ſie beſeitigen und mir morgen wieder geben könnte. Wir ſchieden.

Am 18. empfing mich ſchon der Wächter an der Eingangspforte, aus ſeinem Thorhäuschen mir entgegentretend, mit der Eröffnung, Herr v. Niembſch habe eine ziemlich heftige Aufregung in der Nacht gehabt und dabei meine arme Uhr durch einen Wurf auf den Boden zertrümmert. Zeller, der mit mir zu Niembſch ging, machte ihm ernſtmilde Vorſtellung über den verübten Unfug, allein Niembſch glaubte ſich rechtfertigen zu können. Er habe ſich im Augenblicke der Zerſtörung zwar recht wohl des

ihm ans Herz gelegten Umſtandes erinnert, allein trotz dem, oder vielmehr gerade deßhalb, mußte ſie zu Scherben gehen, denn ... Der Himmel weiß, wie ihm dieſe Nothwendigkeit einleuchtete; er konnte ſich darüber nicht klar machen.

Von einer Verlängerung meines Urlaubes rieth mir Zeller ab; für den Augenblick ließe ſich von derſelben doch kein weſentlicher Nutzen erwarten. Dagegen ſollte ich nach Niembſchens hinlänglicher Geneſung, etwa im nächſten Frühjahr, einen neuen Urlaub nehmen, um an der Seite des wieder dem Leben geſchenkten Freundes eine ſeine Heilung beſiegelnde Erholungsreiſe zu machen. Zugleich könnte ich alsdann des in bürgerlichen Geſchäften weniger gewiegten und davon leichter ermüdeten und verſtimmten Freundes wichtigere Angelegenheiten ſchlichten helfen, die jedenfalls bis zu ſeiner Entlaſſung aus der Heilanſtalt ausgeſetzt werden müßten.

Auch Niembſch war mit allem durchaus einverſtanden, als ich ihm am 19. November davon ſprach, nur verlangte er nun, ich ſollte dafür gegenwärtig ſo lange bei ihm verbleiben, als es ſich nur immer thun ließe, und daher nicht bloß den Heimreiſe-Umweg über Frankfurt aufgeben, ſondern auch nicht einmal Kerner in dem unfernen Weinsberg beſuchen, wie ſehr ich mich auch hierauf ſchon gefreut hatte. Ich verſprach ihm gleichwohl das Geheiſchte ohne weiters.

Der 19. war wieder ein ganz köſtlicher Tag. Um dieſe Zeit bekam Niembſch freundliche Briefe von allen Ecken und Enden her, von Wien, Frankfurt, Weinsberg, Stuttgart, Tübingen. Ungemein freute ihn einer, der ihm heute von Tübingen zuflog, äußerlich ſchmächtig, aber innerlich prächtig. So hieß er:

Tübingen, den 16. November 1844.

Lieber Niembſch!

Mayer geſtattet mir, auch meine herzliche Begrüßung beizufügen. Jede Kunde, die uns von Deinem Befinden zukommt, nehmen wir begierig auf und freuen uns jedes Schrittes, den Du an der ſichern Hand des ärztlichen Freundes der Geneſung von ſchwerer Krankheit entgegengehſt.

Die Anweſenheit Deines Schwagers benützten wir, ihn mit der hieſigen Gegend bekannt zu machen, an der uns manches liebe Andenken Deiner früheren Beſuche haftet. Wir zeigten ihm, wenn auch nur aus

der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest, dessen Worte sich auch jetzt an Dir erfüllen mögen:

„Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen!"

In treuer Freundschaft Dein L. Uhland.

Vormittags — es war ausgezeichnet schön — lustwandelten wir selbander in dem Garten. Als ich Nachmittags erschien, war er eben auch schon wieder mit Zeller darin. Da schlug dieser sogar einen kleinen Ausflug vor auf einen eine halbe Stunde entlegenen Hügel mit lieblicher Aussicht. Wir legten den Weg recht angenehm zurück, indem insbesondere Niembsch mit gespanntem Ohr und reger Seele den anziehenden Erzählungen seines neuen Freundes horchte, von denen er sogar eine, die ihn vorzüglich ansprach, nach seiner Genesung dichterisch zu bearbeiten sich vornahm. Ueberhaupt bestand ein mannigfacher Uebereinklang zwischen Niembsch und seinem Arzte. Beide waren ziemlich gleichen Alters, beide von empfindlichen Nerven, beide Aerzte, beide sinnende, grübelnde Köpfe, beide große Verehrer von Seneca, beide Dichter, und beide endlich waren als Knaben leidenschaftliche Vogelfänger gewesen. Da gab es denn viele Berührungspunkte, und es ist erklärlich, wie Niembsch gar nicht ungern zu Winnenthal weilte.

Uebrigens sagte uns Niembsch auf diesem heiteren Ausfluge gleichwohl eine üble — wie er es nannte: „Episode" voraus; er trüge ein deutliches Vorgefühl davon in sich. Und so geschah's. Bisher wechselten die guten und die unguten Tage ziemlich regelmäßig ab. Nun aber ward sein Befinden eine Woche lang zwar ganz und gar nicht beunruhigend, aber doch merkbar minder gut. Die günstigeren ungeraden Tage waren weniger rein und ihre Ruhe kürzer, so daß ich ihm Nachmittags schon keinen Besuch mehr machen konnte; die ungünstigeren geraden aber erregter.

Mittwoch den 20. November, da mit Niembsch nicht umzugehen war, wohnte ich dem katholischen Gottesdienste im Betsaale bei und sprach darnach mit dem Pfarrer. Dieser freute sich sehr der jetzigen Glaubensfeste

des Dichters, jedoch nicht ohne beſorglichen Rückblick in die jüngſte Vergangenheit deſſelben. -

Donnerſtag den 21. gingen Niembſch und ich im Garten auf und ab nebeneinander. Er wurde heftig darüber, daß ich nicht vollkommen gleichen Schritt mit ihm hielt, gleichwie Krieger in Reih' und Glied. Ich wollte anfangs, als ich ſeinen Unwillen wahrnahm, um einen halben Schritt zurückbleiben; das machte aber die Sache nur noch ärger. Dicht zur Seite mußt' ich ihm ſchreiten und aufs Genaueſte mit ſeinen Schritten Zeit und Maß halten, es durfte nur Ein Tapp und Klapp ſeyn, wie bei jenen vier ungariſchen Königshengſten unlängſt. Als ich nun einen ganzen Gang entlang vollkommen Schritt mit ihm gehalten, war er völlig befriedigt und begütigt, und er erzählte mir, wie er einmal in Wien auf der Baſtei einem ſonſt recht guten Bekannten, weil dieſer ſo gar abſcheulich unregelmäßig neben ihm einhertrippelte, plötzlich — ohne ein Wort zu ſagen — barſch den Rücken gewandt und ihn ſchnurſtracks verlaſſen. — Als hierauf die Sonne den herbſtlichen Schleier vom Antlitz nahm und uns mit freundlich ſtrahlenden Blicken anlächelte, ward Niembſch ſo ruhig und heiter wie ſie.

An dieſem Tage Abends um 6 Uhr empfing ich einen herzlichen Brief von Kerner, worin er ſeine Freude über die von mir über Niembſch erhaltenen guten Nachrichten ausdrückte und mich auf längere Zeit zu ſich einlud. An Niembſch ſchloß er folgenden Brief bei.

Weinsberg, den 21. November 1844.

Geliebteſter Herzens-Niembſch!

Gott ſey Lob und Dank, daß alle Nachrichten über Deine Geſundheit ſo gut lauten und Deine Nerven bald wieder geſtärkt und in Ordnung ſeyn werden. Folge nur vollends dem lieben, lieben Zeller recht. Du machteſt uns allen ſehr Angſt, und biſt Du geneſen, mußt Du recht lieb und zahm ſeyn, daß wir auch wieder Freude haben.

Aus Deinem Glaſe trinke ich tagtäglich zweimal auf Dein Wohl. Das Nickele macht die Rechnung, daß ich aus Deinem Glaſe — ich mag nicht ſagen, wieviel Eimer Wein ſchon getrunken. Du biſt immer zu lang in dem Stuttgart mit der drückenden Atmoſphäre und kamſt in der letzten Zeit zu wenig hieher, daher wurde es Dir ſo angſt und bange.

Mach' es ins Künftige anders. Bis Du geſund biſt und ich Dich wiederſehe, freue ich mich, wenigſtens Deinen lieben Schurz zu ſehen; ſende ihn doch nur bald hierher.

Alle guten Engel mögen mit Dir ſeyn. In ewiger Liebe Dein alter Kerner."

Dieſem Briefe lag das Gedicht: „Mein Kryſtallglas" zu, das ſich in der Miniaturausgabe der Kerner'ſchen Gedichte von 1847, S. 322 vorfindet.

Am 22. war Niembſch unzugänglich; gleichwohl hört' ich ihn Abends, als ich vor ſeiner Thür mit Zeller weilte, ganz leiſe und abſatzweiſe ſagen: „Mein Freund ... Bruder ... und Schwager ... Anton Schurz ....." Der Hofrath verſtand es nicht; ich jedoch ſehr wohl. O, die Liebe, zumal die geſchmeichelte, hat ein gar feines Ohr! Welcher milde, weiche, innige Ton dieß war!

Als ich an Niembſch am 23. die Kerner'ſchen Schätze übergab, ward er ganz Kerner, und wollte gleich nächſten Tag mit mir zu demſelben eilen, und ſchrieb daher mit Bleiſtift in ſein Anmerkbüchlein, das er damals emſig beſorgte, alsbald dieß:

„Ich reiſe mit Schurz im Stuttgarter Botenwagen zu Kerner — Sonntags."

Ich machte Niembſch darauf aufmerkſam, daß dieß ſo ſehr bald, da morgen ſchon Sonntag wäre, kaum möglich ſeyn würde. Er ſtutzte darob etwas betroffen; allein ſein Antlitz erheiterte ſich ſchnell, und er ſagte mit feinem Lächeln: „Und dennoch kann es wahr werden. Ich habe ja nur „„Sonntags"" geſchrieben, ohne ein Datum beizuſetzen!" So ſchlau war er auch noch in der Krankheit. Ueberhaupt ſind Gemüthskranke oft ſehr ſchlau, ſchlauer faſt noch als wie ſie geſund waren. Niembſch erzählte mir in Winnenthal mit vieler Befriedigung, wie pfiffig er in Stuttgart die Leute aus dem Zimmer hinausgetäuſcht, als er aus dem Fenſter ſpringen wollte. Uebrigens wiederholte er mir auch heute, daß ich nicht nach Weinsberg dürfe, und bei ihm bis zum letzten freien Augenblicke verharren müſſe.

Am 25. ſchrieb Niembſch dem Obigen noch bei: „Ohne meinen Wirth kann ich nichts beſtimmen, und mein Wirth iſt der Herr Hofrath

Dr. Zeller, und über ihm — Gott." — — An diesem Tage (vom Sonntag dem 24., ist nur zu erwähnen, daß es schneite und Niembsch vielleicht eben deßwegen größere Hitze hatte) gab er mir einen Beweis seines außerordentlich guten Gedächtnisses. Er hatte vorerst mit voller Gewißheit wieder von seiner baldigen Genesung gesprochen; er fühlte, behauptete er, die wiederkehrende Gesundheit deutlich in allen Adern; dann kamen wir auf die Gelassenheit in Drangsal und Unglück, und sofort insbesondere auf Horazens bekannten „Unerschrockenen unter Welttrümmern" zu reden. „Weißt du noch — frug er mich da — wie du einst, als wir Horaz mit einander lasen, diesen Vers übersetztest?" Ich dachte nach. „„Nein.““ „Was? Und das weißt du nicht mehr?" rief er ganz erstaunt über meine Vergeßlichkeit. Wohlan, so höre:

„Auch unter eines Weltalls Sturz
Blieb' ich doch stets — der Anton Schurz!"

Ich mußte laut auflachen. Es war aber wirklich so; nun erinnerte ich mich auf einmal dessen ganz genau und lebhaft. Es war vor mehr als zwanzig Jahren schon; wir saßen an einem kleinen Tischchen vor einem Wandspiegel, ich hatte eben ein Kind auf dem Schooß, und wir lachten alswie ich heute.

Dienstag der 26. war ein aufgeregter Tag. Niembsch salbaderte heftig, insbesondere französisch, das er doch sonst nie sprach; auch war er so ungeberdig, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte. Mancher wird sich hierunter wohl etwas viel Aergeres vorstellen, als wirklich dahinter ist; vielleicht eine Art eiserner Jungfrau. Es ist aber weiter nichts als eine ganz gewöhnliche Jacke, mit überaus langen Aermeln, so daß der rechte über die linke, und der linke über die rechte Hüfte herumgezogen, und beide dann auf dem Rücken mit einander verbunden werden können. Der Jackenträger vermag nun zwar die vorne gekreuzten Arme immerhin noch ein wenig zu bewegen, ist aber doch behindert, sich oder Andere damit zu beschädigen.

Mittwoch den 27. früh, als Zeller und ich Niembsch besuchten, war er zwar recht klar, aber sehr ermattet und mehr als gewöhnlich gesunkenen Muths. Auf unsere freundliche und zuversichtliche Zusprache richtete er sich jedoch bald wieder auf. Auch Nachmittags, seit acht Tagen das

erſtemal, war ich wieder einmal zwei Stunden lang bei ihm. Er zeigte ſich ruhig und heiter und ſagte einmal herzlich zu mir: „Mein lieber Schurz, ich werde dich ſchwer entbehren.“ Ich verließ ihn um halb 6 Uhr, wo er ſich einen erquickenden Schlaf verſprach, was auch in Erfüllung ging, denn die Nacht war eine der beſten. Gleichwohl ſtellte ſich Donnerſtag den 28. um 8 Uhr früh wieder eine, wenn auch nur mäßige Aufregung ein, daher an dieſem Tag kein Beſuch thunlich war. Nachmittags kam Kerner nach Winnenthal. Als ich Abends um 6 Uhr Botſchaft davon erhielt, eilte ich ſogleich zu Zeller, wo er abgeſtiegen war. Kerner befand ſich eben allein im Zimmer und kam mir freundlich entgegen zu Gruß und Kuß. Ich enthalte mich hier nur mit Mühe einer Beſchreibung dieſes und des nächſtfolgenden, mit ihm verlebten ſchönen Abends; es waren Abende, die ich nie vergeſſen werde, und wenn ich auch Methuſalems Alter erreichte.

Freitags den 29. November war ich bei Zeiten ſchon wieder bei Kerner. Niembſch war noch nicht vollkommen ruhig und wir verſchoben daher unſern Beſuch bei ihm, und begleiteten inzwiſchen den Hofrath auf ſeinem Morgenrundgange bei den kranken Männern, denn die Abtheilung der Frauen iſt nur deren Verwandten und Aerzten zugänglich. Wir befanden uns ſchon in einer Zelle ganz nahe bei Niembſch, da eilte Zeller, der uns einen Augenblick verlaſſen hatte, mit der Nachricht herbei: Niembſch verlange ſehr nach ſeinem ihm eben angekündigten Freunde Kerner. Flugs hinüber. Niembſch, noch im Bette, und Kerner umſchlangen ſich innigſt, wie zwei lange getrennte Liebende. Niembſch lag bedeckt mit ſeinem großen, grauen „Iſchler Regenmantel“ (ſ. Br. v. 16. Mai 1841), der einen Biber-Pelzkragen hatte, welcher ihm von Alexander geſchenkt worden war; daher Niembſch den Mantel auch gern den „Alexandermantel“ hieß. Dieſen Pelzkragen gab Niembſch Kerner zum Küſſen. Dieſer Mantel, ſagte er, ſey ihm ein unendlicher Troſt, eine Decke voll Liebe. Er ſtrich immer voll Luſt den Pelzkragen. Er ſchmunzelte ganz komiſch: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werd' ich Dir doppelt intereſſant ſeyn!“ Niembſch war vollkommen klar, ja, ſo freudig, daß er oft lächelte und lachte. Kerner fand ihn beſſer ausſehen, als dieß bei ihrer letzten Zuſammenkunft vor der Krankheit der Fall geweſen war.

Niembſch fragte bald, ob ich keine Briefe für ihn hätte. Ich reichte ihm einen von Sophie. Niembſch las dieſen Brief auf der Stelle mit ſichtlicher Erquickung, und Zeller und Kerner mußten ebenfalls denſelben ſogleich leſen. Kerner aber that nur, als läſe er ihn, denn er konnte es ſeiner leidenden Augen wegen nicht wirklich thun, worauf er ihn in einen Band von Lenau's Gedichten legte.

Nur nachdem noch lange, oft unterbrochen von gegenſeitigen Liebkoſungen und Umarmungen geſchwatzt worden war, wobei Kerner in Bezug auf Niembſch manchmal heiter ausrief: „Der iſt ja weit geſcheidter als ich!" verließen wir Niembſch, um Nachmittags wiederzukehren.

Dieß geſchah gegen halb 4 Uhr. Niembſch war auf, ganz angekleidet, ja, er hatte mittlerweile einen kleinen Spaziergang in dem mit halbſchuhtiefem Schnee bedeckten Garten zurückgelegt. Er und Kerner ergoßen ſich wieder in zärtlichen Liebesäußerungen. Kerner iſt eine ganz reine, feine, weiche und kindliche Seele; ebenſo liebenswürdig als Menſch als wie als Dichter. Sehr viel war von Weinsberg die Rede, von Kerners winzigem, niedlichem Häuschen alldort, und von ſeinem gewaltig großen, von ſeinem innig geliebten Freunde Graf Alexander auf ihn vererbten Hunde „Nero," größer ſchier als das ganze Häuslein, ſo daß man, wenn dieß einmal vom Flecke gerückt werden wollte, bloß den Hund dazu vorzuſpannen brauchte. Viel auch lief das Wort von dem ehrwürdigen, alten, nun verwaisten Wart- und Geiſterthurm, von ſchauerlich-wonnigen Windharfenſtimmen, die um den entfernten Dichter weinten, und derlei mehr. Niembſch ſprach äußerſt ſchön und klar über Schiller und Goethe, über Seneca, und entwickelte bewunderungswürdigen Geiſt und Verſtand. Zeller beſitzt eine ſchöne gemalte Landſchaft, ein Kreuz auf einem Felſen, vom aufſteigenden Mond beleuchtet; dieſe ließ er holen, und Niembſch war entzückt darüber. Aber es wird ſchon dunkel und man bringt Licht in die Zelle. Da erblickt Niembſch an der Wand den faſt abenteuerlich ausſehenden Schatten Kerners. Sogleich ergreift er einen Bleiſtift und reißt ihn bleibend nach, um doch künftig immer werthe Geſellſchaft bei ſich zu haben — unter heiterem Lachen und Scherzen. Auch mich wollte er noch abreißen, doch verſchob er es auf ein nächſtesmal. Als Zeller, welcher inzwiſchen längere Zeit ſeinem ſchweren Berufe nachgegangen geweſen,

wiedergekehrt war, trug uns Niembſch ein Gedicht auswendig vor, welches er auf ſeiner letzten Reiſe zwiſchen Zernolding und München, Nachts, auf dem rollenden Eilwagen, und ſchon ſehr krankhaft angegriffen, vornehmlich aus Vorwitz gemacht, ob er denn auch unter ſo feindlichen Umſtänden noch zu dichten vermöchte. Es war daſſelbe eigentlich in ſein größeres, im Laufe des Frühlings und Sommers 1844 verfaßtes Gedicht: „Don Juan“ nachträglich beſtimmt, worin es keinen genaueren Platz von ihm angewieſen erhielt, daher es im Jahre 1851 unter die Gedichte ſeines Nachlaſſes aufgenommen ward. Zeller ſchrieb es ihm mit der Bleifeder ſogleich nach. Tiefe Wehmuth und zugleich Bewunderung ergriff uns bei Anhörung dieſer wahrhaften, ſinnvollen und tiefgefühlten Worte. Einen eigenthümlichen Reiz beſitzt aber dieſe Reliquie noch dadurch, daß es der Zeit der Empfängniß nach das allerletzte von Lenau's Gedichten iſt, dann, daß er es ſchon halb krank dichtete und ganz krank mittheilte. Würde er letzteres nicht wie durch eine plötzliche, glückliche Eingebung gethan haben, ſo wäre daſſelbe ganz ſpurlos von der Welt verſchwunden; denn es fand ſich nicht ſchriftlich vor; ja, es wußte ſogar nicht einmal Jemand von ſeiner Exiſtenz. Es iſt daſſelbe ſolcherweiſe ein höchſt ſeltenes Geſchenk einer ſchönen Stunde im Wahnſinn.

Nun erzählte uns Niembſch von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verwichenen Nacht gehabt. Er ſah ſich mitten in der ewig denkwürdigen öſterreichiſchen Heldenſchlacht von Aſpern, die er ſelber ſo ſchön als Dichter nachgekämpft. Dieſelbe ward für ihn jetzt lebendige, ja perſönlich mitgewirkte Wirklichkeit. Zur Seite des großen Erzfeldherrn, an der Spitze der vaterlandstrunkenen, ſieglechzenden Oeſterreicher, ſtürzte er ſich mit blitzender Fauſt in das unabſehbare, aus halb Europa zuſammengeſtrömte, hochſchäumende Meer von Feinden. Jeder ſeiner Hiebe war Tod. Bums! und eine Kartätſche riß zwanzig vor ihm nieder in ihr Blut. Keine Ohrentäuſchung dieß! Er hörte den Knall in der That; denn mit nackter Ferſe hatte er in der Verzückung die dicke Fußbohle ſeines derben Eichenbettes Eines Schlags eingeſtoßen. „O Wonne ohne Gleichen, ſolch eine Schlacht!“ ſchloß Lenau; „aber doch,“ ſetzte er feinlächelnd hinzu, „wäre ich ihrer gerne bald wieder ledig und los!“ Kerner ſprach zu ihm: „Du verlorſt Dich eben im Traumring;

aber ich weiß gewiß, Dein klarer, ſtarker Verſtand zerreißt dieſen Traumring, und es wird wieder Alles, Alles geſund in Dir.“ „Ja,“ ſagte Niembſch, „der Trauring iſt auch zerriſſen worden.“ Seine Schlachtvorliebe erklärte uns heute Niembſch ſchon aus dem Namen ſeines „Geburtsortes: Csátad (Tſchátad)“ denn „Csáta“ heiße im Ungariſchen „Schlacht“ und das Anhängſel d drücke „dein“ aus. Csátad alſo heiße: „deine Schlacht;“ gleichſam, als ob das Geſchick Niembſch ſchon durch den Namen des Orts, als es ihn ins Leben treten ließ, hätte zurufen wollen: „Durchkämpfe du jetzt deine Schlacht!“ deren heißeſter Augenblick wohl aber nun eben ſeine Krankheit war.

Niembſchens Sehnenkraft war, zumal in dieſer Krankheit, eine mehr als gewöhnliche. Während ſeiner erſteren übermächtigen Aufregungen hatten zwei junge halbe Rieſen von Wärtern in Winnenthal, Sachſenheimer und Schäfer, vollauf zu thun, um ihn angemeſſen zu gewältigen. Als ſie das erſtemal beide über ihn her waren, rief er entrüſtet: „Pfui! das iſt unedel! Zwei über Einen!“ Einer davon, Sachſenheimer (Niembſch nannte ihn gewöhnlich Saxo Grammaticus), iſt auch etwas Dichter. Während dieſer nun einmal Niembſch in die Zwangsjacke ſchnürte, machte der ihm den Vorwurf: „Ha, das iſt doch unerhört, daß ein Dichter den andern binde!“ Niembſch verſicherte mir einmal, es ſey für den Aufgeregten ein gar nicht unangenehmes Gefühl, ſich von eines gewandten Starken überwiegender Kraft wie ein Kind gelähmt zu ſehen; es iſt wie eine Art unbedingter Ergebung unter die unbeugſame Gewalt des Schickſals. Nichts Aergeres und Aergerlicheres als zage, ſcheue, kraftloſe oder unbeholfene Wärter.

Einmal hatte Niembſch auch geſagt: „Ich bin kein deliriſcher, ſondern ein lyriſcher Dichter.

Um Niembſch, welcher bei der Nachſchilderung ſeiner Aſpernſchlacht ſchon wieder etwas zu warm geworden war, nicht noch mehr ins Feuer zu bringen, verließen wir ihn. Dieſer 29. November 1844 war für Niembſch einer der beſten Tage, ja vielleicht der beſte und froheſte ſeines ganzen Aufenthalts in Winnenthal. Von 10 Uhr Vormittags bis halb ſieben Abends war der edle Dichter ununterbrochen ſich ganz wiedergeſchenkt. Er ſcherzte, lachte, ſprach ſchön, lebhaft, witzig und geiſtreich.

Aber die Flamme ſchlug zu hoch empór, ſie ſollte zurückſinken und nur dann und wann wieder, und nie mehr ſo hell und anhaltend, aufflackern. Der rauhe Winter war nun gekommen, die ſtrengſte Kälte trat ein, Kälte, von welcher Niembſch am 10. Mai 1844 ſchrieb: „Mir erſchien einmal die Kälte des Winters als die ſchlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmliſchen Liebe.“ Es begann nun eine ungünſtige Aenderung im Befinden des Kranken. Die größere Ruhe und Beſonnenheit jedes anderen Tages blieb nun aus; die Aufregungen waren andauernder, und es ging mitunter ſtürmiſch her, auch an den ruhigſten Tagen zeigte ſich doch keine ſolche Klarheit mehr, wie an dem Tage, da Kerner bei ihm war. Er mochte auch von dieſer „Epiſode,“ wie von jener früheren achttägigen, ein richtiges Vorgefühl verſpürt haben, denn ſonſt wüßt' ich nicht, warum er, nachdem er von Kerner herzlich Abſchied genommen, ſich plötzlich zu mir wandte, zärtlich meine Hand ergriff, und, mir ſie drückend, gerührt ſprach: „Lieber Schurz, ich danke Dir für Alles, was Du mir Liebes erwieſen!“ Ich war ganz überraſcht. Sollt' ich doch erſt in einigen Tagen reiſen; warum denn alſo ſchon heute Abſchied nehmen? Er mußte alſo doch aus einer Eingebung ſo handeln, aus einer Ahnung, daß er mir ſpäter nicht mehr zu danken im Stande ſeyn könnte. Im Gehen bat er Kerner, ſeine Kappe ihm dazulaſſen, er wolle ihm dafür die ſeine geben. Kerner that es gern, es fand ſich aber, daß dieſelbe Niembſch nicht auf dem Kopfe hielt. Kerner nahm nicht Abſchied von Niembſch, der voll Liebe war.

Den nächſten Morgen (Samſtag den 30. November) war ich ſchon ziemlich zeitlich wieder bei Kerner. Wir konnten leider nicht zu Niembſch, er war unſprechbar; geſtern Abend, ſogleich nach unſerem Weggange, hatte eine neue „Csátad,“ eine friſche Schlacht für ihn begonnen, die noch immer nicht ganz zu Ende war. Niembſch ſoll mehrmal gerufen haben:

„Ich bin ein Freund des alten Rechtes,
Doch auch des neuen, funkelnden Gefechtes;
Hurrah, Hußaren, Hurrah!“

Kerner entdeckte mir ſeine Anſicht über den Zuſtand unſeres Freundes nicht. Wie ich ein paar Tage darauf in Stuttgart vernahm, ſoll er wenig

Hoffnung geschöpft haben. Er hatte diese seine Besorgniß wohl auch jetzt schon in Winnenthal dem Hofrath Zeller nicht verhehlt, denn ich stutzte ungemein, als dieser heute in Kerners Beisein gesprächsweise gegen mich plötzlich fallen ließ: Wenn Lenau wiedergenesen, „was mit Gottes Hülfe wohl geschehen wird, so müssen Sie wiederkommen.“ Ich hatte ihn bisher nie so bedingnißweise, sondern stets ganz zuversichtlich sprechen hören; an der vollkommensten Herstellung war nie entfernt gezweifelt, sondern im Gegentheil noch eine bessere Gesundheit als zuvor in Aussicht gestellt worden. Ich selbst auch glaubte während meiner ganzen Anwesenheit in Winnenthal nach dem eigenen Augenscheine Lenau's Genesung fest und steif als ganz unausbleiblich ansehen zu dürfen, und schrieb also in diesem Sinne überall hin die trostvollsten Briefe. Meine Ueberraschung über diese behutsame Umschränkung — denn, wenn einmal die stolzen Aerzte Gott anrufen, so ist schon immer hübsch der Arge los — war daher so lebhaft und augenfällig, daß Zeller sogleich beschwichtigend und beschönigend beizusetzen nöthig fand: „Nun ja, bedarf es denn nicht überall der Hülfe Gottes?“ Freilich wohl, aber man wendet sich nur zu Gott in der Noth. O, hätte sich Kerner, dessen Urtheil ich jetzt nur um so mehr bewundere, da er Niembsch nur wenig, und überdieß nur an seinem besten Tage sah, doch nur dießmal getäuscht! Kerner verließ noch Vormittags Winnenden; beim Abschiede von ihm tröstete ich mich damit, daß ich ihn wohl schon nächsten Mai an der Seite des genesenen Lenau (eine einmal eingewurzelte süße Hoffnung läßt sich durch einen einzigen Windstoß nicht sogleich aus dem Busen reißen) zu Weinsberg würde besuchen können.

Der Nachmittag des 30. Novembers und die zwei ersten Decembertage waren freud- und freundlos für mich. Wie oft ich mich auch vor Lenau's Schwelle einfand, immer hieß es und ich vernahm es auch selbst aus seinem lauten und mitunter heftigen Alleinreden: „Erregt!“ Ich mußte mit Recht besorgen, kein trauliches Lebewohl, keinen innigen Scheidekuß von seinen warmen Lippen auf den langen Winterheimweg mit mir nehmen zu können. Dienstag den 3. December, Vormittags um 10 Uhr stand ich reisefertig wieder an der Zelle Lenau's. Er war aus seiner alten Zelle, der ersten der zweiten Abtheilung, mit dem Gesichtsabrisse

Kerners, in eine andere, in die äußerſte gegen den Garten zu, wahrſcheinlich wegen geringerer Beunruhigung der übrigen Zellenſiedler, gebracht worden. Er war laut aufgeregt, höchſt unwirſch und raufluſtig; hatte auch bereits nach ſeinem Wärter geſchlagen. Gleichwohl wollte Zeller mich nicht auf längere Zeit von hinnen ziehen laſſen, ohne nicht Niembſch noch einmal geſehen zu haben. Man fragte alſo bei dieſem an: „Darf Ihr Herr Schwager hereinkommen? Er will Abſchied nehmen.“ „„Nicht darf; er muß!““ Haußen wieder einige Beſinnung und Berathung. Neue Anfrage; heftiger noch: „„Er muß!““ Nun denn! wir traten ein. Niembſch, halb im Bette ſich aufrichtend (er war dießmal nicht, wie ſonſt gewöhnlich bei Aufregung, durch die an das Bett geſchnürte Decke niedergehalten), donnerte mir alsbald entgegen: „Das hätt' ich von Dir nicht gedacht, daß auch Du den Muth würdeſt in die Hoſen ſinken laſſen.““ Ich mußte, näher ſchreitend, der unerwarteten, abſonderlichen Beſchuldigung unwillkürlich lächeln. „„Was? Du lachſt mich aus?““ und er bog den rechten Vorderarm, als wollt' er ihn gegen mich ſchnellen. Ruhig trat ich zurück: „Gott bewahre, geliebter Bruder!“ Wie auch Zeller ihn nun beſchwor — „Ihr Herr Schwager ſcheidet ja; ſo entlaſſen Sie ihn doch freundlich!““ — es war eitel nichts zu richten. Einen Wahnausbruch hält man eben ſo wenig auf, wie einen Wolkenbruch. Ich ſchied ungegrüßt und ungeküßt.

Fünfter Abſchnitt.

Die Leidensjahre.

Ueber das Befinden Lenau's während ſeines Aufenthaltes zu Winnenthal von der Zeit an, wo ich von dort ſchied, bis Mai 1847, wo er es that, erhielten wir durch die Güte ſeiner Aerzte, Zeller und Ellinger, gewöhnlich alle vierzehn Tage Nachricht in Wien. Die Briefe ſind noch vorhanden; ſie jedoch ausführlich hier mittheilen, würde den Leſer entweder zu ſehr ermüden, oder aber zu ſehr angreifen. Es wird genügen zu ſagen, daß der Kranke oft unendlich litt, aber gleichwohl kein Brief eintraf, der nicht Hoffnung der Geneſung gegeben hätte. Die Erfüllung blieb leider, wie nahe ſie manchmal auch ſchien, immer fern. Was aus jenen Berichten und überhaupt der Mittheilung hier werth ſeyn dürfte, iſt Folgendes:

In der Wiener Theaterzeitung Z. 65 von 1845 war nachſtehende Nachricht aus dem Frankfurter Converſationsblatte zu leſen:

„Ueber den gegenwärtigen Zuſtand Lenau's äußert ſich deſſen Arzt Dr. Zeller: „Des Kranken leibliches Befinden iſt erwünſcht, und dieß ſtärkt die Hoffnung, daß mit dem Frühlinge auch eine günſtigere Periode für ſeinen Geiſteszuſtand eintreten werde, beſonders da ſelbſt in den heftigſten Aufregungen wohl Wahnvorſtellungen ihn beſchäftigen, allein in dieſen keine irren Sprünge eingetreten ſind, und er von keiner fixen Idee beherrſcht iſt. Der rothe Faden des Bewußtſeyns geht durch ſeine Wahnvorſtellungen hindurch, und dieß äußert ſich in den Augenblicken der Beſonnenheit, die dann mit der höchſten Klarheit hervortritt. Er kennt ſeinen Zuſtand und ergibt ſich geduldig, ja ſelbſt dankbar den ärztlichen Vorkehrungen. Sein Arzt bedauert nur, daß die Goldſtücke großer und edler

Gedanken, die in den klaren Augenblicken der Dichter mit vollen Händen ausstreut, verloren gehen.

Möge denn der Frühling dießmal recht klar und mild mit allen seinen Liebesboten erscheinen, und der Nation einen Dichter wiedergeben, der nach der Kühnheit des Gedankens, der Tiefe der Empfindung, dem Ton- und Farbenzauber der Sprache unter den Lebenden den **ersten** Platz behauptet."

Gegen Ende April 1845 brachte die Wiener Theaterzeitung nachstehende Jubelkunde:

„Der Rheinische Beobachter theilt folgendes schöne Gedicht Lenau's mit, welches so eben gedichtet worden ist, und als ein glückliches Pfand der Wiederherstellung des Dichters gewiß, so weit die deutsche Zunge reicht, mit innigstem Antheil vernommen werden wird.

Verlornes Glück.

Mir ist, seitdem du dich von mir gewendet,
Wie Einem, der betäubt vom Lustpokale,
Noch stehet einsam in dem öden Saale,
Wenn nun das Fest, das rauschende, geendet.

Weg sind die Töne, die dem Ohr gespendet
Wollüst'gen Trank; auf flüchtiger Sandale
Entwich des Tages Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen ist sein Aug' geblendet.

Erloschen ist das schimmernde Gefunkel,
Nur noch ein Lämpchen glüht im weiten Raume,
Verlassen, mühsam kämpfend mit dem Dunkel.

Er stiert hinein. Ihm ist als wie im Traume.
Er reckt nach der entschwundnen Lust die Hände,
Und den Erwachten höhnen todte Wände."

Ueberdieß meldete auch die Wiener Zeitung vom 28. April 1845, Z. 117, aus Stuttgart vom 17. April, daß Lenau im Laufe der Woche wieder sein erstes zusammenhängendes Gedicht niedergeschrieben habe.

Welche Freude dieß Gedicht in Wien erregte, läßt sich leicht denken. Alles hatte an Lenau's Leiden herzlichen Antheil genommen und war voll

Hoffnung auf ſeine Geneſung durch die Allmacht des Lenzes; Alles begrüßte daher auch den weißen Raben als hocherſehnte Friedenstaube mit frohem Zurufe. Auch meine Stimme war darunter und nicht die ſtillſte. Nichts glaubt man ja leichter, als was man ſehnlichſt wünſcht. Nur Eins befremdete mich, daß nämlich Zeller in ſeinem letzten Berichte vom 16. April des Gedichtes, welches doch damals, wenn es in der Woche Lauf, nach der Nachricht aus Stuttgart vom 17., gedichtet worden ſeyn ſollte, ſchon geboren geweſen ſeyn mußte, ſo ganz und gar keine Erwähnung gethan, wiewohl es doch ſolches im höchſten Grade verdient haben würde. Allein dagegen wieder des Klinglieds edler, lenauiſch düſterer Ton, die Anſchmiegſamkeit an des großen Dichters bekanntes Loos, die ſo beſtimmten übereintreffenden Verſicherungen verſchiedener Blätter und vor allem der fromme, kindliche Glaube an das Erwünſchte! Ich eilte, Zeller alsbald um Aufſchluß und Beſtätigung zu erſuchen.

Die Antwort darauf war: 9. Mai. „Seine Phantaſie ergeht ſich in den groteskeſten Bildungen und würde, wenn ſie von dem ungefeſſelten Geiſte geleitet werden könnte, noch die ſchönſten Schöpfungen zu Tage bringen; ſo aber wirft ſie alles bunt durcheinander und bedient ſich zur äußeren Darlegung ihrer Bewegungen der verſchiedenſten Sprachmittel. Die Ihnen von Stuttgart aus zugekommene Nachricht, daß der liebe Patient ein Gedicht gemacht, iſt allerdings wahr, er hat es aber ſogleich wieder vernichtet.

Alſo ein Gedicht hatte Niembſch wirklich gemacht, aber da ſolches gleich wieder vernichtet worden war, doch wohl jenes erſchienene Klinggedicht nicht. Der vollen Gewißheit halber wurde Hofrath Zeller um ganz beſtimmte Auskunft angegangen, welche am 26. Mai alſo ertheilt ward: „Sie werden die Berichtigung der Allgemeinen Zeitung geleſen haben. Sie ſind gewiß der Erſte, dem ein ſo frohes Ereigniß mitgetheilt wird. Ich möchte nur den falſchen Propheten kennen, um ihn öffentlich zu beſchämen, wenn nicht etwa ein Dichter, ſich in unſeres theuern Kranken Zuſtand verſetzend, das Gedicht geſchrieben, und Andere es ihm zur Myſtifikation des Publikums geraubt haben. Wenigſtens iſt es gut, und Niembſch lachte und ſagte „er habe es gemacht, wie alles Schöne der Art.“ Und ſo wollen auch wir den falſchen Propheten zu einem wahren durch Gottes Gnade werden laſſen. Er denkt und dichtet noch immer zu viel und

tief, wie auch dadurch nicht klar und licht. Alles hat noch unendliche ſymboliſche Bedeutung, ſein Geiſt muß wieder mehr an die Oberfläche der Dinge und in die einfache, nüchterne Anſchauung zurück; das wird auch bei größerer Beruhigung von ſelbſt kommen."

So war alſo leider doch jenes angeblich Lenau'ſche Gedicht ein falſches. Das Stuttgarter Morgenblatt ſoll die Erklärung gebracht haben, daß das Sonett des demſelben wohlbekannten Dichters mit den Endbuchſtaben ſeines Vor- und Zunamens: klein n und l — unterfertigt geweſen wäre, und nur der Setzer, bloß an Unterzeichnungen großer einzelner Buchſtaben gewohnt, dieſelben auf eigene Fauſt in groß N. L. umgewandelt, und dadurch den allgemeinen Irrthum, daß es von Nikolaus Lenau ſey, herbeigeführt hätte.

Dieſes falſche Lenau-Sonett veranlaßte drei ächte unſeres Anaſtaſius Grün, welche mit ihren erquicklichen Strahlen die düſtere Geiſtesnacht ſeines geliebten Freundes und Mitvorträgers der öſterreichiſchen Lyra mild und tröſtlich erheitert haben mögen. Mir und wohl auch vielen Andern ſind dieſe Gedichte ebenſo werth wegen des Herzens, welches aus ihnen ſpricht, als auch ob der hohen Begabung, deren leuchtendes Siegel ſie tragen:

1.

Als wettergleich fernher ertönt die Kunde,
Daß du geſchmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir ſchneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich ſprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurtheil war mir dein Entſcheiden,
Mein liebſter Kranz Beifall aus deinem Munde.

Du ſprachſt mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hielſt mich werth; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerriſſen,
Und todt in dir mein Hoffen — mein Gewiſſen.

2.

Es kam der Herbſt. Zu jedem Sonnenſtrahle
Sprach ich: Was lachſt du mir? Zieh' hin, vermähle
Du Klarer dich der kranken Freundesſeele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen ſtähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüſtung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich ſprach: Nicht mich umſchmeichle!
Die ſchwarzen Locken aus den Augen ſtreichle
Dem kranken Freund, und ſeine Stirne kühle!

Das Schönſte deiner Flur ſollſt du erleſen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er geneſen.

3.

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Geneſung iſt's, blühſt du in Säugen wieder;
Des Dichterbaumes Blüthen ſind die Lieder,
Kein kranker Baum wird ſolche Blüthen bringen.

Sey's auch ein düſtres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbſt deine Lerchen tragen ſchwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es iſt dein Lied der räthſelvolle Falter,
Der einen Todtenſchädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch ſchöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Paſſiflore gleicht's, ein Kreuz umſchwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blühn zum Bilde;
Doch nur in Frühlingsſonnen blüht ſie rankend.

Aber auch ein durch dieſe Klinggedichte veranlaßter Brief Sophiens erfreue die Welt! Er bezeichnet das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen

Grün und Lenau eindringend, und enthält insbesondere eine überaus treffende Abschilderung des Letzteren, wie wir keine bessere haben, noch auch je eine bekommen dürften.

Lieber Niembsch!

Haben Sie Auerspergs Sonetten gelesen? Als sie mir von einer Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustrirt zu senden; aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte.

Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältniß zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund, und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektiren, in dem Augenblicke, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzudringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in

seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines ächten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.

Bald nach Lenau's Erkrankung hatte sein Freund Max nach New-York an den Handelsherrn Hermann Oelrichs geschrieben. Dieser ward um gütige Erhebungen bezüglich der wie schon verschollenen Niembschischen Ländereien gebeten. Es kam die leidige Auskunft: dieselben wären wegen der im Jahr 1840 und 1841 unberichtigt gebliebenen Taxen bereits öffentlich verkauft worden, und zwar für ungefähr so viel, als der Taxausstand betrug, nämlich um 23 Dollars 68 Cents. Nur eine einzige Hoffnung ließe sich noch schöpfen, daß nämlich etwa der Verkauf nicht ganz auf die vorgeschriebene Art und Weise erfolgt seyn könnte, wo sodann ein Rechtsstreit sich anstrengen ließe, um die jetzigen Besitzer zu verdrängen. Ein solcher Versuch, obgleich dabei leicht im Falle des Mißlingens 100 Dollars aufgeopfert werden könnten, scheine immerhin der Mühe werth. Hiezu bedürfte es aber einer von Niembsch unterschriebenen Vollmacht auf einen Herrn Louis Stanislaus in Norwalk, als den hiezu geeignetsten Geschäftsmann. Mein Entschluß in Folge dieses Schreibens war schnell gefaßt. Ich glaubte, im Einklang mit Therese und Sophie, die mit Rath und That in die Sache eintrat, daß die 100 Dollars daran gewagt werden sollten. Vor allem war nun wegen Ausfertigung der Vollmacht Anstalt

zu treffen, indem dieselbe wegen der nur selten ganz klaren Stunden Lenau's leicht langen Aufschub erfahren könnte. Ich setzte daher unverweilt Hofrath Zeller von der Sache in gehörige Kenntniß mit dem Ersuchen, derselben nach Umständen bestens beförderlich seyn zu wollen.

Die Vollmacht wurde zu Stuttgart nach dem gefälligen Rathe des Legationsraths Roser und Oberregierungsdirectors v. Köstlin ausgefertigt, und, gehörig unterschrieben und bezeuget, im Wege des königlichen Ministeriums des Innern in Stuttgart, und der königlich württembergischen Gesandschaft in Wien mir am 11. August 1845 zugestellt, wornach ich sie, von dem nordamerikanischen Consul in Wien bestätigt, unverweilt nach New-York sandte.

Anfangs Juli 1845 kam Lenau's Braut in Gesellschaft ihrer Mutter, von Gram so angegriffen in Stuttgart an, daß sie gleich den andern Tag erkrankte. Die Mutter fuhr mit Emilie nach Winnenthal; sie durften aber Lenau nicht besuchen; nur Emilie erblickte ihn im Garten lustwandeln. Er sah trotz des langen Bartes nicht verwildert oder abschreckend, vielmehr in Kleidung und Haltung höchst propre und anständig aus, nur in seinen Bewegungen rascher und gewandter als früher (Niendorf 292).

Ein Besuch Bauernfelds Anfangs August hatte Niembsch sehr erfreut, wenn er gleich nur in eine mittelmäßige Stimmung fiel; ebenso der von Auersperg, der ihn merkwürdig ergriff und ihm das Bewußtseyn seiner Krankheit auf die sichtbarste Weise nahe brachte, so daß er selbst von ihr anfing zu sprechen, sie für ein zu grelles Steigen und Fallen der Phantasie erklärte, und mehrmals wiederholte, wie schmerzlich es seinem Freunde seyn werde, ihn in solchem Zustande zu sehen. Er rang sehr nach Fassung, aber die beste Zeit jenes Tags, gerade seines Geburtstages, war schon vorüber, und ein weiterer Spaziergang auf die Berge hatte ihn schon etwas aufgeregt. Der Morgen war sehr gut gewesen.

Am 15. October war Gustav Pfizer bei Niembsch. Dieser schien sich gar nicht über dessen Erscheinen zu wundern. Die Glocken fingen an zu läuten und das nahm gleich die Aufmerksamkeit des Kranken in Anspruch; er redete über den schwermüthigen Klang der Glocken. An nichts haftete er; jeder äußere Eindruck gab seinen Gedanken wieder eine andere Richtung. Viel beschäftigte ihn neuerdings der Frühlingsalmanach.

Er ſprach davon, wieder einen herauszugeben. Zeller überreichte ihm Kerners neueſtes Gedicht vom Dampfe, es war aber ſchlecht geſchrieben, und da konnte er es nicht leſen und ward ungeduldig. Alles Phyſikaliſche beſchäftigte ihn ſehr. „Siehſt du," ſagte er zu Pfizer, „die Erde iſt ungeheuer ausgewachſen." Er beſchrieb ihm die Thürme, die er ſich habe bauen laſſen, um von da Aſtronomie zu treiben (Niendorf 293).

Den 25. November 1845 ſchrieb Zeller: Die Zuſtände ſind ſich im Allgemeinen ſeit mehreren Monaten ganz gleich geblieben, nur daß vielleicht eine größere und vorherrſchendere Beruhigung des Nervenlebens ſich geltend zu machen ſucht, ſo daß unſer theurer Freund viel öfter und anhaltender unter anderen Menſchen und in ſeinem Zimmer der Belle-etage verweilen kann. Zuweilen, wie an dem Tage, an welchem unſer König hier war (31. October) fühlt er momentan die geiſtige Gebundenheit tief und ſcheint einem plötzlichen Erwachen ſehr nahe, an das ich aber kaum glauben kann. Der König ſah ihn von oben[1] und wurde nicht müde, nach dem kleinſten Umſtande zu fragen, der auf ſeine Geneſung und Behandlung Einfluß haben könnte. Die Frau Prinzeſſin von Oranien[2] bewunderte ſein ſchönes, dichteriſches Antlitz. Wie viele hohe und niedere Häupter werden mit uns jauchzen, wenn ſein Oſtern mit Gottes Hülfe kommt! Herrn Dr. Frankls Beſuch hat unſern edlen Freund ſehr erfreut.

Dr. Ludwig Auguſt Frankl, Arzt und Dichter, theilt in ſeinem Buche (S. 116) über dieſen ſeinen Beſuch unter Anderem mit:

„Dienſtag den 4. November 1845 fuhr ich nach Winnenden, um Lenau zu beſuchen. Seine Geſtalt, ſonſt geknickt und eingebrochen, iſt jetzt aufrecht und kopfhöher. Er trägt einen langen Bart. Die Haare, ſchon

[1] Ziemlich hoch über der Eintrittsthür iſt in jeder Zelle ein Fenſterchen angebracht, das nur wie ein Luftloch ausſieht, allein hinter demſelben läuft ein kleiner dunkler Gang aus dem Wärterzimmer im obern Stockwerke, und ſo kann man dadurch die Kranken beobachten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

[2] Jetzt Königin der Niederlande, eine Tochter des Königs von Württemberg. Emma Niendorf erzählt auf Seite 298, daß Niembſch, als er die königliche Geſtalt von weitem ſchreiten ſah, den Vers gerufen habe:

„Wie gerne wäre ich bei Dir,
Du ſchöne Dame, Grenadier!"

grau untermiſcht, ſind wieder ſchwarz, die Muskulatur ſtramm, nicht fett, nur das Auge iſt umflort; er iſt ſchön! Wie ſich phyſiſch ſeine Jugend vordrängt, ſo auch ſeine früheſten Erinnerungen. Höchſt auffallend iſt es, daß er mit ungariſchem Accente deutſch ſpricht, während es ſonſt rein deutſch klang. Er lief fortgeſetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder, ſtand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und ſpielte tanzend einen Ungariſchen. Einigemal nahm er einen Seſſel und ſchwang ihn: „Ich bin ſtark, ich erobere die Welt.“ So ging es, toller noch, eine volle Stunde; mir war das Herz zerriſſen; ich war entſetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an, immer verworrener zu werden; ich nahm Abſchied; er beachtete dieß gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der ſeltſamer Weiſe von den beſten Hoffnungen beſeelt iſt, zu denen ihn mehr ſein Wunſch, ſeine beſondere Liebe zu Niembſch, als ſein mediciniſches Wiſſen zu berechtigen ſcheinen. Seit langer Zeit kehrt das ſonſt für Stunden klare Bewußtſeyn nicht mehr zurück; die Gedanken, auf fortwährender Flucht, ſprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß ſie ihm ſelbſt erkennbar ſind.“

Dagegen meldete Zeller:

Winnenthal, den 15. December 1845.

Es ſcheint (aber nicht weiter) ſo ganz allmälig und nicht ohne zeitweiſe Aufregungen eine beſtimmtere Hinneigung zur beſſeren Geſtaltung der Dinge ſich mehr und mehr feſtſetzen zu wollen. Es iſt nun möglich geworden, ihn nicht nur Stunden, ſondern Tage lang außer der Zelle und dann meiſtens auch mit Anderen verkehren zu laſſen. Er ſpielt in dieſen Zeiten nicht nur Violine, ſondern beſchäftigt ſich auch mit Lectüre der Augsburger Allgemeinen und ſonſtiger literariſcher Novitäten (z. B. Theobald Kerners Gedichte, des Sohnes von Juſtinus Kerner). Er iſt nun theilweiſe in einen Zuſtand gekommen, wo man ihm wieder mehr bieten kann, und er mehr aufzunehmen fähig iſt. Um dieſes aber in weiteſter Ausdehnung zu vermögen, wäre es ſehr am Platze, daß ihm (wenigſtens für die nächſte Zeit) ein eigener Wärter beigegeben werde, der ſich ihm ganz allein zu widmen und namentlich jeden Augenblick zu benützen hat, in welchem es möglich iſt, mit ihm außerhalb des Gartens Spaziergänge zu machen; wir ſind der Hoffnung, daß Sie den hieraus

erwachsenden Kostenpunkt nicht scheuen und uns zur Anstellung eines Privatwärters ermächtigen werden. Endlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß so lange der aufgeregte Zustand noch fortdauert, wenn auch die größte Ideenverwirrung dabei besteht, und nicht Ruhe ohne Rückkehr der inneren Klarheit eingetreten ist, auch die Hoffnung für ihn nicht aufgegeben werden kann.

Winnenthal, den 27. December 1845.

Ich weiß, es gibt für Sie keine größere Weihnachts- und Neujahrs-Freude als gute Nachrichten von Ihrem theuern Herrn Schwager, und Gottlob, ich kann Ihnen sagen, daß die stillen Vorzeichen einer langsamen Besserung sich immer deutlicher und zahlreicher einfinden. Der Sinn für Lectüre, Ordnung, Reinlichkeit, Anstand regt sich immer stärker und oft erblickt man wieder die tiefste Ruhe und Harmonie in den edlen Zügen des bedeutungsvollen Gesichtes. Noch haben wir keine Gewißheit, aber die Hoffnung wird lebendiger unter solchen guten Zeichen, und am Ende kommt der Tag des Aufganges doch noch rascher als wir vielleicht jetzt ahnen. Daß Sie miteinverstanden sind, daß wir dem theuern Kranken einen besonderen Wärter geben, dafür danke ich Ihnen. Unnütz mochte ich es keinen Tag zu früh thun.

So war der Schluß des Jahres 1845 einer der schönsten hoffnungsreichsten Zeitpunkte der unseligen Krankheit Lenau's.

Der ihm ausschließlich zugewiesene Wärter hieß Sachsenheimer und war ein damals noch ganz junger, kaum volljähriger, aber sehr großer und ungemein kräftiger Mann, mit derben Bärenpfoten, aber dabei fromm, überaus still, ernstfreundlich, und geduldig wie ein Lamm. Er zeigte mir später einmal seine mächtigen Hände, worin hin und wieder noch die Narbe eines verharschten Risses bemerkbar war, mit den Worten: „Gucke Sie! Ich wäre wohl stark genug gewese, um Herrn von Niembsch, obwohl er auch stark ischt, leicht bändige zu könne, aber ich that es nur eben, wenn es zu arg werde wollte. Aus Kleinigkeiten macht' ich mir eben gar nichts!"

Am 13. Juni 1847 schrieb Sachsenheimer mir nachträglich: „Ein einziger Blick, ein einziges Lächeln aus seinem (Lenau's) seelenvollen Auge ließ mich alles Unangenehme vergessen, und erfüllte mich mit Freude und Hoffnung."

Daß überdieß die edle Poesie für den gemüthlichen Sachsenheimer —, der, wie schon berührt, selbst etwas Dichter war, und zwar ein ganz artiger, und dessen liebste Unterhaltung darin bestand, in Lenau's oder auch Anderer Gedichten, insbesondere aber in dem von einem Kranken ihm geschenkten dichterischen Hausschatze von Wolf zu lesen —, ein gar schönes Band gewesen, das ihn demantfest an den leidenden, großen Dichter fesselte, begreift sich von selbst. Es gereicht zum Troste, daß Niembsch zu Winnenthal zwei so theilnehmende und verständige Aerzte und zunächst einen ihm so gemäßen Wärter um sich hatte.

Eine Nachricht, daß Niembsch Veilchen gesucht, brachte uns auf den Einfall, ihm einige solche aus seiner entfernten Heimath, und zwar aus Weidling, zuzusenden, und sie mit einigen Worten zu begleiten, worunter: „Veilchen hast du gefunden? Auch hier haben wir schon deren von den köstlichsten. Die mitfolgenden vier sind von Weidling. Rieche dazu, ob Du nicht die treuen, theilnehmenden Herzen Deiner guten Schwester und dankbaren Nichten daraus herausduften fühlst. Grüße aus Oesterreich sind's, die die Häupter hängen darüber, daß sie Dir nicht mehr blühend zugelangen konnten."

Sachsenheimer vermochte mir, während meiner zweiten Anwesenheit zu Winnenthal im Mai 1847 zu meinem höchsten Vergnügen gar nicht genugsam auszudrücken, welche außerordentliche und anhaltende Freude dieser Brief bei Niembsch erregt, vor allem aber die Veilchen! Er, der überhaupt den Geruch über alle anderen vier Sinne setzte, weil er der feinste und reinste, ätherischste, konnte sich daran gar nicht satt riechen, und oft soll er dabei aufgejauchzt haben: „Schurzl, o mein Schurzl!" Er hob sie, als sie auch schon ganz welk, noch sorgfältig auf, so daß ich ihre holden Schrümpfchen nach Jahr und Tag noch fand.

Aus den Vereinigten Staaten war inzwischen am 12. Hornung eine neue (mir am 12. März zugelangte) Vollmacht, nachdem die frühere nicht völlig den örtlichen Verhältnissen genügend befunden wurde, mit dem

Erſuchen an mich abgeſandt worden, dieſelbe von meinem Schwager, jedoch nur ganz ſchlicht als Nikolaus Niembſch, da ſolches mit der Land-Urkunde übereinſtimmen würde, unterzeichnen und Tag und Wohnort darin ausfüllen zu laſſen. Die Richtigkeit der Unterſchrift müßte durch zwei Zeugen und das Ganze durch einen Notar beglaubigt werden, die Dienſteigenſchaft des Letzteren aber hätte endlich irgend ein amerikaniſcher Handelskonſul zu beſtätigen. Auch wäre Niembſchens Siegel dem Namen beizudrucken. Uebrigens bitte man um möglichſt baldige Zurückſendung. Ich nahm dießfalls wieder dringend Hofrath Zellers Güte in Anſpruch.

Winnenthal, den 19. März 1846.

Den Kranken befällt oft plötzlich eine Angſt und tiefe Melancholie, von welcher kein äußerer Grund vorliegt und er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben kann. Bisweilen noch erreicht ſeine Aufregung einen ſehr hohen Grad von bald mehr zornigem, bald mehr luſtigem Charakter. Am Montag (den 14. März) hat ihn ein beſonderer Anfall betroffen, der übrigens ohne weitere Bedeutung und Folge war. Vormittags wurde ihm auf eigenes Verlangen ſein Bart theils abgenommen, theils geſtutzt, ſo daß er dadurch ein recht hübſches und elegantes Ausſehen gewann. Als er Abends halb 6 Uhr vom Garten aus das Haus betrat, befiel ihn plötzlich die Angſt unter einem Zuſammenſchaudern, er faßte ſeinen Wärter an, ſchaute ganz erſtaunt um ſich und ſchien (wie faſt in einer Extaſe) alles, was man ihm ſagte, nur halb zu vernehmen, er vermochte ſeine Gedanken nicht in Worte zu bringen, rang ſich ſichtlich ab, verhielt ſich aber dabei ganz ruhig. Es war, als ob ein Krampf die Fiebern des Denkorgans befallen hätte, als ob die Angſt, welche ſo oft ſich vorzugsweiſe in einem krampfhaften Athmen ausſprach, das Gehirn in ähnlicher Weiſe afficirt hätte, während die Geſichtszüge ruhig waren, und hauptſächlich nur im Auge ſich ein Staunen und Mitſichringen kundgab. Dieſer Zuſtand dauerte bis 2 Uhr des andern Tags, wo er in einige, doch milde Aufregung überging, und ohne alle weiteren Folgen blieb. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die durch die Bartabnahme geſchehene Beeinträchtigung der Hautausdünſtung urſächlich mitgewirkt hat. — Die Vollmacht werden wir möglichſt bald beſorgen.

Wir nahmen dieſen Unfall des geliebten Bruders viel höher auf. Es ergriff uns die Beſorgniß, es möchte wohl eine Art Schlag geweſen ſeyn, eine traurige Wiederholung desjenigen, der ihn zu Stuttgart am böſen 29. September 1844 getroffen. Möglicherweiſe könnte dieſer neue Schlag Niembſch ganz unheilbar gemacht haben, zumal, da ohnehin ſchon die bereits ſo lange Dauer der Krankheit bedenklich erſchien. Vielleicht aber — äußerte ich zu Zeller — daß eine bloße Veränderung des Aufenthalts, wie man ſchon manche Beiſpiele hätte, doch noch eine günſtige Wirkung bei Niembſch hervorbringen könnte, vor allem aber eine Verſetzung in ſeine Heimath.

Ich erhielt dieſe Antwort:

Winnenthal, den 3. April 1846.

Von einer auch nur Einen Geſichts- oder anderen Muskel treffenden Lähmung oder auch nur Halblähmung, oder unwillkürlichen krankhaften Zuckung war keine Rede. Der ganze Zuſtand war auf die Empfindung beſchränkt und ging entſchieden von der Alteration der Haut aus, wie ſie ſich jeder Laie aus ſeinem Gefühl während eines Fieberfroſtes denken kann, nur daß dieſe Hemmung bei unſerem theuern Kranken ſtärker war, und tiefer in die geiſtigen Funktionen eingriff. Ihrem Verlangen werde ich entſprechen, ſo wie unſer theurer Kranker wieder reiſefähig iſt, was ich für jetzt noch nicht mit Grund der Wahrheit ſagen könnte. Sein treuer Wärter kann ihn dann begleiten, und Sie haben die Güte, einen Arzt von Wien aus zu weiterem Geleite zu ſenden.

Unter dieſen Umſtänden blieb nichts übrig, als Dr. Zeller um die gütige Fortſetzung ſeiner eifrigen Bemühungen um die Geneſung unſeres Bruders zu bitten.

Den 2. Mai 1846. Der Gemüthszuſtand unſeres werthen Freundes beharrte in der letzten Zeit in der Depreſſion, welche ihm oft die Gegenwart der ſonſt liebſten Perſonen widerwärtig machte, wo er ſehr ängſtlich that, nicht ſprechen wollte, und allerlei Schlimmes befürchtete. Die dazwiſchen getretenen Aufregungen waren nur der Ausdruck der höchſten Angſt und Verzweiflung. Auch können wir die Vollmacht nicht unterzeichnet

übersenden, da die günstigen Momente an Orten und unter Verhältnissen eintraten, wo eine augenblickliche Unterschrift nicht möglich war.

Dagegen hatte Oelrichs aus New-York Kunde gesandt, es wäre gelungen, das Land an die bereits Eingesessenen gegen einen wohlannehmbaren Kaufschilling auf Abtragung während einiger Jahre in halbjährigen Zielern und gegen mittlerweilige Verzinsung abzutreten, nur sey es höchst dringend, daß die von Niembsch gezeichnete Vollmacht baldigst übersendet werde.

Winnenthal, den 1. Juni 1846.

Endlich ist es uns gelungen, die Unterschrift unsers theuren Freundes zu erhalten. Wir hatten seinem Wärter aufgetragen, sobald sich ein günstiger Augenblick zeigte, uns davon zu benachrichtigen. So kam denn derselbe heut früh um halb 5 Uhr mit der erfreulichen Anzeige: Herr v. Niembsch sey ganz klar und wünschte nun selbst die Vollmacht zu unterzeichnen. Er hatte nämlich bisher sich durchaus dagegen gesträubt, und insbesondere bei Empfang Ihres Letzten erklärt: „Tausend Dollars soll ich bekommen? Das ist zu viel. Ich werde nicht unterschreiben." Die Unterschrift gab er im Bette liegend. Die paar klaren Stunden haben wir benützt, um so manches mit ihm zu besprechen, und da erfahren, wie er sich viel weniger körperlich als eigentlich seelisch krank fühle.

Die Vollmacht lassen wir heute noch zur Beförderung an den Consul in Wien an die königliche Aufsichtskommission abgehen.

Winnenthal, 2. August 1846.

Im Allgemeinen währt eben der frühere Zustand fort; meistens gedrückte, manchmal wildmelancholische Stimmung und dann Angst vor allem, was sich nähern will; niemals heitere Aufregung, nie eine höhere Klarheit des Bewußtseyns.

Winnenthal, 16. August 1846.

Mir ist gar nicht bange dafür, daß, wenn nur wieder einmal sein Nervenleben zu voller dauernder Ruhe gekommen seyn wird, auch die

alte Kraft, Ordnung und Klarheit des Vorſtellungsvermögens ſich nicht wieder einſtellen ſollte. Iſt einmal erſt die Ruhe nur wieder recht befeſtigt, dann wird wohl auch Zeit ſeyn, von ſeiner Verſetzung in andere Verhältniſſe zu reden. Jetzt ängſtigt ihn noch die geringfügigſte Aenderung ſeiner Lage, er ſelbſt zieht ſich in ſeine gewohnte Umgebung, wenn es ihm irgend bange wird, wie in ein Aſyl zurück, und ſchon die Bitte, in den Garten zu gehen, kann ihn in ſolcher Zeit mit Angſt erfüllen, und die höchſte Stille und Zurückgezogenheit iſt ihm erſichtlich das dringendſte Bedürfniß, wie ein krankes Auge oft das mindeſte Licht ſcheut, um zu geneſen.

So eben höre ich, daß Frau v. Reinbeck geſtorben ſey. Unſer theurer Kranker hat in der letzten Zeit gewünſcht, ſie zu beſuchen; ihr Tod wird ihm nahe gehen. Der Kummer um ſeine Erkrankung iſt nach meiner Anſicht eine Haupturſache ihres Todes geweſen. Sie war ihm eine treue mütterliche Freundin.

So war denn eine der edelſten Frauen und die innigſte Freundin von Niembſch (zu ſeiner Mutter war ſie, obgleich um einige Jahre älter als er, denn doch zu jung) noch vor ihm geſchieden! Sein Unglück hatte ganz gewiß Emilien, die die erſten furchtbaren Wuthausbrüche ihres Freundes anzuſehen und zu beſtehen gehabt, ſchneller ihrem Grabe gereift. Ich beſuchte dieß im Mai 1847. Sie ſchlief unter Blumen. Ruhe ſie ſüß!

Von Freund Karl Mayer in Tübingen, der ſich aber damals in Cannſtatt bei Stuttgart befand, wo er das Bad gebrauchte, erhielt ich folgenden Brief:

Cannſtatt, den 24. Auguſt 1846.

Letzten Freitag den 19. ging ich nach meiner alten Heimath Waiblingen, und von da vorgeſtern nach Winnenden. Machte es mir ſchon traurige Eindrücke, daß ich Frau Zeller und mehrere ihrer Kinder ſehr leidend antraf, ſo war mir beſonders das Wiederſehen unſers armen Freundes Niembſch ein ſchmerzlich ergreifendes. Nicht daß er ſich übler befände, aber ich hatte ihn ja in ſeinem Unglücke noch gar nicht geſehen. Er lag in ſeiner Zelle auf dem Bette, eine geſtandene Milch eſſend, und gab kein Zeichen des Wiedererkennens. Auf Zellers Bitte ließ er ſich anziehen und folgte uns, aber ohne ein Wort zu ſprechen, auch ſichtbar

ängſtlich, und uns immer zu entgehen ſuchend. Auf einige Fragen: ob er mich noch kenne, noch an die Meinigen denke? u. ſ. w., antwortete er mit einem leiſen Ja, gab mir auch auf meine Bitte die Hand und erwiederte meinen Kuß beim Abſchied. Dann ging aber Zeller noch einmal zu ihm in ſeine Zelle, ſtellte ihm vor, daß er ja gar nicht mit mir geſprochen habe, und erhielt ſeine Bewilligung, daß ich noch einmal eintreten dürfte. Nun war er klarer; er ſagte mit Zuverſicht: „Ich werde hier geneſen. Ich werde mich wieder zu meinem Gebet machen, das werd' ich aber heimlich thun. Wir müſſen uns bald wiederſehen, bald, bald. Ich werde zu Dir und Uhland nach Tübingen kommen." Zum Abſchied ſagte er mir mit erwärmtem Blick: „Leb' wohl, lieber Mayer!" Ich mußte bitterlich weinen, als ich ihn verließ. Zeller iſt übrigens mit ſeinem gegenwärtigen, doch ruhigeren Zuſtande nicht unzufrieden und gibt die Hoffnung nicht auf. Gott gebe, daß er Recht habe.

Um dieſe Zeit hatte auch Graf Anersperg das Anerbieten an Zeller geſtellt, ſeinen Beſuch Lenau's zu wiederholen, ſobald daraus irgend ein Nutzen, wenn gleich nur eine momentane Erleichterung für den theuren Kranken zu erwarten wäre. Dr. Zeller lehnte aber in ſeiner Antwort dieß Vorhaben ab, indem er unter Hinweiſung auf Mayers Beſuch die gänzliche Unwirkſamkeit ſolcher Beſuche darthat.

Winnenthal, 17. September 1846.

Das Befinden, ſowohl das pſychiſche als phyſiſche, iſt ſich ziemlich gleich geblieben, namentlich iſt er auch aus der Verſchloſſenheit und Moroſität einigemal herausgetreten und in heftige zornmüthige Aufregungen verfallen, welche die Angſt vor Vergiftung oder Todtſchlag zu Grunde hatten . . .

Winnenthal, den 23. Februar 1847.

Daß ſo lange Zeit kein entſcheidender Schritt zur Beſſerung ſich einſtellt, daß neben dem körperlichen Wohlbefinden die Verwirrung ſich nicht löst, und immer nur auf kurze Momente ſich lichtet, dieſes könnte für den endlichen Ausgang des Leidens ziemliche Sorge einflößen;

doch ist aber immer wieder und sobald die gemüthliche Affection sich gelegt hat, aus seiner Wahrnehmung der äußeren Vorgänge, aus seinen jeweiligen scharfsinnigen Bemerkungen und Combinationen, aus seinem selten ganz aufgehobenen Bewußtseyn von dem Bestande und der Schwere seiner Krankheit, aus dem Mangel positiv ungünstiger Zeichen zu schließen, daß es noch gut gehen könnte. Halten wir diese Hoffnung fest, und vertrauen wir auf oben!

Winnenthal, den 19. März 1847.

Zu unserem innigsten Bedauern vermögen wir nichts Besseres zu berichten. Die Verwirrung der Gedanken lichtet sich selten zu einer deutlichen und zusammenhängenden Vorstellungsreihe, die Auffassung der Außenwelt will sich auch nicht klären, das Gemüth ist zwar meistens gedrückt, aber doch auch hin und wieder freudig erregt, ohne aber auf die Klarheit, Deutlichkeit und den Zusammenhang der Vorstellungen erkennbaren Einfluß zu haben, und nur das ist hierin zu bemerken, daß, je ruhiger das Gemüth des Kranken sich macht, um so geordneter auch seine Reden, Fragen und Antworten sind.

Von eigentlicher Abstumpfung zu reden wäre man wohl nicht berechtigt, aber das Bild der Abstumpfung ist in leisem Anstriche vorhanden; es rührt aber wohl nur von der Gemüthsdepression und der Geistesverwirrung, nicht von Kraftersch öpfung her.

Diese beiden letzten Briefe mußten uns ungemein erschüttern und betrüben. Wenn Aerzte — zumal so sichtbar zur Hoffnung geneigte — einmal selbst eingestehen müssen, daß sie für den endlichen Ausgang besorgt sind, und nur mehr von einem „gut gehen k ö n n e n" zu sprechen wagen, dann ist doch wohl auch wirklich wenig mehr zu hoffen; ferner, wenn einmal das B i l d der Abstumpfung vorhanden ist, so ist es wohl die Abstumpfung auch schon selbst, denn woher sonst ihr Abzeichen? Im Gemüthe niedergedrückt und geistesverwirrt war Niembsch schon längst o h n e das Bild der Abstumpfung; dieß war also etwas ganz neues, eine Erscheinung der begonnenen Abstumpfung. Wir erblickten daher auch Niembsch, wenn auch nicht als durchaus schon unrettbar — denn bei

Gott, heißt es, iſt ja nichts unmöglich — ſo doch in höchſter Gefahr, es bald zu werden, woraus möglicherweiſe, wie in manchen Krankheiten, nur einzig mehr eine Veränderung des Aufenthaltes reißen könnte. Wir entſchieden uns alſo feſt für dieſe, ohne noch erſt ganz gewiſſe ungünſtige Zeichen der Verblödung abwarten zu wollen, wornach ſodann von ſelbſt jeder Rettungsverſuch zu ſpät geweſen ſeyn würde. Es handelte ſich nun nur um die Frage: wer Niembſch abholen ſollte? Ich bemerkte, daß hiezu in einem Briefe Zellers (vom 6. April 1846) ein Arzt nebſt dem Wärter als unentbehrlich bezeichnet worden wären. Dagegen ward erwogen, daß Arzt Ellinger im Begriffe ſtünde, von Winnenthal an ſeine neue Beſtimmung in die Schweiz zu eilen, und daß es eben deßhalb dem nun doppelt daheim in Anſpruch genommenen Direktor Zeller unmöglich ſeyn würde, Niembſch zu begleiten. Einen fremden Arzt von Wien oder Stuttgart mitzunehmen — abgeſehen von den großen Auslagen, wenn es ein tüchtiger ſeyn ſollte, und mit einem untüchtigen wäre nicht viel gedient — würde nur Niembſch wegen des unbekannten Geſichtes beläſtigen oder gar heftig aufregen. Auch hatte Niembſch keine ſolche Krankheit, die während ein paar Tagen ſich weſentlich verändern mochte, und dadurch ganz andere Vorſchreibungen nöthig machte; für das, was ſich zutragen könnte, müßte ſein erfahrener Wärter, welcher von der Anſtalt ohne Zweifel die gehörigen Mittel mitbekäme, wohl auch Rath und Beſcheid wiſſen. Man hielt es für genügend, wenn ich, Niembſchens nächſter männlicher Verwandter, ganz allein hinausreiste, um ihn mit Hülfe ſeines wackeren Wärters Sachſenheimer nach Wien zu bringen. Hiezu erklärte ich mich denn auch um ſo bereitwilliger, als die Löſung dieſer Aufgabe in meiner heiligen Pflicht lag. Kurator Bach übernahm die nöthigen Einleitungen bei dem Wiener Landrathe, als Obervormundſchaftsbehörde, ich aber bewarb mich um einen vierwöchentlichen Urlaub und rüſtete mich zur Reiſe. Die bedeutenden Koſten derſelben ſollten denjenigen Mitteln entnommen werden, die mehrere hochgeſinnte, vermöglichere, einheimiſche Freunde Lenau's, und zum Theile ihm ganz unbekannte Verehrer zu dem Zwecke zuſammengelegt hatten, um dort auszuhelfen, wo die Zinſen von deſſen Kapital, das ungeſchmälert bleiben ſollte, nicht zureichten. Dieſer Abgang war aber Anfangs ziemlich namhaft, da bekanntlich für die noch

ausstehenden Ablösungsraten von Niembsch keine Interessen bedungen worden waren. Uebrigens setzte Dr. Bach auch Dr. Schott, den Sachwalter Lenau's in Stuttgart, von dem Vorhaben unverweilt in Kenntniß, damit auch dort und in Winnenthal die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden könnten. Um zu erfahren, welche Wirkung das Wiedersehen von Freunden und Bekannten und die Näherrückung der alten Verhältnisse überhaupt auf Niembsch machen möchte, veranlaßte Zeller einen Besuch Uhlands zu Ende März bei Niembsch, welcher diesen sehr freute, ob er gleich, so lange Uhland zugegen war, nicht im Stande gewesen, sich auszusprechen. Den folgenden Morgen aber rief er beim Erwachen ganz glücklich: „Mein Uhland war bei mir!" Auch Schwab und seine Gattin wollten Niembsch vor seinem Wegzuge noch besuchen, sie durften ihn aber nicht sprechen, sondern nur aus der Ferne vom Fenster aus im Garten sehen (Mayer 301).

Meine Abreise ward auf das letzte Drittel des April bestimmt, damit ich am Schlusse desselben in Winnenthal eintreffen und die Rückkunft bis halben Mai bewerkstelligen könnte. Diese noch mehr zu verspäten, hielten wir für allzu gewagt, weil bei uns die zweite Hälfte Mai schon sehr heiß zu seyn pflegt, eine längere Fahrt aber in großer Hitze bei einem solchen Kranken immer sehr gefährlich bleibt, und nur im Falle unvermeidlicher Nothwendigkeit zu unternehmen ist. Am 20. April 1847 verließ ich Wien, nachdem mir noch ein paar Tage früher die Freude zu Theil geworden war, vom Hause Oelrichs und Krüger in New-York einen Wechsel auf Paris über 1080 Francs, als erste Abschlagszahlung der 1000 Dollars an Niembsch für seine Ländereien zu empfangen. Die zweite, so schwer zu Stande gekommene Vollmacht hatte also vollkommen entsprochen. Ich eilte, den kleinen Fundschatz in die Hände des Kurators niederzulegen. Hier sey zugleich bemerkt, daß der Käufer der Ländereien, Namens Jung, Kapital und Interessen bis Ende October 1850, also bis kurz nach Niembschens Tod, vollständig berichtigt hat.

Auf meiner Reise hatte ich zu Linz das Vergnügen, den Vorstand des königlich bayerischen Dampfschifffahrts-Bureau in Regensburg, Graf Reigersberg, zu treffen. Ich besprach mich mit ihm über meine Rückreise mit Niembsch, und er verhieß mir allen Beistand; zugleich theilte er mir

mit, daß im Monat Mai an jedem geraden Tage ein Schiff von Regensburg nach Linz abginge und zwar in folgender Ordnung: Kronprinz Max, König Ludwig, Stadt Regensburg. Das letzte Schiff wäre das beste, indem es eine Kabine und einen Pavillon hätte; Max besäße nur einen Pavillon, und Ludwig keines von beiden; letzterer war also zur Mitnahme eines Kranken, der eines abgesonderten Raumes bedurfte, durchaus ungeeignet. Wie wichtig mir jene verehrte Bekanntschaft ward, wird sich bald zeigen. Im Vertrauen auf dieselbe und auf einen offenen, warmen Empfehlungsbrief der Wiener Dampfschifffahrts-Direction an sämmtliche Agenten und Schiffskapitäne auf der Strecke Linz-Wien, die mir Dr. Bach verschafft hatte, durfte ich eine förderſame Rückreise hoffen. Zu Linz wohnte ich im Gasthofe zur goldenen Kanone auf dem Hauptplatze, dessen Inhaber, ein Verwandter von mir, freundlich mir verhieß, bei meiner Rückkehr mit meinem Schwager seinen Wagen zum Landungsplatze schicken zu wollen, um uns zu ihm zu bringen. Am 29. April 1847 traf ich in aller Frühe zu Winnenden ein. Das Weitere entnehme ich meinen Briefen an Thereſe:

Winnenden, den 4. Mai 1847, Dienstag früh halb 9 Uhr.

Freitag den 30. April Morgens fuhr ich nach Stuttgart. Ich besuchte dort nebst den alten Freunden und Bekannten auch Prokurator Schott, der ein Ehrenmann ist, und den österreichischen Geschäftsträger, Baron Kübeck, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Fürst Metternich einhändigte. Baron Kübeck sicherte mir die thätigste Unterstützung für den Fall des Bedarfes zu, der aber hoffentlich nicht eintreten würde. Auch forderte er mich auf, ihn noch einmal zu besuchen, was nächsten Freitag den 7. geschehen soll.

Mein Hauptgeschäft in Stuttgart war die Ermittlung der zweckmäßigsten Reiseweise. Nach mehreren Conferenzen mit mehreren Postbeamten entschied ich mich für die Fahrt nach Regensburg mittelst Extrapost. Dem Haupthinderniſſe hiebei, dem Mangel eines eigenen Wagens, helfe ich dadurch ab, daß ich beim Wagner Müller in Stuttgart einen Wagen auf einige Tage für ein Geringes miethe. Derselbe wird als Beichaise von den Postmeistern unentgeldlich zurückgebracht werden. Meine Absicht ist, schon Montags den 10. d. M., um 4 Uhr früh von Winnenden

abzugehen. Schlägt alles nach Wunsch aus, so sind wir Dienstag den 11. um Mitternacht in Regensburg; fahren dort am 12. um 5 Uhr in dem besten bayerischen Dampfschiffe: „Die Stadt Regensburg" nach Linz ab, wo wir Abends anlangen und übernachten. Donnerstag den 13. hoffen wir Abends in Nußdorf zu landen.

Den Beginn der Reise setzte ich auf den 10. fest, weil, wenn wir die Stadt Regensburg am 12. Mai versäumten, sie uns erst wieder am 18. zu Gebote stünde, wo schon ein größerer Andrang von Reisenden seyn möchte.

Unseres lieben Bruders Befinden hat sich seit meiner Ankunft merklich gebessert. Er hat zwar zu mir auch noch nicht eine einzige Sylbe gesprochen; sein Antlitz verräth aber Liebe und Vertrauen zu mir.

Am 1. Mai ging Niembsch mit seinem Wärter, wie dieser mir erzählte, im Garten spazieren und traf da auf einen Rasenfleck, ganz blau von Veilchen. Niembsch kniete nieder dazu, pflückte, lauschte dabei dem Gesange der Vögel, und zum Himmel emporblickend, rief er endlich ganz selig aus: „Es wird Himmel!" „„Das rührte mich so,"" sagte mir der gute Sachsenheimer, „„daß ich schier hätte greine (weinen) müsse."" Gott sey Dank, bei solchem Gefühlsausbruche kann sich doch wohl noch kein Stumpfsinn festgenistet haben. Wir wollen also doch noch hoffen. Bei Gott ist Alles möglich.

Halb 12 Uhr. Um halb 11 Uhr ging ich zu Niembsch. Des eben unpäßlichen Wärters Sachsenheimer Stellvertreter meldete: Niembsch hätte einen guten Tag; er spräche wohl zwar auf, sey aber recht heiter. Als mir ein Stuhl zu seinem Bette gebracht worden war, sprach er sein erstes Wort zu mir: „Setze Dich, lieber Bruder!" Dann fuhr er aber sogleich in seinem milden Irrgespräche wieder fort. Es kamen auch wohl einige selbstgeschaffene, fremdtönende Worte darin vor, das meiste war aber doch deutsch. Einmal sprach er: „Mein Bruder Schurz!" und er küßte mir die Hand, wie ich es ihm gewöhnlich thue; ja er bot mir sogar den Mund, und wir küßten uns herzlich. Nach etwa einer kleinen Viertelstunde trat auch der einstweilige Wärter wieder ein, und nun durfte auch dieser Niembsch küssen.

Ich stieg hierauf zu Sachsenheimer empor. Er liegt im Bett, das

Geſicht roth und die Augen etwas trübe; des Morgens hat er einen großen Schwindel gefühlt, ſo daß er umzuſinken beſorgte. Abends möchte er wieder gerne ſchon aufſtehen. Ich ermahnte ihn aber, ſich lieber länger zu ſchonen, damit er nicht übler würde. Uebrigens ſollte er getroſt ſeyn, ich würde nie ohne ihn abreiſen.

Schurz an Thereſe.

Winnenden, Sonntag den 9. Mai 1847.

Geſtern Morgens erhielt ich in Stuttgart, wohin ich wieder Donnerſtag den 6. in der Frühe gegangen war, um die Anſtalten zu unſeres Bruders Heimführung zu beendigen, nachſtehenden Brief von Dr. Zeller.

Winnenden, 7. Mai 1847.

Sachſenheimer klagt heute aufs neue in einer Weiſe, daß ich es für gänzlich gewagt hielte, wenn er Montag ſchon reiſen ſollte. Sie müſſen ſich den kleinen Verzug ſchon gefallen laſſen.

Der ſchändliche Artikel in der Allgemeinen Zeitung hat mich wahrhaft empört und iſt mir eines der peinlichſten dienſtlichen Vorkommniſſe, das ich erlebt. Ich wollte zuerſt augenblicklich eine Erklärung dagegen einrücken, wußte aber doch nicht, was Sie zu thun geſonnen ſind.

Ich beendigte in Stuttgart alle Anſtalten und kehrte geſtern Abends hieher zurück, um bis zur Abreiſe nach Wien hier zu verweilen. Zeller war verreiſet und kommt erſt heute Abend wieder. Sachſenheimer war Freitags ziemlich unwohl geweſen und mußte mediciniren; ich traf ihn aber doch ſchon beſſer und außer Bett, allein noch matt. Heute ſieht er ſchon ganz leidlich wieder aus und ich hoffe, daß wir anſtatt morgen doch wohl nächſten Mittwoch den 12. werden aufbrechen können. Dann würden wir Sonntags den 15. Abends in Nußdorf anlangen.

Das Skandal in der Allgemeinen Zeitung vom 4. d. Z. Z. 124 wird Euch wohl etwas untereinander gerüttelt haben. Mich nicht. Ich

fühlte, was ich freilich schon öfter zu erfahren Gelegenheit hatte, daß ich etwas Mann bin. Ich las es ganz ruhig in meinem krystallnen Bewußtseyn, wenn auch natürlich nicht gleichgültig, und augenblicklich war mir klar, was zu thun sey, und ich war entschlossen, nöthigenfalls auch das Leben für die Ehre, die Seelenluft des Mannes einzusetzen. Nur wer das Aeußerste auch nicht scheut, vermag kräftig zu handeln. Ich arbeitete sogleich nach beendigter Lesung des Artikels, auf welchen ich von Baron Kübeck aufmerksam gemacht worden war, bis Mitternacht meine Erwiederung aus (ich lege sie bei), während die fröhlichen Töne einer Hochzeitmusik aus dem nahen Gasthaussaale zu mir herüberschollen; bei Anbruch des Tages schrieb ich sie ab, ging um 7 Uhr zu Dr. Schott und las sie ihm zu seiner vollen Befriedigung vor, worauf er eine Abschrift davon machen ließ, die ich unterzeichnete und die er sodann an seinen Freund, den Hauptredakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Kolb, nach Augsburg zur Einrückung sandte. Nähme Kolb, aber er muß wohl, dieselbe nicht auf, so kommt sie durch Schott in ein Stuttgarter Blatt (den Schwäbischen Merkur) und in ein norddeutsches (in eines zu Bremen).

Cotta ist in Verzweiflung darüber, daß der Schmachauftritt in seinem Blatte vorfiel. Er und Reinbeck gaben ebenfalls eine schützende Erklärung in die Allgemeine Zeitung (siehe Nr. 129).

Nachmittags. Als ich eben den Brief durchlesen und zuschließen wollte (um 11 Uhr) ließ mir Sachsenheimer sagen, er gehe mit Niembsch im Garten spazieren. Ich eilte sogleich hin. Franz hatte ein Blumensträußlein in Händen und sammelte dann und wann noch Veilchen und Anderes dazu, bewunderte reichblühende Bäume, sprach aber auch manches wälsche Zeug. Er hatte den Zigeunerrock an. In einem offenen Pavillon sangen Sänger, z. B. etwa:

Alle Lüfte wehen lauer,
Hauchen uns mit Düften an,
Alles fühlet Wonneschauer,
Was nur immer fühlen kann.

Franz brummte im Baß, aber etwas unharmonisch, darein, lachte wohl auch ein bischen dazu; kein Wonneschauer jedoch durchhauchte ihn. Vielleicht

kommt bald wieder eine Aufregung; besser immer, als erstickend faule sumpfige Stille.

Ein Narr sagte zu mir: „Wollen Sie denn Lenau uns entführen? Hier würde er genesen. Zeller ist der Mann dazu.“ Er folgte uns eine gute Strecke und fragte später Niembsch selbst: „Gehen Sie denn gerne nach Wien?“ „„Yes!““ antwortete Niembsch. Niembschens Haar bekommt schon hie und da wieder einen Silberblick, das Gesicht ist gefurcht, das Auge liegt oft tief. Wer ihn zum erstenmal, noch unvertraut mit Wahnsinn, ersieht, nehme sich in Acht, daß er nicht zu sehr erschrecke!

Der skandalöse Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 4. Mai 1847, Z. 124 ließ sich folgendermaßen aus:

WW Stuttgart, 1. Mai. Ich habe Ihnen die betrübende Nachricht mitzutheilen, daß wider das bisherige allgemeine Erwarten die Abführung Lenau's nach Wien nun dennoch stattfinden wird. Einer der Verwandten des unglücklichen Dichters ist vorgestern eingetroffen, um im Namen der Familienvormundschaft die Auslieferung Lenau's zu fordern, welche binnen der nächsten Tage erfolgen wird. Der Beweggrund zu diesem Schritte ist kein anderer, als die Rücksicht auf die einstige Verlassenschaft des Kranken, den man im Wiener Narrenthurme wohlfeiler erhalten kann, als in der vortrefflichen Heilanstalt, in welcher er sich hier befindet. Zur weiteren Charakteristik dieses verwandtschaftlichen Verfahrens darf man nur hinzufügen, daß Lenau in lichten Augenblicken von jeher mit Entsetzen von der Möglichkeit des Wechsels gesprochen hat, der ihm jetzt bevorsteht. Sein dichterischer Genius ist es, dem Lenau die Vergrößerung seines Elends verdankt. Hätte ihn seine Poesie nicht zum Besitzer eines kleinen Vermögens gemacht, so würde ihn das Pflichtgefühl der Vettern und Schwäger sicherlich in Winnenthal dem ruhigen Verlaufe seines Schicksals überlassen haben. Aber Lenau hat 20,000 fl. zu vererben, und darum muß er in den Narrenthurm.

Hiezu machte die Redaktion der Allgemeinen Zeitung die Anmerkung:

„Wir geben Obiges, wie es uns zugekommen, hoffen aber zuversichtlich, daß die Verwandten des unglücklichen Niembsch nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren, nicht einen ewigen Vorwurf auf sich ziehen werden. Auch die vielen, zum Theile einflußreichen Freunde, welche Niembsch in Wien und in fast allen Theilen der österreichischen Monarchie zählt, würden nicht dulden, daß er aus der freundlichen, wohlwollenden Umgebung, die er bis jetzt hatte, und die seine wenigen lichten Augenblicke noch mit einem Schimmer des Trostes umgab, in einen Ort der Trostlosigkeit und des Grauens gebracht werde. Das kann und darf nicht seyn. Die öffentliche Stimme Deutschlands würde keine Woche vorübergehen lassen, ohne darüber Klage und Anklage zu erheben. Die Asche des Todten ist heilig, wie vielmehr der Leib, in dessen gestörten Lebensgängen die Seele noch irrt, sehnsüchtig den Ausgang suchend. Nein, nein, der darf nicht in den Narrenthurm! Ist im Oriente der Unglückliche, den der Finger Gottes berührt, ein Gegenstand der Verehrung, so werden die Deutschen im neunzehnten Jahrhundert einen ihrer ersten Dichter, einen ihrer edelsten Charaktere, auch in seinem Leiden nicht vergessen."

Meine Reclamation hiegegen (sie ward in der Allgemeinen Zeitung Z. 131, am 11. Mai gebracht) lautete folgendermaßen:

Stuttgart, den 6. Mai 1847.

Heute bei meiner Zurückkunft von Winnenden bekam ich den Schmähartikel auf die Verwandten Lenau's in der Allgemeinen Zeitung von vorgestern zu lesen. Die Redaktion war zwar in einer Anmerkung dazu so gütig, zuversichtlich zu hoffen, daß Lenau's Verwandte nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren würden, erlaubte sich aber zugleich dennoch mit allzueilig erhobenem Finger in einer Art zu verwarnen, als wäre sie eher von der entgegengesetzten Zuversicht erfüllt. Ich, Anton Schurz, des edlen Lenau's Schwestermann, erwarte von ihr — die die so arge Anschuldigung gab, wie sie ihr zugekommen — sie werde es mit meiner Erläuterung (nicht zur Vertheidigung gegen den unwürdigen Ehrenbanditen hinter seinem finsteren Busche, sondern zur vollen Beruhigung der zahllosen Verehrer Lenau's) genau ebenso halten.

Nicht im Auftrage einer nicht existirenden Familien-Vormundschaft, sondern mit gesetzlicher, von dem k. k. niederösterreichischen Landrechte als Kuratelbehörde genehmigter Vollmacht des für Lenau gerichtlich bestellten Kurators Dr. Alexander Bach in Wien, bin ich zur Heimführung Lenau's hier eingetroffen, nicht aber um dessen Auslieferung zu fordern, da er weder ein Gefangener noch ein Verbrecher ist. Dieser Vorgang kann nicht einmal gegen das allgemeine Erwarten der Württemberger seyn, deren sehr viele wissen mußten, daß es außer der Winnenthaler denn doch auch noch andere vortreffliche Heilanstalten mit freundlicher, wohlwollender Umgebung in der weiten Welt gebe. Sollte ferner Oesterreich seinen großen Dichter nach dritthalbjährigem, schmerzlichen und fruchtlosen Vermissen nicht endlich auch einmal in seine eigenen Arme nehmen und versuchen dürfen, dem Geliebten wo noch möglich die ersehnte Genesung zu verschaffen? Nein, nicht dieß, sondern vielmehr die Unterlassung dessen müßte befremden. Lenau geht auch nicht mit Entsetzen nach Wien, sondern, wie ich dieser Tage aus Hofrath Zellers eigenem Munde vernahm, er freut sich sogar darauf, was in seiner herabgesunkenen Lage sehr viel ist. Uebrigens geht er auch nicht in den Wiener Narrenthurm (wovon der verschimmelte, bei uns von keinem Gebildeten mehr gebrauchte Popanzname, wie an so manchem, das Schlimmste ist), sondern in die sehr geachtete Privat-Irrenanstalt zu Döbling nächst Wien. Diese befindet sich in einem von einem großen Parke umgebenen palastähnlichen Gebäude in der gesundesten und reizendsten Lage, auf einer Anhöhe, von wo man die stolze Donau, den ganzen Halbkreis der so schönen Wiener Berge, die riesige, von zahllosen Ortschaften umwimmelte Kaiserstadt und das berühmte, meilenweite Schlachtfeld, dessen glorreicher, auch von Lenau gefeierter Held, leider vor wenigen Tagen verschied, bis an die Marken Ungarns und Mährens überblickt. Dr. Görgen, der Inhaber dieser von seinem Vater bereits vor vielen Jahren gegründeten Anstalt, ist eben sowohl praktischer Arzt, als auch ein persönlicher alter Freund und Verehrer Lenau's, und die Mutter Dr. Görgens, eine sehr würdige Dame, ist in ganz Wien wegen ihrer ausgezeichneten Umgangsgabe mit Geisteskranken völlig berühmt, so wie auch der Hülfsarzt, Dr. Benesch, bereits durch Jahre in diesem Hause seinem Berufe mit bestem Eifer und Erfolge

ſich widmet. Ueberdieß iſt es hier auch jedem Kranken frei geſtellt, wenn er ein ſpecielles Vertrauen zu einem der Hunderte von Wiener Aerzten hegt, ſich von dieſem behandeln zu laſſen. Wer wollte behaupten, daß darunter nicht der Tüchtigſten zu finden wären? Hofrath Zeller ſelbſt nannte mir gütig den Vorſteher des Armen- und Krankenhauſes zu Ypps an der Donau, Dr. Spurzheim, der wohl häufig nach Wien kommt, als ausgezeichneten Irrenarzt. Endlich findet man hier nur Kranke aus der Elite der Geſellſchaft und nicht allzu viele, daher ihnen auch der Aufenthalt viel minder unbehaglich wird, als dieß in einer großen allgemeinen Staats-Heilanſtalt leicht der Fall ſeyn kann.

Wenn in einem für die Pfleglinge ſo ſplendiden Inſtitute wie das zu Döbling, der Unterhalt nicht ſehr bedeutend mehr als in dem weit ſchlichteren Winnenthal koſtet, ſo kann dieß nur in der edelmüthigen Freundſchaft ſeines Beſitzers beruhen; augenſcheinlich aber iſt, daß die vom ſcham- und gewiſſenloſen Vermummten ohne weiters zu Verlaſſenſchafts-Harpyen geſtempelten Verwandten Lenau's deſſen Verſetzung dahin unmöglich aus Erſparungsrückſichten, ſondern nur aus edleren, menſchlicheren und triftigen Gründen wünſchen konnten. Endlich iſt ja auch die Regelung der Auslagen für Lenau und die Gebarung mit ſeinem Vermögen gar nicht einmal Sache ſeiner unverantwortlich und ganz ins Blaue hinein geläſterten ehrlichen Verwandten, ſondern liegt ausſchließlich nur in den Händen eines freundſchaftlichen, hochachtbaren und wohlbemittelten, vom Gerichte beſtellten Kurators, und des hochlöblichen k. k. niederöſterreichiſchen Landrechtes, als geſetzlicher Kuratelbehörde.

Anton Xaver Schurz, Lenau's Schweſtermann.

Der Wärter war nun ſo weit wieder wohl, und Niembſch ebenfalls ſo leidlich, daß man die Reiſe Mittwoch den 12. Mai beſtimmt antreten zu können hoffen durfte. Als ich am Vorabende den zu bepackenden Reiſewagen mir nochmal genau beſchaute, und dabei einen Blick durch das offene Thürchen in deſſen Inneres warf, ſah ich jenen Irren darin ſitzen, welcher neulich Niembſch von der Wegreiſe ſo eifrig abgemahnt hatte. Obwohl ich ihn bat, doch nur ſitzen zu bleiben, ſtieg er doch aus, um mit mir wieder ein Geſpräch anzuknüpfen. Heute war er viel weniger

gegen die Abreise als früher; er wußte auch schon, daß Niembsch ebenfalls wieder in eine gute Anstalt kommen würde, und fand es jetzt ganz in der Ordnung, daß dessen Verwandte und die Oesterreicher den befreundeten und verehrten Dichter zu sich nähmen. Wir schieden unter Handreichung und gegenseitigen guten Wünschen.

Am Abende des 11. um 8 Uhr wurde zu Winnenden der Jahrmarkt unter großem Gefolge eingetrommelt. Um ¾9 Uhr begann es heftig zu blitzen und der Himmel trommelte ebenfalls ein. Welchen Einfluß wohl das Gewitter auf den theuren Kranken äußerte, und wie, wenn es uns schon auf dem Wege erreicht hätte? Darauf fruchtbarer, kühlender Regen. Das Gewitter zog sich durch einen großen Theil der Nacht herum, um 2 Uhr äußerte es sich am stärksten. Dieß nächtliche Gewitter war ein würdiger Abschied des schwäbischen Himmels von Lenau. Blitz, Donner, Sturm und Regen; furchtbar und fruchtbar, wild und mild; der Morgen darauf blau und lau.

Niembsch ist angezogen, er hat wieder seinen Zigeunerrock um; auf die Ankündigung, daß nun gereist werden soll, hat er einstimmend genickt. Er war besonders gesammelt und heiter, und nahm recht lieb und artig Abschied, und zwar sogar kurz dankend, von seinem Freunde Zeller, der ihn mit Wehmuth scheiden sah. Es war um 7 Uhr früh. Das Wetterglas stand über Veränderlich gegen Schön. Das lebhafte Marktgewimmel machte ihn etwas stutzen. Als wir im Freien waren, — wir fuhren den nächsten Weg gegen Regensburg, also nach Schorndorf und nicht nach Stuttgart —, wurde das auf seiner Seite mit Bindfäden zugebundene Wagenfenster durch Aufschneiden freigemacht und eröffnet. Nach einer Weile Fahren äußerte er einigemal kurzes, furchtsam scheues Verlangen nach Umkehr; als wir jedoch einmal ordentlich bergab fuhren, nicht mehr. Wir hatten ihm Aussteigen in Schorndorf versprochen. Das geschah denn auch dort. Er trat ins Vorhaus der Posthalterei, wie er aber darin Menschen gewahrte, kehrte er rasch um und gerieth durch eine Nebenthür in den Pferdestall, woraus er sich ebenfalls gleich wieder entfernte. „Der Ort ist frei!“ rief er (man kann hingehen, wohin man will). So eben kam die von mir im Gasthof gegenüber bestellte saure Milch, wovon er etwas genoß.

In Aalen machten wir Mittag. Niembſch ging im oberen Stockwerke des Gaſthofes, worin wir abgetreten, unabläſſig aus einem Zimmer ins andere, auch ins Vorhaus. Im Vorbeigehen nahm er einem der wenigen Gäſte ſeinen Stock aus der Ofenecke. Der zeigte mir es an, ich vertröſtete ihn, er würde ihn ſchon wieder bekommen, nur bäte ich um einige Geduld. Der Wärter folgte Niembſch Schritt vor Schritt und wollte ihm ein paarmal das Weiterſchreiten wehren. Da rang Niembſch mit ihm und ſtöhnte zornig wie ein gereizter Tiger. Darob fragte mich jener Gaſt, dem ich inzwiſchen den vom Wärter wiedergewonnenen Stock zurückgeſtellt hatte: „Iſt es denn wirklich hier . . . ?“ und er wies auf ſeine eigene Stirne und vollendete nicht. „„Etwas!““ war meine eben ſo kurze Antwort. Die Küchenmägde kicherten über den Umherzug und ſteckten die Köpfe zuſammen.

Eſſen und Trinken ſchmeckte ihm ziemlich. Beim Wiedereinſitzen hatten wir unſere liebe Noth. Er ſtieg, bevor wir ihn, halb mit ſüßen Worten, halb mit nöthigenden Händen, in den harrenden Wagen brachten, einigemale ganz ernſtfeierlich in ſeinem braunen, rothbeſchnürten, ungariſchen Rock den Stadtplatz auf und ab, den Sachſenheimer hinter ſich drein, was einen kleinen Auflauf veranlaßte. Wir beſtimmten deßhalb, ihn womöglich bis Regensburg gar nicht mehr ausſteigen zu machen. Wie im Fluge ging es vorwärts in Folge des doppelten Trinkgeldes, das ich den Poſtknechten gab. Bei einbrechender Nacht, — es war bereits im Lande Bayern, das da Lenau eben ſo majeſtätiſch bewillkommte, wie Schwaben ihn entlaſſen hatte —, fuhren wir von einem Poſtorte unter Sturm, Regen, Donner und Blitz ab. Zu meiner Verwunderung wirkte das übrigens auch nur kurze Gewitter eben nicht merkbar auf Niembſch, der ſich überhaupt im Wagen gut und ruhig verhielt und viel ſchlief. Zu Neuburg, oder war es in Ingolſtadt, wurde Kaffee im Wagen gefrühſtückt. Uebrigens waren wir auch mit ſüßem Gebäck wohl verſehen, wovon er öfter genoß. Donnerſtag den 13. Mai, am Chriſti Himmelfahrttage, kamen wir bald nach Mittag gegen Regensburg. Es war ſchon höchſte Zeit dazu. Die ſchnelle unausgeſetzte Reiſe durch 30 Stunden konnte an und für ſich ſchon nicht ohne aufregenden Einfluß bleiben. Ein Ausbruch wäre übrigens auch bei langſamer abgeſetzter Fahrt kaum ausgeblieben; man mußte nur thunlichſt

trachten, Regensburg zu erreichen, um ſolchen dort abwarten oder im günſtigen Falle des Ausbleibens Niembſch einer längeren Erholungsruhe genießen laſſen zu können. Aber ſchon eine Stunde vor Regensburg begann der Kranke unruhig zu werden, und den gegenüberſitzenden Wärter bisweilen zu ſchlagen. Zu Regensburg traten wir im Gaſthofe am Dampfſchiff-Landungsplatze ab, und wir brachten den Leidenden in das abgelegenſte Zimmer des erſten Stockwerks. Er bedurfte gereinigt zu werden. Als der Wärter ihn abwuſch, fing er am ganzen Leibe heftig zu zittern an und rief entſetzt: „Ich verſinke im Meer.“ Nur mit Mühe konnte ich, der ihn feſt umſchlungen hielt, ihn beſchwichtigen. Darauf brachten wir ihn raſch zu Bette. Er verhielt ſich nun ruhig und ſchien einſchlafen zu wollen. Ich benützte die Pauſe zur Schlichtung zweier Geſchäfte. Gerade unter unſerem Zimmer war die Dampfſchifffahrt-Amtsſtube, wohin ich eilte, um den Schiffspavillon, das Zimmerchen unterm Verdeck vorne am Schiffſchnabel für morgen zu miethen; dann ging ich auf das königliche Hauptpoſtamt in die Stadt, um wegen Rückführung unſeres Wagens über Ulm nach Stuttgart zu verhandeln, was einige Zeit wegnahm und doch fruchtlos blieb, weil es, wie es hieß, durchaus gegen die bayeriſche Poſtordnung wäre. Späterhin tröſtete mich ein Jemand, ich möchte den Wagen nur bei ihm in Regensburg laſſen, er werde ihn bald zu Schiffe nach Ulm bringen laſſen, was nur wenig koſtete, etwa 3—4 fl. R. W. Leider fiel aber die Sache ganz anders aus. Der Wagen kam erſt gegen Ende Mai nach Ulm, und anſtatt 4 fl. rechnete man jedoch das Zwanzigfache, nämlich volle achtzig Gulden an. Es iſt immerhin traurig, daß ſogar eines ſo allgemein Verehrten Unglück offenbar ausgebeutet zu werden vermochte. Von Ulm nach Stuttgart wurde dagegen der Wagen ohne geringſte Anrechnung durch die württembergiſchen Poſthalter zurückbefördert. So bewies ſich Württemberg auch hier als zweites Vaterland Lenau's. Vorzüglichen und vielfachen Dank glaube ich dafür dem königlichen Ober-Poſtſtallmeiſter Megerlin in Stuttgart zu ſchulden, welcher ſich der Lenauſchen Reiſe überhaupt durch Rath und That warm annahm.

Als ich ins Gaſthaus zurückkam, war oben der Sturm ſchon ausgebrochen. Niembſch war in eine große Aufregung verfallen, hatte Stühle zerſchlagen, und der Wärter hatte ihm mit Hülfe des Hausknechts die

mitgenommene Zwangsjacke anlegen müſſen. Der Schiffskapitän im Zimmer unterhalb, vom Geſchrei des Tobenden erſchreckt, hatte Einſprache gegen deſſelben morgige Mitnahme erhoben, ungeachtet die Fahrtgebühren bereits berichtigt worden waren. Nur durch perſönliche gütige Verwendung des Dampfſchiff-Amtsdirektors, Herrn Grafen Reigersberg, unmittelbar beim Herrn Regierungspräſidenten ſelbſt ward dieſelbe auf unſere Verſicherung hin, daß bis zur Abfahrt des Schiffes ohne Zweifel der Ausbruch vorüber und die Ruhe der Abſpannung eingetreten ſeyn würde, neuerdings zugeſtanden. Aber der Anfall war dießmal unter den ungewöhnlichen Umſtänden auch ein ungewöhnlich langer. Der Unglückliche, im Bette regungslos liegend, ſchrie aus voller Lunge jetzt (der nebenwohnende Reiſende mußte darob ſein Zimmer verlaſſen, für welches ich gern die Miethe zu leiſten mich erklärte), dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann wieder ging er in ſchallendes, ausgelaſſenes Gelächter über, ſodann ſtieß er im entſetzlichen Rauſche des thieriſchen Blutfiebers wilde Gotteslästerungen und garſtige Zoten aus. So ging's fort und fort in beſtändigem Kreislaufe herum.

Der Wächter war gegen Mitternacht eingeſchlafen; ich ſchloß kein Auge. Was war jetzt zu thun? Etwa einen Arzt rufen und eine Heilung beginnen laſſen, wie der Gaſtwirth angerathen? Raſerei iſt kein leichtes Stäubchen, ſo der Arzt mit Einem Hauche von der flachen Hand wegzublaſen vermag. Was für den Augenblick anwendbar war, hatte ohnehin der wohlunterrichtete, erfahrene Wärter mitbekommen und in der That auch ſchon angewandt. Andererſeits wollte und durfte ich den Kranken nicht zu Schiffe bringen, wenn er bis 3 Uhr Morgens, da ſolches bedingtermaßen noch vor Tagesanbruch geſchehen ſollte, nicht ſchon ausgetobt haben würde. Unterblieb aber die Abfahrt heute, ſo fuhr das nächſte Schiff erſt am dritten Tage, und es war überdieß noch der „Ludwig" ohne Sondergemach, und daher ganz unbrauchbar für uns; wir hätten alſo ſogar noch zwei Tage länger auf die Stadt Regensburg zuwarten müſſen. Ich ging darum beſtändig mit mir zu Rathe, wie alsdann die beſchwerliche und gefährliche Reiſe zu Lande fortzuſetzen wäre? Da ſchlug's ſchon Dreiviertel auf 3 Uhr, und ſiehe da, plötzlich ward der Kranke ſtill und ſchlief ein. Seine Kraft war erſchöpft. Jetzt ſtand mein Entſchluß raſch

feſt. Nach einigen Minuten weckte ich den Wärter, wir kleideten den Leidenden an, obſchon er wieder etwas heftig ward, und mit Hand und Fuß zappelnd ſich ſträubte, und führten den ſich immer Zurücklehnenden ins Schiffs-Unterkämmerchen, deſſen Bett ihn aufnahm, worin er dann bald ſich ziemlich beruhigte.

Die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. Er ſchlief zum Theil oder verharrte doch ſtill, ſo daß man oben gar nicht merken mochte, es wäre ein Tobſüchtiger im Schiffe. Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembſch ſich auf und blickte durch die runden Schiffsfenſterchen in die vorüberfliegende ſchöne Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des bayeriſchen Waldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Wirklich? — — Eine Wieſe? — Eine grüne Wieſe! — Niems (ſo nannte er gewöhnlich ſeinen Namen in der Krankheit) hüpft darauf. — Das iſt eine Eiche, hohe Eiche.“ Er lehrte ſich gleichſam ſelbſt die entfremdeten Gegenſtände wieder kennen. In einer nahen Au des Ufers weideten Kühe; da rief er entzückt: „Hirſche! Schöne Hirſche!“ Gleich darauf aber ſtöhnte er entſetzt: „Dort tragen ſie eine Leiche.“ Wir mußten nur ſchnell die Vorhänge zuziehen, ihn ſanft niederdrücken und beſchwichtigen. In Linz brachte uns der Wagen des Wirthes „zur goldenen Kanone“ in ſein für uns gaſtfreundliches Haus, wo wir alle trefflich übernachteten. Auch Niembſch ſchlief überaus köſtlich. Welch ein willkommener Abſtich gegen die vorige Nacht!

Dem bayeriſchen, uns zuerſt feindlichen, dann aber freundlichen Schiffskapitän, welcher ſehr gefällig ſein eigenes Bett zwiſchen Regensburg und Linz Niembſch zur Benützung überlaſſen hatte, verehrte ich dafür zum Angedenken jenes Exemplar von Fauſt, das Niembſch zu Winnenthal ſelbſt gebraucht.

Die Fahrt endlich von Linz nach Wien verlief am Samſtag den 15. Mai 1847 ebenfalls ohne allen Anſtand. Wir hatten ein Gemach auf dem Verdeck inne, worin Niembſch nur durch dünne Bretter von der übrigen zahlreichen Geſellſchaft getrennt war, und gleichwohl hatte kein Ununterrichteter auch nur eine Ahnung von ſeiner Gegenwart, ſo ſehr ruhig verhielt er ſich. Im Ganzen war alſo unſere gewagte Reiſe eine recht glückliche. Ich erinnere mich ihrer als der vielleicht wichtigſten

Handlung meines ganzen Lebens mit Befriedigung und Stolz. Ja, ſtolz bin ich darauf, dem geliebten Oeſterreich ſeinen größten Neudichter heimgebracht zu haben.

So ſtieg denn vom Dampfſchiffe Sophie am Sophientage, dem Namenstage ſeiner geliebteſten Freundin, Nachmittags um 4 Uhr zu Nußdorf der Langverbannte, ein geiſtiger Odyſſeus, aus kaum erkannte, heimiſche Ufer, von ſeiner abwärtsſtehenden, durch ihre Töchter von ihm faſt nicht zurückzuhaltenden, treuen Schweſter Thereſe mit rinnenden Zähren bewillkommt, und eine halbe Stunde darauf war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanſtalt ſeines Freundes Görgen zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit dieſem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz deſſen Einladung, nicht ins Haus. „Nein, nein, durchaus nicht!“ ſprach er kopfſchüttelnd, „Ihr kriegt mich vielleicht ohnedieß einſt noch früh genug hinein!“

Ueber den Aufenthalt Lenau's in Döbling habe ich von den Beſuchen her, die ich ihm dort, gewöhnlich in jeder Woche einen, abſtattete, einige Aufſchreibungen, wovon ich das Weſentlichere mittheilen will.

Sein Winnenthaler Wärter, der wackere Sachſenheimer, entſchloß ſich ſchon nach einigen Tagen wieder heimzukehren. In Döbling iſt es Hausordnung, daß ein Kranker nicht einen eigenen ausſchließlichen Wärter bekomme, ſondern es ſind dieſer ziemlich viele, die in der Regel täglich wechſeln, ſo daß jeder Kranke Tag für Tag von einem andern Wärter bedient wird, bis er nach Verlauf einer Woche immer den erſten Wärter wiedererhält. Hierein hätte ſich Sachſenheimer, der nur allein immer gerne um Niembſch geblieben wäre, nur ſchwer finden können. Und darum ſchied er lieber gleich. Kurator Bach gab ihm aus den Lenauiſchen Freundſchaftsgeldern zu ſeiner vollen Zufriedenheit ein anſehnliches Geſchenk, wovon er nur einen geringen Theil auf ſeine Heimreiſe verwendet haben dürfte. Am 30. Mai Morgens war er ſchon wieder in Winnenthal, wo ihm Hofrath Zeller ſogleich eine Stelle bei einem unlängſt angelangten ruſſiſchen Baron bot, der ihn und den er bald recht lieb gewann. Aber ein Niembſch war das doch nicht!

Sachſenheimer wurde ſpäter vom Direktor der Irrenanſtalt zu Sankt Pirnimsberg im Kanton St. Gallen in der Schweiz, Dr. Ellinger, dem

ehemaligen Hülfsarzt zu Winnenthal, als Oberwärter dorthin berufen, wo er ſich wohl noch befindet.

Niembſch wurde anfangs zu Döbling von mehreren ſeiner Freunde beſucht. Zum Theil ſchien er ſie zu erkennen, zum Theil auch nicht. Sonderbar iſt, daß er beim Anblick ſeiner Freunde Ludwig und Moritz v. Dürfeld, mit denen er doch, beſonders mit dem erſten, ſehr vertraut geweſen war, ganz unempfindlich und ſtumm blieb; dagegen aber, als er zugleich den dritten Dürfeld, einen Jägerofficier, mit dem er nur ſelten zuſammen geweſen, erblickte, alsbald — obſchon derſelbe bürgerliche Kleider trug — ausrief: „Ah, der Jäger!“

Als man ihm in den erſteren Tagen erzählte: „Erzherzog Karl wäre geſtorben,“ ſprach er: „Erzherzog Karl ſtirbt nicht!“

Einige Zeit nach ſeiner Ankunft wurden Beſprechungen über ſeinen Zuſtand gehalten, die erſte in Döbling am 15. Juni von den Aerzten Freiherrn v. Feuchtersleben, Roman Seligmann, Ludwig Rigler und Görgen, im Beiſeyn des Kurators Dr. Bach, des Dichters Frankl, des Tonſetzers Deſſauer und endlich meiner; die zweite ſodann in Wien am 5. Juli bei Bach, ohne Görgen, der damals krank darniederlag. Ueber dieſe letztere Berathung las man in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 19. Juli 1847, Z. 200.

♀ Oeſterreich. Wien, 15. Juli. Die große Theilnahme, die das traurige Geſchick des unglücklichen Dichters Lenau in der Bruſt jedes gebildeten Deutſchen weckt, und die liebevolle Aufmerkſamkeit, die Ihr Blatt ihm fortgeſetzt widmet, veranlaßt mich, Ihnen ein Näheres mitzutheilen, wie es aus der vor einigen Tagen ſtattgehabten ärztlichen Berathung hervorgeht. Der Kurator des Kranken, Herr Dr. Alexander Bach, vereinigte die renommirteſten Aerzte unſerer Reſidenz, den k. k. Regierungsrath und Leibarzt Sr. Majeſtät des Kaiſers, Seeburger, den Dekan der mediciniſchen Fakultät, Dr. Freiherrn v. Feuchtersleben, den Docenten der Geſchichte der Medicin, Dr. R. Seligmann, den kaiſerlichen Rath und Profeſſor Dr. Schroff, den kaiſerlichen Feldarzt Dr. Rigler, zu einem Conſilium, das an dem Kranken in überwiegender Diagnoſe ein organiſches Gehirnleiden erkannte, welches nach jetzt zum erſtenmal, wohl auch nur in Wien, wo Lenau den größten Theil ſeines Lebens zubrachte,

möglichen, genau zusammengestellten Berichten, die Zeichen eines körperlichen Leidens bedeutend früher auftreten läßt, bevor eine psychische Alteration sich bemerkbar machte, und bevor verschiedene innere und äußere Einflüsse hinzukamen, denen man eine so traurige Wirkung beimessen muß. Die Prognose der Aerzte lautet höchst traurig, und die Therapie beschränkt sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode. Das Verhalten des Kranken ist ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselt mit tiefer Versunkenheit ab. Musik, wiewohl er selbst die ihm mitgetheilte Violine und Guitarre abweist, übt einen sichtlich wohlthätigen Einfluß auf ihn, und man kann ihn da singend einfallen hören; wenn sie stürmisch wird, sagt er wohl auch: „Nur leise!“ Sein Aussehen ist kräftig vegetirend; reinlich gekleidet, mit einer dampfenden Cigarre empfängt er gern Besuche von Freunden in dem schönen Garten der Anstalt des Dr. Görgen in Döbling, das nur eine Viertelstunde von Wien entfernt und heiter gelegen ist. Die Freunde, die ihn häufig besuchen, sind nicht immer sicher, daß er sie erkennt, vorzüglich, wenn er, wie an manchen Tagen, nur unartikulirte Laute ausstößt.

Auf dem Heimwege von der ersten Berathung hatte mir mein Vetter, der kaiserliche Oberfeldarzt und damals Chefarzt des Wiener Militärspitals, Ludwig Rigler, erzählt, daß er früher in einer von ihm errichteten und geleiteten Kaltwasser-Heilanstalt bei Innsbruck in Tyrol auch Irrsinnige recht glücklich mit kalten Sturzbädern behandelt habe, und beigefügt auf mein Befragen, daß solche möglicherweise auch noch bei Niembsch von Erfolg seyn könnten. Ich machte daher dießfalls eine Anregung bei der zweiten Berathung mit dem Erachten, daß, da Niembsch ohnedieß schon verloren gegeben würde, man immerhin auch noch dieß äußerste Mittel zu versuchen wagen sollte. Allein alle Stimmen der übrigen Herrn Kunstmänner vereinigten sich dahin, daß man bei dem überaus wasserscheuen, kaum mit einem feuchten Schwamme berührbaren Kranken dadurch leicht die gewaltigsten Aufregungen, ja seinen augenblicklichen Tod veranlassen könnte, weßhalb sie sich entschieden dagegen aussprechen müßten. Da auch der Herr Kurator dieser Ansicht beipflichtete, mußte ich selbstverständlich von meinem Antrage abstehen. Dieß strenge Mittel hätte auch,

wie ich nunmehr glaube, bei der ſchon ſo weit vorgeſchrittenen Krankheit höchſt wahrſcheinlich nicht gefruchtet, und der arme Niembſch iſt durch deſſen Unterlaſſung wohl nur noch größeren Aufregungen und Schmerzen entgangen.

Er bewohnte zwei hübſche, gemalte und getäfelte Zimmer im erſten Stockwerke, zunächſt an der Hauptſtiege rechts, mit der Ausſicht in die Berge nach Weſt und Nord.

Am 6. Juli 1847 Abends ging ich mit ihm auf dieſer Stiege, deren Geländer mit Büſten von Weltweiſen, Dichtern und Aerzten von Schaller ſchön verziert iſt, in den Billardſaal des zweiten Stockes hinauf. Einmal, wie Frankl S. 124 berichtet, machte ihn Görgens Mutter auf dieſe Büſten aufmerkſam: „Sehen Sie, Herr v. Niembſch, dieß iſt der Dichter Homer!“ „„Ah, Homer! Niembſch iſt auch ein großer Dichter.““ „Dieß iſt Platos Büſte“ — „„der die dumme Liebe erfunden hat!““ ergänzte er mit ſchallendem Gelächter. Oben im Billardſaal, der nach Oſten und Süden ſieht, erfreute ſich heute Niembſch des Anblicks der prächtigen Gegend und zumal des aus dem weitergoſſenen Häuſermeere Wiens hochaufragenden, eiſenſchwarzen Stephansthurms, den er ſogleich bei Namen nannte. Die fernen anſehnlichen Gebirge jenſeits mit dem langgeſtreckten Anninger bei Mödling hieß er: „Hochſtein,“ und er ſah ſie zuſehens wachſen und wachſen, gar ungemein. „Das iſt Gott!“ rief er ſtaunend aus. Deſſauer kam und wir gingen wieder hinunter mit Niembſch, in deſſen erſtem Zimmer ein Flügel ſtand. Meiſter Deſſauer begann zu ſpielen darauf, Niembſch aber alsbald ſo lebhaft dazu zu ſingen, daß jener raſch aufhören mußte, um ihn nicht allzuſehr in Feuer und Flammen zu bringen.

Seine Schweſter Thereſe hatte ſich für die Monate Mai bis Juli nicht einmal nach ihrem etwas entlegenen Sommerſitze in Weidling, ſondern in das nächſte Ort bei Döbling, nach Heiligenſtatt gezogen, um nur ihrem Bruder nahe zu ſeyn und ihn öfter beſuchen zu können. Als dieß das erſtemal geſchah, betrachtete er ſie ſehr lange und freundlich, zuletzt aber kamen über ihre Thränen, die ſie nicht zurückzuhalten vermochte, auch ihm Thränen in die Augen. Auch an den in ſeiner mehr als drittehalbjährigen Abweſenheit weiblich herangewachſenen jungen Nichten ſchien er Wohlgefallen zu finden.

Sophie erſchien fleißig alle vierzehn Tage, obwohl Görgen vorläufig nur Einſicht, nicht Eintritt zu Niembſch geſtattete. Sie durfte bloß durch die Spalte der nicht ganz geſchloſſenen Thür ihn ſehen. Späterhin aber trat ſie immer ein. Nur das erſtemal regte ihn ihr Anblick auf. Auersperg, welcher regelmäßig, ſo oft er nach Wien kam, bei dem kranken Freunde einzuſprechen pflegte, that dieß auch im Auguſt 1847 auf ſeiner Heimreiſe von Helgoland, ihm Gruß von Häring in Berlin bringend, was ihn erfreute. Niembſch war ziemlich wohl und lud ſeinen Freund zum Sitzen ein; mir aber bot er am 15. Auguſt, was er früher in Döbling noch nie gethan, die Lippe zum Kuſſe, als ich bei ihm eintrat. Hierauf gingen wir in den Garten, wo er ſich in mich einhing. Ich ſprach von Auerspergs neulichem Beſuche bei ihm. Da frug er mich lebhaft: „Iſt ſein Sohn bei ihm? Was lehrt er ihn denn?“ Da ich ihm keine Auskunft wußte, ſetzte er noch dringender hinzu: „Ich möchte dieß wiſſen, es intereſſirt mich;“ worauf ich Erkundigung einzuziehen verſprach.

Am 19. Auguſt fand ich ihn traurig und ſtill. Er ſaß im erſten Zimmer gleich an der Thür und lächelte mich ſanft an.

Hierauf begehrte er den Schlüſſel zum Flügel und Noten. Er ſuchte nun Accorde zuſammen, nicht immer harmoniſche, mit der linken Hand ſtets zuerſt, als der ungeſchickteren, die ſchwieriger ſich zurechtfände. Glaubte er ſie endlich beiſammen zu haben, ſo wiederholte er ſie mehrmal, mit aufgezogenen Brauen, aber ohne in die Blätter zu blicken, und wichtig, jedoch ſanft rufend: „Das iſt ſchön!“ Dann blätterte er um und ſuchte wieder nach neuen Griffen, lange das liebliche, harmloſe Spiel fortſetzend, bis er zuletzt, ohne auch nur ein einzigesmal heftig angeſchlagen, oder, wie ſonſt gewöhnlich, darein geſungen zu haben, den Flügel wieder ſchließen ließ.

Am 7. September 1847 war er merkwürdig beſonnen und redſelig. Er empfing Beneſch überaus freundlich und mit „guten Morgen“ und lud ihn zum Sitzen ein. Darauf ſprach er:

„Heut' möcht' ich in die Stadt.“

„„Zu wem?““

„Zu meiner Schweſter.“

„„Warum denn?““

„Ich muß ihr ja danken.“

„„Wofür?““

„Weil ſie mir Zwieback gebracht.“

„„Schade nur, daß es eben heute ſo ſtark regnet.““

„So?“

„„Sehen Sie nur ſelbſt! Es ſchüttet ja ordentlich.““

„So muß man es ſeyn laſſen. Aber haben Sie nichts zu leſen?“

„„Was wünſchten Sie wohl?““

„Was immer! Geſchichtliches.“

„„Vielleicht mit Bildern?““

„Wie immer! Aber nur bald!“

Ein ſo geſundes und langes Geſpräch hat Niembſch zu Döbling weder früher noch ſpäter mehr gehalten. Beneſch ging, verfügte ſich aber noch zu einigen leidenden Frauen. Bald erreichte ihn dort ein Bote von Niembſch und mahnte ihn um die Bücher. Beneſch brachte ihm nun unverzüglich das Weltpanorama mit Bildern. Allein die gute Zeit war vorüber und mit ihr die Leſeluſt. Er beſah zwar etwas die Bilder, legte jedoch das Buch bald hinweg.

Eine oft viertelſtundenlange Unterhaltung war für Niembſch, daß er den Tiſch vorne mit beiden Händen ſehr ſacht emporhob, bis derſelbe auf den Hinterfüßen in der Schwebe zum Umſchnappen ſich befand, worauf er ihn eben ſo behutſam und unhörbar leiſe wieder niederließ und das Kunſtſtück von neuem begann. Auch die Möbeln im Zimmer raſtlos umherzurücken, machte ihm oft viel Zeitvertreib.

Anfangs Oktober 1847 ſagte Niembſch, als er wieder zu ſpeiſen beginnen ſollte, zu Beneſch: „Aber heut' eſſ' ich das letztemal. Das iſt ſchon ſo fade!“

Am 17. Oktober. Niembſch gefiel es heute wieder am Ruhebett zu ſchieben und zu heben. Ueber eine Weile faßte er den Lederpolſter deſſelben ſehr zart an den Enden mit beiden Händen und erhob ihn höchſt feierlich langſam mit ausgeſtreckten Armen bis über die Stirne, worauf er ihn ſo ſacht, daß es kaum bemerkbar war, wieder auf den Tiſch niederſenkte, die Hände leiſe davon abzog und dieſelben einigemal wie ſchwebend hin und her bewegte, während er wohltönend ſäuſelnd athmete. Es war ein heiliger

Wahnſinn, der da Richtiges als wie Wichtiges betrieb. Der Dichter des Savonarola las wieder einmal Meſſe, wie er einſt als ſproſſender Knabe in Ungarn gethan.

Später ſaß er mir dann gegenüber, mit dem Rücken gegen das Fenſter, in ſeinem eigenen Schatten, geſunkenen Hauptes, bewegungslos, grabſtill. So mochte voreinſt Hiob, über ſein Elend brütend, geſeſſen haben.

Am 24. Oktober 1847 hob er mit ſeiner vollen Baßſtimme — mir däuchte ſeine Stimme ſey in geſunden Tagen viel weniger tief geweſen — kräftig zu ſingen an. Dabei ſchnappte ſie ihm aber einmal unabſichtlich in die Fiſtel über, ſo daß es an Alpengejodel mahnte. Und richtig ward auch bei ihm ſogleich die Erinnerung an ſeine vielgeliebten Alpen lebhaft rege. Er jodelte nun, ſo gut es ging, vorſätzlich friſch drauf los, ſtets lauter und lauter, wozu er ſich eine Weile auf die Zehenſpitzen erhob, dann aber ſich raſch auf die Bank niederließ, den Kopf beinahe zwiſchen die Füße niederſteckte und dabei aus vollem Herzen hell aufjauchzte, zugleich mit beiden Füßen wie ein Steirertänzer ſtampfend und ſtrampfend.

Wenn Niembſch der Enkelin der Frau Görgen, ihrer Tochter Töchterlein, begegnete, war er immer ſehr freundlich gegen dieſelbe. So hatte er auch noch im Wahnſinn Kinder gern, wornach ihn immer ſo ſehr verlangte. Merkwürdig iſt, daß die alte Frau der Großmutter Lenau's, der Oberſtin Niembſch, auffallend ähnelte, und zwar nicht nur an Geſicht, Geſtalt, Haltung, Alter, ſondern auch ſogar in Umgangsweiſe, Ausdruck, ſelbſt Tracht, vielleicht auch in Geſinnung und Denkungsart. Mir ſind keine ſo gleichen Menſchen jemals vorgekommen. So wollte gleichſam, die lebend um ihn oft ſo heiß gekämpft, auch in ihrem Tode noch ihn beſitzen.

Am 19. November 1847 erzählte mir ein Wärter, Niembſch habe ihm im Sommer einmal beim Luſtwandel im Garten auf die Frage: „Wiſſen Sie, daß Sie der Herr v. Niembſch ſind, der Große?“ geantwortet: „„O, Niems iſt jetzt klein geworden!““

Der „Wiener Humoriſt,“ Z. 306 von 1847, theilte mit: „Der unglückliche Lenau hat kürzlich gegen eine ihn beſuchende Dame eine Aeußerung vorgebracht, welche wie ein ſchimmernder Strahl des niedergedrückten poetiſchen Genius aus der Geiſtesumnachtung des Dichters aufblitzte. Lenau ſagte nämlich zu der Dame: „Ach, wie Sie ſchön ſind!“ „„Was fällt

Ihnen ein, lieber Lenau! Ich bin ja alt und gar nicht schön!'" Darauf erwiederte Lenau: „Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen des Herzens!"

Der Wiener Märzjubel schlug vergeblich an Lenau's Ohr, und er, der da sang:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln und mit schwarzen Kutten."
(Die Albigenser. Schlußgesang.)

war mit offenen Augen blind für die Sonne der Freiheit, als sie, die lange von ihm schon vorherverkündete, endlich doch emporbrach.

Auerbach berichtet: „Als Lenau noch in Winnenthal war, glaubte ich zu seiner Heilung mehr als ein Anderer mitwirken zu können, und erbot mich dazu; es konnte mir nicht gewährt werden, und als ich in Wien war, sah ich ihn nicht wieder. Hatte mir ja Anastasius Grün erzählt, daß er ihm im März 1848 zugerufen: „Wir sind frei!" und er gab kein Zeichen des Verständnisses." — Hier obwaltet insofern eine Verwechslung, als nicht Grün selbst, sondern Bauernfeld solchen Entzauberungsruf versuchte. Ersterer hatte gegen Auerbach dieses Versuchs nur im Allgemeinen als geschehen erwähnt.

Ein sehr schönes Gedicht richtete damals Seidl an Lenau, worin er vor diesem ausruft:

Nein, du bist nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volks gesprengten Ketten!
(Album österr. Dichter, S. 367.)

Es war nun die Zeit gekommen, wo Oesterreich seinen ersten Dichter, den bisher kaum geduldeten, nur verstohlen verehrten, endlich einmal öffentlich feiern und bekrönen hätte können; aber er war zu groß für die vergängliche Flitterkrone aus irdnen Händen und die ewigen Götter wälzten die undurchdringliche heilige Nacht des Wahnsinns um ihn herum, gleichwie sie schon früher einmal seinen Geistes- und Leidensbruder, den unsterblichen Tasso, der irdischen Krönung durch die Nacht des Todes entzogen.

Um diese Zeit übergab ich Seidl auf seine Bitte um einen Beitrag von Lenau für das Taschenbuch: „Aurora," dessen silberne Hochzeit mit

dem Jahrgange 1849 gefeiert werden ſollte, deſſelben letztes, ſo ſchönes Gedicht: „Blick' in den Strom." Da die Zeitereigniſſe das Erſcheinen der „Aurora" für 1849 verhinderten, ſo iſt jenes Gedicht erſt im Jahrgange 1850 zu finden. Seidls Taſchenbuch Aurora, welches für 1828 am allererſten ein Gedicht von Lenau gebracht hatte, iſt alſo, gleichwie es deſſen Wiege war, ſo auch ſein Sarg.

Den 10. April 1848, Nachmittags, war ich mit meiner Frau und meiner älteſten Tochter bei Niembſch. Er betrachtete insbeſondere ſeine Nichte äußerſt aufmerkſam, mit wichtiger Miene nickend, und ſogar einmal murmelnd: „Gut!" Seine Schweſter hatte ihm viel Mandelgebäck mitgebracht, das ihm weiblich ſchmeckte. Als er gewahrte, Beneſch hielte ein Stück davon noch in der Hand, ſchlug er ſich ſelbſt ſanft auf den Mund, um anzudeuten, daß er auch dieß noch eſſen wollte. Wie er damit auch fertig war, nahm er Beneſch die Papierhülle aus der Hand, aber ſie war ſchon leer, und zornig darob, knitterte er dieſelbe zuſammen, ward im Geſicht krebsroth und dräute der armen Nichte, die ihm das unzulängliche Geſchenk überreicht, ſo daß ſie zitternd mit der Mutter ſich eiligſt ins Nebenzimmer zurückzog. Nach einiger Zeit kehrten die Flüchtigen wieder. Nun forderte Beneſch ihn auf, im Zimmer ein bischen umherzugehen. Er erhob ſich zwar von ſeiner Rohrbank, aber nur um ſich ſogleich wieder auf einem unfernen weichüberpolſterten Stuhl niederzulaſſen. Und alsbald begann er hieranf wie der blutdürſtigſte Wütherich die entſetzlichſten Fratzen zu ſchneiden. Er verſuchte einmal wieder ſeine alte Kunſt der Geſichtsverzerrung, wie als Knabe ſchon in Peſth, und womit er einſt als Mann die Magd meiner Mutter ſo in Schrecken gejagt, daß ſie für verrückt ihn ausſchrie (September 1834). Da ſagte lächelnd ſeine Schweſter zu ihm: „Aber, Franzi, du mußt uns ja nicht ſo ſtark erſchrecken!" und wie eine Bombe birſt, platzte er plötzlich in Gelächter darüber aus. Hierauf geſchah es noch einigemal, daß er zu friſchen Fratzen ſich anzuſtrengen verſuchte, aber immer — was äußerſt bewußt und wohlbedachtſam, dabei auch ſehr ſchelmiſch ließ — konnte er vor überwältigendem Lachen nicht dazu mehr kommen, und wir lachten ſtets dann auch, allem Elende zum Trutz, getreulich mit. Es war ein gelebtes Shakeſpeare'ſches Spaßtrauerſpiel.

Der wilde Geſchützdonner über Wien im Oktober 1848 behelligte Niembſch ebenſo wenig, als es der Märzjubel gethan, ſo dumpf war der Welt ſchon ſein Ohr. Einmal verirrte ſich eine Kanonenkugel von den nahen Linienwällen Wiens ſogar in den Inſtitutsgarten.

Die Wiener Buchhandlung Pfautſch und Voß beabſichtigte ein „Album öſterreichiſcher Dichter“ herauszugeben, beſtehend in einer Auswahl von deren Gedichten mit einer kurzen Lebensbeſchreibung und einem treuen Abbilde derſelben. Lenau ſollte den Reigen eröffnen und ich ward darum erſucht, ſeinen Lebensabriß zu liefern und ein Bildniß von ihm dem Stahlſtecher zu verſchaffen. Der erſten Aufgabe genügte ich bis Hornung 1849, dem Stahlſtecher Kotterba aber lieh auf meine Verwendung Lenau's Freundin Sophie ein Bildniß von ihm, das vor Jahren einer ſeiner Freunde, Ritter von Frank, gemalt. Als der Stich beinahe ſchon fertig war, verfügte ſich der Künſtler mit mir nach Döbling, um ſein Werk mit dem lebenden, aber freilich ſchon ſehr veränderten und entſtellten Urbilde zu vergleichen. Er änderte darnach noch Einiges. Niembſch ſieht mir in demſelben ein wenig zu unſchwunghaft und ſäuerlich darein. Ich gebe ſeinem Bildniſſe, welches vor ſeinen bei Cotta aufgelegten Gedichten ſich befindet, den Vorzug.

Am 23. April 1849, Vormittags, war Dichter Frankl bei mir im Amte mit dem Vorſchlage, Lenau von Aigner malen zu laſſen, wornach dann Bildhauer Hirſchhäuter ein kleines Standbild fertigen wollte. Nachmittags theilte mir Beneſch in Döbling mit, Lenau's Freundin, welche Vormittags außen geweſen, habe ſich erboten, zu dieſem Zweck auch ein Lichtbild zur Benützung ſtellen zu wollen, das ſie von Niembſch aus dem Herbſtmond 1844 beſitze.

Frankl und Aigner waren miteinander zuerſt am 15. April bei Niembſch, dann wieder am 27. Den letzten Beſuch erzählte Aigner ſelbſt im Wanderer vom 24. Auguſt 1850, Z. 399:

Lenau's Portrait.

Aus meinem Skizzenbuch. Von J. M. Aigner.

Im Frühſommer voriges Jahr kam eines Tags der Dichter L. A. Frankl zu mir und ſtellte an mich das Erſuchen, mit ihm nach Döbling

in die Irrenanſtalt des Dr. Görgen zu gehen, um dort das Porträt des unglücklichen, geiſteskranken Dichters Lenau zu malen. Bereitwilligſt ſagte ich zu.

Den nächſten Tag begaben wir uns hinaus. Schon beim Eintritt in die Anſtalt überkam mich ein ganz eigenes, ängſtigendes Gefühl, erzeugt durch den Gedanken an das fürchterliche Loos der Bewohner dieſes Hauſes. Der uns empfangende, die Anſtalt beaufſichtigende Hausarzt, auf unſer Kommen ſchon vorbereitet, geleitete uns in das Zimmer, wo ſich Lenau befand.

Ein wahrhaft erſchütterndes Bild zeigte ſich uns. In einem braunen Lederſtuhl ſaß die gebrochene Geſtalt mit der kranken Seele, ein gelblich-bleiches Geſicht, langes, hinter die Ohren geſtrichenes Haar, voller Bart und ein Auge, ſo voll Leiden und ganz unbeſchreiblicher Wehmuth, begegnete fragend meinem Blick; auf die leiſe, freundlich gegebene Erklärung des Arztes, daß er jetzt gemalt werde, ſtieg ein die Seele mir zerſchneidendes Wimmern aus ſeiner Bruſt als Antwort auf. Aufmerkſam folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis er zum eigentlichen Sitzen kam. Endlich konnte ich beginnen, fieberhaft aufgeregt entwarf ich raſch mit Kreide auf Leinwand die Contur und fing zu malen an.

Zuſammengekauert, die Hände auf der Bruſt gefaltet, den Kopf geſenkt, begegnete der Strahl ſeines Blickes immer dem meinigen, ſo oft ich ihn anſah, aber regungslos ließ er mich gewähren, nur ſtieg in immer kürzeren Zwiſchenräumen der leiſe, tiefeinſchneidende, wehklagende Ton aus ſeiner Bruſt, der mich ſo ergriff, daß ich meiner kaum mehr mächtig war; langſam drängte ſich eine Thräne aus meinem Auge, und ſchmerzhaft folgte mir eine zweite, die mein Schauen verdunkelte; in demſelben Momente ſtößt der Kranke ein krächzendes Geſchrei aus, zitternd und mit grimmigen Blicken, und ſtreckte ſeine Zunge aus dem weit geöffneten Munde mir entgegen! — Ich war erſtarrt! Schnell ſtürzte der Wärter herein, ihn zu beruhigen, und mich nicht minder, indem man mir erklärte, das ſey bei ihm etwas ganz Gewöhnliches, und ſeit Monaten wäre er nicht ſo lange ununterbrochen ruhig geweſen.

Nach dieſem Vorfall war es mir unmöglich mehr etwas zu machen an dem Bilde, halbvollendet mußte ich es ſtehen laſſen, und wurde erſt

wieder ruhig, nachdem ich von dem verhängnißvollen Hause weit weg war.

Dieß Bild iſt wohl getroffen. Niembſch hat darauf ein faſt erzväterliches Anſehen und gemahnt mich viel an ſeinen edlen Großvater. Die Seelenlichter, die Augen mit ihren ſcheuen Blicken, nicht ganz in gegenſeitigem Einverſtand, verrathen allein, doch deutlich, den ſchweifenden Sinn. Frankl beſitzt das erſte Bildniß; ein zweites, eben auch von Aigners Hand, Thereſe.

Am 3. Oktober 1849 hatte Niembſch nach dem Eſſen lange wie tiefnachdenkend, ſtumm geſeſſen, ſodann aber den Wärter, einen neuen, gar kläglich angeblickt, worauf er unter Seufzen und Schluchzen ſo heftig in Thränen ausbrach, daß ſein Taſchentuch, womit der Wärter ihm ſie abtrocknete, wie eingetaucht naß ward. Wohl oft mußten ihm Vergangenheit und Gegenwart erdrückend auf dem Gehirne laſten. Als der Wärter, ein geweſener Krieger und ein harter Tſchech, von mir hörte, der Arme leide nun ſchon ſo durch volle fünf Jahre, wünſchte er ihm vom Grund der Seele den Tod. Niembſch mochte dieß wohl auch ſich ſelbſt oft thun, denn als am 12. Oktober Nachmittags, während ich bei ihm war, vom unfernen Döblinger Friedhofe abſatzweiſe Poſaunengeſang herüberſcholl, horchte er geſpannteſten Ohrs auf.

Am 23. Oktober fand ich Niembſch nicht mehr in ſeinen beiden Gemächern zunächſt rechts an der Hauptſtiege im erſten Stocke; er war ſchon in ein Zimmer des erſten Stocks, zunächſt an der zweiten oder Nebentreppe, gegenüber der Thür, welche dieſe abſchließt, überſiedelt worden, weil in dieſem Gemache, deſſen Thür nicht in den Haupt-, ſondern in einen kleinen Nebengang mündete, ſein ſtörendes Geſchrei weniger gehört werden würde. Ueberdieß bekamen die Thüren darin in den Nebengang und in das Nachbargemach — jene eine Vor- und dieſe eine Verſchallungsthür. Heute aber ſaß er ganz lautlos und unregſam.

Am 14. Hornung 1850 begleitete mich Thereſe. Sie fand ihn außerordentlich traurig verändert. Das magere, ſcharfe, gelbe Antlitz erſchien ihr leichenhaft, zumal da er ſich auch ganz ſtarr und ſtumm verhielt. Wir blieben lang. Das Bild, das Thereſe heimtrug, war ein ſehr trübes.

Am 18. Nach meinem Weggange begann er — wie der Wärter ſpäter erzählte — heftig zu weinen. Bei einem ſolchen Weinen ſoll er auch ſein letztes Wort auf Erden geſprochen haben. Frankl erzählt S. 125: „Im Jahre 1849 wurde Nachts im Zimmer Lenau's ein heftiges Weinen gehört. Dr. Beneſch eilte hinein, und auf vieles Fragen, was ihm denn fehle, antwortete er weinend: „Der arme Niembſch iſt ſehr unglücklich!“ Es war dieß nach langer Dumpfheit ein überraſchendes Aufflackern — ein Verlöſchen. Dieſe Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Wie wahr ſang er:

„Du geleiteſt mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtrahlend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie!

(„An die Melancholie.“)

Am 26. Hornung beſuchte ihn Thereſe mit ihrer zweiten Tochter ohne mich. Er war davon ſo angeregt, daß er ſichtbar, freilich vergeblich, Anſtrengungen machte, etwas zu ſagen. Dieß rührte ſeine Schweſter dermaßen, daß ſie laut weinen mußte. Auch ſchied ſie von ihm ſehr traurig.

Am 4. April 1850, als Thereſe mit ihren beiden älteſten Töchtern zum Beſuche erſchien, fand ſie ihren Bruder nicht mehr im erſten Stockwerke, er war bereits am 2. April in ein ebenerdiges Zimmer überbracht worden. Als die Wärter ihn hinunter trugen, wobei deren verſchlungene äußere Hände den Sitz, und die inneren die Rückenlehne für ihn bildeten, gefiel ihm dieſe Art lebendiger Lehnſtuhl ſo baß, daß er darob wieder einmal weidlich zu lachen begann; aber bald ſtellte ſich Huſten bis zum Erſticken ein und er mußte zu lachen aufhören. Um jetzt zu ihm zu gelangen, mußte man aus dem langen Hausgang zu ebener Erde durch die erſte Thür zunächſt der großen Küche gegen den Garten zu, in ein kleines Vorgemach, worin der Wärter gewöhnlich war, und dann ins Zimmer daneben treten. Dieſes iſt nur gedielt und genießt wegen des höher liegenden Gartens, von dem es durch eine Rampe getrennt iſt, keiner drei Schritte Ausſicht, woran nun aber auch Niembſch nichts mehr gelegen ſeyn konnte. Uebrigens iſt es wegen der Richtung gegen Morgen-Mittag doch trocken, auch hinlänglich geräumig und ſehr ſtill. Das kleine

Vorgemach gewährte den Vortheil, daß man Niembſch auf ein Weilchen dahinbringen konnte, um inzwiſchen ſein Wohnzimmer durch Eröffnung der beiden Fenſter zu lüften. Auch hat dieß Wohnzimmer das Gute, daß man darin wegen ſeiner Abgekehrtheit die bei uns häufigen und heftigen Weſtſtürme faſt gar nicht hört. Endlich konnte auch Niembſch daraus — und dieß wurde als Hauptzweck der abermaligen Ueberſiedlung bezeichnet — mit Vermeidung jeder Stiege leicht ins nahe Badegemach und in den Garten getragen werden.

Niembſch lag heut ganz ruhig. Thereſe küßte ihn, worüber ihm eine Thräne ins Auge ſtieg und dieß geröthet ward. Er erkannte ſie noch wohl und auch ſeine Nichten ſah er öfter freundlich an.

Am 16. Juli 1850 ging ich mit Bildhauer Hirſchhäuter nach Döbling, damit er Lenau wiederſehen und darnach etwa an deſſen in Thon faſt ſchon vollendetem Standbildchen noch einiges verändern könne. Er bemerkte an Lenau insbeſondere ganz gerade, ungewölbte Augenbrauen, zwei ſtarke ſenkrechte Stirnfalten oberhalb der Naſenwurzel und den Kopf oben wie abgeflächt und eckig. Die Statuette hat um ſo viel mehr Verdienſtliches, als der Meiſter den Dichter in ſeinen geſunden Tagen faſt nicht geſehen hatte. Nur die Wahl der Stellung — nach Frankls Wink und Rath ſtark voruntergebeugt und gebrochen, und hierdurch auch das Geſicht etwas ruhig, ſchlaff — will mir nicht ſo ganz zu Sinn. Mir däucht, der tiefe Denker ſtehe alſo gebeugt und blicke niederwärts; der hohe Dichter aber ſtehe ſtraff und ſchaue aufwärts. Ich ſehe daher in dieſem Abbild den tiefen Denker zwar — das war Niembſch ebenfalls — nicht aber ſo ſehr den kühnen, gewaltigen Sänger. Wir haben hier alſo eher Niembſch, denn Lenau vor uns.

Um dieſe Zeit war Niembſch ſchon ſehr übel, meiſtens lag er mit geſchloſſenen Augen, ſehr blaß und eingefallen. Gottlob, der langen unhebbaren Leiden Ende nahte!

Am 10. Auguſt 1850 brachte eine Morgenzeitung die Nachricht, Lenau läge auf dem Sterbebette. Ich eilte, als man mir dieß mittheilte, um 11 Uhr Vormittags aus meinem Amte nach Döbling. Niembſch war den Tag vorher mit der letzten Oelung verſehen worden, ohne daß man mich davon früher gehörig benachrichtigt hatte, daher ich zu meinem

Leidweſen nicht dabei zugegen war. Er ſoll den Geiſtlichen ſehr aufmerkſam angeſehen haben, und jeder ſeiner Bewegungen und Handlungen unverwandt mit den Augen gefolgt ſeyn. Man veranlaßte ſolches nicht ſo eben, weil er ſchon ſehr gefährlich geweſen wäre, ſondern aus Vorſicht, weil er möglicherweiſe denn doch einmal ſchnell erſticken könnte, indem er beim Huſten nichts mehr heraufbrachte. Ich fand Niembſch ſogar merklich beſſer, als vor drei Tagen, wo ich ihn zuletzt geſehen. Auch Arzt Beneſch (Görgen war eben zum Gebrauche der Bäder in Baden bei Wien) erachtete, Niembſch würde vielleicht noch wochenlang ausdauern, zum allermindeſten aber doch noch Eine Woche, daher mein bereits eingeleiteter ſechstägiger Geſundheitsausflug in den eben eintretenden amtlichen Staukferien nach Güns in Ungarn ſich unbedenklich unternehmen ließe. Ich ſchied alſo mit dem Entſchluſſe, längſtens am nächſten Samſtag den 17. Auguſt wieder zurück zu ſeyn, eilte ſogleich nach Wien, ſetzte mich in einen Eiſenbahnwagen und fuhr ab. Die Witterung begünſtigte mich, und die für mich neuen Gegenden, die ich beſuchte, waren herrlich, allein mich nagte beſtändig der Gedanke: wenn Niembſch in deiner Abweſenheit doch ſtürbe, das würdeſt du nie verſchmerzen können. Ich entſchied mich daher, auch meine nur kurze Reiſe noch zu kürzen, und Mittwoch am 14. Abends ſtand ich bereits wieder am Bette Lenau's, den ich Gottlob noch im alten Zuſtande antraf. Am 17. kam ich von Weidling, wo ich den Reſt meiner Ferien bei den Meinigen zubrachte, wieder nach Döbling. Keine weſentliche Veränderung, ſo daß es den Anſchein gewann, es könnte noch einige Zeit ſo fortwähren. Gleichwohl bat ich Beneſch, uns alle drei Tage briefliche Nachricht nach Weidling zu ſenden, unverzüglich jedoch einen eigenen Fußboten, wenn es ſich irgend bedenklich verſchlimmerte. Zweimal brachten uns Freunde, die von Wien über Döbling nach Weidling kamen, mündliche Kunde, es habe ſich gar nichts verändert, ſo noch Dienſtag den 20. Auguſt. Mittwoch den 21. ſaß ich um 1 Uhr Mittags, mit Schreibarbeit mich beſchäftigend, in der Gartenlaube, als mir meine erblaßte Frau nachfolgenden Brief dahinbrachte, womit ein von Beneſch um 11 Uhr abgeſchicktes Weib ſo eben ganz außer Athem und brennend vor Hitze angelangt war.

Oberdöbling, den 21. August 1850.
Vormittags 11 Uhr expedirt.

Euer Wohlgeboren!

Heute am frühesten Morgen übergab ich einen Brief der Post, mittels welches ich Dieselben von der beim Herrn Schwager seit gestern Abend eingetretenen Verschlimmerung des Krankheitszustandes in Kenntniß setzte.

Da ich jedoch befürchte, daß Euer Wohlgeboren dieses Schreiben erst spät Abends erhalten dürften, und anderseits der Zustand des Patienten von Stunde zu Stunde bedenklicher wird, so finde ich es gerathener, Dieselben von der Lage des Herrn Schwagers so schnell wie möglich zu unterrichten.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung E. W. ergebenster Diener Dr. Benesch.

Ich und meine leichtfüßige zweite Tochter brachen alsbald übers Gebirg auf, die Frau mit den beiden andern erwachsenen Töchtern schickten sich an, um das Kahlengebirg herum, die Donau entlang, nach Döbling nachzufahren. Um 3 Uhr standen wir ersteren zwei schon an Lenau's Bett. Er athmete zwar schnell, aber war sonst schon wieder ziemlich ruhig. Es war ihm leichter als früher. Die Anderen kamen vor 4 Uhr nach. Er öffnete nur selten ein Auge und sah wohl auch dann nicht der ihn Umringenden schmerzvolle Thränen. Da ging ein irrer Geistlicher, der die nächste Stube bewohnte, durchs Gemach, blieb stehen und sprach zu den weinenden Weibern: „Weinen Sie doch nur nicht so! Er stirbt Ihnen nicht!“ Wahrhaftig, wohlweiser Narr! Er stirbt uns nicht! So war denn das treffliche Wort Lenau's über den Erzhelden Karl ihm selbst glücklich heimgezahlt worden von einem armen Irren, dem unbewußten Sprachrohre eines höheren Geistes!

Um 6 Uhr mußten den Schwerleidenden seine Schwester und seine drei Nichten unter bitteren nassen Scheideküssen und unter frommen Kreuzbezeichnungen wieder verlassen. Ich begleitete sie, nachdem ich Benesch erklärt, daß ich wiederkommen und die Nacht in meines Schwagers Zimmer zubringen würde, bis in das nahe Heiligenstatt zu Lenau's beiden Halbschwestern Mina und Marie, welche über Sommer dort wohnten, und

ihn noch bei einem Beſuche vor ein paar Tagen zu ihrer Verwunderung beſonnen ausſehend gefunden hatten. Um halb 10 Uhr Nachts langte ich wieder in Döbling an. Niembſch hatte jetzt mehr Hitze und athmete viel ſchneller, viermal ſo ſchnell als ich. Er begann bald etwas zu röcheln. Als ich Beneſch hierauf als bedenklich aufmerkſam machte, meinte dieſer: er thäte das öfter und es würde vorüber gehen. Mir war ein Bett im Zimmer bereitet worden, und ich legte mich endlich nieder. Dieſe Nacht war ein Seitenſtück zu jener in Regensburg. Das Röcheln währte mehr, minder, die ganze Nacht hindurch. Etwas vor 6 Uhr früh ward es leiſer und hörte bald gänzlich auf. „Die dumpfe Trommel hatte den Trauermarſch ausgeſchlagen, das Herz ſtand ſtill.“ („Robert und der Invalide.“) Das Athmen ging nur mehr oberhalb der Bruſt vor ſich und es bewegte ihm den Kopf gewaltſam links und rechts. Ich wußte — da ich eben ein Jahr vorher meinen geliebten Bruder Joſeph hatte ſterben ſehen — daß jetzt der ernſte Augenblick gekommen war. Ich ſchob meinen linken Arm ſanft unter ſein Haupt und beugte mich tief über ihn. Der Wärter war eben um Waſſer fort und ich daher mit dem ſcheidenden theuren Bruder und Oeſterreichs größtem, auf ewig verſtummenden Dichter mutterſeelenallein. Er riß noch einmal die Augen weit auf und ſah mich mit dem vollſten, deutlichſten Bewußtſeyn des ernſten, heiligen Augenblicks, und ſchon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, feſt und lang an. Lenau's letzter Blick iſt mein; er iſt in mir und bleibt in mir, mein höchſter Schatz. Ich beugte mich noch tiefer über ihn; ſeinen letzten Hauch genoß ich; von ſeiner fliehenden Seele trank ich. Die Augenlider ſanken allmälig zu, er öffnete ſie aber wieder zur Hälfte. Der Wärter trat ein. „Er ſtirbt,“ ſprach ich. Der Wärter flog um Beneſch fort. Als dieſer erſchien, war Lenau nicht mehr. Ich drückte ihm das rechte Auge zu, Beneſch, auf der entgegengeſetzten Seite ſtehend, das linke. Es war genau 6 Uhr früh am 22. Auguſt 1850, als der Herr ihn rief mit milder Stimme, am Tage des Donners, aber es lachte der allerreinſte Himmel auf die Erde nieder. Lenau's Leidensnacht war vorüber.

Als ich nach Weidling kam, flutheten Thränen. Erſt am 22. um 9 Uhr früh war dort der am vorigen Tag zu Döbling in aller Frühe auf die Poſt gegebene Brief angelangt.

Wenn Beneſch nicht, was ich ihm unendlich danke, jene Laufbotſchaft nachgeſandt hätte, ich wäre um den erhabenſten Blick, der mir in dieſem Leben wurde, um Lenau's Sterbeblick, wahrſcheinlich ärmer. Thereſe erinnerte ſich ſogleich an ihres Bruders Wort, während ſeiner letzten Anweſenheit zu Weidling gegen Ende Auguſt 1844, beim Vorübergange am ſchönen Friedhofe: „Gelt, Tertſchi, da liegt ſich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinſt ſtill neben einander liegen!“ Sie betrachtete dieſes Wort als ein ahnendes, weiſſageriſches, als einen unvorſätzlich entſchlüpften heiligen letzten Willen. Zudem wünſchte ſie ſein Grab ganz in der Nähe, ja eigentlich vor Augen zu haben, um es ihm immer mit Blumen ſchmücken und bekränzen zu können. Ich war mit Lenau's Beſtattung zu Weidling um ſo mehr einverſtanden, als dieſer ſonſt zu Döbling, wo der Friedhof ein Gaſſenwerk von Steingrabmälern iſt, ſich ganz verloren hätte, und Jedem, der deſſen Grab mit Hülfe des Todtengräbers endlich herausgefunden, würde dieſer emporgewieſen haben auf das nahebei herabblickende Görgen'ſche Haus und geſagt: „Sehen Sie da hinauf, dort ſtarb er als Narr!“ Im einſamen, lieblichen Weidling dagegen ſchläft nun der unglückliche, große Sänger. Und ſo erhielt denn Lenau, ich getraue mir es zu behaupten, das traulichſte Schlummerplätzchen weit und breit umher.

Freitag den 23. Auguſt war ich früh um 6 Uhr bereits zu Döbling. Zuerſt wollte Bildhauer Hirſchhäuter einen Schädelabguß von Gyps nehmen, als für Schädelforſcher wünſchenswerth. Es geſchah. Darauf öffnete Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach aus Halle, in deſſen Geſchlecht die Zergliederungskunſt ſchon lange einheimiſch iſt, die Leiche in Gegenwart der Aerzte Roman, Seligmann, Ludwig Auguſt Frankl und des Hausarztes Beneſch. Den ausführlichen Unterſuchungsbefund enthält die Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung vom 31. Auguſt 1850, Z. 105 und auch Frankls Buch S. 137. Hier genügt die dort demſelben beigefügte Erörterung:

„Aus dem Sectionsbefunde im Vergleiche mit den Erſcheinungen im Leben iſt zunächſt zu ſchließen, daß keine bedeutende organiſche Veränderung vor der Geiſteskrankheit beſtand, welche als deren Urſache zu betrachten wäre.

„Im Gehirn fand ſich keine örtliche Veränderung, nicht die geringſte

Spur eines ehemaligen Bluterguſſes, keine Erweichung. Dagegen war das ganze Großhirn, gleichmäßig von anomaler zu weicher Conſiſtenz, in ſehr hohem Grade geſchwunden. Für den ſtarken Schwund des Gehirnes liegt kein ſpecielles anatomiſches Verhältniß vor, welches eine ſogenannte Erklärung der Geiſteskrankheit gäbe. Die mit gutem Grund von den Aerzten geſtellte Diagnoſe der Gehirnerweichung ward nicht beſtätigt; die früher vorübergehend eingetretene halbſeitige Geſichtslähmung[1] und ſpäter allmälig entſtandene dauernde Lähmung der Sprache, die krampfhafte Lähmung der Glieder erſcheint hier nur als Folge des aufgehobenen Einfluſſes eines allgemeinen krankhaften Gehirns auf relativ noch geſundes Rückenmark und Nerven. Als Urſache des Hirnſchwundes, der vermuthlich ſchon vor dem offenen Ausbruche der Symptome der Geiſteskrankheit begonnen hatte, läßt ſich bei dem Mangel erblicher Dispoſition in der Familie nur eine mit der ganzen Perſönlichkeit des Verſtorbenen zuſammenhängende Ueberreizung des Gehirns aufſtellen, wie ſie bei bedeutenden Männern, namentlich Melancholikern, häufig zu Geiſteskrankheit geführt hat. Die aufgeregte Phantaſie des Dichters, langes Nachtwachen, vieles Reiſen, bewirkte eine einſeitige Ueberreizung des Gehirns, die äußeren Verhältniſſe brachten Sorgen, und in noch jungen Jahren des Mannesalters trat ein Stillſtand in der gehörigen Ernährung des Gehirns ein, während der Körper noch relativ kräftig war. In der erſten Zeit dieſes Zuſtandes hätte ſich Erfolg anſprechen laſſen von einer wohlthätigen, ſorgenfreien Exiſtenz, mit Abhaltung aller Störungen, mit gleichmäßiger Uebung des Geiſtes und Körpers, wobei namentlich die geiſtige Thätigkeit zu ſchonen geweſen wäre, damit ſie ſich ſicherer kräftige. Mit dem Ausbruche der Symptome der Geiſteskrankheit war ein ſo bedeutendes Mißverhältniß zwiſchen Geiſtesthätigkeit und Körper eingetreten, daß die geregelte Ordnung einer Irrenanſtalt die einzige Hoffnung der Wiederherſtellung gab. Bei der beſten Behandlung zeigte ſich doch die Krankheit jetzt unheilbar. Arzneimittel und ſyſtematiſche Heilkuren waren erfolglos geweſen, weil der Ausbruch der Krankheit tief in der ganzen Perſönlichkeit begründet erſchien und nach einer einmal offenbar gewordenen krankhaften Conſequenz der

[1] Am 29. September 1844.

Melancholie eine Wiederherſtellung des Lebensmuthes unmöglich war. Oertliche Behandlung des Kopfes mit kaltem Waſſer war zum Theil für heilſam und wünſchenswerth erklärt, unterblieb jedoch zum Theil wegen der entſchiedenen Abneigung des Kranken; als Reizmittel hätte das kalte Waſſer in früheren Zeiten dazu beitragen können, daß die Ernährung des Gehirns verbeſſert wurde; ſpäter würde es durch Entziehung von Wärme nur den Stoffwechſel im Gehirn verlangſamt, die Zunahme des Gehirnſchwundes und Abnahme der Geiſtesthätigkeit befördert haben.

„Während in anderen Fällen der Gehirnſchwund durch Selbſtmord zum Tode führt,[1] bewirkte er hier das langſamere Erlöſchen der Geiſtesfunktion, allmäligen Verluſt der Herrſchaft über den Körper, eine hülfloſe Lebensweiſe und langes Krankenlager."

Eine umfaſſende Anſchauung über Lenau in ärztlich pſychiatriſcher Beziehung gab Dr. v. Meckel in der Allgemeinen Zeitung für Pſychiatrie von Damerow, Flemming, Roller, 1850.

Laut des „Wanderers" vom 25. April 1851, Z. 192, dann laut Frankls Buch S. 134, erſuchte Graf Franz Thun, der Wiſſenſchaft nicht minder als der Kunſt mit Theilnahme zugewendet, von Prag her den Dichter Frankl um einen Schädelabguß von Niembſch für ſeine phrenologiſche Sammlung, wogegen Frankl vom Grafen eine Anſchauung des Schädels erbat. Das Anſinnen ablehnend, war der Graf ſo freundlich, die Anſicht des berühmten Phrenologen Noel zu vermitteln und zu ſenden. Die Lenau perſönlich durch langen Umgang kannten (bemerkt Frankl), werden, wenn ſie den Theil über die moraliſchen Fähigkeiten leſen, als Gläubige für die phrenologiſche Wiſſenſchaft geworben werden. Zu beklagen iſt es, daß Noel wußte, weſſen Schädel er vor ſich hatte; gewiß hätte er wie die moraliſchen, die intellectuellen und die thieriſchen Eigenſchaften ebenſo erkannt und ſcharfſinnig entwickelt. Seine ſchriftlich gegebene Aeußerung iſt in der Hauptſache folgende:

„Gleich beim erſten Anblicke des Kopfabguſſes Lenau's fällt es dem geübten Phrenologen auf, daß er ſich von der durchſchnittlichen Bildung

[1] Bei Niembſch wurden die wiederholten Verſuche dazu verhindert.

männlicher Köpfe merklich auszeichnet. Der Phrenolog ſieht ſofort, daß er hier, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, den Kopf eines genialen Menſchen vor ſich hat. Nicht allein überſchreitet die Größe des Kopfes, das Geſammtvolumen deſſelben, das durchſchnittliche oder normale europäiſche Maß beträchtlich, ſondern es tritt insbeſondere die große Entwicklung des vorderen Lappens, des Sitzes der intellectuellen Anlagen, auffallend hervor.

Theilt man den Kopf in Regionen ein, z. B. 1) die ſogenannten niederen Triebe, 2) die moraliſchen Anlagen und 3) die intellectuellen Fähigkeiten, ſo ſtellt ſich heraus, daß, während die erſte und dritte Region, letztere insbeſondere, verglichen mit einem Durchſchnittskopfe (ich ſpreche hier allerdings nur von meinem ſubjectiven Ideale eines ſolchen) ungewöhnlich ſtark entwickelt ſind, die zweite Region dagegen nur groß zu nennen iſt. Die relativen Verhältniſſe der Theile des Lenau'ſchen Kopfes, ohne Rückſicht auf einen Normalkopf, ſind unbedingt nicht ganz proportional. Wie geſagt, die intellectuellen Organe und die der ſogenannten thieriſchen Triebe (des Bekämpfungs- und Zerſtörungstriebes) ſind größer als die moraliſch religiöſen Anlagen. Der Kopf iſt etwas zu niedrig im Verhältniß zu ſeiner Breite und Länge. Er zeiget ferner, was die ſpeciellen Organe oder Anlagen betrifft, folgende Entwicklung; in der erſten Klaſſe: 1) Cerebellum (theilweiſe die Function des Geſchlechtstriebes), 2) Jungenliebe, 3) Bekämpfungsſinn, 4) Zerſtörungsſinn, 5) Beifallsliebe, 6) Wohlwollen; in der zweiten Klaſſe: 1) Anhänglichkeit, 2) Vorſicht, 3) Selbſtachtung, 4) Verheimlichungsſinn, 5) Gewiſſenhaftigkeit. Die intellectuellen Organe, an und für ſich berückſichtigt, zeigen in der Breite und Höhe und zugleich insbeſondere in der Tiefe des vorderen Lappens, eine harmoniſche Entwicklung der Erkenntniß- oder Auffaſſungs-Anlagen und des höheren reflectiven Verſtandes. Auch iſt der Schönheitsſinn beſonders groß zu nennen.

Die Organe, die hier nicht genannt wurden, ſind zwar, mit einem Normalkopf verglichen, weder abſolut noch relativ in dieſem Kopfe klein zu nennen; aber ihre Entwicklung iſt nicht der Art, daß ihre Thätigkeitsäußerungen vorherrſchend geweſen ſeyn könnten. Es zeigt ſich namentlich in Lenau's Kopfe, daß jene Anlagen, die weſentlich dazu beitragen,

dem Charakter moraliſche Stärke und Conſequenz im Handeln zu verleihen, nämlich Verehrungsſinn (Religioſität) und Feſtigkeit, bei ihm nicht verhältnißmäßig entwickelt ſind. Ich bin weit davon entfernt, das Schwankende, Unſtäte, das ſich in Lenau's Weſen und Leben gezeigt hat, bloß hieraus abzuleiten. Es ſind hiebei gewiß wichtige Momente in ſeiner Körperconſtitution im Allgemeinen, ſo wie in den äußeren Verhältniſſen ſeines Lebens von Jugend auf zu berückſichtigen. Allein der Phrenologe muß unbedingt ſagen, daß — in der jetzigen Periode der Geſchichte der europäiſchen Kultur — ein Menſch, ſo organiſirt wie Lenau, nicht zu den Glücklichen zu zählen iſt. Die außerordentlich große Entwicklung des vorderen Lappens — woraus Wißbegierde, der Trieb zum Denken, zum Spekuliren, zu forſchen und zu kritiſiren entſteht, zumal, wenn ſie hier mit der Phantaſie und Sehnſucht nach idealen Zuſtänden gepaart iſt — trägt ſelten zum Glück eines Individuums bei, wenn nicht ebenfalls die Anlagen der moraliſchen Feſtigkeit verhältnißmäßig entwickelt ſind. Aber es ſind bei Lenau auch die Organe, die einen weltlich klugen, ſelbſtiſchen Charakter bedingen, relativ gering entwickelt, wie Eigenthumsſinn, Vorſicht und Selbſtachtung; Geld zu erwerben oder nach Amtswürde zu ſtreben und anderen Menſchen befehlen zu wollen, gehört nicht zu den Motiven conſequenten Handelns bei einem ſo organiſirten Menſchen. Zwar iſt Ehrgeiz in Lenau's Kopfe ausgeſprochen, aber mit zu viel Verſtand und Wohlwollen gepaart, als daß er in den gewöhnlichen weltlichen Richtungen hätte befriedigt werden können."

Samſtag den 24. Auguſt 1850, Nachmittags um 4 Uhr fand zuerſt die feierliche Einſegnung der Leiche in der Kirche von Oberdöbling ſtatt, nachdem ſie früher außerhalb um dieſe herum, unter Geſang und Poſaunenſchall, von Allen gefolgt, getragen worden war, wobei auch Lenau's perſönliche Freunde, die beiden kaiſerlichen Miniſter — des Innern und der Gerechtigkeit — Dr. Alexander Bach und Anton Ritter v. Schmerling (jener war früher ſein Kurator und dieſer der Referent in ſeinen Angelegenheiten bei den niederöſterreichiſchen Landrechten geweſen) zugegen waren. Hierauf fuhr der Todte im vierſpännigen Prachtleichenwagen der Stephanskirche in Wien über Nußdorf, der Donau entlang,

nach dem eine Fahrſtunde entfernten Weidling mit einem Nachzuge vieler großer Kutſchen. Flinke Herren zu Fuß ſuchten mit den Wagen möglichſt Schritt zu halten, und andere Schöngekleidete ſetzten ſich ohne Umſtände hintenauf. In Weidling, wo um Dreiviertel auf 6 Uhr angelangt worden war, und wo bereits eine zweite ganze Wagenburg unmittelbar aus Wien im Gaſthofe aufgefahren ſtand, wurde eine Strecke vor der Kirche der Sarg dem Wagen enthoben und auf einem kleinen Platze niedergeſtellt, worauf alsbald der Pfarrer mit einem Prieſter im kirchlichen Gewand erſchien und eine abermalige Einſegnung unter Sterbeliedern der einheimiſchen Kirchenſänger vornahm. Hierauf wurde das ſilberne Sargkreuz mit einem Blumen- und einem Eichenkranz von Thereſe und ihren Töchtern umſchlungen, und vier weißgekleidete Frauen bedeckten den Sarg ſo reichlich mit anderen ſchönen Kränzen, daß eben nichts mehr als Blumen und an den vier Seiten die bunten Strehlenau'ſchen Wappenbilder, und zwar verkehrt gemalt, weil Niembſch der Letzte ſeines Stammes war, ſichtbar geweſen. Alles Schwarz des Todes war von den heiterſten Farben des Lebens verdrängt. Der fromme Zug, die Schulkinder voran, verfügte ſich nun in die nahe kleine Dorfkirche, wo der von vier kräftigen, angeſehenen Dorfbürgern getragene Sarg abermals niedergelaſſen ward, und von der Emporkirche ein ſchönes Grablied, von vier Sängern der unfernen Stadt Kloſterneuburg trefflich geſungen, über ihn klagend ſich ergoß. „Hierauf bewegte ſich," ich überlaſſe nun das Wort an v. Metzerich in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung vom 27. Auguſt 1850, Z. 203, „langſam und ſchweigend der Trauerzug durch einen wunderlieblichen Thalgang nach dem nahen kleinen Friedhofe, wo dicht neben einem mit arabiſchen Charakteren bezeichneten Denkmale (von unſerem Hammer ſeiner Gattin geſetzt) des edlen deutſchen Sängers ſterbliche Reſte, von einem leiſen Geſang begleitet, verſenkt wurden.[1] Da ſah ich wohl in manches gefeierten Mannes Aug' die Thräne der reinſten Rührung brechen; wie gerne möchte ich ſie nennen, die ich weinen ſah, auf daß ſie die Welt

[1] Die Sänger waren vier der ausgezeichnetſten des Wiener Männergeſangvereins: Rettinger, Stein, Legat und Lorenz, und das Lied vom Vorſtande und Chormeiſter des Vereins, Guſtav Barth, unter Benützung des Lenau'ſchen Gedichts: „Der Salzburger Kirchhof."

mit innigem Vertrauen und höherer Liebe umfasse, denn gleichwie dem versenkten Sarge nicht Lorbeer-, sondern frische Blumenkränze nachgeworfen wurden, so ist des wahren Dichtergemüths letztes und schönstes Streben nicht der Ruhm, sondern die Liebe der Nachwelt. Und Lenau ist viel geliebt worden, und war auch die Schaar derer, die sein Grab umstanden, eine kleine, und vermißten wir auch viele seiner würdigsten Freunde und ebenbürtigen Genossen: gewiß, sie werden bald hinwallen zu der Stätte, die er sich selbst erkoren, und am frischen Hügel unbemerkt und nur um so inniger die Zähren sanfter Trauer weinen.

Als Redner trat zuerst Ludwig Foglar auf, der ein schönes, geist- und kraftvolles Gedicht vortrug, der jedoch durch dasselbe mehr bewegt haben würde, wenn es sich minder grollend und bitter in den düsteren Zeitbildern, denen Lenau's verschleierte Seele entrückt war, ergangen hätte. Der Redner hatte wohl den Moment nicht richtig erfaßt, den Moment der Versöhnung, der um jedes Edlen Ruhestätte schweben sollte. Tiefer bewegte Schurz, der hierauf das Wort nahm, und mit dem Ausdrucke erhabenen Schmerzes dem geliebten Schwager einen Nachruf weihte, der in allen Gemüthern den schönsten Wiederhall fand; fast kein Auge blieb trocken, als sich des Redners gesenktes Haupt erhob und unter den Umstehenden Lenau's „treue Schwester" suchte, sie, „welcher der Vorausgegangene dereinst ein Plätzchen an seiner Seite eingeräumt wissen wollte, und die nun von dem Fenster ihres kleinen Hauses alltäglich herüberblicken und die Blumen auf ihres unvergeßlichen Bruders Grab blühen sehen könne." Die Feier beschloß Laube mit wenigen, aber warmen und gehaltreichen Worten, von denen mir nur ein Bild im Gedächtnisse blieb, das Bild von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strom, dessen Rauschen man oft nächtlicherweile hier vernehmen könne, und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimathliche Fluren."

Foglars Gedicht kann hier nicht mitgetheilt werden, da er es selber nicht erscheinen ließ, wiewohl dieß anfänglich seine Absicht war. Es wäre beinahe für diesen guten Dichter selbst, einen Landsmann Lenau's, aus des Letzteren offenem Grabe Unglück erstanden, denn er hatte einiger schroffer

politiſcher Stellen halber in ſeinem Nachrufe Verantwortung zu beſtehen. Schon um der Beziehung zu Lenau's Grabe willen, das die Veranlaſſung gab, iſt es mir ein wahrer Troſt, daß der lange drohende Ausgang endlich doch noch — worum ich mich mündlich und ſchriftlich bewarb — ein milder, ganz unſchädlicher ward. Laube's ſchöne und wohlvorgetragene Worte hatten um ſo viel mehr Verdienſt, als ſie improviſirt waren. Eben darum konnten ſie mir aber ſpäter, als ich darum bat, nicht mehr mitgetheilt werden, was ich innig bedaure. Ich ſelbſt erinnere mich, außer oben angeführter Stelle nur mehr, daß Deutſchland, in deſſen Namen Laube ſprach, gleichwie vor ſechs Jahren durch die Schreckenskunde von Lenau's Unglück, ſo nun auch durch deſſen Tod ſchmerzlich erſchüttert werden, und ſeine lauten Klagen um ihn mit jenen von ganz Oeſterreich treu vereinigen würde. Auch rühmte er Lenau's ſeltenes Glück: Millionen Freunde und keinen einzigen Feind beſeſſen zu haben. Laube ſchloß mit dem Ausruf des ſterbenden Hamlet: „Der Reſt iſt Schweigen.“ Beſtand doch auch zwiſchen Hamlet und Lenau in Bezug auf Neigung zum Grübeln und Wahnſinnſpielen eine innige Verwandtſchaft!

Meine eigenen, im Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. Auguſt 1850, Z. 201 aufbewahrten Worte lauteten aber alſo:

„Auch ich will dir, du lieber todter Bruder, einige ſchlichte Worte in die Grube nachrufen.

Dreißig Jahre ſind es nun bereits, daß wir uns das erſtemal die Hände drückten, und immer und immer haben wir ſeither die ganze lange Zeit durch in Freud' und Leid feſt und treu an einander gehalten, bis zu deinem allerletzten Athemzuge, den du in meinen Armen verhauchteſt. In dieſem Augenblicke war der Himmel ganz rein, die mitternächtlichen Wolken deines ſchweren Geſchicks verſchwunden, und auch nicht ein einziges Wölkchen mehr, das den Aufflug deiner freien kühnen Seele nur im mindeſten hätte behindern mögen.

Frühzeitig ſtiegſt du im hellſten Glanze des dichteriſchen Ruhmes empor; dein Ruhm durchſtrahlt jetzt nicht nur Oeſterreich, nicht nur Deutſchland, auch das ganze gebildete Europa, ja ſelbſt die finſtern Urwälder der neuen Welt, die du durchwandelteſt, erleuchtet er.

Ich in meiner Dunkelheit folgte dir mit unverwandtem Auge überall

hin; dein Glück war auch mein Glück, deine Ehre — meine. Wir geben nun deinen Staub dem Staube zurück. Mögen sie auch, da du der letzte Zweig eines edlen Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: „Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr!“ Ich rufe dagegen: „Heute — Nikolaus Lenau und immerdar!“ Dein Ruhm wird dauern, dauernder dauern, als die vergänglichen Blumen, die wir auf dein Grab pflanzen und alljährlich erneuern wollen; überdauern das feste Erz und den harten Marmor. Darum darfst du ruhig schlafen, und mag dir die Erde leicht seyn!

Mein Weib, deine treue Schwester, von diesem ihrem Fenster wird sie die Blumen deines Hügels blühen sehen und deiner liebend gedenken, bis sie sich selbst, deinem eigenen Wunsche gemäß, an deine Seite bettet. Und vielleicht findet sich auch Raum für mich. Die wir uns auf Erden so gut mit einander vertrugen, wir werden wohl auch in der Erde nicht minder friedlich neben einander schlummern können, bis uns der Ruf der großen Posaune wecket. Amen.“

Der Schlußgesang der vier Wiener Meistersänger enthielt Schillers vier schöne Verse:

„Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm der höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“

Zu guter Letzt — es gibt keine bessere — kam andächtiges Gebet. Schon während des Zuges von der Kirche zum Friedhof beteten wie gewöhnlich die andächtigen Landleute laut, allein die Wiener Herrn setzten nicht erwiedernd fort, und so entstand eine stumme Lücke zum besonderen Leidwesen des vor mir schreitenden biedern Ortsrichters, der, sich halb gegen mich zurückwendend, mitleidig aufseufzte: „Die arme Seele verlangt ein Vaterunser!“ Ich ließ sogleich die Träger halten und zu kurzer Ausruhe den Sarg niedersetzen, wornach auf meine Aufforderung sie und der fromme Richter und die ehrsamen Geschwornen ein andächtiges Vaterunser mit mir beteten. In der ehrwürdigen Kastanienallee, dicht vorm

Friedhofe, machten wir ein zweitesmal kurz Halt; ich bat ſteigernd um drei Vaterunſer, und es ward von Seele willfahrt. Als ich meine Rede vom ſüdlichen Schollenwall ins offene Grab hinab geendet, wollte der ſchier unglaublicherweiſe ſelbſt davon zu Thränen gerührte Todtengräber gleichwohl der Sitte gemäß zu Gebet aufmahnen, beginnend: „Jetzt laßt uns fleißig beten drei andächtige Vaterunſer ſammt Ave Maria und Einem Glauben!“ Aber nebenſtehende Landleute, welche bemerkten, daß ſo eben noch Laube ſich zu ſprechen anſchickte, unterbrachen ihn raſch: „Stat, ſtat, ſo ſey doch ſtat!“ über welche noch nie erlebte kühne Hemmung der arme Beerdiger ſo verblüfft ward, daß er nach dem Schlußgeſange gar keine weitere Gebetaufforderung mehr wagte, daher ich mich ſtatt ſeiner um fünf Vaterunſer beim Landvolke bewarb, welches ſie ſo herzlich gab, als ſollten ſie einem Vater oder Bruder gelten. Und ſo ward denn auch chriſtlich gebührender Weiſe in Gottes mildem Abendroth ein Grablegungsfeſt beſchloſſen, dem ich von allen, die ich ſah, keins entfernt an die Seite zu ſtellen wüßte. Keine Geſchützdonner, keine Gewehrſpießblitze, dafür aber leiſes Schluchzen und faſt lauter blinkende Wimpern; keine kalte bloß neugierige Schau, alles voll innigſten Antheils. Gleichwie Städter und Dörfler, ſo verbanden ſich auch Geiſt und Herz dabei, Alle fühlten: ſie begruben einen der unglücklichſten Menſchen, der edelſten Männer, der hellſten Denker, und der größten Dichter dieſer und jeder Zeit!

O, wie hat ſich der Schwermuthsvolle glücklicherweiſe getäuſcht, als er vor Jahren, noch ein Jüngling, ſang:

„Wird kein Auge feuchten ſich,
Wird kein Buſen bänger ſchlagen,
Wenn ſie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer ſtrömt es von der Wange:
Keines, keines! — fühl' ich bange.“

(„In der Krankheit.“)

Nur der warmen Liebe für Lenau in allen Herzen verdanken es jene meine ſchwachen Worte, daß ſie Thränen über die Wangen rinnen machten. Dieſe Thränen werden mir in meiner Erinnerung nie vertrocknen, eben ſo wenig als mir der faſt ſchreckhafte Ausruf meiner Thereſe jemals verklingt,

welchen ſie damals noch auf dem Friedhofe, mich dankbar anſtarrend, gethan: „Aber, Anton, wenn du nicht geredet hätteſt!“

Als die Sonne unter und Lenau im Grabe war, erhob ſich ein furchtbarer Sturm, der, wie ein Verzweifelnder, Klagen durch die Nacht heulte. Es war ein Sturm aus den von Lenau ſo ſehr geliebten und geprieſenen Alpen.

Wie mir Barth erzählte, war er mit ſeinen vier Sängern, in Geſellſchaft des Dichters Frankl, nach dem nahen Kloſterneuburg gegangen, wo ihr Wagen ihrer harrte. Der mondliche Abend war anfangs ſo ſchön, daß ſie ſeiner noch länger in der Freie des Gaſthausgartens genießen wollten. Ihr beſtändiges Geſpräch war der eben begrabene Lenau, vor allem aber erhob ſich die Frage: wie doch nur ein ſo gewaltiger Geiſt hatte wahnſinnig werden können? Der geiſtreiche Frankl übernahm deren Löſung ungefähr ſo, wie er ſie ſpäter im Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184 (ſ. auch deſſen Buch S. 115) glücklich gab. Als er ſchloß: „Die Sorge legt ſich mit einem Vampyrrüſſel an das ängſtlich klopfende Herz, das ſchon einmal an einer Entzündung gelitten. Ein an Wuth gränzender Zornanfall legt die kalte Todeshand vorerſt nur ſchonend an ihn. Erſchreckende Briefe fliegen ihm zu. Die heftigſte Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenſchlag. Entſetzen und Verzweiflung ergreifen die Kreatur und — der Sturm bricht los!“ — ſiehe da! urplötzlich, juſt bei dieſem wirklich ausgeſprochenen Worte kam mit furchtbarem Gebrüll der Alpenſturm daher, löſchte die Lichter ſämmtlich aus und warf die Gläſer und Hüte von den Tiſchen. „Ein Augenblick war das — ſagte mir Barth — wahrlich unheimlich ſchauerlich!“

Ueber die Grabwahl Lenau's enthält der „Lloyd“ von Dienſtag, Morgens, den 27. Auguſt 1850, Z. 253, Nachſtehendes:

„Das freundliche Weidling iſt dazu erſehen worden, den müden Staub eines Herzens in ſich aufzunehmen, dem es einſt in zwei Welten zu enge geworden war. Lenau liegt dort! Sind das nicht ſeltſame Gegenſätze der menſchlichen Seele? Vor Jahren bereits, als auf das Haupt des Dichters noch nicht die Nacht jener furchtbaren Krankheit geſunken war, die ſich jetzt nur gelichtet hat, um ihn uns für immer zu entziehen, ſoll

er den Wunſch geäußert haben, auf dem Kirchhof des Dorfes Weidling nächſt Kloſterneuburg zu ruhen. Hätte man nicht glauben ſollen, nur das große Weltmeer mit ſeinen unergründlichen Tiefen wäre würdig geweſen, den verfallenen Leib des Dichters zu empfangen, in deſſen Haupte der Scheiterhaufen Savonarolas geflammt, die Albigenſer mit ihren Märtyrerwunden geblutet, und Fauſt die himmelſtürmenden Zweifel der Metaphyſik gegrübelt — nur der Ocean könnte die Gruft eines ſolchen Leibes ſeyn?

Es liegt eine tiefe Bedeutung für Lenau's ganzes Weſen in dem ſcheinbar ſo unbewußt ausgeſprochenen Wunſche, daß gerade dieſes friedſame Dorf Weidling mit ſeinen Weinbergen und ſtillen Menſchen ſeine letzte Wohnung ſey. Lenau wollte in jene Dämmerung tiefſter Einſamkeit zurückkehren, aus der einſt ſein Beſtes, das unvergängliche Denkmal tiefmenſchlichen Fühlens und Empfindens, ſeine Lieder, gekeimt waren.

„Savonarola," „Fauſt" und „die Albigenſer" waren dem Sturm der Zeiten, der Philoſophie und dem Studium abgerungen worden, es waren Kinder des Kampfes, den Glaube und Unglaube, die Scepſis und die Ueberzeugung, mit ungleichen Waffen in ihm durchfochten; ſie gehörten endlich nicht ſo zum innerſten Kern und Daſeyn des Dichters, als die ſo einfachen, aber die tiefſten Räthſel eines Menſchenherzens wiederklingenden Lieder. Dieſe Lieder waren der Dichter ſelbſt, nie beſtand ein innigerer Zuſammenhang zwiſchen dem Geſchriebenen und Gefühlten, nie war ſich ein Menſch ſo Offenbarung und Deutung geworden, als Nikolaus Lenau in dieſen Liedern. In ihnen hatte er ſich verkündet und ausgeſprochen; nicht der Dichter des „Savonarola," des „Fauſt," der „Albigenſer" und des „Don Juan" ſprach den Wunſch aus, einſt auf dem Kirchhofe zu Weidling von ſeinen Weltfahrten auszuruhen; das Herz, das jene Worte gedichtet hatte:

„Weinend muß mein Blick ſich ſenken,
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken,
Wie ein ſtilles Nachtgebet!" (Schilflieder.)

dieſes gläubige, liebende Herz wollte im Frieden jenes Dorfkirchhofs zu Staube werden.

Nikolaus Lenau hat trefflich gewählt. Kaum läßt sich ein traulicheres, friedlicheres Plätzchen für ein Grab denken. Nach vorn Weinberge, die in den Fluten der Donau sich bespiegeln, im Hintergrunde ein stilles Thal, ringsherum flüsternde Bäume und die Schweigsamkeit ungestörter Naturruhe! Des Dichters, der einst das Höchste verkündet, den die heißen Gedankenschlachten geblendet und kampfunfähig gemacht haben, Nikolaus Lenau's Staub ist dort vermengt mit dem Staube so vieler Dahingeschiedenen, die ein beschränktes mühsames Daseyn durchgerungen, die zum Spaten und zur Egge geboren, Spaten und Egge sinken ließen, um sie nie wieder zu ergreifen; Lenau ruht mitten unter den Bewohnern des Dorfes Weidling!

Liegt nicht auch in diesem Umstande eine tiefe Deutung des Wunsches, den der unglückliche Dichter vor Jahren gethan, als er noch stolze, schaffende Träume in sich trug?"

Aus den vielen tiefempfundenen und wohlgelungenen Gedichten, die an Lenau's Grab erschollen, ist besonders das seines ihm durch Geist und Herz nahe verbundenen edlen Freundes Friedrich Halm zu nennen, welches unter der Aufschrift „Beim Tode Lenau's" vom Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. August 1850, Z. 201, gebracht worden war.

Lenau's vier Schwestern: Therese, meine Frau, und Magdalena Karch, bürgerliche Bäckerswittwe; dann Wilhelmine v. Greisinger, k. k. Generalmajors-, und Marie Dilg, Rechnungsofficials-Gattin; erstere beide Voll- und letztere beide Halbschwestern von der Mutter her (daher in Ermanglung eines Testaments jene gesetzlich je drei, und diese je ein Achtel des hinterbliebenen brüderlichen Vermögens von 20,000 fl. Conventionsmünze erhalten hatten), betrachteten es als heilige Pflicht, ihres berühmten Bruders Andenken auch durch Errichtung eines wenn auch nicht prachtvollen, so doch immerhin schönen und gefälligen Denkmales an seinem Grabe zu ehren. Dasselbe besteht aus einer abgestumpften Spitzsäule von feingeschliffenem grauen Granit aus der Gegend bei Mauthhausen an der Donau in Oberösterreich, woselbst der Dichter dem Steinbruche oft und oft vorübergefahren war, ohne zu denken, daß ein Block desselben

dereinſt zu ſeinen Häupten ewige Wache halten würde. Die zulaufende Säule iſt über ſieben Fuß hoch. In der Geſichtshöhe des Beſchauers iſt in eine eingeſchliffene kreisrunde Vertiefung das eherne Kopf-Rundbild Lenau's, von einer ſich in den Schweif beißenden Schlange umringt, eingeſenkt. Oberhalb des Bildes blinkt ein goldſtrahlender ſiebenſpitziger Stern, und unterhalb der eingemeißelte Name LENAU ohne alle weitere Beifügung. Der Stein wurde in der Steinmetzerei der Wittwe Waſſerburger zu Wien bearbeitet, das Medaillon vom Bildhauer Hirſchhäuter angefertigt, und das eiſerne, niedliche, dunkelgrün angeſtrichene Gitter zur Einfaſſung des kleinen Grabplatzes durch die fürſtlich Salm'ſche Eiſengießerei zu Blansko in Mähren geliefert. Die Steine konnten nicht mehr im Spätherbſt 1850 vor Einfrieren der Donau nach Wien heruntergeſchifft werden, was daher erſt im Frühjahr geſchah, und ſo verzog ſich die Vollendung des Monuments bis in den Sommer 1851. Der Steinmetzerei-Werkführer machte mich inzwiſchen bei Zeiten aufmerkſam, daß das Grab etwas zu dicht am Hammer'ſchen Monumente gegraben worden war, und daß darum der Denkſtein darauf ſich minder gut und bequem ausnehmen, und überdieß nicht einmal in die Mitte des eingeräumten Grabplatzes, ſondern rechts in den Winkel zu ſtehen kommen würde, was für Auge und Sinn beleidigend erſcheinen müßte. Den angedeuteten Ausweg: das Grab an der Seite zu belaſſen, den Stein jedoch in die Mitte zu ſetzen, verſchmähte ich; der Stein ſollte genau zunächſt am Haupte bei wahre Lage des verehrten Todten bezeichnen. Ich bewarb mich daher bei der Bezirkshauptmannſchaft in Kloſterneuburg um die Ermächtigung, den Sarg aus dem bisherigen Grabe wieder herausnehmen und knapp daneben in ein friſches Grab inmitten des Begräbnißraumes ſogleich wieder einſenken laſſen zu dürfen. Es wurde geſtattet, und Samſtag den 15. Hornung 1851, an einem wunderſchönen Tag, geſchah es, wobei nebſt mir der Bezirksarzt, ferner ein Gemeinderath von Weidling, der Gemeindewächter, der Todtengräber, einige junge Burſche als Mithelfer, und zuletzt ein hinzugekommener Kloſterneuburger Soldat zugegen waren. Um 10 Uhr Vormittags verſammelten wir uns, und die völlige Eröffnung des alten Grabes, wozu bereits früher vorgearbeitet worden war, dann die Heraushebung des Sarges und deſſen Einſenkung in die ſchon früher

vollständig hergerichtete neue Grube ging binnen einer Stunde ganz gut vor sich. Die eichene Truhe war noch ganz frisch und gesund. Nur wenige Augenblicke befand sie sich am hellen, reinen Tageslichte, während die Anwesenden ein Vaterunser beteten, dann überließen wir den müden Wanderer abermals seiner dunklen, stillen Ruhe.

Der bei Lenau's Uebererdigung anwesende Bezirksarzt — ein vorderösterreichischer Schwabe — erzählte mir, daß er Lenau sein Leben verdanken zu müssen glaube. Im Jahre 1831 nämlich, als die *indische* Brechruhr in Oesterreich anfangs furchtbar wüthete, bekam er viel mit ihr zu schaffen. Er selbst hatte damals große Angst davor, und besorgte bei dieser Scheu ihr unausbleiblich über kurz oder lang plötzlich zum Opfer fallen zu müssen. Da gerieth ihm einmal zufällig ein Tagesblatt mit einem Gedichte von Lenau in die Hände, er weiß nicht mehr welches, aber daß es von Lenau war, darauf lebt und stirbt er. Er fühlte sich durch dasselbe völlig ermannt und erfrischt und mit freudiger Todesverachtung gestählt, und verrichtete nun seinen gefährlichen Dienst ganz ruhig voll munterer Zuversicht, und kam durchaus unangefochten und glücklich durch.

So wird ein Dichter oft durch ein paar verflogene Worte Beruhiger und Ermuthiger in Noth und Tod.

Am 4. Juli 1851 ward mir eine Besuchkarte ins Amt gebracht, worauf rückwärts von Frauenhand mit Bleistift geschrieben stand:

„Das Ritterfräulein aus Jütland erlaubt sich die Anfrage: wo auf dem Friedhofe zu Währingen das Grab Lenau's zu finden ist? Ich war auf den Friedhöfen von Währingen, aber nirgends konnte der Todtengräber Auskunft geben."

Auf der Vorderseite stand aber gestochen:

Emma Prinzessin Schönaich-Carolath,
geb. v. Oppen-Schilden.

Also das theilnahmvolle Ritterfräulein aus Jütland (siehe deren Brief am 6. Nov. 1844) war Prinzessin in Preußen geworden! Glück auf! Diese schöne freudige Verdeutschung war meines Erachtens nur ein

gerechter Lohn für den innigen Schmerz, den ihr des verehrten deutschen Dichters Unglück eingeflößt. Ich eilte sogleich Nachmittags in den Gasthof, wo die hohe Frau abgestiegen war, traf sie aber leider nicht, und als ich am nächsten Morgen, und zwar schon vor 8 Uhr, abermals erschien, erfuhr ich mit Betrübniß ihre bereits vor zwei Stunden erfolgte Abreise. So kam ich um das große Vergnügen, eine so warme und treue Verehrerin des Dichters persönlich kennen zu lernen, die Blumen auf Lenau's Grabe jedoch wahrscheinlich um einige süße Tropfen, labender noch als Himmelsthau.

Ende Juni 1851 war endlich der Grabstein und das eiserne Umfassungsgitter aufgestellt, und nach dem Wunsche einiger Freunde Lenau's sollte eine kleine Einweihungsfeier stattfinden. Dieselbe sollte durch einen Gesang der nämlichen vier Wiener Meistersänger, die schon bei der Bestattung gesungen, unter Barths Leitung, eröffnet und geschlossen, die Zwischenzeit aber durch eine Rede und ein Gedicht ausgefüllt werden. Letzteres wollte ich brüderlich darbringen, um jene aber ersuchte ich den berühmten Freiherrn v. Hammer-Purgstall als gewesenen Freund Lenau's und zugleich künftigen Grabesnachbarn desselben. Es sollte gleichsam ein häusliches Todtenfest werden, indem zu dem vorausgeeilten todten Freunde zwei noch lebende sprächen, die da vorhatten, sich dereinst — will's Gott! — dicht neben ihn hinzubetten. Hr. v. Hammer sagte gütig für den 22. Juli zu. Leider aber erhielt ich am Vortage, den 21. Mittags, folgenden Brief von ihm:

Geehrtester Herr Hofbuchhalter!

Hr. Dr. Seligmann, der mich auf meinem Bette mit Eisumschlägen gesehen, wird Ihnen sagen, wie sehr ich bedaure, durch geschwollene Fußadern verhindert zu seyn, der feierlichen Einweihung des Denkmales beizuwohnen, und selbst ein paar gemüthliche Worte zu sprechen. Ich könnte der Errichtung des Denkmales auf das Grab eines Freundes im Leben und eines Nachbarn im Grabe in keiner feierlicheren und tiefer gerührten Stimmung beiwohnen, als an dem morgigen Tage, dem Geburtstage meiner seligen Gattin, an dem ich jährlich ihr Grab, das, so Gott will! auch das meine sein wird, trauernd besuche.

Nur die Abweſenheit von Wien konnte mein Nichterſcheinen bei dem Begräbniſſe des Freundes und Nachbarn entſchuldigen, und ich wäre froh geweſen, jene Abweſenheit durch die morgige Anweſenheit gutmachen zu können.

Blumenkränze, Reden, Gedichte und Geſänge, womit die Errichtung des Denkmals morgen gefeiert werden wird, ſind nur ein ſchwaches Sinnbild des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatroſe durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blüht und überall, wo deutſche Zunge ſpricht, von den Karpathen bis an die Felſen Labradors wiederhallt.

Eine Gedächtnißrede an dem Grabe zu halten, wie die Zeitungen irrig berichteten, würde mir ſchon die Inſchrift, womit ich dieſen Brief ſiegle, und welche ſich der zweite Chalife Omer gewählt hatte, verwehrt haben:

„Als Redner genügt der Tod.“

Ich verharre mit der vollkommenſten Hochachtung, Geehrteſter Herr Hofbuchhalter, Ihr ergebener Diener Hammer-Purgſtall.

Es war beim Empfange dieſes Briefes ſchon zu ſpät, um die in allen Zeitungen bereits für den 22. angekündigte Feier noch abſagen und bis zur Geneſung des edlen und berühmten Freiherrn verſchieben zu können. Dieſelbe fand alſo richtig Dienſtag den 22. Juli 1851, Abends um 6 Uhr ſtatt. Es war ein zwar ſchöner, aber äußerſt ſchwüler Tag mit höchſt träger, unſchwingſamer Luft, und dazu auch noch das Gedränge um das Grab herum ſehr groß. Die vier trefflichen Sänger vermochten nur mit Anſtrengung zu ſingen. Hierauf erwähnte ich mit einigen Worten der leidigen Verhinderung Hammers, deſſen Anblick allein ſchon eine große Zier der Feſtlichkeit geweſen ſeyn würde, las den obigen Brief deſſelben vor und begann ſodann mein eigenes Gedicht auswendig vorzutragen.

Als ich den Vortrag meines Gedichtes beendigt, legten Lenau's Schweſtern und Nichten reiche Kränze nieder auf ſein Grab, ſo daß dieſes, wie im vorigen Jahre ſein Sarg, vor Blumen kaum zu ſehen war, worauf ſchöner, wehmüthiger Geſang die anſpruchloſe Feier ſchloß. Da drängte ſich ein Fräulein, das, wie ich mich ſpäter überzeugte, ſehr artige Klinggedichte zu ſchreiben verſteht, und gleichwie viele Andere eine warme

Verehrerin Lenau's iſt, aus dem dichten Kreiſe hervor und bat mich nur um ein einziges Blatt aus den Kränzen auf des gefeierten Dichters Grab, als Andenken an dieſen Tag. Ich bückte mich und pflückte von einem aus Roſen und Lorbeeren gewundenen Kranze keine ſchnellvergängliche Roſe, ſondern ein dauerhaftes Blatt des Ruhmes, aber ſiehe, das ſpröde Blatt bekam dabei am Stiele einen kleinen Bruch, und dieß ſo verletzte Blatt, als ich es in der Hand hielt, zweifelhaft, ob ich nicht ein anderes dafür pflücken ſollte, gemahnte mich plötzlich durch Geſtalt und Bruch an ein Herz, an ſein gebrochenes Herz, und ich bot es raſch der Erwartenden dar:

„Nimm hin ſein Herz, durch Leid zerriſſen kühn,
Im lecken Blatt!“ —

Und einmal im Spenden, lud ich die Verſammlung alsbald ein, ſich in die Kränze zu theilen, was denn auch allerſeits in ſchöner Beeiferung geſchah. Es war, als ob der geliebte Dichter aus dem Grabe heraus ihnen Allen ſtatt Gedichte, deren er keine mehr beſaß, Blumen reichte.

Geſchichtlich iſt zu bemerken, daß ein unglücklicher Ausdruck bei Beſprechung dieſer Feierlichkeit in einem Wiener Blatte ſowohl dem wirklichen als wie dem anfangs vermeinten Referenten gefährlich zu werden drohte. Jener aber, ein noch ſehr junger Mann, ſoll ſich der Gefahr entzogen haben, und dieſer, ein ſehr geachteter und in dieſen Blättern oft genannter Dichter, wußte ſie glücklich allmälig zu beſchwichtigen.

Hiemit iſt das Leben Lenau's geſchloſſen. Es ließe ſich dieſes recht leicht anſchaulich ſinnbildlich darſtellen und in nur vier Worte zuſammendrängen, nach ſeinem eigenen Vorgange; denn er bediente ſich gern eines kleinen Inſiegels, welches ein von ſtürmgepeitſchten Meereswogen umhergeſchleudertes Schiff zeigte, mit der Ueberſchrift: „Telle est ma vie!“ („So iſt mein Leben!“)

Lenau's innigſte Freundin, welcher er ſich am tiefſten aufſchloß, weil auch ſie ihn am beſten von Allen verſtand, wie er ſelbſt ſang:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es beſprochen und beſchrieben,
Hat Niemand mich wie du verſtanden.

Des Herzens Klagen, ſüß und innig,
Die liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und ſinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen."

(„Zueignung.")

dieſe genaueſte Kennerin Lenau's hat ich — im tröſtlichen Glauben: „Ende gut, Alles gut!" — zum würdigſten Schluſſe der Schilderung ſeines Lebens um einen kurzen Ueberblick ſeines dichteriſchen Ganges. Sie willfahrte gütig in Nachſtehendem:

„Kein frömmelndes Kreuz," ſagt ein Artikel der oſtdeutſchen Poſt, der die Einweihung von Lenau's Denkmal ſchildert, „nur der Name Lenau prangt am Monument."

Der Name Lenau! Hätte nicht gerade zu dieſem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der dieſen Namen trug, hat das Kreuz getragen und hat das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geſchwungen, das die Erſcheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfaſſes trugen ſeine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen ſüßen Kinderzeit, und daran muß der Menſch ſein Lebenlang zurückdenken mit wehmüthiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle ſeiner wachſenden Kraft, im Uebermuth des erſten Wiſſens, der Glaube entbehrlich ſchien; wenn der gereifte Mann durch die Feindſeligkeit ſeines Schickſals zum Kampfe gereizt, „mit den höchſten Mächten begann zu hadern und zu rechten," konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterſeele aus der Wüſte des Zweifels in das Paradies des Glaubens zurückzuführen, das ſie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte wie ihre Kinderzeit.

Sagt doch Fauſt ſelbſt in der Stunde der Verſuchung: „Den Herrn nicht lieben wäre ſchwer," und — tief verſchieden von allen andern ſeines Namens — ſtrebt er durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, ja in der klaffenden Todeswunde des Feindes ſucht er Anfang und Ende alles Seyns, ſucht er den Herrn.

Als kaum Fauſt ſein letztes Wort geſprochen, trat der geringfügige

Umſtand ein, der Lenau zum Kinderglauben heimzukehren bewog für einige Zeit. Ein ſtümperhaftes Gedicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund ſeiner unſeligen Verſtimmung und den Wunſch, ihn zu heilen, ausſprach, fiel ihm in die Hände. Dieſem Lied," ſchrieb er nachmals, „verdank' ich meinen Savonarola."

Die Geſchichte des reformatoriſchen Märtyrers war ein würdiger Rahmen für des Dichters neuerwachte Liebe zu einem perſönlichen Gott, und in die Weihnachtspredigt legte er ſein Glaubensbekenntniß:

„Es kehrt zu ſeinem Heiligthume
Das ſturmverſchlagne Herz — und glaubt;
Es richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr mildes Haupt."

Das war vielleicht die glücklichſte Zeit des Dichters. Es war ſeine Weihnachtszeit. „Der Zauber, das Schöne, Unerſetzliche, Alleinbeſeligende der Perſönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität iſt mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, iſt Religion."

Selten wurde ſeine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit geſtört. Die ſchlimmen Tage in Heidelberg, Tage, die keinen Vertrauten hatten, ſtanden als ein Schreckbild, das ſeine geſpenſtiſchen Arme noch zuweilen verlangend nach ihm ausſtreckte, vor ihm. Er ſchrieb: „Dieſe zerſtörende Heftigkeit meiner Seele iſt ein manchmaliger Rückfall in böſe alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufſchrei meiner heidniſchen Zeit. Zuweilen naht ſich meinem friedlichen Hauſe ein wildes Thier aus jener Wüſte, in welcher ich mich einſt herumgetrieben, und ſchreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott."

Doch die Ruhe in Gott iſt keinem Sterblichen dauernd gegönnt; von außen und innen häufte ſich Stoff zum Unmuth. Bald mußte Lenau den Herrn, der mit ihm als göttlicher Freund durch die Fluren gewandelt, an deſſen Bruſt er, ein beglückter Jüngling, gelegen, als Retter anrufen: „Ich habe in früherer Zeit an der Unſterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth, mich an dieſen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung

hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll."

Diese ferne Vergeltung konnte die Bitterkeit des Augenblicks nicht mildern, und der Dichter trug sein Geschick immer ungeduldiger.

„Ich habe wieder eine Anwandlung jenes starren, in sich hineinbrütenden Trotzes, der mich meinem Geschick gegenüber manchmal zu steif und hart auf meine eigenen Beine stellt. Mein Unglück ist entschieden und folgerecht, das habe ich längst gemerkt. Meine verlornen Summen werden mit jeder Stunde größer und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Maße meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiß."

Und so begann der Kampf aufs neue. „Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!" das war die Losung zu den Albigenserschlachten. Seinen Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Luft zu machen, in Bildern und Worten, deren wilde Kühnheit in dem Stoffe selbst ihre Rechtfertigung fände, wählte er jene blutigen Kämpfe zum Gegenstand seiner Lieder. In einzelnen Gesängen, fast ohne leitenden Faden, ließ er sein gepreßtes Herz überströmen, und die Albigenser sind eher eine Reihe lyrischer Gedichte als ein Epos, mehr ein Ausdruck seiner Empfindungen als seiner Gesinnung zu nennen.

Aber auch auf den Wogen empörter Leidenschaft wandelt der milde Christus Savonarola's und reicht dem Dichter im schwanken Nachen die Hand.

Den Traum im „Nachtgesang" hat Lenau wirklich geträumt, und die süße Stimme, die ihm „Guten Abend, Freund, und gute Reise!" sagte, war ihm die Stimme eines Himmlischen.

„Weltbefreien kann die Liebe nur"

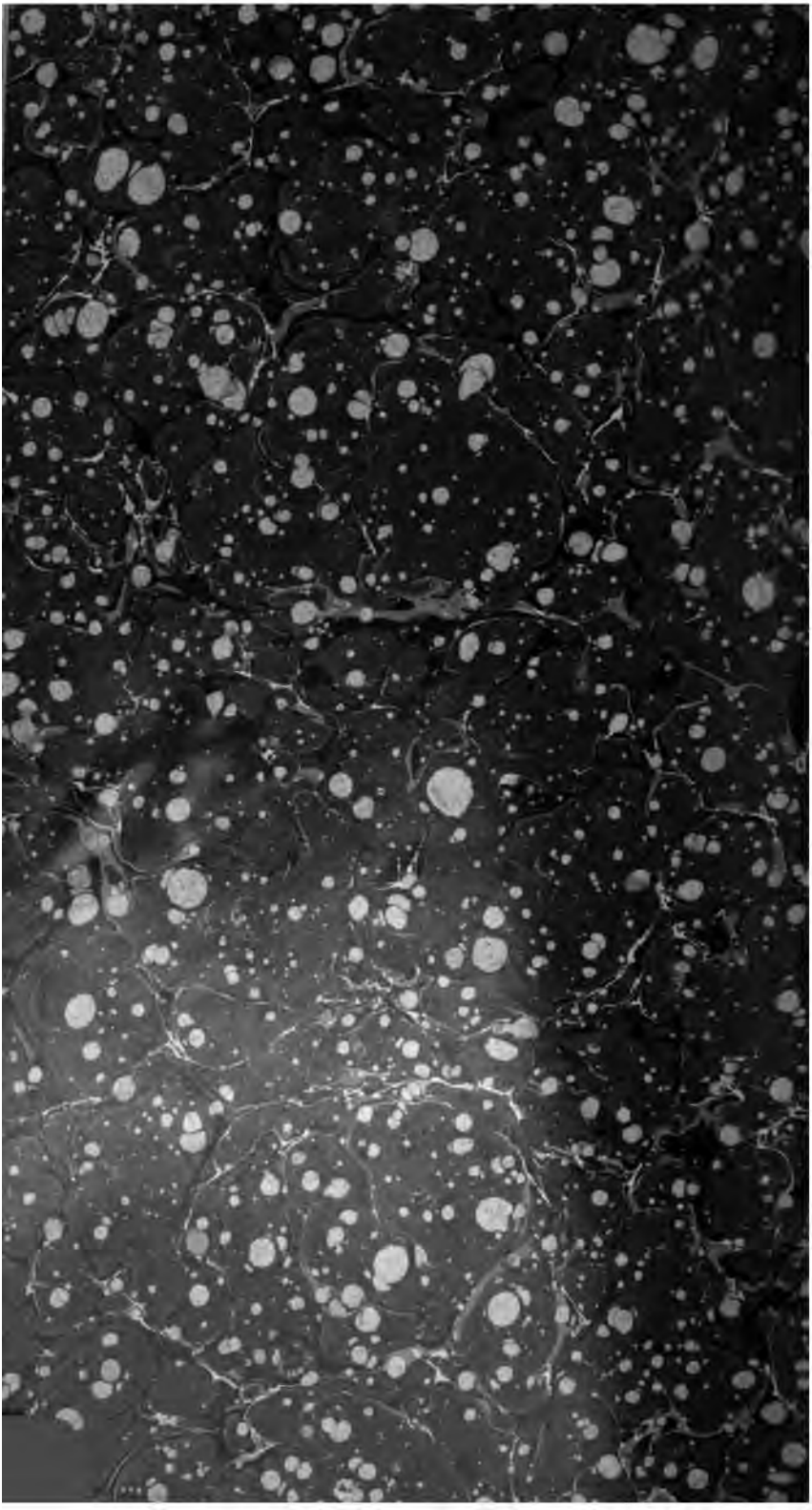
sagt die süße Stimme, und die Albigenser haben vielleicht nur gekämpft, um das zu beweisen.

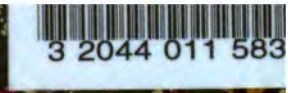
Im Don Juan ruht der müde Dichter aus von philosophischer und kirchlicher Polemik. Er wirft sich wieder der Natur in die Arme, wovon die „Waldlieder" das lieblichste Zeugniß geben. Wie Merlin hört er im Walde „Stimmen, die den Andern schweigen;" hört „unter der Vögel

Bruſtgefieder träumen ihre künft'gen Lieder," und „im Kelch der feinſten Mooſe tönt das ewige Gedicht." Wenn er auch im erſten Waldliede gleichſam Abſchied nimmt von dem höchſten Bild der Erde, „um heimzukehren in ſeine Schatten," ſo ſagt er ja eben damit, daß er dieſes höchſte Bild ſchon mitgenommen in ſeine Schatten, und tief verſunken in die Zauber der Schöpfung „lauſcht die Seele, daß Gott ſich ihr vermähle."

„Wie könnte ich von göttlichen Dingen reden, wenn ich keine Götter glaubte?" könnte Lenau wie Sokrates ſeine Richter fragen.

Wenn gläubiges Feſthalten an dem Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geſchöpfen, wenn begeiſtertes Streben nach dem Wahren und muthiges Ringen mit dem Falſchen, wenn lieben, leiden und entſagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jeſu ſind — ſo ſetzt auf Lenau's Denkmal ein Kreuz.




3 2044 011 583

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
NOV 0 6 1991
BOOK DUE

WIDENER
DEC - 6 1991
BOOK DUE

WIDENER
CANCELLED
JAN - 9 1992
JAN 1 0 1992
BOOK